Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung

1843

urn:nbn:de:bsz:31-250681

Visual Library

ZB 1110, i. 1843 RH

Sammlungen
der
Haupt- und Residenzstadt
KARLSRUHE.

Geschenk
von
Dr. Erwin Ruchay.

Bd. I. II. III

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

II 7185

Deutsches Familienbuch

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Archiv, Büchereien und Sammlungen
der Stadt Karlsruhe
Getilgt

Erster Band.

Mit 50 Tafeln Abbildungen und vielen Holzschnitten.

Archiv der Haupt- u. Residenzstadt Karlsruhe
Getilgt

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1843.

Slgs. Inv. No. 23895

1956 G 2275

ZB 1110, 1. 1843 RH

Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsches Familienbuch.

Die Familie ist das Heiligthum alles echt menschlichen Lebens. Alles Schöne und Gute geht von der Familie aus, und kehrt in sie zurück.

Wie lieblich ist es, wenn diejenigen, welche die Bande der Natur zusammen hält, durch die Bande des Geistes und der freien Liebe sich immer inniger aneinander schließen.

Alle Glieder der Familie soll das Streben nach gegenseitiger Veredlung, Belehrung und Erheiterung einigen. Eines soll das Andere stützen, heben und tragen auf seinem Lebenswege.

Wohl dem Hause, in dem ein solcher Familiengeist lebt.

Und wenn in traulicher Stube Alle beisammensitzen, wenn man das Nächste und Unmittelbare, die Tagesereignisse u. s. w. besprochen und erzählt hat, wenn dann bisweilen das Gespräch oder die Unterhaltung stockt, wenn, wie man sagt, ein guter Engel durch das Zimmer geht, und es ist, als ob jedes innerlich mit dem anderen spräche, und nur keine Worte dafür fände — dann thut man oft gut, den Blick hinauszuschicken über die engen Grenzen des Familienkreises, die weite Welt mit ihrer reichen und unendlichen Naturpracht und die Geschicke der Menschen zu betrachten.

Dazu soll unser Familienbuch dienen. Lebendige und lebensgetreue Bilder aus allen Gebieten menschlichen Wissens mag es ausbreiten vor dem Familienkreise, und jedes aus demselben, Groß und Klein, etwas Entsprechendes, Neues, oder zum Nachdenken Anregendes darin finden.

Am stillen Heerde, in Mitte der Seinigen, mag hier jeder weite und lehrreiche Ausflüge machen, und wir hoffen, es soll Niemand ohne Bereicherung seines Wissens und Denkens davon zurückkehren.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

KAISER FRIEDRICH I. BARBAROSSA.

I. Bd. 1.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Kaiser Friedrich I. Barbarossa.

(Tafel 1.)

Ich sag Euch von dem Helden, wie schön und groß der ward,
Sein Leib vor allen Schanden war viel wohl bewahrt;
Stark, hehr und weitberühmt ward bald der kühne Mann;
Hei, was er großer Ehren auf dieser Welt gewann!

Herr Friedrich war geheißen derselbe Degen gut,
Heimsucht er viele Völker durch ritterlichen Muth;
Durch seine Kraft gewann er den Kampf in manchem Land;
Hei, was für kühne Recken in seinem Reich er fand!

Nach dem Nibelungenliede.

Mehr als sechs Jahrhunderte sind seit Kaiser Friedrich Rothbarts Tode verflossen, und noch immer lebt sein Andenken im deutschen Volke ungeschwächt fort. Es betrachtet ihn als seinen Hort, und als solcher ist er ihm zu allen Zeiten theuer gewesen. Täglich hören wir ihn sehnsüchtig heraufbeschwören als Symbol deutscher Macht und Kraft, und mit Recht haben Sage und Geschichte diesen gewaltigen Mann verherrlicht. Sein Leben war so reich an großen und tief in die Geschichte seiner Zeit eingreifenden Ereignissen, an Wechselfällen mannigfacher Art, und stattlichen Heerzügen; sein Character und seine Persönlichkeit waren so hervorragend, es knüpfen sich an seine Regierung für mehr als ein Land so denkwürdige Erinnerungen, daß sein und seiner Tage Andenken nicht so bald aus dem Gedächtnisse der Menschen schwinden konnte. Länger als dreißig Jahre hat dieser Kaiser, den die Wälschen seines röthlichen Bartes halber Barbarossa nannten, mit Kraft über Deutschland gewaltet, und in Italien Kriege geführt; durch ihn ist der Ruhm des deutschen Namens weithin verherrlicht worden; er war der mächtigste Herrscher, den die Christenheit damals kannte, und selbst die Bekenner des Islam haben sein Schwert gefürchtet und seinen glänzenden Eigenschaften die Anerkennung nicht versagt. Seit Karl dem Großen hatte kein Mann auf Deutschlands Throne gesessen, der im Innern wie nach Aussen eine solche Fülle von Kraft entfaltete, und weder Otto der Erste, noch Heinrich der Dritte können in dieser Hinsicht ihm, dem großen Hohenstaufen, gleichgestellt werden.

Friedrich von Schwaben hatte schon in früher Jugend in einheimischen Fehden Beweise von dem ihm innewohnenden Muthe, von großer Umsicht und jener stürmischen Tapferkeit abgelegt, die er noch als Greis zeigte. Auch mit hervorragenden Geistesgaben war er von der Natur reichlich ausgestattet worden, und darum fand die auf ihn fallende Wahl der zu Frankfurt im März des Jahres 1152 versammelten deutschen Fürsten, welche nach Konrad des Dritten Tode einen König zu erkiesen hatten, allgemeinen Beifall im Lande. Bald zeigte sich auch, daß der neue Herrscher seine Würde mit Kraft und Nachdruck zu handhaben, und sowohl im Innern als nach Aussen das kaiserliche Ansehen geltend zu machen fest entschlossen war. Auf dem Reichstage zu Merseburg, welchen er, bald nach seiner Krönung zu Aachen, noch im Frühlinge desselben Jahres hielt, setzte er dem dänischen Fürsten Knut die Krone aufs Haupt und empfing den Lehenseid. Sodann durchzog er Deutschland, um überall die Würde der Krone geltend zu machen, Streitigkeiten zu schlichten und die Verhältnisse der einzelnen Gegenden durch eigene Anschauung genauer kennen zu lernen. Sein Hauptaugenmerk aber war zunächst darauf gerichtet, das seit Heinrichs des Dritten Tode in Abnahme und Verfall gerathene kaiserliche Ansehen bei den Bischofswahlen wieder geltend zu machen, sodann den weltlichen Fürsten, welche die Reichsgesetze übertraten und den Frieden störten, zu bethätigen, daß sie dieses fortan nicht ungestraft thun dürften. Davon gab der Kaiser schon im Jahre 1156

einen auffallenden Beweis. Die Aermeren und Schwächeren im Reiche waren seither häufig von den Mächtigeren unterdrückt, oder doch wenigstens vielfach belästigt worden, und hatten, da des Kaisers Hülfe für unsicher gehalten wurde, nicht selten vorgezogen, die ihnen drohenden Gefahren um eine Summe Geldes oder gegen Uebernahme gewisser Pflichten und Leistungen abzuwenden. Solche Ungebühr wollte Friedrich nicht länger dulden; der Kaiser sollte wieder ein Schirmer des Rechts und ein Retter aller Bedrängten sein, und darum schritt er auf eine unnachsichtliche, strenge und durchgreifende Weise, ohne Ansehen der Person und des Standes, überall ein, wo es galt, verübte Unbilden zu strafen. Davon gab er auf dem Reichstage zu Worms in den ersten Tagen des Jahres 1156 ein Beispiel, welches in ganz Deutschland laut gepriesen wurde, und das Vertrauen zu dem Kaiser in hohem Grade stärkte. Zwei Reichsfürsten, der Erzbischof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf Hermann von Stahleck, waren über das Bisthum Worms in eine Fehde gerathen, und hatten dieselbe auch dann noch fortgesetzt, als der Kaiser ihnen Ruhe und Frieden geboten. Da derselbe zu jener Zeit in Italien abwesend war, so hatten sie seine Befehle unbeachtet gelassen und, ohne Strafe wegen dieser Mißachtung des kaiserlichen Ansehens zu besorgen, das Land am Mittelrhein entsetzlich verwüstet. Als nun Friedrich heimgekehrt war, und beide Fürsten seinen Zorn fürchteten, stellten sie die Fehde ein, und zeigten sich, was sie von Anfang hätten thun sollen, geneigt, vor ihm ihre Ansprüche auf rechtlichem und friedlichem Wege zu erweisen. Aber Friedrich erklärte, daß es zunächst darauf ankomme, das von beiden mißachtete Ansehen des Reichs und der kaiserlichen Würde, welchen sie durch Ungehorsam Hohn gesprochen, wieder herzustellen, und daß ihr Trotz eine schwere Strafe erheische. Die beiden Friedensstörer und alle mit ihnen verbündeten Ritter wurden von den auf dem Reichstage zu Worms versammelten Fürsten zu der schimpflichen Strafe des Hundetragens verurtheilt, und Friedrich ließ dieses Urtheil auch sogleich vollziehen. Zwar der Erzbischof fand seines Alters und des, obwohl von ihm entwürdigten, geistlichen Standes wegen Gnade, aber Pfalzgraf Hermann mußte wirklich vor dem zahlreich zusammengeströmten Volke einen Hund eine Meile weit tragen; — eine Strafe, welche den sonst kräftigen Mann dermaßen niederbeugte, daß er in ein Kloster ging, und bald nachher vor Gram und Kummer starb. Dann schritt der Kaiser gegen die Raubritter ein, welche namentlich in den Rheingegenden zu einer Landplage geworden waren. Kein Güterzug auf den Heerstraßen, kein mit Waaren beladenes Fahrzeug war vor ihnen sicher. Dabei lagen sie mit einander in ununterbrochener Fehde, wobei Städte und Dörfer entsetzlich litten. Friedrich steuerte solchem Unfuge, ließ mehrere dieser vom Stegreif lebenden Ritter hinrichten, brach viele Burgen nieder, gewährte den Kaufleuten wirksamen Schutz und entlastete den Handel von einer großen Anzahl drückender Zölle. Ueberhaupt entfaltete er nach allen Seiten hin eine ungemeine Thätigkeit; unablässig durchzog er das weite Reich, um, wo es nöthig wäre, selbst zu richten und zu schlichten, und bewährte überall die strengste Unparteilichkeit. Wir finden ihn bald in Goslar und dann wieder im Elsaß, an der Elbe und an der Donau, in Schwaben und in Franken, kurz kein Landestheil entbehrte seiner Gegenwart. Nie waren die Reichs- und Fürstentage so zahlreich besucht gewesen, als zu seiner Zeit; sein Name wurde schon in den ersten Jahren, nachdem er den deutschen Thron bestiegen, in ganz Europa berühmt, und auf dem Reichstage zu Würzburg im September 1157 waren, ausser einer großen Anzahl deutscher Fürsten, weltlichen und geistlichen Standes aus allen Marken des Vaterlandes, auch Gesandte aus Italien und Burgund, Spanien und Griechenland, England und Frankreich anwesend. Bald nachher unterwarfen sich zu Bisanz (Besançon) alle burgundischen Großen dem Kaiser, welcher sich mit Beatrix, der Erbin der großen Freigrafschaft Burgund, vermählt hatte. Es huldigten ihm auch die Erzbischöfe und Bischöfe von Lyon und Vienne, Valence, Avignon und Arles; denn Friedrichs Macht und Einfluß erstreckten sich auch wieder über das lange von den früheren Kaisern vernachlässigte Reich Arelat und die Provence. König Heinrich der Zweite von England sandte ihm kostbare Geschenke, und sagte in dem Briefe, mit welchem er seine Gaben begleitete, unter Anderem: „England und was sonst noch unserer Herrschaft gehört, bieten wir Euch dar, und vertrauen es Eurer Gewalt an, damit Alles nach Euerem Winke eingerichtet werde und in Jeglichem der Wille eueres Reiches geschehe. Es sei also zwischen unseren Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß Euch, als dem Größeren, der Befehl verbleibe, wogegen uns der Wille zum Gehorsam nie fehlen wird."

Den für die Ruhe Deutschlands so nachtheiligen Streit über den Besitz von Baiern hatte Friedrich schon früher auf eine Weise beendigt, welche ihm allgemeinen Dank erwarb. Vom Kaiser war dieses Herzogthum Heinrich dem Löwen zugesprochen, aber der im Besitz desselben befindliche Jasomirgott wollte es nicht herausgeben. Nach langen Unterhandlungen gelang es dem Kaiser endlich 1156 auf dem Reichstage zu Regensburg, Hein-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

rich Jasomirgott, den Babenberger, zum Rücktritt und zum Verzicht auf Baiern zu vermögen. Dafür verwandelte derselbe die bisherige Markgrafschaft Oesterreich in ein von Baiern unabhängiges Herzogthum, welches auch das Land ob der Enns bis Passau in sich begriff, und dem nachgiebigen Fürsten, mit großen Privilegien, wie sie damals kein anderer Reichsstand hatte, zu Lehen ertheilt wurde. Die Erblichkeit sollte sich im Hause der Babenberger auch auf die weibliche Linie erstrecken; der Herzog sollte nur auf den vom Kaiser selbst berufenen Versammlungen zu erscheinen verbunden sein; er sollte, als des Reiches Schild, dem Kaiser immer zur rechten Seite sitzen. Wien wurde Hauptstadt des neuen Herzogthums; Heinrich der Löwe, der Gründer der nachher so berühmten Stadt München, erhielt Baiern, und damit den Beweis, daß der Kaiser von kleinlichem Neide weit entfernt, der Vergrößerung des welfischen Hauses nicht entgegen war, daß er sich mit demselben zu befreunden wünschte und auch nicht mißgünstig des Löwen große Eigenschaften betrachtete.

Dem Kaiser war es Ernst mit der Versöhnung zwischen Welfen und Waiblingern; daß später die mühsam zugeheilte Wunde wieder aufbrach, das lag vorzüglich im Drange und in der Verwickelung der Umstände, war aber zunächst Heinrichs Schuld.

Auf dem Würzburger Reichstage suchte der unglückliche Herzog von Polen, Wladislaw, beim Kaiser Hülfe gegen seine Brüder, welche ihn vertrieben hatten. Friedrich nahm sich des Bedrängten an. Er wollte zugleich die Oberherrschaft des deutschen Reiches über Polen wieder feststellen, zog daher 1157 mit Heeresmacht über die Oder und drang bis in die Nähe von Posen vor. Der erschreckte Boleslaw, gegen welchen der Zug gerichtet war, suchte Frieden; er mußte versprechen, in bloßen Füßen, das entblößte Schwert am Halse hängend, vor dem Kaiser zu erscheinen, und diesen fußfällig um Verzeihung zu bitten. Er sollte auch den Lehenseid leisten, schwören, daß er seinen Bruder nicht dem römischen Reiche zum Schimpf vertrieben habe, daß er auf dem nächsten Reichstage zu Magdeburg erscheinen, dreitausend Reisige zum nächsten italienischen Zuge stellen und beträchtliche Geldsummen erlegen wolle. Im folgenden Jahre suchte dann König Waldemar von Dänemark um Bestätigung der auf ihn gefallenen Wahl und des Kaisers Belehnung nach; Stephan von Ungarn bat um Hülfe gegen seinen Bruder Geisa, und Herzog Wladislaw von Böhmen empfing aus Friedrichs Händen die Königskrone. Auch aus Apulien waren Vertriebene erschienen, und hatten um Schutz gegen den tyrannischen König Roger nachgesucht.

Während Friedrich auf solche Weise segensreich in Deutschland waltete und den Ruhm unseres Volkes und der deutschen Krone nach aussen mit strahlendem Glanze umgab, dachte er auch darauf, die Rechte des Reiches in Italien wieder geltend zu machen. Die Hoheitsrechte unserer Könige über dieses Land ließen sich geschichtlich nachweisen, dieselben waren aber von den früheren Kaisern nur selten mit Nachdruck geltend gemacht worden, und viele Städte, namentlich in Lombardien, hatten diesen Umstand benutzt, um sich Regalien anzumaßen, die offenbar nicht ihnen, sondern dem deutschen Kaiser nachweislich zustanden. Friedrich war kein Feind der städtischen Freiheit und Entwickelung, und wie er so oft bethätigte, ganz bestimmt weit entfernt, dieselbe zu unterdrücken. Aber er wollte Ruhe und Ordnung in seinem Reiche, und wie er in Deutschland die Raubschlösser brach und die Stegreifritter mit dem Tode bestrafte, so mochte er auch in Italien nicht dulden, daß die stärkeren Städte auf die schwächeren Gemeinwesen drückten und dieselben ihrer Rechte beraubten. Es hat sich in dem langen, blutigen Kampfe, welchen er mit den lombardischen Städten führte, nicht darum gehandelt, in diesen Städten die innere Freiheit zu untergraben oder auch nur dieselbe wesentlich zu verkürzen, sondern einfach um Wahrung und Geltendmachung althergebrachter und wohlbegründeter Rechte des deutschen Reiches. Die ghibellinisch gesinnten, das heißt dem Kaiser und Reiche getreuen, Städte erfreueten sich eines nicht geringern Maaßes bürgerlicher Freiheit als die guelfischen. Aber diese letzteren waren den Kaisern bei ihren Römerfahrten stets hemmend in den Weg getreten, ja hatten sich schnöden Hohns gegen dieselben erfrecht. Nach den Begriffen jener Zeit aber hing die Macht des deutschen Reiches wesentlich mit von dem Ansehen ab, welches die Kaiser in Italien ausübten.

Als Friedrich eben Vorbereitungen traf, nach Italien zu ziehen, um in Rom die Kaiserkrone zu erwerben, waren 1153 auf dem Reichstage zu Constanz zwei Bürger der lombardischen Stadt Lodi, Kreuze in den Händen haltend, erschienen, hatten weinend des Kaisers Knie umklammert und um Gerechtigkeit und Schutz gegen das übermüthige Mailand gebeten. Einer dieser Männer, Albernardo Alamano, welcher der deutschen Sprache mächtig war, rief: „Wir armen Bürger aus Lodi klagen vor Gott, vor Euch und Euerm ganzen Hofe, über die Mailänder, weil sie uns und unsere Mitbürger vertrieben, Weiber und Männer ausgeplündert, viele getödtet und unsere Stadt gänzlich zerstört haben. Sie hindern uns, wieder beisammen zu wohnen,

zwingen uns, vereinzelt zu hausen. Seit zwei und vierzig Jahren dulden wir ihr drückendes Joch; in sechs Zwingburgen vertheilt, müssen wir den habsüchtigen Herren fröhnen, Kerker, Folter und alle Schmach leiden." Alamano begründete diese Klagen ausführlicher und erzählte weiter, daß Jene einem lodesanischen Marktflecken die Marktgerechtigkeit entzogen, und damit die letzte Quelle einer ohnehin nothdürftigen Ernährung erschöpft hätten. Sie baten den König flehentlich, sich bei den Mailändern um Wiederherstellung jener Marktfreiheit zu verwenden. Darauf schickte Friedrich den Ritter Schwickert von Aspremont mit einem Schreiben an die Mailänder, um die Fürbitte zu unterstützen; aber so geknechtet waren die Lodesaner, daß sie erschrakken, als der heimkehrende Alamano die Kunde mitbrachte, der Kaiser wolle sich für sie verwenden; sie befürchteten, von ihren rachsüchtigen und grausamen Gegnern getödtet, oder mindestens doch vertrieben zu werden. Ja sie fleheten, Schwickert möge das kaiserliche Schreiben in Mailand gar nicht abgeben, sondern in Lodi bis zu einer geeigneten Zeit zurücklassen. Aber der königliche Bote entledigte sich seines Auftrags und übergab den Brief. Die mailändische Bürgerversammlung gerieth über das nur Gewähr billiger Forderungen und Versöhnung bezweckende Verlangen des Kaisers in eine wilde Wuth; das königliche Schreiben wurde von den Rathsmeistern zerrissen, das Siegel mit Füßen getreten, Friedrichs Bildniß verhöhnt, und dem Boten selbst drohete Lebensgefahr. Ueber diese Beleidigung gerieth der Kaiser in bittern Zorn; er beschloß, die ihm angethane Schmach zu rächen. Das war zunächst der Anfang der italienischen Kriege.

Im Oktober des Jahres 1154 versammelte der Kaiser sein Heer auf dem Lechfelde bei Augsburg, und zog über Verona nach der ronkalischen Ebene bei Piacenza, wo er, altem Herkommen gemäß, den königlichen Schild an einem hohen Pfahle befestigen und durch einen Herold die höheren Lehensträger auffordern ließ, in der nächsten Nacht beim Könige Wacht zu halten.

Es kam nun darauf an, die Rechte näher zu bestimmen, welche dem deutschen König in Italien zuständen, von denen manche unbestimmt waren. Unbestritten war übrigens, daß der König unmittelbare Lehen vergeben, Lehensträger versammeln, auf Reichstagen allgemeine Gesetze geben konnte, versteht sich nur mit Zustimmung der Versammlung, Richter und Notare ernennen, und die Verpflegung seiner Heere verlangen konnte. Das alles beweist deutlich, daß dem Kaiser die Hoheit zustand. Diese Rechte waren aber theilweise in Vergessenheit gerathen oder von den deutschen Königen nicht mehr geltend gemacht worden, weil seit Heinrich dem Vierten keiner derselben ein dauerndes Augenmerk auf Italien gerichtet hielt. In dieser Zeit hatten besonders in der Lombardei die Städte sich so mächtig gehoben, daß sie Kraft genug zu haben glaubten, es im Kampfe mit dem Beherrscher Deutschlands wohl aufnehmen zu können. Die einzelnen Städte jedoch, mit denen sich auch die Adeligen verbündet hatten, lagen mit einander in ununterbrochenen Fehden, sie bildeten zwei einander feindlich gegenüberstehende Heereslager, nnd selten hat zu irgend einer andern Zeit die Parteiwuth eine so furchtbare Höhe erreicht, zu solcher Erbitterung und zu so entsetzlichen Grausamkeiten geführt, wie damals in Italien. Mailand stritt gegen Como und Lodi, Parma gegen Reggio, Bologna gegen Imola und Modena, Pavia gegen Tortona, — es war wie ein Kampf Aller gegen Alle, durch welchen sich eine ununterbrochene Kette von List, Treulosigkeit, Verrath und allen schlechten Leidenschaften hindurchzieht, während andrerseits aber auch vielfach ein Bürgersinn sich entfaltete, dem Lob und hoher Preis gebührt. Mit Recht warfen die Deutschen den Lombarden vor: „Ihr übt unter dem Namen der Freiheit bloße Willkür; ihr rühmt Euch, als höher Gebildete unter den Gesetzen zu leben und befolgt doch kein einziges, Ihr redet von Eurer eigenen Unabhängigkeit und trachtet begierig nach der Herrschaft über Andere. Selbst wenn der deutsche König nicht von Rechtswegen Euer oberster Schiedsrichter wäre, so bedürftet Ihr eines solchen, damit der grimmige und zerstörende Haß, mit welchem Ihr Euch selbst zerfleischt, ein Ende nehme. Die deutschen Könige waren immer mild gegen Euch, wo Ihr nicht durch Verweigerung des Gehorsams und selbst der billigsten Anforderungen Härte gestissentlich hervorriefet." Wie gegründet diese Beschuldigungen waren, zeigte sich, als Friedrich mit seinem Heere von der ronkalischen Ebene wieder aufbrach. Die mailändischen Führer leiteten dasselbe in eine verwüstete Gegend, wo es an Lebensmitteln fehlte, und gedachten, es so durch Hunger zu vernichten; doch wollte oder konnte Friedrich jetzt für diese Treulosigkeit keine Rache nehmen, er zog vielmehr gegen das mit Mailand verbündete Tortona, zerstörte dasselbe nach zweimonatlicher Belagerung, und begab sich dann nach Pavia, der alten Hauptstadt Lombardiens, wo der Bischof ihm die eiserne Krone Italiens auf das Haupt setzte.

Von Pavia eilte nun Friedrich nach Rom, wo damals Hadrian der Vierte auf dem päpstlichen Stuhle saß. Derselbe war eben in einen bösen Streit mit den Römern selbst verwickelt, und in große Verlegenheit gerathen, als sie von ihm verlangten, er solle aller weltlichen

Herrschaft in der Stadt entsagen. Ja, er hatte sich genöthigt gesehen, dieselbe flüchtig zu verlassen, Rom dafür mit dem Interdikte bestraft und Arnold von Brescia, einen Schüler Abälards, mit dem Banne belegt. Dieser Mann gehörte zu jenen Reformatoren, welche um Jahrhunderte zu früh oder zu spät kommen, und daher gewöhnlich das Streben, ihre hohen Ideale zu verwirklichen, mit dem Leben büßen. Arnold predigte mit Eifer und Ueberzeugungstreue gegen die Verfälschung der christlichen Lehre, welche er den Geistlichen Schuld gab, gegen die verdorbenen Sitten und mannigfachen Uebergriffe dieser letzteren; er bemühete sich, aus der Schrift zu beweisen, daß kein Geistlicher oder Mönch Eigenthum, kein Bischof Lehen besitzen dürfe, weil irdisches Gut sie zu unnützem Glanze verleite. Die Geistlichen erklärten deshalb seine Lehre für eine ketzerische, und auf Kirchenraub berechnete, und der Pabst wollte ihn um jeden Preis vernichten. Während nun Arnold unter den Römern großen Anhang fand, glaubte er auch dem Kaiser entgegentreten zu müssen, dessen Einfluß er gleichfalls beschränkt wissen wollte, da die ewige Stadt ihre Weltherrschaft nicht durch den Willen eines Einzelnen erlangt habe, sondern durch die Weisheit des Senats und durch die Kühnheit und Festigkeit des Volkes. Die Römer jener Zeit, Zwerge auf den Trümmern einer Riesenwelt, wußten jedoch den kühnen Mann, der sich in seinen Mitteln verrechnet hatte, nicht zu schätzen, denn derselbe Senat, von welchem Arnold Wiederbelebung des Freistaates hoffte, willigte in seine Verbannung; er mußte fliehen, und wurde vom Kaiser dem Papste ausgeliefert, welcher ihn ohne Zeitverlust dem Scheiterhaufen überantwortete.

Der Papst hatte Arnold als Ketzer und als Verbrecher gegen die Kirche verfolgt, und die Auslieferung desselben vom Schirmvogte der Kirche, was der Kaiser in der That war, verlangt. Diese Nachgiebigkeit, welche man später dem Rothbart als großen politischen Fehler, ja als Verbrechen, angerechnet hat, wurde in jener Zeit wohl nicht als ein solches betrachtet, und vielfach ist, um diese uns allerdings in hohem Grade gehässig erscheinende Handlung zu erklären, darauf hingedeutet worden, daß Arnold dem Kaiser als ein Mann von geringer Bedeutung erschienen sei, als einer jener meuterischen Italiener, wie sie damals auf Seiten beider Parteien so häufig waren. Schwerlich hat er die Wichtigkeit, welche dieser kühne Redner für ihn hätte erlangen können, zu würdigen gewußt. Wenn es ihm aber vergönnt gewesen wäre, einen Blick in die Zukunft zu thun, und voraus zu wissen, in welche Verwickelungen er mit den Päpsten wegen der von ihnen erhobenen Ansprüche gerathen würde, dann hätte er zuverlässig einen Schritt unterlassen, der ihm immerhin zum Vorwurf gereicht und einen tiefen Schatten auf seinen sonst so hell strahlenden Ruhm wirft.

Der Papst belohnte auch jene Willfährigkeit keineswegs mit Freundlichkeit. Als er in das kaiserliche Lager kam, war ihm der Kaiser entgegen gegangen, hatte dem vom Rosse Steigenden den Bügel gehalten, und ihn an der Hand ins Zelt geführt. Der Papst behauptete nun, dadurch entehrt zu sein, daß Friedrich den linken statt des rechten Steigbügels gehalten habe! Der Kaiser erwiederte, daß allein Mangel an genauer Kenntniß jenes Brauches dieses Versehen herbeigeführt habe; er sei des Bügelhaltens nicht gewohnt. Auch dieses genügte dem Papste nicht; ohne Friedenskuß verließ er das Lager, und dieses geringfügigen Umstandes halber wäre beinahe schon jetzt Spaltung zwischen Kirche und Reich entstanden. Friedrich bemeisterte indeß seinen gerechten Zorn; er hielt dem Papste den rechten Steigbügel, aber erst nachdem die zu Rath versammelten deutschen Fürsten nachgewiesen, daß auch Kaiser Lothar dem Papste Innocenz ein Gleiches gethan, und andere seiner Vorfahren „aus Ehrerbietung gegen die Apostel Petrus und Paulus" es gleichfalls so gehalten.

Kaum war dieser Zwist beigelegt, so gerieth Friedrich in ein Zerwürfniß mit den Römern, welche ihn durch Uebermuth erbitterten. In dem unfruchtbaren Andenken an Roms vorige, längst dahin geschwundene, Größe sich gefallend, und ihre Stellung einem deutschen Könige gegenüber völlig verkennend, schickten sie demselben Gesandte entgegen, welche mit schwülstigen Worten ihm andeuteten, daß er zuvor ihre Einwilligung nachzusuchen habe, wenn er gekrönt sein wolle; daß er ferner alte Gewohnheiten und neue Einrichtungen der Stadt anzuerkennen habe, Sicherheit stellen müsse, daß durch Barbarenwuth keines ihrer Rechte verletzt werde, daß er endlich fünftausend Pfund Silber zu erlegen, über alles dieses Urkunden auszustellen und einen Eid zu leisten habe. Alsdann werde ihm das Volk vom Kapitol zujauchzen! Bis dahin hatte der Kaiser diese Reden angehört, als aber die Gesandten weiter fortfahren wollten, unterbrach er sie zornig und rief: „Ich kann mich nicht genug darüber wundern, daß in Euren Reden so gar nichts von der gepriesenen altrömischen Weisheit zu finden ist, daß sie vielmehr angefüllt sind mit dem abgeschmackten Schwulste thörichter Anmaßung. Vergeblich erhebt ihr die ehemalige Würde und Herrlichkeit Roms; denn nur zu wahr sagte schon jener alte Römer, daß aus diesem Staate die Tugend gewichen sei; nicht blos die Herrschaft ist übergegangen auf die Deutschen, son-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

dern auch die Tugenden sind es. Bei uns ist Zucht und Gehorsam, ausharrender Muth, ruhige Ueberlegung, Treue und Redlichkeit, bei Euch nur Ungehorsam und Willkür, Hochmuth und Wankelmuth, unbesonnene Tollkühnheit und leeres Spiel mit Worten und Eiden. Darum regieren Euch deutsche Könige, darum rathschlagen für Euch deutsche Fürsten, darum kämpfen für Euch deutsche Ritter. Ich komme nicht, um von Euch zu empfangen, sondern Euch zu retten von inneren und äusseren Zwisten; ich komme wie ein Starker zu Schwachen, ein Muthiger zu Entnervten. Sind Eure Forderungen ungerecht, so werden keine Worte mich täuschen; sind sie gerecht, so bedarf es keiner belehrenden Weisungen, denn ich schütze den Geringsten, um wie viel mehr also die Hauptstadt meines Reiches. Ihr fordert, daß ich mein Eigenthum erkaufe; bin ich denn etwa Euer Gefangener, daß ich mich mit Geld löse?" In dieser Weise sprach Friedrich noch weiter, zog darauf in Rom ein, ließ sich am 18. Juni 1155 zum Kaiser krönen, und schlug, besonders mit Hülfe Heinrichs des Löwen, die erbitterten Römer, welche ihn überfielen, auf's Haupt.

Der Zweck seines ersten Römerzuges war demnach erfüllt; er hatte auch den widerspenstigen italienischen Städten seine Macht gezeigt, und kehrte daher nach Deutschland zurück, ohne die Anrechte des Reiches auf Unteritalien für jetzt geltend machen zu können. Auf dem Heimzuge züchtigte er Spoleto, das Steuern in falscher Münze bezahlt hatte, und gelangte mit seinem durch Seuchen ziemlich gelichteten Heere wieder nach Deutschland. Hier waren die Züge nach Italien von jeher unbeliebt, weil sie Jeden, der dem Kaiser folgen mußte, auf lange Zeit seinem Heerde entzogen, weil die schlichten, geraden Deutschen ungern mit den boshaften und hinterlistigen Italienern zu schaffen hatten, und gewöhnlich ansteckende Krankheiten im Heere ausbrachen. Deshalb folgten Ritter und Knechte nur ungern dem Kaiser über die Alpen nach Wälschland, und hierin liegt eine Hauptursache, warum Friedrich sich verhindert sah, so nachdrücklich zu Werke zu gehen, als er wünschte. Seine Streitmacht war nie zahlreich, und der Sitte jenes Jahrhunderts gemäß blieben die einzelnen Lehenmannen nur eine fest bestimmte Zeit lang unter der Fahne; nach abgelaufener Frist zogen sie, unbekümmert um den jedesmaligen Stand der Dinge, wieder in die Heimath. Durch die Abwesenheit des Kaisers litt auch Deutschland; den innern Fehden wurden dadurch Vorschub geleistet, und Friedrichs Gegner warfen ihm Selbstsucht und Vernachlässigung der heimischen Angelegenheiten vor, weil er so häufig nach Italien ziehe, dort so lange verweile, und das Reich im Stiche lasse. Dennoch war der Einfluß von Friedrichs Persönlichkeit so hervorragend, daß sein Ansehen in Deutschland ungeschwächt blieb, ja von Jahr zu Jahr wuchs.

Je höher aber des Kaisers Einfluß stieg, um so besorgter wurde der Papst für den seinigen, und arbeitete daher Friedrich auf alle Weise entgegen. In den Normannen Unteritaliens und in den oberitalienischen Städten suchte und fand er Verbündete gegen den Kaiser, mit dem er bald in bittere Zwistigkeiten gerieth. Grund zur Feindschaft war leicht gefunden. Ein schwedischer Erzbischof war auf der Rückreise von Rom in Burgund von einigen Rittern ausgeplündert worden, und diese hatte der Kaiser nicht so schnell bestraft, als der Papst gewünscht. Deshalb schickte er zwei Legaten an Friedrich, als dieser eben zu Besançon Reichstag hielt. In dem salbungsvollen Schreiben, welches sie überreichten, steckte Uebermuth und Zweideutigkeit; dem Kaiser wurde „Nachlässigkeit" vorgeworfen, und unter anderm gesagt: „Es gereut mich nicht, deine Wünsche überall erfüllt zu haben; sondern wenn du, was freilich unmöglich ist, noch größere Wohlthaten (beneficia) aus meiner Hand erhalten hättest, so würde es mich freuen" u. s. w. Die Fürsten waren erbittert über des Papstes Anmaßung; sie glaubten ausserdem, das Wort Beneficium, welches eben so gut Lehen als Wohlthat bedeutet, sei von ihm geflissentlich gebraucht, um anzudeuten, daß der Kaiser die Krone vom Papste zu Lehen empfangen habe. Auf die dem Kardinal Roland deshalb gemachten Vorstellungen erwiederte dieser, der nachher als Alexander der Dritte Papst wurde, höchst übermüthig: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" Da sprang Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, den diese freche Rede aufs Aeusserste empörte, gegen den Kardinal ein, und würde ihm den Schädel zerschmettert haben, wenn er nicht vom Kaiser zurückgehalten worden wäre. Die beiden Legaten aber erhielten die Weisung, unverzüglich und auf geradem Wege nach Rom zurückzukehren. Später erklärte freilich der Papst, er habe mit jenem Worte nur „Wohlthaten" gemeint, aber die Erbitterung war einmal vorhanden, eine Handhabe zum Streite ohnehin längst gefunden, und die Spannung zwischen beiden Theilen so groß, daß der Bogen brechen mußte.

Friedrichs zweiter Zug nach Italien galt übrigens vorzugsweise den widerspenstigen Lombarden. Mailand wurde belagert, und mußte, weil der Hunger in seinen Mauern wüthete, um Gnade flehen. Die Bürger zogen, mit Stricken um den Hals, aus der Stadt, warfen sich dem Kaiser zu Füßen, und gaben ihr Leben in seine Hand. Nachdem der Kaiser auf diese Art

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

seine erbitterte Feindin gedemüthigt und Geiseln von ihr empfangen hatte, zog er wieder auf die ronkalische Ebene, um einen Reichstag zu halten. Hier sollten endlich von vier berühmten Rechtsgelehrten aus Bologna und acht und zwanzig Abgeordneten aus italienischen Städten die Rechte festgestellt werden, auf welche der Kaiser in Italien Anspruch zu machen habe. Diese zwei und dreißig Männer zeigten große Vorliebe für das alte römische Recht. Sie wandten viele Bestimmungen desselben, welche auf die alten Imperatoren freilich gepaßt, nun auf die deutschen Kaiser an, und sprachen den letzteren ausgedehnte Befugnisse zu, — mehr als sich nach damaligen Zeitbegriffen mit der Freiheit vereinbaren ließ; so zum Beispiel erklärten sie, daß der Kaiser die städtischen Obrigkeiten zu ernennen berechtigt sei. Die Städte beschworen, wiewohl ungern, was auf dem Reichstage verabschiedet worden war.

Aber bald überzeugten sie sich, wie groß der Fehler gewesen, welchen ihre Bevollmächtigen sich hatten zu Schulden kommen lassen, und der Papst war es, der ihren Unmuth darüber in aller Weise noch steigerte. Traten die Beschlüsse von Ronkalia wirklich in ihrem ganzen Umfange in Kraft, so war des Kaisers Macht in Italien für immer gesichert. Hadrian protestirte auch gegen die Verleihung der mathildischen Erbschaft an Welf den Sechsten von Altorf, wozu, seiner Behauptung nach, Friedrich nicht berechtigt war. Es kam darüber zwischen Papst und Kaiser zu einem Briefwechsel, dessen Sprache immer bitterer wurde, und Hadrian ging so weit, in einem Erlasse an die deutschen Bischöfe Friedrich einen Fuchs zu nennen, einen Rebellen gegen Gott, und wahren Heiden! Und doch handelte es sich in diesem Streite nur um sehr irdische Dinge. Inzwischen hatten die über ihre Demüthigung erbitterten Mailänder andere Städte gegen die Deutschen aufgereizt, namentlich Crema, das von Friedrich sieben Monate lang eine Belagerung aushielt, die überreich an den gräßlichsten Vorfällen ist und wohl am deutlichsten zeigt, welche furchtbare Höhe der Haß damals erreicht hatte. Auf beiden Seiten wurde mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen Fangball gespielt, Deutsche wurden von den Cremensern auf der Mauer in einzelne Stücke zerrissen; dafür ließ Friedrich Geiseln aufknüpfen, und Cremenser an den gegen die Stadt gerichteten Kriegswerkzeugen festbinden, damit sie von ihren eigenen Mitbürgern erschossen würden. Hingegen ermordeten jene alle in ihrer Gewalt befindlichen Gefangene, und zogen dem Ritter Bertold von Urach die Haut vom Kopfe, um einen Helm damit zu zieren. Endlich mußte Crema sich ergeben. Der auch durch Mordversuche, welche von Mailändern gegen ihn angezettelt worden waren, hocherbitterte Friedrich, war dennoch so mild, den zwanzig tausend Bewohnern Cremas freien Abzug und an Gütern so viel zu erlauben, als jeder zu tragen vermochte. Die Stadt aber sollte von Grund aus zerstört werden, und wurde nachdem sie geplündert und in Brand gesteckt worden war, von Italienern aus Lodi und Cremona fast der Erde gleich gemacht.

Inzwischen verwickelten sich die Verhältnisse immer mehr. Nach Hadrians Tode, im September 1159, wurden zwei Päpste auf einmal gewählt, Victor der Vierte von der kaiserlichen und Alexander der Dritte von der Gegenpartei. Eine von Friedrich berufene Kirchenversammlung erkannte jenen für rechtmäßig gewählt; dagegen that dieser den Kaiser in den Bann und wurde von Frankreich und England für den wahren Papst betrachtet. Er ging aber nach Frankreich, während der Kaiser Mailand belagerte und hoch und theuer schwor, nicht eher die Krone wieder auf das Haupt zu setzen, als bis er es erobert habe. Am 1. März 1162 unterwarf sich die stolze Stadt auf Gnade und Ungnade; das Volk, in hundert Schaaren getheilt, mußte barfuß, abermals mit Stricken um den Hals, das Haupt mit Asche bestreut, und Kreuze in der Hand haltend, vor dem zürnenden Sieger erscheinen; das Carrocio, der Wagen auf welchem Mailands Banner wehete, wurde zertrümmert. Allen wurde zwar das Leben geschenkt, die Stadt jedoch von den Lodensern, Cremonesern, den Männern aus Como, Pavia und anderen ghibellinischen Städten zerstört; Kunstdenkmäler und Kirchen blieben indessen auf des Kaisers Befehl verschont.

In Deutschland, wohin dann Friedrich über Burgund zurückgekehrt war, hielt er ein schweres Strafgericht über die Mainzer, welche ihren Erzbischof Arnold ermordet hatten. Im Herbste 1163 ging er dann abermals nach Italien, 1165 hielt er einen Reichstag zu Würzburg und später einen solchen zu Nürnberg, auf welchem ein neuer Zug nach Italien beschlossen wurde, wo inzwischen wieder mehrere Städte Bündnisse gegen den Kaiser geschlossen hatten, dessen Beamten sich schwere Bedrückungen erlaubten. Im Julius 1167 vertrieb er Alexander den Dritten aus Rom, und ging, nachdem er einen neuen Gegenpapst, Paschalis den Dritten, in den Besitz der Stadt gesetzt hatte, nach Pavia. Friedrich war diesmal ohne bedeutende Heeresmacht, und die fester als je verbündeten Städte glaubten diesen günstigen Zeitpunkt benützen zu müssen, um den Kaiser zu demüthigen und ihm die Rechte abzudringen, nach denen sie schon lange vergeblich gestrebt. Sie besetzten die aus Italien nach Deutschland führenden

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Alpenpässe, um ihm den Rückzug unmöglich zu machen. In so große Bedrängniß war er gerathen, daß er sich zur Flucht entschließen mußte. Mit Mühe und Noth, nachdem er mehrere Geiseln am Wege hatte aufknüpfen und erklären lassen, daß allen übrigen ein gleiches Schicksal bevorstehe, wenn seine Feinde nicht von der Verfolgung abständen, gelangte er nach Susa. Die Bürger dieser Stadt drangen in ihn, alle noch in seinen Händen befindliche Geiseln in Italien zurückzulassen, und beschlossen, als die Forderung ungewährt blieb, ihn zu ermorden. Doch der Plan ward verrathen; ein Ritter, Hermann von Siebeneichen, legte sich in das Bett, welches der Kaiser heimlich räumte, um mit fünf Begleitern bei Nacht und Nebel zu entfliehen. Fast allein und von Allem entblößt erschien der stolze Hohenstaufe auf deutschem Boden. Die Italiener frohlockten; der Papst und die Lombarden waren Sieger geblieben, die Anstrengungen so vieler Jahre mit einem Male verloren; und Friedrich zum Trotz baueten die Italiener eine feste Stadt, welche sie dem Papste zu Ehren Alessandria nannten.

Friedrich verweilte seitdem beinahe volle sieben Jahre in Deutschland, wo er in großartiger Weise waltete, die Ordnung im Innern herstellte und aufrecht erhielt, und den deutschen Einfluß auf Polen und Böhmen wieder geltend machte. Während seiner Abwesenheit hatten die Fürsten des nördlichen Deutschlands sich gegen Heinrich den Löwen erhoben, der seine stets wachsende Macht in einer für die Nachbarn drückenden, und häufig auch beleidigenden Weise geltend machte. Er besaß Sachsen und Baiern, hatte in Friesland und dem Slawenlande Eroberungen gemacht, und seine Besitzungen gaben jenen des Kaisers an Umfang nichts nach. Damals wurden in Niedersachsen folgende Verse volksmäßig und gingen von Mund zu Mund:

Hinrik der Lauwe und Albert de Bare,
Un Kaiser Frederik mit sime roden Hare,
Dat sind drei Heren,
De kümnt de Werld verfehren;

das heißt, sie sind so gewaltige Männer, daß sie die ganze Welt in Furcht und Schrecken setzen können. Heinrich war ohne Zweifel ein großer Mann, tapfer, umsichtig, kühn, aber seine Zeitgenossen werfen ihm Geiz, Untreue, Habsucht, und ungemessenen Dünkel vor. Sie beschuldigen ihn ferner der Treulosigkeit, und wenn man auch annimmt, daß diese Urtheile, als theilweise von seinen Feinden ausgehend, zu schroff sein mögen, so bleibt doch in jedem Falle gewiß, daß Heinrich sich Manches erlaubte, was in keiner Weise gerechtfertigt werden kann. Als der Kaiser abwesend war, bildeten die niederdeutschen Fürsten und Bischöfe einen Bund gegen Heinrich und befehdeten ihn; Friedrich aber befahl nach seiner Rückkehr, den Besitzstand wieder so herzustellen, wie derselbe vor dem Ausbruch der Fehde gewesen sei. Heinrich wandte sich nun gegen die Slawen, ließ das neubezwungene Land durch deutsche und flamändische Ansiedler anbauen, und erweiterte auch in dieser Richtung seine Macht.

Zu gleicher Zeit wußte auch Friedrich die Besitzungen seines Hauses zu mehren. Sein ältester Sohn Heinrich wurde zum römischen König erwählt, der zweite, Friedrich, erhielt das Herzogthum Schwaben und die Güter des alten Welfs. Dieser nämlich, früher ein Freund Alexanders des Dritten und Gegner des Kaisers, hatte nach dem Ableben seines Sohnes sich dem Rothbart genähert; er hielt in Memmingen lustigen Hof, war gastfrei gegen alle Ritter, die aus nah und fern herangezogen kamen, gerieth in Schulden und wandte sich an seines Bruders Sohn, den reichen Heinrich den Löwen, um Darlehen, welche dieser verweigerte. Dagegen zeigte sich Kaiser Friedrich, seiner Schwester Sohn, freigebiger. Als nun der alte Welf sich dem Tode nahe fühlte, setzte er nicht Heinrich, sondern den Kaiser zum Erben seiner Besitzungen ein. Darüber grollte der Löwe; seitdem wohnte Haß und Erbitterung gegen den glücklichen Hohenstaufen in seiner Seele, und er hat dem Grolle Luft gemacht und sich dem Kaiser feindlich gezeigt, als derselbe sich in Italien in der größten Noth befand.

In diesem Lande wurde seit Friedrichs Flucht das kaiserliche Ansehen kaum noch beachtet, und die ghibellinische Partei war entmuthigt. Nach des Gegenpapstes Paschalis Tode hatte sie indessen Kalixtus den Dritten gewählt, während die Lombarden immer mächtiger wurden, in anderen Gegenden aber die einzelnen Städte sich ohne Unterlaß befehdeten. So standen Pisa und Genua, Rom und Albano, Bologna und Faenza und andere mehr, sich feindlich gegenüber, und die Bemühungen des von Friedrich nach Italien geschickten Erzbischofs Christian von Mainz, die Streitigkeiten zu schlichten, blieben meist erfolglos. Da trat Friedrich im Herbste 1174 einen neuen Zug über die Alpen an, um die Lombarden zu züchtigen, und seine frühere Niederlage zu rächen. Er belagerte Alessandria, allein vergeblich; ein letzter und entscheidender Sturm wurde abgeschlagen. Der Kaiser sah sich genöthigt, einen Waffenstillstand zu schließen und Unterhandlungen anzuknüpfen, welche zu keinem Ziele führten. In derselben Zeit war ein großer Theil des deutschen Heeres in die Heimath zurückgekehrt. Friedrich befand sich seinen Feinden gegenüber in der bedrängtesten Lage; und seine letzte Hoffnung hatte er jetzt, wo

so vieles, und namentlich auch des Reiches Ansehen und Würde auf dem Spiele stand, auf Hülfe und Zuzug aus Deutschland gebaut. Er erließ Schreiben über Schreiben dorthin; manche Fürsten, die Noth begreifend, rüsteten sich, dem Kaiser zu Hülfe zu ziehen, aber der Mann, auf welchen er am meisten zählte, Heinrich der Löwe, verweigerte allen Beistand. Er hatte die Erbschaft Welfs, die ihm entgangen war, und welche er doch durch seine Kargheit selbst verscherzt, nicht vergessen; aber er schämte sich, diesen Grund für seine Weigerung und seine Untreue am Kaiser geltend zu machen, und schützte, obwohl er damals erst sechsundvierzig Jahre zählte, sein hohes Alter vor, das angeblich ihn, den von jeher streitbaren Mann, unfähig mache, die Beschwerden eines Kriegszuges zu ertragen! Auch wandte er vor, daß der Bann, welchen Papst Alexander gegen Friedrich geschleudert, ihm verbiete, die geforderte Hülfe zu leisten; und doch hatte er, ohne sich um diesen Bann zu kümmern, sechszehn Jahre lang dem Kaiser Beistand geleistet!

In Deutschland erregte sein Benehmen so allgemeine Mißbilligung und wurde so unerklärlich gefunden, daß die Behauptung, der als geldsüchtig bekannte Heinrich sei von den Lombarden bestochen worden, damals von Vielen geglaubt wurde, und daß Ritter auftraten, die sich erboten, solche Beschuldigung durch Zweikampf zu erweisen. Der Kaiser gedachte seinen alten Freund und Verwandten bei einer persönlichen Zusammenkunft, (nach Einigen zu Partenkirch in Baiern, nach Anderen zu Cläfen — Chiavenna — am Comer-See) umstimmen zu können; er erinnerte ihn an die Bande des Blutes, durch welches Beide verknüpft seyen, und rief dann aus: „Jetzt nur, in dieser Noth unterstütze mich, deinen Herrn, Vetter und Freund, und sei überzeugt, daß Du mich künftig zu Allem was Du verlangst, bereit und willig finden wirst." Heinrich aber blieb taub gegen dieses Flehen, er versprach nur, gegen Länderabtretungen in Deutschland, einige Geldbeihülfe. Da glaubte Friedrich ein letztes Mittel werde den starren Sinn des Löwen ändern; er stieg von seinem Sitze und umfaßte flehend Heinrichs Knie. Da rief ein Ritter Heinrichs, Jordanus Truchseß: „Herr, nehmt die Krone auf, die zu Euren Füßen liegt, sie wird bald Euer Haupt schmücken." Die Kaiserin aber trat mit hoher weiblicher Würde zu Friedrich heran und sprach: „Stehe auf, lieber Herr, Gott wird Dir Hülfe leisten, wenn Du einst dieses Tages und dieses Hochmuthes gedenkst." Da erhob sich der Kaiser und der Herzog ritt von dannen.

Andere Fürsten dagegen führten ihm Hülfsvolk zu. Zwar sein Herz war bekümmert, aber sein Muth nicht gebeugt, und er beschloß jetzt endlich eine entscheidende Schlacht gegen die verbündeten Lombarden zu wagen. Ihre Streitmacht war, da Heinrichs des Löwen Zuzug und Hülfe fehlte, der Seinigen überlegen. Dennoch griff er sie am 29. Mai des Jahres 1176 bei Legnano an; er drang selbst bis tief ins Kampfgewühl, und sein eigener Bannerträger fiel; aber durch den verzweifelten Widerstand der Italiener, ihre überlegene Zahl und das Hervorbrechen eines Hinterhalts, welchen die Brescianer gelegt hatten, ging die Schlacht verloren. Das ganze Lager, sammt allen Vorräthen, fiel in die Hände der Sieger, und den Kaiser selbst glaubte man erschlagen, bis er endlich in Pavia wieder zum Vorschein kam. So groß war jedoch die Achtung vor seiner Persönlichkeit, und so sehr fürchteten die Lombarden seine Willenskraft, daß sie selbst nach einer so vollständigen Niederlage, welche sie ihrem Gegner beigebracht, die Frage aufwarfen: ob auch wohl etwas Nachhaltiges gewonnen sei, da Friedrich ja noch lebe. —

In seiner Bedrängniß näherte sich endlich der Kaiser dem Papste; dieser erklärte sich geneigt, den langen Zwist zu beendigen, denn auch die Lombarden fingen an, seiner Macht gefährlich zu werden. In Venedig trafen Beide zusammen; Alexander gab dem Kaiser den Friedenskuß und den Segen, und am 1. August 1177 vereinbarte man sich über einen Frieden, der dem Kaiser keineswegs nachtheilig war. Mit den Lombarden schloß er auf sechs Jahre Waffenstillstand.

Während dieses in Italien sich begab, war Heinrich der Löwe, obwohl er sich selbst für unfähig zum Kampfe erklärt hatte, in Pommern mit den Slawen im Kriege begriffen. Friedrichs Friedensschluß mit dem Papste und den Lombarden überraschte ihn unangenehm. Jetzt kehrte der Kaiser zurück, um den Ungehorsam und Trotz seines mächtigsten Vasallen zu strafen. Heinrich bat König Waldemar von Dänemark um Beistand. Dieser aber entgegnete: „Es ist immer schwer gegen den Kaiser kämpfen; es wird unmöglich, wenn auch der Himmel zürnt." Heinrich gerieth nämlich zuvörderst in Krieg mit seinen geistlichen Nachbaren von Köln, Halberstadt und Münster, und suchte zugleich Unruhen gegen den Kaiser in Schwaben zu erregen. Auf dem Reichstage zu Speier 1178 wurden von allen Seiten Klagen gegen ihn laut, und der Kaiser entbot ihn nach Worms, auf daß er dort sich rechtfertige. Heinrich erschien nicht, auch einer zweiten Vorladung nach Magdeburg leistete er keine Folge, und wurde daher zum dritten Male, nach Goslar, vorgeladen. Vorher hatten beide Gegner eine persönliche Zusammenkunft in Haldensleben, in welcher Friedrich für erlittenen Schaden

und verweigerte Dienste eine Geldbuße von fünftausend Mark und Unterwerfung unter seinen kaiserlichen Richterspruch verlangte. Diese Bedingungen verwarf Heinrich; er stellte sich auch auf dem Reichstage zu Goslar nicht, und wurde nun von den versammelten Fürsten geächtet und aller seiner Lehen verlustig erklärt. Im folgenden Jahre wurde dieses Urtheil, welches Friedrich nicht gleich vollzog, um seinem Gegner Zeit zum Ueberlegen und Wählen zu lassen, endlich bestätigt. Die Acht aber zog gesetzlich den Verlust der Reichslehen nach sich, und Heinrichs Besitzungen wurden vertheilt. Damals wurde Baiern, welches Otto von Wittelsbach erhielt, ein besonderes Herzogthum. Heinrich hatte sich zwar der Vollziehung des Spruches mit den Waffen widersetzt, allein im Jahre 1181 stand er verlassen und allein da, mußte um Gnade bitten, und auf dem Reichstage zu Erfurt erscheinen. Hier warf er sich, — ein Gegenstück zu dem Tage in Partenkirch, — dem Kaiser zu Füßen, der ihn gütig aufhob, weinend umarmte, und zu ihm sprach: „Du bist das eigne Werkzeug deines Falls.“ Der Löwe wurde auf drei Jahre des Reichs verwiesen, und zog im Frühlinge 1182 zu seinem Schwiegervater, König Heinrich dem Zweiten von England.

Friedrich hatte während der früheren Kriege in Italien sich überzeugt, daß die Lombarden das Aeusserste gegen ihn zu wagen entschlossen waren, und der Papst die völlige Unterjochung der Städte nie gutwillig zugeben werde. Er selbst war nun älter und ruhigern Gemüthes geworden, und mochte nicht noch einmal das, was er mit Mühe und Anstrengungen aller Art errungen, dem Kriegsglücke Preis geben. Ungeachtet der in Italien erlittenen Niederlagen blieb er geehrt und gefürchtet, und durfte unter solchen Umständen nicht besorgen, sein Ansehen durch weise Nachgiebigkeit bloßzustellen. Auch den Lombarden war an einer endlichen Beilegung der langen Streitigkeiten gelegen, und da von beiden Seiten guter Wille sich zeigte, so ließen sich auf dem großen Reichstage zu Konstanz, 1183, alle Zwistigkeiten leicht ausgleichen. In dem dort abgeschlossenen Frieden wurde unter Anderm bestimmt, daß alles Vergangene vergeben und vergessen sei; den Städten wurden ihre alten Gerechtsame bestätigt; die streitigen Ansprüche sollten vor geeigneten Behörden untersucht werden. Die Obrigkeiten, so verfügte man weiter, werden von den Bürgern erwählt, aber vom Kaiser mit ihrer Würde belehnt, und leisten ihm, so gut wie die Vasallen, den Leheneid; alle Bürger schwören dem Kaiser den Eid der Treue, welcher alle zehn Jahre erneuert wird. Die Städte dürfen Bündnisse untereinander errichten, sind aber verbunden für den Unterhalt des Kaisers und seines Gefolges zu sorgen. —

Diese Bestimmungen verliehen dem Kaiser allerdings nicht jene ausgedehnten, alle Freiheit vernichtenden Rechte, welche einst von den Doktoren des römischen Rechts auf dem ronkalischen Reichstage zum Nachtheil der Städte ihm zugesprochen worden waren; aber sie wahrten doch hinlänglich das Ansehen des Reichs, während sie zugleich den Städten ausgedehnte Befugnisse und die für das Gedeihen jeder Gemeinde so nothwendige Selbstverwaltung ertheilten. Daß der deutsche Kaiser Herr Italiens sei, wurde von keiner Seite bestritten.

Mit dem Abschlusse des konstanzer Friedens scheint dem alten Kaiser eine schwere Last vom Herzen genommen zu sein. Er war wieder heiter und fröhlich geworden; das deutsche Volk liebte und pries ihn, Heinrich der Löwe war in England, mit dem Papste hatte er sich ausgesöhnt; in der Lombardei war sogar das gegen ihn erbauete Alessandria auf seine Seite getreten, und hatte sich selbst eine Zeitlang den Beinamen „Kaiserstadt“, Cäsarea, beigelegt. Der Abend seines Lebens ließ sich heiter an, er hatte zuletzt Hoffnung, auch Unteritalien zu erwerben, da er Constantia, die Tochter König Wilhelms des Zweiten von Sicilien, mit seinem Sohne Heinrich in Mailand vermählte. Die Festlichkeiten, welche er hier veranstalten ließ, und zu denen unzählige Ritter aus nahen und fernen Landen herbeiströmten, wurden wegen der dabei entfalteten Pracht und Freigebigkeit weit und breit gepriesen. Schon zwei Jahre früher, 1184, hatte Friedrich um Pfingsten auch bei Mainz auf freiem Felde ein großes Reichsfest veranstaltet, denn die Stadt vermochte die Zahl der Gäste nicht zu fassen. Sogar aus England, Frankreich, Spanien und den südslawischen Ländern waren viele Fremde deshalb an den Rhein gezogen; es sollen überhaupt an vierzig tausend Ritter bei jenem Feste zugegen gewesen sein, und eine unzählige Menge Volkes aus jeder Gegend Deutschlands. Alle wurden drei Tage lang vom Kaiser herrlich bewirthet, denn Friedrich hatte das ganze deutsche Reich zu Gaste geladen; Könige und Herzoge leisteten dem Rothbart Dienste als Truchseßen, Mundschenken und Marschälle. Er zeigte sich freundlich und mild gegen alle, und der Eindruck, den er auf die Versammelten machte, war tief und nachhaltig. Welch ein Herrscher ließ sich damals unserm Kaiser, welch ein Reich unserm deutschen gleichstellen! „Mit der Macht, — so ruft der Geschichtschreiber der Hohenstaufen aus, — vereinte sich Tugend und Sitte, und zu den Kriegshelden hatten sich Dichter und Künst-

ler gesellt, deren heilige Bauwerke und wundervolle Bilder nach Jahrhunderten noch unübertroffen sind, und von einem großen Reichthum des gesammten Lebens, einer bedeutenden Höhe der Entwickelung jener Zeiten zeugen." Noch in demselben Jahre war Friedrich zum sechsten Male nach Italien gegangen, und jetzt in friedlicher Absicht. In Mailand, der früher ihm so verhaßten Stadt, wurde er ehrenvoll empfangen, und schloß nachher einen Vertrag über die von beiden Seiten in aller Weise zu befördernde Aufrechthaltung des konstanzer Friedens.

Während der Kaiser sich noch einmal genöthigt gesehen hatte, die Fürsten und die hohe Geistlichkeit Deutschlands nach Gelnhausen zu einem Reichstage zu berufen, um gegen die Anmaßungen des Papstes Urban des Dritten Beschwerde zu führen, gelangte die Kunde ins Abendland, daß Jerusalem sammt dem heiligen Grabe am dritten Oktober des Jahres 1187, nachdem es acht und achtzig Jahre in der Gewalt der Christen gewesen, von den Mohammedanern wieder erobert worden sei. Sultan Saladin hatte das goldne Kreuz von der Kirche des heiligen Grabes herabgestürzt und als Siegeszeichen an den Kalifen nach Bagdad gesandt. Diese Botschaft erregte in der christlichen Welt die größte Trauer, und als die Bestürzung wich, gab sich allgemein das Verlangen kund, die Orte, wo der Heiland gelitten, den Muselmännern abermals zu entreißen. Der heilige Vater rief alle Völker zu den Waffen auf und ließ einen neuen Zug gegen die Ungläubigen predigen. Auch Friedrich, obwohl schon sieben und sechszig Jahre alt, beschloß das Kreuz zu nehmen, und noch einmal nach dem gelobten Lande zu ziehen, wo er schon in seiner frühen Jugend für den Erlöser gekämpft. Wie hätte auch der alte Recke, nachdem er so lange Jahre um irdische Dinge gestritten, seine ruhmvolle Laufbahn würdiger beschließen können, als im Kampfe gegen einen Fürsten wie Saladin, und im Dienste einer so heiligen Sache? Also wurde auf der Fürstenversammlung zu Mainz, in den Fasten des Jahres 1188, ein Kreuzzug zur Befreiung des gelobten Landes beschlossen. Der Kaiser, nachdem er in Deutschland alles Nöthige für Aufrechthaltung der Ruhe vorgesorgt, und den aus England zurückgekehrten Heinrich auf weitere drei Jahre aus dem Reiche verbannt hatte, traf zweckmäßige Vorbereitungen zur Heerfahrt, sorgte nach besten Kräften für den Unterhalt der Krieger, duldete keinen überflüssigen Troß, und zog im April des Jahres 1189 von Regensburg ab.

Das Heer, welches in Belgrad bei der Musterung aus fünfzig tausend Rittern und einer gleich großen Zahl streitfähiger Mannschaft bestand, ging durch Ungarn, die Donauländer und das Reich des griechischen Kaisers Isaak Angelus, welcher sich, der Sitte seines entarteten Volkes gemäß, in jedem Betracht treulos zeigte, und so lange dem Kreuzheere Hindernisse aller Art in den Weg legte, bis Furcht vor Friedrichs drohender Rache ihn endlich bewog, den Deutschen ungestörten Durchzug zu verstatten. Ihr Uebergang über den Hellespont nach Kleinasien erforderte sechs Tage Zeit. Nach Mühseligkeiten aller Art, und stets von den Türken umschwärmt, gelangte das Kreuzheer, welches unterwegs durch Entbehrungen beträchtlich zusammengeschmolzen war, nach Ikonium, stürmte diese Stadt, machte reiche Beute und wollte, nachdem es sich einige Ruhe gegönnt, durch Cilicien gehen, um durch die Tauruspässe in die syrische Ebene hinabzusteigen. Am 10. Junius des Jahres 1190 brach es auf von Seleucia, am Flusse Kalykadnus oder Saleph, über den eine Brücke führte, die vom Heere überschritten werden mußte. Der alte Kaiser, welcher noch kurz vorher in einem Treffen gegen die Türken mit dem Muthe eines Jünglings gekämpft hatte, war des langen Wartens müde, und warf sich daher rasch in den Fluß, um auf das jenseitige Ufer hinüber zu schwimmen. Aber die Kraft des Greises stand nicht mehr im Verhältnisse zu seiner Kühnheit; die Wellen rissen ihn fort und er fand seinen Tod in den Fluthen.

Des Kaisers Tod war ein ungeheurer Schlag für das Kreuzheer. Der Zug, den nur ein Theil desselben weiter fortsetzte, mißlang völlig, und bald nachher fand auch Friedrich von Schwaben seinen Tod bei der Belagerung von Akre.

Friedrichs Gehirn war zu Antiochien, sein Leib zu Tyrus begraben worden; aber in Deutschland wollte und mochte man lange nicht glauben, daß der Schirmherr des Reichs, der gewaltige, gefürchtete und geachtete Rothbart, wirklich gestorben sei.

Friedrich war fünfunddreißig Jahre lang römischer Kaiser gewesen; über Deutschland hat er achtunddreißig Jahre geherrscht. Dem Bilde, welches einer seiner Zeitgenossen, Radewik, von dem großen Manne entwirft, entlehnen wir folgende Züge: Friedrich war von mittelgroßem Wuchse und durchaus männlich und kräftig gebaut, sein blondes Haar trug er kurz abgeschnitten, und den röthlichen Bart im oberen Theile des Gesichts abgestutzt. Seine Erscheinung machte überall Eindruck; aus dem blauen Auge sprach Milde und Sanftmuth, aber der Blick war scharf und durchdringend, die Lippe fein geschnitten, die Nase hübsch, die Stimme wohlklingend; die Zähne waren weiß wie Schnee, die Wan-

gen geröthet und von Gesundheit zeugend. Anstand und Haltung eines Kaisers würdig. Er liebte, als streitbarer Mann, den Krieg, aber nur des Friedens und der Ordnung halber, welche er ungestört wissen wollte. Er war fromm und ehrte die Kirche, aber jeglicher ungebührlichen Zumuthung widerstrebte er. Gern arbeitete er in Reichsgeschäften; seine Erheiterung waren Waffenspiel und Jagd; als Waidmann zeichnete er sich vor Vielen aus, und verstand sich trefflich auf die Abrichtung von Hunden und Falken. Den Freuden der Tafel zeigte er sich niemals abgeneigt, aber stets war er dabei der Nüchternheit ergeben. Für guten Rath war er immer zugängig, und stets leutselig gegen Alle. Den Armen that er, ein freigebiger Mann, viel Gutes. Er war gesprächig, liebte die deutsche Sprache, in welcher er sich sehr gewandt ausdrückte; auch Latein verstand er, und las gern die alten Geschichtschreiber. Seine Kleidung war einfach, er trug stets ein deutsches Gewand; Kleiderpracht liebte er nicht, entfaltete aber bei geeigneten Gelegenheiten einen des Kaisers würdigen Glanz.

Andere Schriftsteller fügen hinzu: Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen. In Freude wie in Schmerz verlor er niemals Haltung und Würde. Selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten, ihnen Gehorsam leisten für die erste des Unterthanen. Ueberall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur unternahm, was nach seiner Ueberzeugung dem Rechte und den Gesetzen gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit Begeisterung hinblickte. Insbesondere hatte er sich Karl den Großen zum Muster genommen, und mehr als einmal sagte er: diesem nachstrebend müsse man das Recht der Kirche, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber in späteren Tagen, als er dem mit ihm blutsverwandten Geschichtschreiber Otto von Freisingen Nachrichten über seine Thaten mittheilte, fügte der große Kaiser bescheiden hinzu: „Im Vergleiche mit dem, was jene erlauchten Männer der Vorzeit geleistet, sind dies vielmehr Schatten als Thaten.“ So war Friedrich Rothbart.

Als er regierte war Deutschland das mächtigste Reich der Welt, der Kaiser Lehensherr oder Gebieter unserer Grenzlande; Dänemark, Polen, Böhmen, Burgund, Italien waren ihm unmittelbar unterworfen, oder standen im Vasallenverband zu Deutschland. Dieses letztere war damals im Westen noch nicht so verengt, wie jetzt. Die Schweiz, die Niederlande, Elsaß und Lothringen, welche in späteren unglücklichen Tagen für uns verloren gegangen, gehörten noch zu uns, und Friedrich wußte, wie seine eigene Würde, so auch jene des Reiches, im Glücke und im Unglücke zu wahren. Er war ein Freund und Retter des Volkes, das er gegen jegliche Willkür der Geistlichen und der Ritter in Schutz nahm; er begünstigte das frische Aufstreben deutscher Städte, an ihn knüpfte sich der Ruhm und der Glanz der Nation, und deshalb hat er stets für unser Volk, das ihn nicht vergaß, und in dessen Mund er fortlebt bis auf diesen Tag, seine hohe Bedeutung gehabt. Er machte, den mächtigen Vasallen gegenüber, das kaiserliche Ansehen geltend, und wenn er dahin strebte auch seine Hausmacht zu vermehren, so bediente er sich dabei keiner unerlaubten Mittel, und suchte in derselben ein Gegengewicht gegen jene Zersplitterung, welche nachmals unser Land an den Rand des Verderbens brachte und endlich das Reich vernichtete. Wäre es den Kaisern gelungen, ihre Macht den Vasallen gegenüber dauernd zu befestigen, und dem zu steuern, was in späteren Zeiten so unrichtig „deutsche Libertät“ genannt wurde, so würden wir vieler Demüthigungen unseres Namens überhoben gewesen sein, und befänden uns heute noch im Besitze von jenen herrlichen Gränzlanden, deren Verlust die Seele jedes echten Deutschen mit Trauer und Schmerz erfüllt. Wir wären dann schon früh zu jener Einigkeit gelangt, von welcher eine großartige und umfassende Entwickelung der bürgerlichen Freiheit bedingt wird. Die Sehnsucht nach dieser Einigkeit war zu allen Zeiten wach und lebhaft in unserer Nation, und jetzt ist sie es mehr als je. Es durchzuckt wieder eines gemeinsamen Fühlens Blitz alle deutschen Stämme von der Etsch bis zur Eider und Schleie, von der Memel bis zur Mosel, und das Bewußtsein, daß Deutschland ohne Einigkeit unter allen Umständen, nicht die ihm gebührende Stellung nach Aussen und die freie Entfaltung seiner gewaltigen Kräfte im Innern erlangen könne, ist lebhafter als es je gewesen. Und das Bemühen will endlich zur That werden und ist dieß theilweise schon geworden. Die mannigfaltigsten Bestrebungen wirken, wenn auch von den verschiedensten Standpunkten ausgehend, zusammen, um das große, Allen ersehnte, für Alle wohlthätige Ziel zu erringen. Es sind viele Zeichen, die da Gutes verkünden, und Niemand vermag zu läugnen, daß Deutschland sich auf der Bahn des Fortschrittes befindet. Aber fester Wille und Beharrlichkeit sind jetzt doppelt nöthig, nur diese werden

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

CATLIN

unter den Indianern.

I. Bd. 2.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

weiter führen. Die Schlagbäume im Innern sind zum großen Theile schon gefallen, der alte Streit der Welfen und Waiblinger ist längst erloschen, Deutschland will brüderliche Einigkeit, nicht Zwietracht der einzelnen Stämme, es ehrt seine großen Männer der Vorzeit und setzt sich mit seiner ruhmreichen Vergangenheit, deren große Beispiele zur Rüstigkeit in der Gegenwart anspornen, in Verbindung; es belebt seine Geschichte wieder, vollendet herrliche Kunstdenkmale, welche aus früheren Jahrhunderten als halbe Trümmer auf unsere Zeiten herabkamen, und in ihrer Nichtvollendung, als etwas Halbes, gewissermaßen Symbole jener Tage waren, wie sie als Symbole des neuern Deutschlands dastehen werden, sobald sie vollendet sind. Es gibt, wie noch jüngst das große Wort lautete, kein Oesterreich und kein Preußen mehr, sondern nur ein großes einiges Deutschland; das Eisen, sonst so oft dem Kriege dienstbar, knüpft die einzelnen deutschen Lande friedlich immer enger und unauflöslicher aneinander, und von allen Seiten ertönt der Ruf nach Gewährung freier Regsamkeit, nach übereinstimmender Gesetzgebung, nach kräftiger einheitlicher Wehrverfassung, und in allen Gauen unseres großen Vaterlandes zeigt sich ein gediegenes Streben, unsere öffentlichen Zustände den begründeten Forderungen der Gegenwart und den Bedürfnissen Deutschlands angemessen zu entfalten und ein frisches Bürgerthum ins Leben zu rufen.

Dieses erfreulichen Strebens Hort ist der alte Friedrich Rothbart, den die Volkssage nach Thüringen in die Burg Kyffhausen versetzt hat, wo er im unterirdischen Saale nachdenkend und sinnend am marmornen Tische sitzt. Zu Zeiten gelingt es einem Sterblichen in jenes Gemach zu dringen. Dann wacht der Kaiser aus seinem Schlummer auf, schüttelt den rothen Bart, und begehrt Kunde, ob noch krächzende Raben des Berges Felsenhöhen umkreisen. Diese Raben, das sind die Mißbräuche, die inneren Zwiste, der noch hin und wieder vorhandene Mangel an Nationalgefühl und die Verfolgung von eigennützigen Sonderinteressen, welcher Deutschland leider noch immer nicht völlig entledigt ist. So lange die schwarzen Vögel noch um die öde Felsenkrone flattern, und ein Adler sie nicht hinweg getrieben hat, so lange, meldet die Sage, verharrt auch der Alte in seiner verfallenen Burg. Vernimmt er, daß sie noch kreischen, dann blickt er düster vor sich hin, seufzt tief auf und spricht: „Schlaf wieder ein, müde Seele, noch muß ich hundert Jahre harren, ehe ich wieder unter meinem Volke erscheine.“ —

Zuletzt soll den schlummernden Kaiser ein Hirt gesehen haben, der seine Ziegen durch die goldene Aue trieb, und sich am Kyffhäuser verirrte. Friedrichs rother Bart war beinahe völlig um den Tisch von Marmelstein geschlungen; wenn er ganz um denselben herumgewachsen ist, dann erwacht der Alte und die Raben sind verscheucht.

Kann mir denn Keiner sagen, wann jener Hirt gelebt?
Ich dächte ein Jahrhundert sei wahrlich schon entschwebt!
Entrollt, entrollt Jahrzehnten, fahrt wie im Sturm dahin!
Noch schlummert Barbarossa. Wann, Adler,
weckst du ihn?

Catlin unter den Indianern.

(Tafel 2.)

Er war nicht wie die andern seiner Farbe,
D'rum zu den Rothen hat er sich geschlagen.
F. Freiligrath.

Jefferson, der berühmte Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika hat einmal gesagt: „Mich schaudert, wenn ich daran denke, daß der Himmel einst rächen oder nur vergelten könnte, was meine weißen Landsleute an den Indianern gesündigt und verbrochen haben.“ Und in der That, das Sündenregister ist lang und entsetzlich. Als die Europäer an den Küsten Neuenglands landeten, wurden sie von den rothen Männern gastlich in den Wigwams empfangen, die Friedenspfeife wurde ihnen freundlich und zutraulich dargereicht, ohne Arg eine Strecke Landes abgetreten, wo sie Häuser bauten und den Boden urbar machten; denn dem Indianer blieben ja die Wälder, in denen er das Wild jagte, ihm blieben die Steppen, auf welchen er den Büffel erlegte. Aber die anfangs zwischen den kupferfarbigen Männern und den Leuten mit dem bleichen Antlitz herrschende Ein-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

tracht währte nicht lange, denn bald mischten sich die letzteren in die Zwiste der einzelnen Indianerstämme, und verfuhren, als ihre Zahl durch neue Ansiedler aus Europa immer mehr wuchs, im Vertrauen auf die Ueberlegenheit, welche das Feuergewehr ihnen gab, gewaltsam gegen die alten Inhaber des amerikanischen Küstenlandes. Allmählich schoben sie ihre Ansiedelungen weiter und weiter vor, zwangen die Indianer zum Zurückweichen, und, was das Schlimmste ist, gewöhnten die rohen Söhne der Natur an den Genuß erhitzender, berauschender Getränke, welche entsetzliche Verheerungen unter denselben anrichteten, und, nebst den ansteckenden Krankheiten, die zugleich mit dem Branntwein nach Amerika kamen, in kurzer Zeit ganze Volksstämme aufrieben. In dem ungeheuern Ländergebiete zwischen dem Eismeer und mexicanischen Meerbusen einerseits, und dem atlantischen Weltmeer und der Kette der hohen Felsengebirge andrerseits, auf dem vor zweihundert Jahren etwa zwölf Millionen Indianer lebten, hausen deren gegenwärtig kaum noch anderthalb Millionen! Sie schwinden, wie einer ihrer Häuptlinge einst so bezeichnend gesagt, vor den Weißen dahin, wie Schnee vor der Sonne; sie haben die Gräber ihrer Vorfahren, ihre alten Jagdgründe und Wälder, die ihnen heiligen Ströme gezwungen verlassen, und wurden aus einer Gegend in die andere gedrängt, denn der ländergierige Europäer trieb sie immer weiter zurück, bis sie nun endlich, die spärlichen Ueberreste der Seminolen in Florida ausgenommen, welche den Vernichtungskrieg mit den Amerikanern bis auf den letzten Mann auskämpfen, alle, alle hinübergetrieben sind, auf das rechte Ufer des Missisippi, des „Vaters der Gewässer", wie sie diesen gewaltigen Fluß nennen. Dort leben nun die armseligen Trümmer und letzten Ueberreste der einst so mächtigen Völker, welche noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts viele Tausend Krieger in's Feld zu stellen vermochten, und während des siebenjährigen Krieges und im amerikanischen Unabhängigkeitskampfe so gefürchtete Feinde oder gesuchte Bundesgenossen der streitenden Mächte waren. In engen Grenzen, welche die ihnen einen Jahrsgehalt zahlende Washingtoner Regierung gesteckt hat, im Westen der Staaten Missouri und Arkansas, zwischen dem Missouri im Norden und dem rothen Flusse im Süden, wohnen nun als Nachbarn der Osaschen und Kamantschen die letzten der einst so gewaltigen Delawares, der Oneidas und Tuscaroras, die vormals dem berühmten Bunde der sechs Nationen angehörten und jetzt kaum noch tausend Seelen zählen; die Senekas und die Schahnis, die Tschoktas, Tschikasas, die bildsamen Tschirokis, und andere Stämme mehr. Aber sie sind entmuthigt, ihre Kraft ist gebrochen, ihr alter Muth und das frühere Selbstvertrauen ist dahin; sie wissen, daß sie völlig der Gnade der Weißen anheimgegeben sind, und daß ihr „großer Vater", der Präsident von Washington, ihr Gebieter ist.

Man ist in Europa gewohnt, alle diese Indianer als Barbaren zu betrachten, die keiner höhern Gesittung fähig seien. Allerdings ist es richtig, daß sämmtliche Indianervölker innerhalb des Gebiets der vereinigten Staaten von Nordamerika sich auf einer niedrigen Stufe der Civilisation befanden, daß sie sich nicht einmal vom Jägerleben zu einem Nomadenleben, geschweige denn zum Ackerbau bequemt hatten, obwohl der Boden ihres Landes unendlich ergiebig ist, und zwei Rindviehharten wild in den Steppen leben. Aber nie war es einem Indianer eingefallen, den Büffel zu zähmen, um die Kühe zu melken. Daraus jedoch schließen zu wollen, daß es unmöglich sei, sie für feste Ansiedelung zu gewinnen, wäre voreilig und ungerecht, und man muß gestehen, daß der Weg, den die Europäer in dieser Hinsicht eingeschlagen haben, der unzweckmäßigste war, der sich nur denken läßt. Man bereitet einen rohen Volksstamm schlecht auf europäische Gesittung vor, wenn man mit ihm unaufhörliche Kriege führt, wenn man ihm sein Land raubt, und durch Pulver, Pocken und Rum oder Branntwein ihn dem Grabe zuführt! Wo menschlichere Versuche gemacht wurden, da sind sie nicht durchaus fehlgeschlagen; in Kanada gibt es mehr als einen Indianer, der sich als guten und pflichteifrigen Seelsorger erweist, und die Tschirokis hatten, als sie noch im Staate Georgien lebten, sich einem seßhaften Leben zugewandt, eine Verfassung gegeben, und führten ein ruhiges und friedliches Dasein. Aber das Alles schützte sie nicht vor der Ländergier der georgischen Pflanzer, welche die den Tschirokis vorbehaltenen fruchtbaren Gefilde unter sich vertheilen wollten, und die washingtoner Regierung war schwach und unehrlich genug, verbriefte und versiegelte Verträge zu brechen, und die Tschirokis durch Zwang und unedle Mittel aller Art zur Auswanderung über den Missisippi zu drängen. Diese Gewaltsamkeiten schreien zum Himmel; die geängstigten Indianer protestirten, aber sie protestirten vergeblich; sie beriefen sich als gute Christen auf das Evangelium, welches Ungerechtigkeiten verbiete, — aber wann hat Ländergier, und das was oft heut zu Tage Politik heißt, sich an die Gebote des Evangeliums gekehrt?

Ungerechtigkeiten dieser Art scheinen auch unsern Dichter Freiligrath mit gerechtem Zorne erfüllt zu haben. In edlem Unmuthe ruft er aus:

Nadowessier, Tschippaväer,
)eult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab — die Europäer!
Schüttelt ab das Raupenheer!

Seit in eure Hirschfellhütten
Trat des Meeres kluger Sohn,
Ist die Reinheit eurer Sitten,
Ist das Glück von euch geflohn.

Weh', daß ihr ihn nicht verscheuchtet,
Da er Land von euch erfleht!
Weh', daß ihr ihm arglos reichtet
Das geschmückte Kalumet!

Niederbrennt er eure wilden
Wälder, nimmt von euch Tribut,
Spült von euren Lederschilden
Der erschlagenen Feinde Blut.

Saust einher auf Eisenbahnen
Wo getobt der Rothen Kampf;
Bunt von Wimpeln und von Fahnen,
Theilt sein Schiff den Strom durch Dampf.

Kahl und nüchtern jede Stätte!
Wo Manittos hehrer Rauch
Durch des Urwalds Dickicht wehte
Zieht der Hammerwerke Rauch.

Euer Wild wird ausgerottet,
Siech gemacht wird euer Leib,
Euer großer Geist verspottet
Und geschändet euer Weib.

Zietet Trotz, ihr Tättowirten
Euer Feindin, der Cultur,
Knyft die Stirnhaut von skalpirten
Wesen an des Gürtels Schnur! —

Doch, wie ein anderer unserer Dichter ruft:

„desReimes Hammer spaltet keine Bande!"

In Europa kennt man die Indianer meist nur aus den Berichten entweder ihrer Gegner und Feinde, denen natürlich alle daran lag, sie im ungünstigsten Lichte darzustellen, um dadurch ihr eigenes Benehmen möglichst zu rechtfertigen, oder aus den Schilderungen von Reisenden, die sich nicht selten große Oberflächlichkeiten zu Schulden kommn ließen. Die wenigsten brachten vorurtheilsfreien Sinn mit, der vor allen Dingen nöthig gewesen wäre, um die rothen Leute richtig zu beurtheilen; fast alle aber sind immer nur mit denjenigen Stämmen in nähere Berührung gekommen, welche durch langen Verkehr mit den Weißen Vieles von ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit eingebüßt und europäische Laster angenommen haben. Im fernen Westen, wo der Indianer noch seinen alten Sitten treu bleiben konnte, und wohin nur wenig Europäer kamen, da ist er kein herabgekommenes, durch den Genuß geistiger Getränke körperlich geschwächtes Wesen, sondern gastfrei, muthig und selbstständig. So wird er von denen geschildert, welche die weiten Steppen am Ober-Missouri und das Land bis zu den Felsengebirgen besuchten, und die kein Interesse daran hatten, die Wahrheit zu verschleiern. Zu diesen Männern gehört der Maler Catlin.

Ihn trieb nicht Eigennutz oder Gewinnsucht hin nach dem fernen Westen, er trat nicht in die Dienste der Pelzhändler, um von den Indianern Häute gegen Rum oder Pulver einzutauschen, sondern ihn bewog reinmenschliche Theilnahme, und seine Künstlernatur, sich näher mit der Lage der „Wilden" in den entlegenen Gegenden Nordamerika's bekannt zu machen. Catlin zeigte sich als Mann nicht nur des raschen Entschlusses sondern auch der Zähigkeit und beharrlichen Ausdauer, und er erinnert uns in dieser Hinsicht an seinen Landsmann Johann Ledyard, der mit Cook die Reise um die Welt gemacht hatte, zu Fuße von Stockholm um den bottnischen Meerbusen herum nach Petersburg und von da nach Sibirien bis in die Nähe von Ochotsk gewandert war, und nach seiner Zurückkunft in London dem Präsidenten der afrikanischen Gesellschaft auf die Frage: wann er eine Reise zur Erforschung des innern Afrika's antreten könne, ohne Weiteres antwortete, Morgen! So auch Catlin. Der Gedanke, zu den fernen Indianern zu reisen, war kaum gefaßt, als er ihn auch schon ausführte. Beinahe ein Jahrzehnt wanderte er umher, in der großen Landstrecke zwischen der Mündung des gelben Steinflusses in den Missouri, und dem Meerbusen von Meriko, und vom Mississippi bis an die Felsengebirge.

Georg Catlin wurde im Anfange dieses Jahrhunderts zu Wyöming an Susquahanna, im Staate Pennsylvanien, geboren, wo sein Vater gleich nach beendigtem Freiheitskriege sich niedergelassen hatte. Gern hätte er den Sohn zu einem Gelehrten herangebildet, aber diesen zog das Jagdgewehr und die Angelruthe, mit denen er häufig an Flüssen und durch Wälder herumstreifte mehr an, als das lehrreichste Buch. Als er jedoch heranwuchs gab er den Bitten seines Vaters, eines Rechtsanwaltes, nach, begann fleißig zu lernen, und vertrieb sich seine Mußestunden mit Zeichnen und Malen, wozu er schon in früher Jugend ent-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

schiedene Neigung hegte. Nachdem er einige Jahre, nach Landessitte, bei praktischen Advokaten im Staate Connecticut die Rechte studirt, wurde er selbst Anwalt. Aber der alte Hang zum Jagdleben und zum Malen wachte mit neuer Stärke wieder in ihm auf, er verkaufte seine Bücher und seine übrige Habe, behielt nur Angeln, Gewehre, Pinsel und Farben, und ging nach Philadelphia, wo er seinen Lebensunterhalt durch Porträtmalen erwarb. Einen Zeichnenlehrer hatte er nie gehabt.

So verflossen ihm wieder einige Jahre, die er in der Hauptstadt Pennsylvaniens verlebte, und schon begann die Einförmigkeit seiner Beschäftigung ihm lästig zu werden, als etwa ein Dutzend Abgesandte ferner Indianerstämme in jener Stadt erschienen, und in ihrem Aufputz mit Schild und Speer, Mokassins und wallenden Federn auf Catlin den tiefsten Eindruck machten. Sie waren für seinen Pinsel wie geschaffen, und das eigenthümlich Romantische, das in ihrem ganzen Wesen lag, zog ihn unwiderstehlich an. Die „Herren der Wälder" gehüllt in ihre malerischen Mäntel, das Haupt von Adlerschwingen umwallt, erregten, während sie in schweigsamer, melancholischer Würde die Straßen der Stadt durchwandelten, allgemeines Aufsehen. Als sie nach Washington abgereist waren, sank Catlin in ein langes und tiefes Nachsinnen, bis er endlich auch aus Verdruß über den unschönen, so wenig kleidsamen Frack, an welchem er als Maler von je Anstoß genommen hatte, weil er den Menschen entstellt, und natürlichschönen Formen etwas Verschrobenes und Widerwärtiges aufdrückt, sich entschloß in die Länder der Wilden zu pilgern, dort neue Sitten und neue Gebräuche kennen zu lernen, und nicht „Modepuppen", sondern „Menschen in menschlicher Gestalt" abzubilden. Sein Entschluß stand fest und alle Abmahnungen und Gegenvorstellungen seiner Freunde, die ihm alle mit der Ausführung desselben verbundenen Unannehmlichkeiten, Mühseligkeiten und Gefahren auf das Eindringlichste vorstellten, konnten denselben nicht wankend machen, und selbst die Bitten und das Flehen seiner Frau vermochten nichts über ihn.

Nachdem er sich zu der weiten Reise gehörig vorbereitet und ausgerüstet hatte, brach er nach dem „fernen Westen" auf, wie er selbst sagt mit leichtem Herzen, frohem Sinne, und der festen Ueberzeugung, daß sein Plan gelingen und daß er seinen Zweck erreichen werde. Er wollte in Bildern und durch erläuternde Beschreibungen die Lebensweise und den Charakter der Indianer schildern; er wollte gründlich, aus eigener Anschauung und vorurtheilsfrei jene Völker beschreiben, welche dazu bestimmt zu sein scheinen bald auszusi und von welchen nach wenigen Jahrzehnten wohl lebende Spur mehr auf Erden sein wird. Ihm ka darauf an, der Vergessenheit zu entreißen, was no möglich war. Und in der That, sein Vorhaben ist ihm vollständig gelungen; er pilgerte acht Jahre lang unter einer großen Anzahl von Indianerstämmen umher, wurde überall freundlich und zuvorkommend empfangen und hatte sich in dieser langen Zeit auch nicht ein einziges Mal über unfreundliche oder ungastliche Aufnahme zu beklagen. Er besuchte nicht weniger als acht und vierzig verschiedene Stämme, die zumeist von einander völlig abweichende Sprachen redeten, und im Ganzen etwa viermalhunderttausend Seelen zählen mögen. Die Ausbeute seiner denkwürdigen Reise besteht in 310 Porträts, sämmtlich Oelgemälden, welche ausgezeichnete oder merkwürdige Indianer in ihrer Landestracht darstellen. Sie alle wurden in oder vor ihren Hütten oder im Walde und auf der Prairie entworfen, und tragen das Gepräge der größten Treue und Wahrheit.

Ausserdem malte er, gleichfalls in Oelfarben, etwa zweihundert andere Bilder, welche Ansichten von Dörfern der Indianer, ihren Hütten, religiösen Feierlichkeiten, Tänzen, Spielen, Jagden ꝛc. darstellen. Sie enthalten mehr als dreitausend Gestalten, und sämmtliche Bilder, die er, je nachdem sich günstige Gelegenheit darbot nach Neu-York schickte, stellte er in einer indianischen Gallerie zusammen, welche er selbst im vorigen Jahre nach London brachte. Ueberdies ließ er seine, während der Wanderung, geschriebene Briefe drucken, und auch sie bilden ein ausserordentlich lehrreiches Werk, welches über die Indianer viele neue Aufschlüsse gibt, und auf das wir in unseren Blättern mehrach zurückzukommen gedenken.

Catlin nimmt seine kupferfarbigen Freunde gegen die durchaus ungünstigen Schilderungen, welche Unkunde, Vorurtheil oder Bosheit von ihnen entwarfen, kräftig in Schutz. „Von manchen Schriftsteller", sagt er, „ist ihr Charakter als düster, rachsüchtig, rörderisch und grausam geschildert worden, und sie haben ihnen kaum eine jener höheren Eigenschaften zugestehen wollen, welche den Menschen über das Vieh erheben. Ich dagegen, der ich die Indianer aus langem Verkehr genau kenne, finde in ihrem Charakter nichts Auffallends; er ist vielmehr sehr einfach und schlicht, und mit leichter Mühe zu verstehen und zu ergründen, wenn man nur den richtigen Weg einschlägt, um das Vertraen der Indianer zu erwerben. Freilich haben sie ach ihre Schattenseiten, aber neben diesen findet man doch viel, sehr viel Licht. Wo der Weiße den Urbewhner noch nicht

verderbt hat, da ist derselbe ehrenhaft, gastfrei, zuverlässig, brav, tapfer, und allerdings auch rachsüchtig, aber doch immer ehrenhaft. Man kann sehr leicht mit ihm bekannt werden, und in seinen Wigwam Zutritt finden; man wird als Freund behandelt, der mit dem Indianer am Feuer, um welches Weib und Kinder herumsitzen, in Ruhe und Gemüthlichkeit eine Pfeife raucht, die ihm zuvorkommend dargeboten wird, und mit Sicherheit darf der Fremde darauf rechnen, bald nach seinem Erscheinen Speise und Trank zu erhalten. Der Indianer steht allerdings nicht auf der Stufe europäischer Gesittung, aber ohne ungerecht zu sein, kann man ihn nicht wild nennen. Das ist er nicht, denn er fühlt und handelt menschlich und hält sein gegebenes Wort. Wild sind der Bär und der Tiger, den aber doch der Thierbändiger van Amburgh zu zähmen vermochte, weil er die rechten Mittel dazu wählte. Die Europäer haben aber den „wilden" Indianern gegenüber, bei ihren Civilisationsbestrebungen ähnliches nicht verstanden. Ich war acht Jahre lang unter diesen Wilden; immer fand ich sie gütig und gastfrei; nie haben sie für Essen oder Trinken eine Vergütung angesprochen; häufig geleiteten sie mich als Führer und Beschützer durch Feindesland, und zwar unter eigener Lebensgefahr; nie ist mir auch nur das geringste entwandt worden, und ich hatte doch häufig eine große Menge von Gepäck. — Indessen die Indianer eilen dem Untergange unrettbar entgegen, sie gehen alle der sinkenden Sonne nach, hinüber zu den Schatten ihrer Väter, sie werden gehetzt wie das Wild, das mit ihnen zugleich verschwindet, und ihr Schicksal ist besiegelt."

Catlin ging von Philadelphia nach St. Louis im Staate Missouri, und bestieg dort im Jahr 1832 den Yellowstone, das erste Dampfboot, welches jemals den obern Lauf des Missouri befuhr, und das bis zu dem Punkte, wo der Yellowstone, d. h. Gelbesteinfluß in den mächtigen Strom fällt, hinaufsteuern sollte. Dort hatte die amerikanische Pelzhandelgesellschaft eine befestigte Faktorei angelegt, und das Dampfboot sollte dieselbe mit Vorräthen aller Art versorgen. Die Entfernung zwischen dem Ausgangspunkte und dem Ziele der Fahrt betrug nicht weniger als zweitausend englische oder etwa vierhundert deutsche Meilen, und die Reise war eine der gefährlichsten, welche je auf einem unbekannten Strome unternommen worden ist, gefährlicher noch als die Beschiffung des Euphrat durch Chesney oder des Indus durch Alexander Burnes. Aber sie war auch belohnend und romantisch in jeder Hinsicht, die Scene welche das Land zu beiden Seiten darbot, ausserordentlich mannigfaltig und abwechselnd, und häufig eilten die Indianer herbei, um das dampfende Schiff anzustaunen, welches Blitz und Donner mit sich führte. Mitten unter Naturerscheinungen, die ihm bis jetzt fremd gewesen waren, fühlte Catlin sich wohl, und verließ nur selten das Verdeck. Er war ja mitten in der freien Natur, hatte die Civilisation der Städte, die ihm längst nicht mehr zusagte, hinter sich, und konnte nach Herzenslust mit den Indianern verkehren, die ihn so mächtig anzogen. Es ergötzte ihn, wenn er sie auf schnellen Rossen, die flüchtigen Büffel verfolgend, über die grünen, in Blumenschmuck prangenden Wiesenfluren, dahin sprengen sah, oder wenn sie in ihren malerischen Trachten und vollständig bewaffnet an Bord kamen, um mit den Weißen zu verkehren.

Nach einer dreimonatlichen Fahrt warf das Schiff bei der oben angedeuteten Faktorei seine Anker aus. Diese bestand aus zehn bis zwölf Blockhäusern, und war mit allen Bequemlichkeiten reichlich versehen. Die vierzig oder fünfzig Leute, welche in derselben lebten, meist Reisediener der Pelzhandlungsgesellschaft, waren wohl genährt und frohen Muthes, und der Tisch der Agenten, auf welchem täglich Portwein und Madera stand, war stets mit den besten Leckerbissen besetzt, die das Land darbietet, hauptsächlich aber mit Biberschwänzen und Büffelzungen.

Der Missouri ist ein in jeder Beziehung merkwürdiger Strom. Von der Mündung des Yellowstone bis zu dem Punkte, wo er selbst sich in den Missisippi ergießt, ist er überall furchtbar reißend, und auf dieser zweitausend englische Meilen langen Strecke ist kaum eine ruhige Stelle vorhanden, wo ein Nachen ohne Anker oder Tau gesichert liegen könnte. Er wühlt sich, wenn Schneeschmelze oder Regen ihn anschwemmen, fortwährend an diesem oder jenem Punkte ein neues Bett, vertieft hier die Strombahn und wirft dort Sandbänke auf, in einem fort aber reißt er Erde von den Ufern ab und entwurzelt die ältesten Bäume, die er in seinen Strudel zieht; gerade diese sind es, welche die Schifffahrt so gefährlich machen. Sein Wasser ist beinahe immer trüb, schlammig und besonders im Frühjahr so dunkelfarbig, daß ein Silberstück oder eine weiße Muschel, wenn man sie in ein Glas wirft, und nur einen Achtelzoll von dem chocoladenfarbigen Missouriwasser darauf schüttet, nicht mehr zu erkennen sind. Die Ufer, obgleich zum größten Theil baumlos, gewähren dennoch einen schönen und mannigfaltigen Anblick; die Prairien wechseln mit Hügel und Thal, mit Bergen und Schluchten ab; sie werden von Büffeln, Elennthieren, Antilopen und Wölfen belebt, und häufig erscheinen ganze Büffelheerden, um ihren Durst zu löschen.

Nichts hätte unserm Maler erwünschter sein können, als daß eben eine beträchtliche Anzahl Indianer in der Faktorei anwesend war. Er fand Oschibbewäs, Assineboins, Knistenos, Schwarzfüße, Rabenindianer, Schiennes, Dickbäuche, Mandanen und manche andere. Gleich am Tage nach seiner Ankunft packte er Farben und Pinsel aus, und begann, ringsumgeben von Indianern aller Stämme, einen berühmten Krieger zu malen. Die Abbildung, welche er selbst entworfen, und die wir unsern Lesern mittheilen (Taf. 2.), zeigt die charakteristische Gruppe, welche den fremden Mann umlagert, der das Gleichbild eines Häuptlings auf die Leinwand zaubern konnte. Catlin stand von vorneherein bei ihnen im Rufe eines Medizinmannes, denn Medizin nennen sie alles, was geheimnißvoll ist und was sie nicht begreifen können. Darum hieß das Dampfschiff auch abwechselnd „das große Donnerkanot", oder „das große Medizinkanot mit Augen"; denn Augen mußte es, wie sie sagten, wohl haben, weil es von selbst seinen Weg fand, und von einem Steuermanne und Steuerrade hatten sie keinen Begriff.

Die Faktorei am Yellowstone war der Ausgangspunkt für Catlins weite und lange Wanderung. Wir finden ihn, seit er dieselbe verlassen, bald bei den Mandanen und Minetaren, den Missouri auf und ab wandelnd, oder die Prairien durchstreifend; an der Mündung des Tetonflusses, am Fort Leavenworth, am Platteflusse, überall zeichnend, malend oder dem Wilde nachstellend; dann wieder in St. Louis, wohin er seine Ausbeute in Sicherheit bringt, gleich nachher in Pensacola, am merikanischen Meerbusen, in Florida, am Redriver, im Lande der furchtbaren Kamantschen, oder zu Fort Gibson in Arkansas, und unmittelbar darauf einige hundert deutsche Meilen weiter nördlich am obern Mississippi, bei den Sioux, am obern See und an der Nordwestgränze der vereinigten Staaten, endlich im Jahr 1841 in London, von wo er im Herbst 1842 eine neue Reise in die Indianerländer angetreten hat.

Die Gefahren, welche er auf dieser langen Reise überstand, und die Entbehrungen, welche er erduldete, wollen wir nicht zu schildern versuchen; aber zwei Erlebnisse sollen nicht unerwähnt bleiben, weil sie geeignet sind, einen Begriff von der Eigenthümlichkeit jener weiten Steppen und von dem Charakter des Mannes zu geben, welcher dieselben nach allen Seiten hin, und zu allen Jahreszeiten durchzog.

Catlin war von seinem Zuge ins Land der Kamantschen nach dem Fort Gibson, einem Gränzpunkte in Arkansas, wo eine Abtheilung amerikanischer Truppen zum Schutze des Landes in Besatzung liegt, krank zurückgekommen. Ein Dragonerhauptmann, Wharton, war sein Leidensgefährte, und beide lagen, vom Fieber durchschüttelt, einige Wochen lang in demselben Gemache, dem Tode näher als dem Leben, und unfähig, zusammenhängend miteinander zu reden. Als Catlin fühlte, daß sein Puls wieder ruhiger schlug und er auf dem Wege der Genesung war, faßte er den Entschluß, ohne weitern Aufschub in eine kältere Gegend zu ziehen, weil er dort völlige Wiederherstellung erwartete, und bei längerem Verweilen im Fort Gibson einen Rückfall besorgte, der ihn ohne Zweifel auf die Bahre gestreckt haben würde. Er wollte allein, ohne irgend einen Begleiter, vom Arkansas bis zum Fort Leavenworth am Missouri, eine Strecke von weit über hundert deutschen Meilen, reisen, ließ sein treues Roß, das er Charley nannte, von der Weide holen und satteln, steckte einen Taschencompas zu sich, versah sich mit dem nöthigen Mundvorrath, und trabte wohlgemuth gen Norden, über die unbewohnte Steppe, durch das oft manneshohe Gras, ruhete am Tage aus, wo es ihm gerade recht war, und wenn es dunkel wurde, nahm er seinem Pferde den Sattel ab, der ihm zum Kopfkissen diente und hüllte sich in eine Büffelhaut, die ihn wärmte. Das Pferd wurde vermittelst eines langen Riemens an einem Pflocke befestigt, und grasete nach Belieben im Kreise umher, ohne, gleich seinem Gebieter, sich durch das Heulen der weißen Wölfe irre machen zu lassen, die bis in eine ziemliche Nähe herankamen, und das Feuer anstarrten, bei welchem Catlin seinen Caffee kochte. Erst mit Sonnenaufgang zogen sie mürrisch von dannen, um, wenn Roß und Reiter sich entfernt hatten, wieder zu kommen, und an einem etwa zurückgelassenen Knochen zu nagen.

Charley, ein vortreffliches Pferd, war früher im Lande der Kamantschen aus einer wilden Heerde herausgefangen worden. Es zeigte sich ungemein gelehrig, und ging völlig in die Absichten seines Gebieters ein, mit dem es schon früher eine Art von Freundschaft geschlossen hatte, welche während dieser Reise, als beide gänzlich aufeinander angewiesen waren, noch inniger wurde. Gewöhnlich rastete Catlin gegen Mittag am Ufer eines kleinen Flusses, wo er dürres Röhricht fand, um ein Feuer anmachen zu können, denn Holz war in der Steppe nicht zu finden. Eines Abends ließ Charley es sich beikommen, den Halfter, an welchem der Riemen befestigt war, abzustreifen, um, aller Bande ledig, frei umherzuspringen. Als Catlin mitten in der Nacht munter wurde, und wie gewöhnlich nach dem Pflocke griff, an welchem das Pferd befestigt war, gab der Riemen nach; das Pferd aber trabte ungebunden umher,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und alle Bemühungen es einzufangen, waren vergebens, da es sich wieder einmal an seine wilde Abkunft zu erinnern schien, und von keinem Zaum etwas wissen wollte. Catlin, legte sich daher abermals zum Schlafe nieder, und schlummerte ein. Plötzlich fühlt er, daß ihm etwas den Rücken drückt; er schlägt die Augen auf, und, zu seinem größten Entsetzen sieht er eine mächtige Gestalt über sich, er glaubt, es sei ein Indianer, der ihm die Kopfhaut abziehen will! Eiskalt rieselt es ihm durch die Adern, und es vergehen einige entsetzlich bange Augenblicke, ehe er sich überzeugen kann, daß jenes Schreckgebild niemand anders ist als sein getreuer Gaul, der aus Neigung oder Naturtrieb, oder aus beidem zugleich, sich wieder eingefunden und dicht neben seinen Herrn gestellt hat, über welchen er den Kopf bis auf das Gesicht herabhängen läßt! Aber am andern Morgen war er wieder fortgetrabt und wollte sich auch diesmal nicht einfangen lassen. Da nahm Catlin den Sattel auf den Rücken, und ging zu Fuße weiter. Nachdem er eine Strecke zurückgelegt hatte, blickte er sich nach Charley um. Dieser stand, Kopf und Schweif hoch haltend, unweit vom Feuer, neben welchem sich das Nachtlager befunden, schauete rund umher, kam dann, als sein Herr sich anschickte weiter zu wandern, in gestrecktem Trabe nachgerannt, und zitterte als er still stand und sich ruhig Zaum und Sattel anlegen ließ, wie ein Espenblatt. Seitdem machte er keinen weitern Versuch zu entfliehen; er trug seinen Herrn noch durch manches Wasser, über welches sie setzen mußten, und wurde hinwieder von diesem im Osascheflusse, in welchem er dem Ertrinken nahe war, gerettet. Am fünf und zwanzigsten Tage kam Catlin frisch und gesund im Fort Leavenworth an, wo seine Frau ihn erwartete, die er seit Jahren nicht gesehen hatte. —

Am Missouri entging Catlin einst einer fürchterlichen Lebensgefahr. An diesem Strome, so wie dem Plattefluß und dem Arkansas entlang, erstrecken sich meilenweite Ebenen, die vollkommen wagerecht und mit sechs bis acht, ja zehn Fuß hohem Grase bedeckt sind, so daß ein Reiter in den Steigbügeln hochauf stehen muß, wenn er über die Spitzen hinweg sehen will. Gegen den Herbst, wenn es dürr ist, fängt das Gras leicht Feuer, und erhebt sich dann, besonders gegen Abend, der Wind, so gleicht die ungeheuere Steppe einem Flammenmeere, das wie auf Sturmesflügeln, nach allen Seiten mit unglaublicher Raschheit sich verbreitet, und die schnellsten Rosse einholt. Einst ritt Catlin, von einigen Reisedienern, und einem Indianer, Namens Pamenoquah, d. h. dem rothen Donner, begleitet, durch diese Steppen. Sie kamen auf einen jener abgerundeten Hügel, die sich hin und wieder am Missouri erheben, und von welchem sie eine weite Aussicht genossen. „Als wir", sagt Catlin, „wieder auf der Fläche waren, äußerte ich gegen meine Begleiter, es werde wohl am zweckmäßigsten sein, in den Büffelpfad einzulenken, weil dort das hohe Gras niedergetreten, also das Reiten bequemer sei. Wenn wir scharf austraben lassen, fügte ich hinzu, so haben wir um Sonnenuntergang die Prairie hinter uns. Somit lenkten wir in jenen Pfad ein, der sich hin- und herschlängelte. Wir mochten kaum eine halbe Stunde denselben verfolgt haben, als unser Indianer vom Pferde stieg, sich der ganzen Länge nach auf den Boden ausstreckte, das Gesicht auf die Erde legte, plötzlich ein langgezogenes husch — sch — sch! hören ließ, und uns zurief: „der Feuergeist wohnt auf dieser Ebene! Er reitet in jener Wolke, und hält den Feuerbogen in seinen Händen, und schießt seine Pfeile, die schneller sind als Blitze. Das sagten uns unsere Väter, deren Knochen auf diesem Grunde bleichen. Denn noch ist es nicht lange her, daß Waschitons tapferer Sohn und die Krieger seines Stammes vom Feuergeist ereilt wurden, den die verrätherischen Sioux zu ihrer Hülfe herbeigerufen (d. h. Feuer angelegt) hatten. Freunde, ich sage euch, es ist die Jahreszeit des Brandes, und ich sage euch auch, der Feuergeist ist wach, ich rieche es!"

Und als Pahmenoquah so gesprochen, sprang er auf sein Pferd und winkte mit der Hand und ritt ins hohe Gras hinein. Wir ihm nach, so lange wir Athem behielten. Als wir abstiegen, um unser Mahl einzunehmen, blieb er ruhig stehen, wie eine Bildsäule; nur seine Augen rollten in ihren tiefen Höhlen, und schweiften umher. Auf einmal streckte er sich wieder auf die Erde hin, und hielt das Gesicht an den Boden. Vor uns lagen Büffelzungen, Pemmikan, Markknochen und wir ließen uns diese Herrlichkeiten trefflich munden. Da sprang der Indianer, rascher wie ein Elenn, in die Höhe, spähete mit dem Blicke umher, warf sich aber gleich wieder zu Boden.

Holla, was ist das? Pamenoquah, der rothe Donner, war wieder aufgesprungen, streckte seinen Arm über das Gras hin, und seine Augen rollten noch unheimlicher. „Weisser Mann", sprach er zu mir sich wendend, „siehst Du die kleine Wolke, welche sich dort von der Prairie erhebt? Sie steigt auf! Die Hufe unserer Rosse haben den Feuergeist geweckt; dieser Wind kommt aus seinen Nüstern, und er stürmt hinter uns her! — Dann sprengte er von dannen, und wir, das leckere Mahl im Stiche lassend, eilten ihm abermals nach. Manchmal, aber nur flüchtig und auf wenige Au-

genblicke, blickte er sich um. Anfangs zitterte der Wind um uns herum, dann wurde er mächtiger und mächtiger es war ein Rauschen wie von Adlerschwingen. Pamenoquah streckte seine Hand nach einem fernen Hügel aus, zuweilen einen gellenden Schrei ausstoßend, der mir durch Mark und Bein drang. Unsere Pferde rannten was sie rennen konnten, aber unsere Hoffnung war schwach, denn jener Hügel, welcher allein Rettung bringen konnte, erschien uns noch blau; Thiere und Menschen waren fast erschöpft. Die Sonnenstrahlen schwanden, ein kühles Dunkel begann uns entgegenzukommen, und Keiner von uns wagte hinter sich zu blicken. Aber Rauschen und Tosen, wie von einem Wasserfalle, wurde immer vernehmlicher, es kam uns immer näher und näher, der Wind wurde immer heftiger, er wurde zu einem wüthenden Sturme, der Schaaren von kreischenden und schrillenden Vögeln vor sich hertrieb, und leichtfüßige Antilopen, und langbeinige Hasen, deren Schnelligkeit im Laufe schwerlich übertroffen wird, und welche wie im Fluge kaum das Gras streiften. Es war damals keine Zeit zum Denken und Beobachten, aber ich entsinne mich doch, daß der Himmel bedeckt war, daß ich donnern hörte, daß ein unheimliches, entsetzliches Gelbroth das Gewölk färbte, und daß ein eigenthümlicher Geruch, den der Sturm mit sich trieb, mir starres Entsetzen in die Seele jagte. Und das gellende Geschrei des Indianers schrillte durch den Sturm, des rothen Donners Mantel flatterte in der Luft, sein Roß war mit Schaum bedeckt und stürmte dem Hügel entgegen.

Es handelte sich um Leben und Tod, und wir strengten die letzten Kräfte an, um Athem zu holen und den Gipfel des Hügels zu erreichen. Ja, wir erreichten ihn; wir waren einem ungeheuren Feuermeere entronnen! Großer Gott, rief ich unwillkürlich und von Schauer überwältigt, aus, wie entsetzlich erhaben und überwältigend ist dieser Anblick!

Kein Dichter, kein Maler vermöchte das, was mein Auge sah, was meine Seele durchbebte, auch nur annähernd wieder zu geben; aber fragt den Indianer. Oder wenn ihr gesehen hättet, wie jeder Muskel an ihm sich zuckend dehnte, und wie seine Augen rollten, und gehört wie das langgezogene husch — sch — sch! aus den Tiefen seiner Brust hervorquoll!

Unter mir qualmte ein ungeheures Wolkgewirr grauschwarzen Rauches auf der ganzen Ebene, über einem Oceane flüssigen Feuers. Es war eine Scene der entsetzlichsten Verwüstung! Wir, auf unserem Standpunkte waren gesichert, aber wir zitterten am ganzen Leibe. O wie unheimlich tobte und heulte das Sturmesungeheuer über das Land; meine Ohren betäubte ein unaufhörlicher Donner und mein Auge hätte die Blitze nicht zu zählen vermocht!"

Der Flüchtling.

An einem jener furchtbar schwülen Tage, an welchem die Atmosphäre durch die aus den Morästen Louisianas aufsteigenden Dünste verpestet wird, eilte ich Nachmittags von einem Jagdausfluge zurück, dem Nachtlager zu. Ich war mit fünf oder sechs ibisartigen Vögeln beladen, welche ich geschossen hatte, und trug ausserdem eine schwere Flinte. Nach einiger Zeit gelangte ich an ein schlammiges Bayou (ein todtes Wasser) das zwar nur wenig Schritte breit war, dessen Tiefe ich aber, wegen des Morastes nicht bestimmen konnte. Das Hindurchwaten mit meiner schweren Last schien mir auf jeden Fall gefährlich, ich warf daher meine Vögel, einen nach dem andern, auf das andere Ufer, that zuletzt dasselbe mit meinem Gewehr, Pulverhorn und der Jagdtasche, zog mein Jagdmesser aus der Scheide, um mich im Nothfalle gegen die Zudringlichkeit der Alligatoren zu vertheidigen, und stieg dann, meinen treuen Hund zur Seite, wohlgemuth ins Wasser. Langsam und vorsichtig ging ich Schritt vor Schritt, und mein Plato schwamm um mich herum, froh sich in dem erfrischenden Wasser abkühlen und seine Glieder stärken zu können. Das Wasser wie der Schlamm wurden gegen die Mitte hin immer tiefer, aber ich kam glücklich hindurch.

Kaum stand ich auf der andern Seite des Ufers, als mein Hund unruhig auf mich zu lief. Er war offenbar erschrocken, es mußte in der Nähe nicht recht geheuer sein, seine Augen glänzten ungewöhnlich, er fletschte die Zähne und fing an zu bellen. Ich meinte

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

anfangs, er könne wohl einen Wolf oder Bären gewittert haben, und war eben stehen geblieben, um den Hahn zu spannen; — da donnerte mir plötzlich eine tiefe Stimme zu: „Steht, oder Ihr seid des Todes!" Solch ein Zuruf in dieser Einöde kam mir in jeder Hinsicht unerwartet. Ich schlug mein Gewehr an, obwohl ich den Menschen, der mir jene Worte zugerufen, noch nicht sah; allein ich war entschlossen, mir um jeden Preis freien Weg zu erzwingen. Plötzlich kam ein schlank aber kräftig gebauter Neger aus dem Gestrüpp hervor, in welchem er bis jetzt verborgen gelegen hatte, und wiederholte noch lauter als das erstemal seine Worte. Hätte ich den Finger an den Drücker gelegt, so wäre er eine Leiche gewesen; ich sah aber, daß das Gewehr, welches er auf meine Brust gerichtet hielt, ein altes, verrostetes Ding war, welches mir nur geringe Furcht einflößte, weil nichts wahrscheinlicher war, als daß es versagen würde. Ich wollte also nicht gleich zum Aeussersten schreiten, nahm meine Flinte wieder aus dem Anschlage, streichelte Plato, damit er Ruhe halte, und fragte den Mann: was er eigentlich wolle?

Meine sichere Ruhe und meine Herablassung, die auf den an Unterwürfigkeit gewöhnten Neger einen tiefen Eindruck machte, verwirrten ihn. „Herr," sprach er, „ich bin ein Flüchtling; bin meinem Herrn entlaufen. Ich hätte Euch vielleicht niederschießen können, aber Gott verbietet Menschenblut zu vergießen; er hätte mich gewiß für solch ein Verbrechen schwer heimgesucht. Ich bitte Euch um Nachsicht; macht es gnädig mit mir; ich flehe Euch um Gotteswillen, tödtet mich nicht."

„Und weshalb bist Du von deiner Pflanzung entlaufen, wo Du es doch gewiß besser hattest, als hier mitten in diesem ungesunden Morast?"

„Herr, meine Geschichte ist kurz, aber ach, wie traurig ist sie! Mein Lager ist hier ganz in der Nähe; Ihr könnt heute Abend doch nicht mehr heim kommen. Folgt mir: ich verspreche Euch bei meiner Ehre, Ihr sollet sicher ruhen bis morgen, und dann will ich Euch die Vögel da bis zum gebahnten Wege tragen."

Die großen lebhaften Augen des Negers, aus denen Verstand hervorleuchtete, der gefällige Ausdruck seines Wesens und die Aufrichtigkeit, welche in seinem Ton zu liegen schien, machten auf mich einen guten Eindruck, und ich war entschlossen, die Sache zu wagen. Ohnehin mußte ich mir gestehen, daß ich ihm in jeder Hinsicht gewachsen war, und ausserdem hatte ich noch meinen Hund, auf welchen ich mich völlig verlassen konnte. Ich antwortete ihm also, daß ich ihm folgen wolle. Er bemerkte recht wohl, daß ich diese Worte stark betonte, wußte auch, was ich damit andeuten wollte; denn er wandte sich um, und sagte: „Hier, Herr, nehmt mein Messer, und seht, ich will den Stein vom Flintenschlosse abschrauben!"

Erstaunt über diesen Vorgang stand ich da; ich wußte nicht was ich sagen sollte. Das war mir zu viel. Das Messer wollte ich nicht annehmen, bat den Neger seine Flinte bereit zu halten, um etwa einen Bären oder einen Kuguar, der uns in den Weg kommen konnte, abzuwehren, und schüttelte ihm herzlich die Hand. „Herr," sprach er, „ich danke Euch herzlich, und dabei drückte er mir die Hand in einer Weise, die mir bewies, daß der Druck von Herzen kam, und daß es seiner Faust nicht an Kraft fehlte.

Nun schritten wir beide durch den Wald nebeneinander her. Mein Plato schnoberte zuweilen an dem Schwarzen herum, beruhigte sich aber, da er hörte, daß ich ruhig und gelassen mit demselben sprach, und streifte umher, wenn ich ihn nicht zu mir pfiff. Dem Neger bemerkte ich, daß er den Weg gegen Westen nehme, was die entgegengesetzte Richtung war, die ich hatte einschlagen wollen; er sagte aber, es geschehe das lediglich zu unserer Sicherheit.

Nachdem wir eine Zeitlang weiter gegangen und über mehrere Bayous gesetzt waren, — wobei er mir immer sein Gewehr und sein Messer auf das jenseitige Ufer warf, und stehen blieb, bis ich hinüber war, — gelangten wir endlich an den Rand eines ungeheuern Röhrichtbruches, aus welchem ich früher einmal einiges Wild aufgejagt und erlegt hatte. Wir schlugen uns hinein, und gingen bald aufrecht und manchmal auf allen Vieren. Mein Neger gab auch hier den Wegweiser ab, räumte die oft verwickelten Stengel zur Seite, und war mir, sobald wir an einen umgefallenen Baumstamm kamen, stets sorgsam behülflich hinüber zu kommen. Ich überzeugte mich, daß er Wald und Einöde so gut kannte, wie der beste Indianer, denn er hielt den geraden Weg so genau ein, wie irgend eine Rothhaut, mit welcher ich jemals auf der Wanderung gewesen. Plötzlich gab er einen lauten Schrei von sich, der dem Krächzen einer Eule glich. Das überraschte mich, und noch einmal schlug ich an. „Besorgt nichts, Herr," sagte er, „ich gebe nur Weib und Kindern ein Zeichen, daß ich in der Nähe bin." Bald vernahm ich einen ähnlichen Schrei, der die Antwort sein sollte, und des Flüchtlings Lippen verzogen sich zu einem wohlthuenden Lächeln, wobei ich seine beiden Reihen glänzend weißer Zähne sehen konnte. Es war nun beinahe völlig dunkel geworden. Der Neger sprach wieder: „Herr, meine Frau ist zwar schwarz, aber für mich so schön, wie dem Präsidenten sein Weib vorkommt;

sie ist meine Königin, und meine Kinder sind mir so lieb, wie einem Könige seine Prinzen. Ihr sollt sie alle sehen, denn, Gott sei gedankt, da sind sie."

Mitten im Röhricht fand ich eine ordentliche Wohnung; ein Feuer loderte empor, und auf den Kohlen wurde Wildpret geröstet. Ein neun- oder zehnjähriger Knabe blies die Asche von einigen süßen Kartoffeln ab. Ringsumher gewahrte ich allerlei Hausgeräth sorgfältig vertheilt, und das Lager, welches der ganzen Familie als Schlafstätte zu dienen schien, bestand aus einer Anzahl von Hirsch- und Bärenfellen. Als wir angelangt waren, schlug die Frau ihre Augen nieder, und die drei Kleinen drängten sich wie die Waschbären in eine Ecke. Der Flüchtling aber sprach ihnen Muth ein, und brachte es bald dahin, daß sie in mir einen Mann sahen, den ihnen die Vorsehung geschickt habe, um sie aus aller Noth zu erlösen. Sie hingen meine Kleider zum Trocknen auf, und der Neger fragte, ob er mein Gewehr reinigen und einschmieren sollte, was ich bejahete. Seine Frau gab meinem Plato ein mächtiges Stück Fleisch; er war mit den Kindern bereits so vertraut geworden, daß sie mit ihm spielen durften.

Versetze Dich, Leser, einmal in meine Lage. Ich war wenigstens vier Stunden weit von meinem Quartier entfernt. Die nächste Pflanzung lag zwei Stunden weit von uns, und ich war in die Hände einer Negerfamilie gegeben. Unwillkürlich folgte mein Auge allen Bewegungen des Flüchtlings, allein bald sah ich, daß nichts von ihm zu besorgen war, und jeder Argwohn oder Verdacht wich von mir, als nicht mehr zu bezweifeln stand, daß er sein ganzes Streben darauf richtete, mir gefällig zu sein und mich in jeder Hinsicht von seinen guten Absichten zu überzeugen. Das Wildpret und die Kartoffeln sahen einladend genug aus, und als mein Wirth mich freundlich bat, vorlieb zu nehmen, langte ich herzhaft zu und hielt eine vortreffliche Mahlzeit.

Nachdem wir gegessen hatten, wurde das Feuer ausgelöscht, und ein Stück brennendes Kienholz in einen ausgehöhlten Flaschenkürbis gestellt. Ich bemerkte, daß Mann und Frau Etwas auf dem Herzen hatten, das sie mir mittheilen wollten, und ich that ihnen offenbar einen großen Gefallen, als ich sagte, sie möchten nur frei von der Leber wegreden, und ihr Herz erleichtern. Da erzählte mir denn der Neger seinen Lebenslauf, aus welchem folgendes das Wesentlichste ist.

Vor etwa anderthalb Jahren, wurde ein Pflanzer, der nicht fern von hier wohnt, zu gleicher Zeit von mehreren Unglücksfällen heimgesucht, und um sich aus der dringendsten Verlegenheit zu helfen, mußte er seine Sklaven losschlagen. Man wußte in der Umgegend recht gut, was seine Neger werth waren; am Versteigerungstage theilte der Ausrufer die Sklaven in mehrere Partieen, und bot sie auch einzeln aus, um den höchstmöglichen Preis dafür zu erzielen. Mein Flüchtling, der als ein unverdrossener, kräftiger Arbeiter bekannt war, und dessen Frau gleichfalls tüchtig schaffen konnte, wurde einzeln ausgeboten, und sehr theuer bezahlt. Die Frau schlug man, getrennt von ihrem Manne, für achthundert Dollars los. Die Kinder gingen gleichfalls einzeln weg, und „wegen der guten Zucht," fiel hohes Gebot.

Mein Wirth war vom Plantagenaufseher ersteigert worden, weil dieser den Werth des Mannes am Besten zu schätzen vermochte; die Frau ging an einen Pflanzer über, der etwa fünf und zwanzig Stunden weit entfernt wohnte. Die Kinder kamen einzeln in verschiedene Hände. Es war ein schreckliches Loos für den zärtlichen Vater, so herzlos von allem getrennt zu werden, was auf Erden sein Glück ausmachte. Eine Weile trug er den ungeheuern Schmerz; aber er sann hin und her, wie er wieder mit seinen Lieben vereinigt werden könne. Die Namen der Leute, von welchen Weib und Kinder ersteigert worden waren, hatte er sich gemerkt. Er stellte sich eine Zeit lang angegriffen und krank, wenn er es durch die Trennung von den Seinigen nicht wirklich war, nahm einige Tage lang keine Nahrung zu sich, und wurde von seinem neuen Herrn, der keinen so guten Kauf, als er erwartet, gemacht zu haben schien, wenig beachtet.

In einer dunkeln Nacht als der Orkan mit gewaltiger Wuth durch das Land dahin brauste, bewerkstelligte der arme Neger seine Flucht. Da er mit der Umgegend genau bekannt war, und alle Wege und Stege in dem sumpfigen Gelände kannte, so schlug er sich sogleich in jenen abgelegenen Rohrbruch, wo ich ihn fand. Wenige Nächte später war er auf der Pflanzung, wohin seine Frau gebracht worden war, und in der folgenden Nacht hatte er sie entführt. Eben so gelang es ihm nacheinander seine Kinder zu rauben, und nach unsäglicher Angst und mannigfachen Gefahren hatte er endlich seine Familie wieder um sich.

Aber es war nicht leicht in dieser Wildniß für deren Unterhalt zu sorgen. Als von mehreren Pflanzungen fast zu gleicher Zeit gemeldet ward, es seien Neger entflohen und Niemand wisse wohin, wurde die Gegend weit und breit von bewaffneten Pflanzern durchzogen, die sich um jeden Preis der so wunderbar Entschwundenen wieder bemächtigen wollten. Aber Noth treibt bekanntlich selbst den Wolf aus dem Walde, und der Flüchtling wagte es, bei nächtlicher Weile, die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

EINNAHME VON CHASNI

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Pflanzung seines Herrn, dem er entlaufen war, zu besuchen, auf welcher er stets menschlich und gütig behandelt worden war. Die Hausklaven, die Mitleiden fühlten, waren ihm in jeder Hinsicht behülflich, und wenn der Morgen graute, so war er wieder daheim in seinem Lager und brachte reichlichen Vorrath von Lebensmitteln. Eines Tags, als er wilde Früchte suchte, fand er einen Bären, der vor einer mit einem Flintenlaufe versehenen Falle, todt da lag. Er nahm den Bären und den Flintenlauf mit; seine Freunde auf der Pflanzung steckten ihm Pulver und Kugeln zu, und so konnte er denn im Röhricht jagen. Muthig und unverzagt, wurde er allmälig dreister und wagte sich weiter weg, und auf einem seiner Ausflüge war ich mit ihm zusammengetroffen. Er versicherte mich, daß er durch das Geräusch, welches ich beim Uebergange der Bayou verursachte, um einen prächtigen Hirsch gekommen sei, obwohl seine alte rostige Flinte, wie er hinzufügte, häufig versage.

Nachdem Mann und Frau mir das Geheimniß offenbart und dadurch ihre Brust erleichtert hatten, standen sie, die Augen mit Thränen gefüllt, von ihren Sitzen auf. „Ich bitte Euch um Gotteswillen, guter Herr, thut was für uns und unsere Kinder," seufzte die gefühlvolle Negerin, und der Mann wiederholte die Bitte. Die unschuldigen Kleinen waren inzwischen längst eingeschlafen und lagen in süßer Ruhe. Wer hätte hier theilnahmslos bleiben können? Ich versprach Alles, was in meinen Kräften stehe, für sie zu thun, und legte mich zum Schlafe nieder, während jene beiden für mich wachten.

Der Tag brach an; die Luft war rein, die Sonne strahlte in goldenem Glanze und ich sagte ihnen, die Heiterkeit des Himmels scheine mir ein glückverkündendes Zeichen, und ich zweifle nicht daran, daß man ihnen Vergebung angedeihen lassen werde. „Nehmt Eure Kinder mit," sprach ich, „und folgt mir zur Pflanzung eures ersten Gebieters." Willig gehorchten sie. Meine Vögel wurden am Lager aufgehängt; zum Zeichen, daß ich da gewesen, machte ich in mehrere Bäume tiefe Einschnitte, und verließ dann mit den Negern das Röhricht. Wir gelangten bald zu der Wohnung des Pflanzers mit dem ich gut bekannt war, und bei dem mir ein freundlicher Empfang wurde. Bevor eine Stunde verging, hatte ich es dahin gebracht, daß er die ganze Familie behalten wollte. Einige Tage nachher kaufte er die Frau und die drei Kinder von ihren Eigenthümern und behandelte alle fünf gütig und liebevoll. Sie waren nun so glücklich, wie Sklaven nur sein können, und haben seither ihrem Herrn treu und fleißig gedient.

Dieser Vorfall machte übrigens in Louisiana allgemeines Aufsehen, und es wurde seitdem gesetzlich festgestellt, daß Sklavenfamilien ohne ihre eigene ausdrückliche Einwilligung nicht mehr getrennt werden dürfen.

Die Erstürmung von Ghasni durch die Engländer im Juli 1839.

(Taf. 3.)

Die Welt pflegt insgemein große Unternehmungen nach dem Erfolge zu beurtheilen. Ist derselbe günstig, so fehlt es denen, welche sie anriethen oder ausführten selten an Ruhm und Lob, wie im Gegentheile der Tadel nicht ausbleibt, wenn der weitere Fortgang den zuerst gehegten Erwartungen nicht entspricht. Alsdann findet eine späte Kritik überall Fehler, und leicht wird vergessen, was man im Anfange als großartig und preiswürdig hervorgehoben.

So geht es auch mit dem Heerzuge, welchen die Engländer im Jahre 1839 über den Indus nach Afghanistan unternahmen. Als die Kunde von demselben nach Europa kam, eine günstige Nachricht auf die andere folgte, der Zweck der Expedition erreicht schien, und Schah Schudscha wieder auf dem Throne seiner Väter in der Burg zu Kabul saß, da staunte Jederman über die Kühnheit, die Tapferkeit und das Glück der Engländer. Als aber späterhin die Gefahren der Unternehmung sich deutlicher herausstellten, die englischen Politiker und vielleicht auch die Heerführer Mißgriffe machten, die Afghanen sich von ihrer ersten Bestürzung erholten, bald wieder zu den Waffen griffen, von den

Elementen selbst begünstigt, den Europäern Schach boten und dieselben in den früher eroberten Plätzen einschlossen, da entdeckte man plötzlich, daß jenes Unternehmen auch seine großen Gefahren habe, und bemerkte, sehr weise: „Erobern ist leichter als behalten; die Engländer hätten sich besser vorsehen sollen; man mußte den Krieg gegen ein so tapferes Volk nicht so leichtsinnig anfangen, und hatte man ihn einmal begonnen, mit größeren Mitteln und gehörigem Nachdruck führen."

Schwerlich sind diese Gemeinplätze den Männern, welche nach langer und sorgfältiger Erwägung, zuletzt das Glück der Waffen zu versuchen beschlossen, unbekannt gewesen. Wenn sie es aber trotzdem vorzogen, den Zug gegen Afghanistan zu unternehmen, so müssen sie durch gewichtige Gründe dazu bestimmt worden sein. Und in der That fehlt es an solchen durchaus nicht. Es handelte sich ganz einfach darum, die Besitzungen Englands in Ostindien gegen äußere und innere Feinde sicher zu stellen, damit nicht die Errungenschaft eines mühe- und ruhmvollen halben Jahrhunderts in Gefahr gebracht würde. Zuvörderst hatten sich schon vor dem Jahre 1838 die Verhältnisse zwischen England und Persien ungünstig gestaltet. Der Schah hatte die englischen Offiziere, welche das persische Heer auf europäische Weise einüben sollten, verabschiedet und durch Russen ersetzt. Der englische Gesandte Mac Neil verließ nothgedrungen Teheran. Der Schah, dazu aufgestachelt, unternahm einen Kriegszug gegen Kamram, den Beherrscher von Herat, und belagerte denselben, trotz Englands Abmahnung, in seiner Hauptstadt. Dost Mohammed Khan von Kabul, und Kohandil Khan von Kandahar, machten aus ihrer Feindschaft gegen England und ihrer Hinneigung zu Rußland gar kein Hehl; sie standen mit mißvergnügten indischen Fürsten in Verbindung, und der Generalstatthalter fürchtete Verschwörungen gegen Englands Macht, deren Fäden von Katmandu in Nepal bis Birma, wo der Kaiser offen rüstete, gereicht haben sollen.

Während der früheren bürgerlichen Unruhen im Afghanenstaate und in den Kriegen, welche dasselbe mit Randschit Singh, dem Beherrscher von Lahore führte, war Peschauer, ein Theil jenes Afghanenlandes, dem Könige der Sikh unterthan geworden. Dost Mohammed Khan, ein ausgezeichneter und kräftiger Mann, der Afghanistan wieder zu einem mächtigen Reiche emporheben wollte, ersuchte die indische Regierung, dahin zu wirken, daß jenes losgerissene Peschauer wieder unter seine Herrschaft zurückgebracht und von Randschit Singh ihm abgetreten werde. Daß dieser letztere aber zu einer solchen Herausgabe auf gütlichem Wege nicht zu bewegen sei, war gar kein Geheimniß. Den Engländern blieb also nichts übrig, als sich entweder mit Dost Mohammed Khan gegen Randschit Singh zu vereinigen, oder diesem ihrem alten Bundesgenossen von Lahore treu zu bleiben, und des Afghanen Zumuthung zurückzuweisen. Sie wählten das Letztere, und seitdem schloß Dost Mohammed sich den Feinden Großbritanniens enger an. Fremde Agenten waren fortan in Mittelasien überall thätig, dem Khan wurde von ihnen vierzig tausend Dukaten versprochen, die Sirdars von Kandahar hatten deren zehntausend wirklich erhalten, und man versuchte auch die Emirs von Sindh in das Interesse Rußlands zu ziehen, dessen Einfluß in allen Ländern zwischen dem Indus und dem kaspischen See in fortwährendem Steigen war. Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß man in Kalkutta sich entschließen konnte, alles aufzubieten, um sowohl Indien als die Nachbarländer von dem Uebergewichte Großbritanniens auf eine eindringliche Weise zu überzeugen; auch handelte es sich darum, den Indus für britische Dampfschiffe, Waaren und Unterhändler eben so wohl zugängig zu machen, wie der Ganges seit langer Zeit es schon war. Solches war die Veranlassung zu dem Feldzuge der Engländer nach Afghanistan.

Wir haben hier die Verhältnisse kurz und einfach dargestellt, weil dieselben namentlich in der neuesten Zeit vielfach entstellt worden sind. Die Engländer konnten schwerlich umhin, einen energischen Schritt zu thun. Ob sie aber in der Wahl ihrer Mittel sich nicht vergriffen haben, ob es klug war, den in Afghanistan tief verachteten und schon früher zweimal vertriebenen Schah Schudscha-ul-Mulk wieder auf den Thron von Kabul zu setzen, das ist freilich eine andere Frage, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde. Es lag aber im Plane, den englischen Einfluß in Mittel-Asien dadurch zu befestigen und zu erweitern, daß ein ergebener Mann, auf dessen Anhänglichkeit man rechnete, den Thron eines bis dahin feindlichen Landes bestieg; man wollte fremdem Einfluß entgegen wirken, und den englischen Waffen im fernen Morgenlande neuen Glanz verleihen. Und dieses letztere wenigstens ist, trotz des unerhörten Unglücks, welches später die englische Armee auf dem Rückzuge von Kabul betroffen, vollständig gelungen. Die indischen Soldaten, die Sipahis, wetteiferten an Tapferkeit mit den europäischen Regimentern; sie nahmen unter der Anführung eines im Feldlager ergrauten Helden, Sir John Keane's, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen Kandahar, hielten darauf ihren Einzug in die alte Stadt der ghaznavidischen Sultane, welche sie binnen einigen Stunden

genommen, setzten einen neuen Herrscher auf den Thron von Kabul, und vollbrachten das Alles in einem einzigen kurzen Feldzuge, der zu den merkwürdigsten aller Zeiten gehört.

Muthig und herzhaft begannen und vollführten die Britten den Zug, der nur wenige seines Gleichen gehabt hat, und den man, was die Mühseligkeiten und Gefahren betrifft, mit dem Rückzuge des macedonischen Alexanders durch die gedrosische Wüste verglichen hat. Unangefochten legte das Heer den berühmten und gefährlichen Bolanpaß zurück, und gegen Ende des Märzmonats 1839 stand die aus bengalischen Regimentern gebildete Heeresabtheilung, unter Sir Henry Fane's Anführung, zu Quettah, im Gebiete des Khans von Kelat, um sich dort mit dem Armeecorps Sir John Keanes zu vereinigen. Diese letztere hatte auf dem Zuge unsäglich gelitten. Als sie vom Tieflande aus sich in Bewegung setzte, war dort längst Frühling; aber als sie hinanstieg zum Hochlande, wo noch völliger Winter und die Gegend weit und breit mit Schnee bedeckt war, fielen tausende von Kameelen. Sie wurde auf allen Seiten von feindlichen Beludschen umschwärmt, die ihr keinen Augenblick Ruhe gönnte, und als sie endlich in Quettah anlangte, fand sie die erwarteten Mundvorräthe nicht, weil der Häuptling jener Stadt seine deßhalb gegebenen Versprechungen unerfüllt gelassen hatte. Der Heerführer sah sich daher gezwungen, Pferde und Kameele, deren er doch so nothwendig zur Fortsetzung des Zugs bedurfte, schlachten zu lassen. Dazu kam, daß die indischen Soldaten, auf welche die Kälte höchst nachtheilig eingewirkt hatte, in solcher Menge starben, daß die sechstausend Mann Hülfstruppen, welche Schah Schudscha gestellt, bald auf fünfzehnhundert zusammengeschmolzen waren.

Aber alle diese Uebelstände vermochten Keane's Muth nicht zu beugen. Auf seinen guten Stern vertrauend, trat er von Quettah aus den weitern Marsch über das Gebirge an, und befand sich bald auf der Hochebene von Kandahar, welche etwa 5000 Fuß über dem Meere liegt. Er rückte vor die gleichnamige Stadt, nahm dieselbe am 21. April ein, verpflegte mit den dort in reichlicher Menge aufgehäuften Vorräthen seine abgematteten Krieger, und brach, als sie sich erholt und frische Kräfte gesammelt hatten, gegen Ghasni auf.

Diese Stadt, welche die Engländer Ghizni oder Ghasni heißen, und deren Name Siegesstadt bedeutet, war einst als Residenz der ghasnavidischen Sultane im Morgen- und Abendlande hochberühmt. Mahmud, im Anfange des eilften Jahrhunderts, erhob es zu einer großen und reichen Stadt; von ihr aus unternahm er siegreiche Heerzüge gegen Indien, und schmückte mit den dort geraubten Schätzen die Moscheen seiner Kapitale, die damals auch ein Hauptsitz der schönen Wissenschaften war, und in welcher der berühmte persische Dichter Firdusi, der das Heldengedicht Schahnameh, das „Buch der Könige" schrieb, längere Zeit an Mahmuds Hofe lebte. Als aber später die Dynastie der Ghasnaviden sank, gerieth auch ihre Hauptstadt in Verfall. Schon im sechszehnten Jahrhundert zeigte sie kaum noch einen Schatten von ihrem früheren Glanze, und kam im Fortgange der Zeit immer mehr herab. Die von Mahmud errichteten Denkmäler, die herrlichen Bäder und Moscheen, die mit Waaren gefüllten Bazare, sind verschwunden; nur das Marmorgrab Mahmuds und die Ruhestätten einiger mohammedanischen Heiligen, deren so Viele hier begraben liegen, daß Ghasni den Beinamen des zweiten Mekka erhielt, überdauerte die Zerstörungen der seit ihrem Baue verflossenen Jahrhunderte. Aber als Festung war dieser, von Kabul, der Hauptstadt Afghanistans, noch etwa eilf deutsche Meilen entfernte Ort, stets von Bedeutung geblieben. Ghasni galt von jeher bei den orientalischen Völkern für uneinnehmbar. In der That war es stark durch seine natürliche Lage und durch Werke der Kunst, und Keane erklärte in seinem amtlichen Berichte, daß die Festigkeit Ghasni's alle seine Erwartungen übertroffen habe. Von Europäern war diese Stadt selten besucht worden, und man hatte früher über sie keine genaue Kunde. Die Engländer waren daher nicht wenig erstaunt, als sie hohe Wälle und Mauern fanden, die von zahlreichen Thürmen flankirt und mit breiten Gräben umzogen waren. Die Citadelle liegt auf einer Anhöhe und beherrscht die ganze Stadt und deren Umgebung. Die Afghanen hatten Verrammelungen, Pfahlwerke und feste Außenwerke angelegt, welche den Fluß beherrschten. Seit dreißig Jahren war ununterbrochen daran gearbeitet worden, den Platz so stark als möglich zu machen, und die Engländer fanden in demselben eine Besatzung von dreitausendfünfhundert Mann auserlesener afghanischer Krieger, welche Mohammed Hayder, Mohammed Khans Sohn, befehligte. Die Citadelle war mit Geschütz, Kriegsbedarf und Mundvorräthen aller Art reichlich versehen die Besatzung leistete verzweifelten Widerstand, und doch fiel Ghasni binnen zwei Stunden in die Gewalt der Feinde! So überlegen ist europäische Kriegszucht, gegenüber der ungestümen aber ungeregelten Tapferkeit asiatischer Völker.

Auf dem Marsche von Kandahar nach Ghasni wurde das Heer ununterbrochen von Afghanenhorden umschwärmt, welche zwar den Zug belästigten und beunruhigten, aber keinen eigentlichen Angriff wagten. Endlich langte dasselbe vor der Stadt an. Sogleich eröffnete die Besatzung gegen die vorderste Kolonne ein lebhaftes Kanonenfeuer, während zu gleicher Zeit hinter den Gärten und Verschanzungen hervor Musketenschüsse in ungeheurer Menge fielen. Dessen ungeachtet setzten die Engländer in diesem Kugelregen über den Fluß von Ghasni, der den Namen Loger führt, und gegen Norden zum Kabulstrome fließt, in welchen er mündet. Bald war nun die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, und auch die nach Kabul führende Straße besetzt, um den etwaigen Angriff eines andern Sohnes von Dost Mohammed abzuwehren, welcher in der Nähe stand, und die bedrohete Stadt entweder entsetzen, oder wenigsteus die Garnison mit frischen Truppen verstärken wollte. Indessen brach die Dunkelheit ein. Die Engländer waren zwischen zwei Feuer gerathen und die Afghanen wagten einen Angriff gegen die auf dem Marsche hart mitgenommenen Hülfstruppen Schah Schudschas, die sich aber mit großer Herzhaftigkeit wehrten und im Scharmützel einige Fahnen erbeuteten. Die Afghanen verhielten sich während des übrigen Theils der Nacht ruhig, und am folgenden Tage, den 22. Juli, konnten die Engländer ungehindert alle nöthigen Vorbereitungen zum Sturme treffen. Es lag Anfangs in der Absicht des Feldherrn, eine Bresche zu schießen; er überzeugte sich aber bald, daß damit, wegen der ausserordentlich dicken Mauern viel kostbare Zeit verloren gehen würde, und daß er leichter zum Ziele gelange, wenn er das nach Kabul führende Thor sprengen und gleich nachher Sturm laufen lasse. Um Mitternacht setzte sich daher die Pferde- und Kameelartillerie in Bewegung, näherte sich in aller Stille bis auf etwa dritthalbhundert Schritte der Festung, und auch das Fußvolk nahm, von der Nacht begünstigt, möglichst vortheilhafte Stellungen ein. Als der Morgen heraufdämmerte, kurz vor drei Uhr, wurde dann das bezeichnete Thor mit Petarden gesprengt, und von beiden Seiten der Artillerie ein mörderisches Feuer zugleich gegen die Citadelle und die Stadtmauern eröffnet. Das zumeist aus Sipahis, d. h. indischen Soldaten, bestehende Fußvolk nahm einen günstigen Augenblick wahr, und drang zuerst in das Thor ein, Andere folgten und stürmten mit ihnen gemeinschaftlich in die Citadelle, deren Besatzung verzweifelten Widerstand leistete. Als die Afghanen sahen, daß sie sich auf die Länge nicht würden halten können, verließen sie ihre Kanonen, stürmten, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, wie Rasende ins Handgemenge, wurden aber zurückgedrängt und theilweise entwaffnet, während Viele, um dem Feinde nicht lebendig in die Hände zu fallen, sich über die Wälle hinabstürzten und in den Gräben ihren Tod fanden.

Unsere Abbildung, welche nach der Zeichnung eines bei der Einnahme der Festung thätig gewesenen englischen Offiziers ausgeführt ist, gibt eine getreue Ansicht der Citadelle im Augenblick der kühnen Erstürmung des Kabulthores.

Die britische Reichsfahne flatterte bald nach Sonnenaufgang stolz vom Thurme der Citadelle von Ghasni herab. Als Sir John Keane im Besitze der Festung war, ließ er sogleich alle Feindseligkeiten aufhören, die Vorrathshäuser unter Aufsicht stellen und die Einwohner vor jeder Unbild schützen; denn während er die Citadelle genommen hatte, waren auch die Wälle der Stadt von der zweiten Heeresabtheilung, welche Sir Willoughby Cotton befehligte, gestürmt worden. Hier indessen dauerte der Kampf noch einige Zeit fort, da die Afghanen in mehreren Straßen aus den Häusern heraus ein lebhaftes Kleingewehrfeuer unterhielten. Als auch dieses verstummte, machte Niemand mehr den Engländern den Besitz von Ghasni streitig; die Besatzung wurde gefangen genommen, Mohammed Hayder Khan selbst hatte nicht zu entfliehen vermocht, und mußte Schah Schudschahs Oberherrschaft anerkennen, welcher nebst dem bei ihm beglaubigten Residenten Macnaghten einen feierlichen Umzug um die Citadelle hielt. Die Erstürmung Ghazni's, eine der glänzendsten Waffenthaten der neueren Zeit, hatte die Engländer nur einhunderteinundneunzig Mann an Todten und Verwundeten gekostet; wie viel auf Seiten der Afghanen blieben, ist uns unbekannt.

Der britische Heerführer blieb einige Tage in Ghasni, zog dann weiter, und sprengte Dost Mohammeds Heer, welches sich ihm entgegenstellte, mit leichter Mühe auseinander. Der Khan selbst suchte sein Heil in der Flucht, die Engländer zogen am 6. August in Kabul ein, und setzten Schah Schudscha wieder auf den Thron seiner Väter.

Der nächste Zweck des Zuges war erreicht, die Expedition vollkommen gelungen. Was nachher geschah, und das Mißgeschick, welches später in so herber Weise über die Engländer hereinbrach, näher zu erörtern, ist jetzt nicht unsere Absicht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wir wollen nur kurz erwähnen, daß im Lande selbst eine mächtige Partei sich gegen die Engländer erhob, daß diese in den von ihnen besetzten Städten von feindlichen Afghanen belagert, zum Rückzuge von Kabul gezwungen, und mehrfach geschlagen wurden, viele Todte hatten, und eine große Anzahl Gefangene verloren. Die auf solche Weise und auch durch Hunger und Kälte geschwächten Britten wären ohne Zweifel sämmtlich vernichtet worden, wenn nicht zu Anfang des Jahres 1842 Verstärkungen aus Indien gekommen wären, und die Sikh sich als treue Bundesgenossen bewährt hätten. Es gelang den neuen Truppen, sich mit den im Afghanenlande hart Bedrängten zu vereinigen, die einzelnen wichtigen Punkte, welche man in den Tagen des Unglücks hatte räumen müssen, wurden wieder besetzt, und auch Ghasni wurde von der Kandaharabtheilung des Heeres unter General Nott am 6. September 1842 abermals genommen. Die Festungswerke der berühmten Stadt sprengte Nott in die Luft und so ist Ghasni nur noch ein Trümmerhaufe. Am 16. November fiel dann auch, nachdem der Afghane Akbar Khan vom General Pollock völlig aufs Haupt geschlagen worden war, die Hauptstadt Kabul abermals in die Gewalt der Europäer, und die britische Reichsfahne wehete noch einmal siegreich auf der höchsten Spitze des Bala Hissar, der Citadelle von Kabul. Alle Gefangenen waren befreit, die Ehre der englischen Waffen gerächt und wieder hergestellt, die Engländer gelten in Asien wieder für unüberwindlich. Unter diesen Umständen konnte der Generalstatthalter von Indien, Lord Ellenborough, von Simla aus, unterm ersten Oktober erklären: daß England nun Afghanistan räumen wolle. Es liege nicht in seiner Absicht, dem von Anarchie zerrütteten Lande einen Herrscher aufzudringen, den dasselbe nicht möge; er werde jeden König anerkennen, der mit Großbritannien Friede und Freundschaft halten wolle, und ziehe daher seine Truppen zurück, die wohl noch vor Einbruch des Winters den Indus zu erreichen sich bemühen werden.

Solches ist der Ausgang des berühmten Afghanistaner Krieges, der ungeheure Opfer an Menschenleben und Geld gekostet hat, ohne eben wichtige directe Ergebnisse zu liefern.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Es gibt keine Beschäftigung, welche zugleich belehrender, angenehmer, anregender und nützlicher wäre, als die mit der Natur. Betrachten wir das Himmelsgebäude mit seinen tausend und aber tausend Welten, die uns als leuchtende Sterne am blauen Himmelsdome erscheinen, oder das kleinste lebende Geschöpf auf unserer Erde, welches, wie die Eintagsfliege, der Morgen erzeugt und schon der Abend wieder tödtet, — wir müssen in beiden die herrlichste Offenbarung der Gottheit erkennen. Wem Sinn für die Erhabenheiten und Schönheiten der Natur inne wohnt und in wem dieselbe geweckt worden ist, wer sich mit ihren Erscheinungen und Lebensäusserungen näher bekannt macht, der wird sich manchen Hochgenusses erfreuen, von dem Alle, die gleichgültig gegen ihre Umgebungen sind, gar keine Ahnung haben. Eine sinnige Naturbetrachtung weist uns unablässig auf die Güte und Allmacht des Schöpfers hin, welche auch im scheinbar Geringsten sich nicht verkennen läßt; sie trägt auch zu unserer Zufriedenheit wesentlich bei, und schon aus diesem Grunde, und ganz abgesehen von dem praktischen Nutzen, welchen die Naturkenntniß gewährt, sollten Eltern und Erzieher mehr, als im Allgemeinen jetzt zu geschehen pflegt, die Jugend zu derselben anleiten. Sie wirkt veredelnd und beruhigend auf das Gemüth und flößt dem Menschen mehr Theilnahme für seine Mitgeschöpfe ein, als alle auch noch so gutgemeinten Ermahnungen der Vereine gegen Thierquälerei vermögen. Wir unsrerseits wollen, so viel in unseren Kräften steht, durch eine Reihe von zwanglosen und mannigfaltigen Betrachtungen, in unserm Leserkreise Sinn für Naturbetrachtung zu verbreiten suchen, und sind überzeugt, daß wir Vielen damit einen Dienst erweisen.

Einiges über den Körperbau, Instinct und Nutzen der Thiere.

Betrachtet man die Thiere und ihren Körperbau genauer, so kommt man bald zu der Ueberzeugung, daß jedes Einzelne unmöglich besser und passender hätte geschaffen sein können. Alle Theile sind von der Natur höchst zweckmäßig mit besonderen Eigenschaften begabt und ausgerüstet worden, sei es zur Vertheidigung, zum Angriffe, oder um sich auf die leichteste Art ihre Nahrung zu verschaffen. Was uns auf den ersten Blick oft zwecklos oder sonderbar erscheint, erweiset sich bei näherer Beobachtung als durchaus zweckdienlich. Nehmen wir einmal einen uns Allen bekannten Vogel, die Feldlerche. Sie hat unverhältnißmäßig lange Füße, die nicht etwa dazu bestimmt sind, diesem Vogel beim Hüpfen auf den Bäumen behülflich zu sein, denn auf diese setzt er sich ja nicht, und auf der Erde könnte er mit weniger großen Füßen eben so schnell laufen. Aber die Sache erklärt sich, wenn man folgendes bedenkt. Die Lerche hat ihr Nest gewöhnlich auf Aeckern oder Wiesen, wo dasselbe von dem weidenden Vieh, vom Schnitter durch die Sense und anderweitig beschädigt werden kann. Wittern nun die Lerchen Gefahr, so benutzen sie ihre langen Füße, um die Eier an einen sichern Ort zu schaffen, und mehr als einmal ist beobachtet worden, daß sie dieses höchst gewandt und in sehr kurzer Zeit zu bewerkstelligen wissen. Wäre der Fuß kleiner, so vermöchte er das für die Größe des Thiers ziemlich große Ei nicht zu umspannen und fest zu halten.

Wenn die Lerche, nachdem sie in den Lüften ihr angenehmes Lied gesungen hat, sich zur Erde herabläßt, so fällt sie wie ein Stein zu Boden, aber niemals während sie gerade Eier hat, oder so lange noch ihre Jungen im Neste liegen. Alsdann fliegt sie, sobald sie dem Boden ziemlich nahe ist, eine Strecke weit wagrecht über das Feld, und setzt sich an eine Stelle, die vom Neste ziemlich entfernt ist. Der diesem Thiere eingepflanzte Naturtrieb (Instinkt) sagt ihm, daß es so seine Feinde nicht auf den Ort aufmerksam macht, an welchem es brütet, und seine Jungen am besten vor Nachstellungen bewahrt. Im Nothfalle und bei sehr dringender Gefahr sucht die Lerche auch ihre Jungen auf dieselbe Weise in Sicherheit zu bringen, wie die Eier. Ist die Brut noch jung, so gelingt es ihr; haben die Kleinen aber schon ein Alter von zehn bis vierzehn Tagen, so werden sie ihr häufig zu schwer und sie muß dieselben trotz aller Anstrengung, mehrmals fallen lassen, wobei nicht selten die Kleinen sterben.

Die Lerche ist ein freundlicher Vogel. Ein Mann hatte eine solche jung aus dem Neste genommen, in einen Käfig gesetzt, als sie flügge war, freigelassen, und junge Gimpel hineingethan, die sehr schwach waren und nur langsam fortkamen. Die Lerche kehrte nach einiger Zeit zurück, wurde zu jenen in den Käfig gesperrt und, wärmte, weit entfernt die Fremden als Eindringlinge zu betrachten, die Gimpel und wollte sie sogar füttern.

Thiere, welche auf Raub ausgehen und dabei die Nacht zu Hülfe nehmen, haben an ihrer Schnauze hervorstehende, straffe Haare, eine Art von Schnauzbart, der ihnen von großem Nutzen ist. Diese Haare dienen nämlich als Fühlfäden zum Tasten, und sind immer genau so lang, daß der Körper des Thiers sich durch jede Oeffnung hindurchzwängen läßt, deren Seiten nicht von diesen Haaren berührt werden. Zu diesem Zwecke sind sie ausserordentlich empfindlich, und das Thier, wenn es auch noch so fest schläft, wird sogleich aufwachen, wenn man sie nur leise berührt. Man findet übrigens diese Bärte nicht ausschließlich bei Raubthieren, sondern auch bei andern, zum Beispiel bei den Hasen. Diese haben oft ihr Lager in Zäunen oder Hecken zwischen zwei Pfählen, welche so eng beisammen stehen, daß ein Hund nicht hindurch kann. Das zeugt von wunderbarem Instinkte. In der Dunkelheit sind jene Haare vom größten Nutzen, und er würde ohne dieselben sich entweder häufig beschädigen, oder indem er sich einklemmte, seinen Feinden weit leichter zur Beute werden. Auch die Pferde haben Haare auf den Lippen, aber offenbar zu andern Zwecken, wahrscheinlich, um beim Grasen und Fressen Fliegen und andere Insekten von den Nüstern fern zu halten, und darum stehen sie ziemlich dicht beisammen. Thiere, welchen solche Haare fehlen, sind von der Natur zu demselben Zwecke mit anderen Vorkehrungen bedacht worden. So hat der Elephant vorne an seinem Rüssel eine Art Thür oder Klappe, die er nach Belieben schließen kann, und durch welche er verhindert, daß Insekten hineinkommen, die ihn peinigen könnten. In den heißfeuchten Ländern, in denen er lebt, und in welchen es von Ungeziefer wimmelt, ist ihm eine solche Vorkehrung offenbar von größtem Nutzen. Er hat sehr kleine Augen, die scheinbar zu seinem

gewaltigen Körper nicht fressen; aber wären sie größer, so würde er sie nicht mit so leichter Mühe vor Beschädigungen sichern können. So aber hat er lange, breite und schlaffe Ohren, die er trefflich als Fliegenklatschen zu gebrauchen versteht.

Auch die Raubthiere, denen wir ihrer Grausamkeit halber so gram sind, haben ihren Nutzen für uns. Wir Menschen würden es bald auf das Unangenehmste empfinden, wenn alle Arten vierfüßiger Thiere, Vögel und Insekten, sich ungestört vervielfältigen könnten. Die lichtscheuen Eulen, die man thörigterweise verfolgt, tödten in unserm Deutschland jährlich eine ausserordentliche Anzahl von Mäusen. Nehmen wir an, diese letzteren blieben alle am Leben, würfen wieder Junge und diese Jungen im nächsten Jahre gleichfalls und so fort, — es wäre dann keine Erndte mehr sicher. Ein aufmerksamer Beobachter hat herausgebracht, daß ein einziges Paar Sperlinge in einer Woche an dreitausend Raupen getödtet hat. Wie viele Millionen Insekten werden jährlich von den Schwalben vertilgt? Wie der Schöpfer es eingerichtet hat, so ist es gut und zweckmäßig. Die dem Menschen am nützlichsten Thiere vermehren sich, zum Theil stärker, als die ihm schädlichen; obwohl auch diese letzteren in gewissem Betracht ihren Nutzen haben, wenn uns derselbe auch oft nur als ein negativer oder passiver erscheint. Wenn die Vermehrung der Thiere durch gar nichts gehindert wäre, wenn sie nicht ihre Feinde unter sich selbst hätten, denen sie erliegen, woher sollte zuletzt die ihnen nöthige Nahrung kommen?

Der Mensch hat Vernunft, und thätig gewordene Vernunft, nämlich den Verstand; das Thier besitzt Naturtrieb, Instinkt, der aber oft der Vernunft nahe kommt, und einen hohen Grad von Entwickelung und Ausbildung erreicht. Man könnte tausende von Beispielen dafür beibringen. Oft vermag man kaum genau zu unterscheiden, wo der Instinkt, etwas Niedrigeres, aufhört, und die Vernunft, etwas Höheres, bei den Thieren beginnt. Einst besuchte ein Mann eine Thierbude, in welcher ein Elephant zu sehen war, und gab demselben gekochte Kartoffeln, die trefflich mundeten. Eine derselben ließ er aus der Hand fallen, und sie rollte so weit weg, daß der Elephant sie mit seinem Rüssel nicht mehr berühren konnte. Er lehnte sich an die Wand, streckte den Rüssel möglichst weit aus und konnte jetzt die Kartoffel ganz leicht mit demselben streifen, aber noch nicht fassen. Was that der kluge Elephant? Er blies die Kartoffel mit aller Macht nach der gegenüber befindlichen Wand und bekam sie auf diese Weise. Es ist wohl klar, daß nicht der bloße Instinkt das Thier lehrte, auf diese Weise der Kartoffel habhaft zu werden; eine Art von Nachdenken, eine gewisse Intelligenz war erforderlich, um ihm dieses sinnreiche Mittel an die Hand zu geben, bei welchem er Ursache und Wirkung beurtheilte.

Auch einige andere Thiere können reflektiren. Ein kluger Hund war an einem Sonntag Morgen von seinem Herrn angebunden worden, weil er acht Tage vorher mit in die Kirche gelaufen war. Seitdem ließ er sich Sonntags in der Frühe nicht mehr sehen, war aber, bevor die Predigt anfing, regelmäßig entweder vor der Kirchthür oder unter dem Stuhle seines Herrn, wenn es ihm gelungen war, sich durchzuschleichen.

Ueber Pflanzensaamen und dessen Triebkraft.

Der Saame vieler Pflanzen hat eine wunderbare Triebkraft und Dauerbarkeit. Die Weizenkörner, welche man in ägyptischen Pyramiden und in den Kellern von Herculanum und Pompeji fand, und die doch einige tausend Jahre alt waren, sind aufgegangen und haben Früchte getragen, so gut, wie Weizen von der letzten Erndte. Aber auch Saame, der nicht in geschlossenen Räumen, sondern tief in der Erde selbst liegt, wo er nicht keimen kann, gewinnt Leben, wenn er an Licht und Wärme kommt. Auf einem Landgute wurde eine Fläche Landes urbar gemacht, welche seit den Zeiten des unheilvollen dreißigjährigen Krieges, der unserm Vaterlande so tiefe Wunden schlug, wüst gelegen hatte, und weder von Pflug noch Spaten berührt worden war. Der Boden wurde im Winter umbrochen, im nächsten Sommer war er über und über mit Reseda, Stiefmütterchen und wilden Himbeeren bedeckt, die sonst weit und breit in der Umgegend nicht vorkommen. An einem andern Orte wurden Gruben gemacht. Bald nachher entsproß dem tief aufgewühlten Boden Fingerhut in üppigster Fülle, obwohl die ältesten Leute dergleichen an jener Stelle nie zuvor gesehen hatten. Wenn in Amerika ein Fichtenwald niedergehauen, der Boden eine Zeit lang bebaut, später aber wieder der Wildniß zurückgegeben wird, so treiben jedesmal Pflanzen aus demselben hervor, die von den früher dort befindlichen durchaus verschieden sind. Die ganze Erdoberfläche ist mit Saamen der ver-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

schiedensten Pflanzen angefüllt, der oft lange Zeit verborgen bleibt, aber sobald Umstände eintreten, die seinem Aufkeimen günstig sind, plötzlich zum Vorschein kommt. Einst wurde beim Brunnenbohren Erde aus einer Tiefe von 360 Fuß ans Licht gebracht. Ein Naturforscher nahm unmittelbar nachher einen Theil derselben, und stellte eine Glasglocke darüber, um das Beimischen fremder Theile zu verhindern. Trotzdem kamen bald nachher Pflanzen zum Vorschein. Wirft man auf das Land, wo Hederich wuchert, ungelöschten Kalk, so verschwindet der Hederich, und statt seiner kommt weißblumiger Klee hervor.

Die Verbreitung des Saamens verschiedener Gewächse geschieht auf mannigfaltige Art. Die Kokuspalme ist ein Küstengewächs, das am Besten am Meere gedeiht, und selbst in den heißen Aequatorialländern im innern Lande nicht gut fortkommt. Die Kokusnüsse haben die Eigenthümlichkeit, daß Seewasser ihrer Triebfähigkeit nicht schadet, während dasselbe doch dem Saamen vieler andern Pflanzen verderblich ist. Im großen Ocean, d. h. dem stillen Weltmeer, erheben sich alljährlich durch die Korallenbildung neue Inseln aus dem Wasser. Nach Verlauf einiger Zeit, in welcher das Meer Muscheln, Schlamm und Ueberreste von Thieren und Pflanzen angespült hat, die verwesen und einen lockern Boden auf der Korallenunterlage bilden, schwemmt die Meeresströmung Kokusnüsse ans Land. Sie gehen auf, ein Palmenwald erhebt sich, und das neue Eiland wird eine bewohnbare Stätte für Menschen und Thiere. Die Vögel verbreiten Pflanzensaamen nach allen Himmelsgegenden und tragen wesentlich bei, die Vegetation mannigfaltiger zu machen. Mancher Eichenwald ist durch Krähen gepflanzt worden. Einst bemerkte ein Landwirth, daß eine Anzahl dieser Thiere am Abhange eines Hügels die Erde aufhackte, und daß jede Krähe in das aufgewühlte Loch eine Eichel that, die gleich nachher sorgfältig wieder mit Erde bedeckt wurde. Wahrscheinlich sollten die Eicheln zur Winternahrung dienen, es wurde aber dafür gesorgt, daß die Anpflanzung von den schwarzen Vögeln verschont blieb. Sie ging auf, und heißt bis auf den heutigen Tag das Krähenholz.

In heißen und dürren Sommern, wie der letztverflossene, bekömmt der Boden hin und wieder Spalten und Risse, die nicht selten ziemlich tief sind. Auch sie bilden sichere Lagerstätten für Pflanzensaamen, welchen der Wind hineinweht, und der zu geeigneter Zeit, unter günstigen Umständen, oft erst nach sehr langer Zeit aufgeht. Die Mäuse und Hamster und andere auf dem Felde oder im Walde lebende Thiere, welche sich Vorrathskammern für den Winter anlegen, verschleppen gleichfalls Saamen. Die Tauben auf Banda, einer der Gewürzinseln, verschlucken Muscatnüsse, geben sie auf andern Inseln wieder von sich, wo dieselben sich dann fortpflanzen. Die wilden Enten bringen auf ihren Zügen befruchteten Fischrogen in entfernte Teiche und Gewässer, und bevölkern diese mit Fischen. Manche Arten von Pflanzensaamen sind mit leichten Federn oder Dunen versehen, und dadurch befähigt, vom Winde weit weg vom Standorte ihrer Pflanze getrieben zu werden; andere dagegen sind kleberig und haften am Boden fest. Manche Pflanzen entwickeln eine ungemeine Triebkraft, um zum Lichte zu gelangen. So die Kartoffeln. In einem Keller, der nur ein kleines sehr hoch liegendes Fenster hatte, war im Frühjahr in einem Winkel eine Kartoffel liegen geblieben. Sie fing an zu keimen, trieb ihre Sprossen erst zwanzig Fuß weit dem Boden entlang, und dann an der Mauer hinauf, bis sie endlich die Oeffnung, durch welche Licht in den dunkeln Raum fiel, erreicht hatte.

Die Eigenthümlichkeiten Australiens.

(Tafel 4.)

Wie man im Alterthume sich über die Neuheit der Gegenstände, welche in Afrika bekannt wurden, wunderte, so in unseren Tagen über die eigenthümliche Gestaltung der Thiere und Pflanzen Australiens. Alles, was aus Neuholland berichtet wird, ist in der That wunderbar. Schon die ganze Bildung dieses großen Continents, welche von jener der umliegenden Inseln, und des asiatischen wie des amerikanischen Festlandes durchaus verschieden ist, erscheint so eigenthümlich, daß einzelne Gelehrte keinen Anstand genommen haben, zu behaupten, die Natur sei in diesem Erdtheile noch nicht fertig geworden und gegenwärtig noch in ihrer ursprünglich schaffenden und bildenden Kraft; sie experimentire noch. Betrachtet man das Land und dessen Erzeugnisse näher, so wird begreiflich, daß überhaupt eine solche Meinung geäußert werden konnte. Viele Flüsse, statt wie anderwärts ins Meer zu fallen, verlieren sich hier in den Sümpfen des Innern oder in Strandseen, Flachland und Gebirge wechseln durchaus unregelmäßig und auffallend schroff miteinander ab, so daß man glauben könnte, es habe sich allmählig ein ganzer Archipelagus von Inseln zusammengerückt und sei in eine zusammenhängende Landmasse umgewandelt worden. Anderswo

1Bd 4

CACADU

aus dem Innern Australiens

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

ETIKNAHME VON GHASNI

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

findet man Flugsand nur am Meere, in Flächen und auf Hochebenen; in Australien dagegen giebt es Berge deren Abhänge fest und begrünt sind, während die Gipfel aus beweglichem Sande bestehen. Das Land ist baum- und waldreich, aber zwei Drittheile der Bäume gehören den, Australien ganz eigenthümlichen graugrünen, harzreichen Eucalypten an. Es giebt dort Baumarten, deren Wipfel, statt des Laubes und der Zweige, mit Gras bedeckt sind, und viele Blumen haben so eigenthümliche Merkmale, daß die Pflanzenkundigen in Verlegenheit gerathen, was für Namen sie denselben beilegen sollen, und wo sie wissenschaftlich einzureihen sind. Ursprünglich hat Australien keine eigentliche Getraideart, obwohl unsere Kornarten sehr gut gedeihen; auch keine obstartigen Baumfrüchte, eine Feige ausgenommen, bringt es hervor. Der gelbe Gummibaum gehört zu den sonderbarsten Gewächsen der Erde. Sein Stamm erhebt sich gerade aufwärts bis zu einer Höhe von etwa fünfzehn Fuß, dann läßt er lange, binsenähnliche Blätter herabhängen und aus ihrer Mitte steigt ein einzelner Schuß, manchmal von zwanzig Fuß Höhe empor, der in eine gewundene Aehre ausläuft.

Nicht minder eigenthümlich ist die Thierwelt. Australien hat Geschöpfe, in welchen sich der Charakter des Vogels mit dem des Säugethiers vermischt, wie z. B. beim Schnabelthiere, bei den Kängeruhs und den Opossums. Das erstere, in neueren Zeiten öfters beschrieben und abgebildet, hat einen saugröhrenartig geöffneten Entenschnabel und Schwimmhaut an den Füßen; es taucht unter und durchwühlt den Schlamm, wie eine Ente; durch seinen Giftsporn mit dem Giftbläschen gehört es auch gewissermaßen in die Klasse der Amphibien. Känguruhs und Opossums hüpfen wie Vögel, und bei den letzteren sind wirklich die Zehen wie bei einem Vogel gestellt. Bekannt ist, daß die Känguruhs Beuteltaschen haben, in denen sie ihre Jungen bergen. Die straußartigen Vögel Australiens, die Kasuare, weiden Kräuter und Gras ab, gleich Rindviehheerden; die Eichhörnchen haben Flughäute und schwirren, wie Fledermäuse durch die Luft. Selbst der Charakter der Haarbildung ist noch schwankend; das inländische Schaaf mischt Wolle und struppiges Haar, der Ameisenigel die Stacheln des Igels mit dem Haare des Bibers. Die Schwäne und Elstern sind in Australien schwarz; Krähen, Adler und Kakadus weiß. Von den letzteren, deren es auch ganz schwarze gibt, zeigt unsere Abbildung Nr. 4. eine Art, welche Capitän Mitchell auf seiner Entdeckungsreise im Innern Australiens am Darlingflusse fand.

Wir theilen sie hier mit, weil dieser Kakadu früher ganz unbekannt war; selbst in Australien ist er selten.

Mitchell sah während seiner langen Wanderung nur wenige, und machte mehrere Versuche, sich einen solchen lebendig oder todt zu verschaffen. Allein beides mißlang, und so mußte er sich darauf beschränken, diesen Kakadu, den er mit einem Fernrohre sich näher brachte, abzuzeichnen. Beiliegende Abbildung haben wir seiner an Ort und Stelle entworfenen Scizze entlehnt. Die Engländer gaben ihm den wissenschaftlichen Namen Plyctolophus Leadbeateri. Er gehört zu den schönsten seiner Gattung; Kopf, Hals, Brust und Bauch sind fleischfarbig, der Oberkörper und die Flügel blendend weiß, der Schnabel fahlgelb. Eine prachtvolle Federhaube, hellgelb von Farbe und hochroth geflammt, mit weißen Enden, bildet die Hauptzierde dieses schönen Vogels.

Es gibt Krähen mit schwarzem Leibe und weißen Flügeln. Die Frösche sind blau, die Schildkröten grün. Eigentliche Raubthiere hat man noch nicht gefunden. Katzenartige Thiere und Hunde vertreten die Stelle derselben. Die letzteren heulen zwar, können aber nicht bellen, und bleiben auch gezähmt noch in hohem Grade bösartig. An den Küsten lebt ein kleiner Fisch, der auf den Dünen, wo er häufig bei der Ebbe zurückbleibt, vermöge zweier starker Brustflossen im Sande froschartig fortspringt, und dabei Insekten fängt. Der Glockenvogel gibt einen Ton, gleich einer kleinen Glocke von sich, und wenn mehrere beisammen sind, so glaubt man in der Ferne das Geläute eines Gespanns Pferde zu vernehmen. Im Zungenschneller ist die Gestalt des Stachelschweins mit der Körperbeschaffenheit des Ameisenbären verbunden; kurz Australien zeigt in seiner ganzen Gestaltung und in seinen Erzeugnissen theils Unfertiges, theils Uebergänge oder die auffallendsten Sprünge.

Wir gedenken keineswegs bei dieser kurzen Andeutung einiger Eigenthümlichkeiten Australiens stehen zu bleiben, sondern werden mehrfach Gelegenheit finden, interessante Einzelheiten dieses merkwürdigen Welttheils näher zu besprechen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das letzte Mittel.

Zweierlei zerrüttet so häufig das Familienglück: das Wirthshausgehen der Männer und die leidige Putzsucht vieler Frauen. Wo diese beiden Dämonen herrschen, kann Häuslichkeit und Einfachheit nicht gedeihen. Das alte Sprüchwort sagt so wahr, daß mehr Leute im Glase als im Rhein sterben; es gehen aber auch mehr Vermögensstände im Glase und was daran hängt zu Grunde, als auf dem Meere. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Hälfte aller Vermögenszerrüttungen, Bankbrüche und Ruine von wohlhabenden Leuten, ihre Quelle im Becher oder in der Putzsucht der Frauen und Mädchen haben. Diese letztere hat während des langen Friedens ausserordentlich um sich gegriffen; eine kostbare Mode jagt die andere, und selbst die Kinder werden schon in früher Jugend in diesen verderblichen Strudel mit hineingezogen. Man putzt sie auf wie Balldamen; aber was bleibt einem Mädchen, das schon im achten oder zehnten Jahre mit Seide und Purpur behängt wird, noch zu wünschen übrig, wenn es im siebenzehnten in „die Welt eingeführt" wird, wie man zu sagen pflegt. Uns fällt unwillkürlich ein, was vor nun zweihundert Jahren der alte Philander von Sittenwald in seinen Strafschriften ausrief: „Die meisten haben ihr Absehen vornehmlich dahin, wie sie ein wälsch Kleid, wälsche Gebehrden, Wesen, Uebelstand, Hut, Haar, Ueberschlag, Wamms, Strümpf und Mantel erlangen! Gott gebe, wo die alte Tugend und Redlichkeit, Künste, Erfahrenheit, Weisheit, Geduld und Sittsamkeit bleiben! Dann das ist ihnen alles Thorheit. Man sagt: ob es schon nicht wohl stehe, so sei es doch à la mode; denn mit dieser undeutschen Entschuldigung muß heutigen Tages alles was nicht taugt verblümet, alles was gelten soll, verbrämet werden. O der schädlichen Worte: à la mode! Dieses à la mode bringt uns noch um Leib und Gut miteinander. Aber unseren lieben Weibern haben wir solche Thorheit meistens zu danken; unserm vorwitzigen Frauenzimmer, das nicht leben kann, es habe dann was Neues von Tracht erfunden, und den lieben Mann damit ums Geld gebracht — à la mode. Die Neusüchtigkeit wird uns wohl noch den Garaus machen." — Solchem Unfuge gegenüber schlägt nur eine Radikalkur an, wie in folgender wahren Geschichte.

Ein reicher Kaufmann in einer großen Stadt Niedersachsens, — wir wollen ihn Meyer nennen — hatte eine hübsche und in vielem Betrachte liebenswürdige Frau, an der sein ganzes Herz hing. In den ersten Jahren nach der Verheirathung lebte sie still, einfach, eingezogen, dann aber begann sie an der großen Welt Geschmack zu finden, wurde putzsüchtig, fing an hoch zu spielen, häufig Bälle zu geben, und auf die leichtsinnigste Weise Geld zu verschwenden. Sie war jung, schön, eitel, reich, gefallsüchtig und mußte natürlich „die Mode mitmachen." Eine Zeitlang ließ der nachsichtige und zartfühlende Mann der Sache ihren Lauf; dann, als kein Ende abzusehen war, erlaubte er sich freundliche Vorstellungen, und endlich Tadel. Aber Alles, sogar die Warnungen der Eltern und nächsten Verwandten, wurde in den Wind geschlagen. Auch die Ermahnungen des Predigers, zu welchem Meyer endlich seine Zuflucht nahm, blieben fruchtlos. Meyer wollte nun Besserung durch Zwang versuchen, und gab seiner Frau weniger Geld in die Hände; aber jetzt borgte sie, denn ihr Mann war ja reich. Endlich entschloß sich dieser, dem wohlgemeinten Rathe eines Freundes zu folgen, und ein letztes Mittel zu versuchen. Er begab sich zu einigen obrigkeitlichen Personen, legte diesen im Vertrauen die sprechendsten Beweise von der Verschwendung seiner Frau vor, that dar, daß sie bereits eine Summe von mehr als zwölftausend Thalern schuldig war, sogar ihre Juwelen auf das Pfandhaus geschickt und die dafür erhobenen Gelder verspielt hatte, und daß ihm, um sie und sich zu retten und seinen Kindern nicht ein verderbliches Beispiel geben zu lassen, nichts weiter übrig bleibe, als zu einem Aeußersten zu schreiten, was von den obrigkeitlichen Personen vollkommen gebilligt wurde. — Die Frau war zu einem grossen Balle eingeladen, und trotz der Bitten und Gegenvorstellungen ihres Mannes, entschlossen, der Einladung zu folgen. Beim Frühstück hatte Herr Meyer erklärt, es sei endlich Zeit für sie, eine andere Lebensweise zu beginnen, wenn sie ihn nicht zum Bankbrüchigen, seine Kinder zu Bettlern machen wolle.

„Du hast Recht, lieber Mann," war die Antwort, „ich bin manchmal recht unbedachtsam gewesen und sehe ein, daß ich Eins und das Andere abstellen könnte; ich

will auch nächstens damit anfangen. Dabei kannst du dich doch beruhigen?"

„Du mußt noch heute damit den Anfang machen, liebe Frau, und zum Beweise, daß es dir mit deiner Besserung wahrhaftig Ernst ist, verlange ich, dringe ich darauf, daß du gerade heute den Ball nicht besuchst, sondern mit mir und den Kindern den Abend im Familienkreise zubringst."

„Aber lieber Mann, das ist platterdings unmöglich, ich habe fest zugesagt und kann doch mein Wort nicht brechen."

„Wenn du meinen Wunsch und Willen nicht erfüllst, und wirklich den Ball besuchst, so versichere ich dich hoch und theuer, daß in den nächsten sechs Monaten die Thüre meines Hauses für dich verschlossen ist. Dabei bleibt es. Und nun stelle ich dir anheim, ob du gehen willst oder nicht."

„Ich werde und ich will gehen, und wenn deine Thüre bis in alle Ewigkeit für mich verriegelt wäre!" rief die gereizte Frau.

Meyer blieb so ruhig, wie man immer zu sein pflegt, sobald ein Entschluß unwiderruflich gefaßt worden ist; er bemerkte noch einmal, daß er nicht spasse, und ging nachdem seine Frau ihm noch gesagt, daß sie nun bestimmt schon deshalb nicht vom Balle wegbleiben werde, um zu beweisen, daß seine Drohungen sie nicht einschüchtern könnten, an sein Geschäft.

Beim Mittagessen versuchte der Langmüthige noch einmal, sie umzustimmen. „Laß uns verreisen," sprach er, „bleibe einige Wochen bei deinen Eltern; du kannst auf diese Weise dein gegebenes Wort sehr leicht zurücknehmen." Aber sie beharrte auf ihrem Sinne.

Abends fuhr der Wagen vor; die Frau, angeputzt und in vollem Staate, hüpfte lustig die Treppe hinab, und befahl dem Kutscher, bei Frau von N. N. auf der NNstraße vorzufahren. Sie schwelgte, auf den weichen Polstern sich wiegend, in dem Gedanken, alle ihre Nebenbuhlerinnen gewiß zu verdunkeln; hatte sie doch erst gestern einen neuen Anzug aus Paris erhalten. Wie werden sie alle mich beneiden! dachte sie, und bemerkte nicht, daß inzwischen der Wagen aus dem Stadtthore hinausgefahren war. Er hielt; sie rief, man sollte aufmachen; sie wurde unwillig und rief lauter, als ihrem Befehle keine Folge geleistet wurde. Da sprach Jemand: „Verhalten sie sich ruhig; Sie sind hier eine Gefangene." Das war ein Donnerschlag! Die Balldame zitterte wie Espenlaub, und war einer Ohnmacht nahe, als es ihr offenbar wurde, daß sie sich in einem Zucht- und Besserungshause befand.

Eine würdige, bejahrte, einfach und anständig gekleidete Frau näherte sich der aufgeputzten Modedame, und bat sie, gefälligst auszusteigen, da ein Gemach zu ihrer Aufnahme bereit sei.

„Was soll ich hier? Es ist ein Irrthum, ein entsetzlicher Irrthum, eine unverantwortliche Verwechselung!" rief Frau Meyer. „Wo ist mein Mann, er wird nicht leiden, daß man mich so mißhandelt."

„Ihr Herr Gemahl ist hier; er sitzt auf dem Kutschenbocke." Und so war es; Herr Meyer war, unbemerkt von seiner Frau, mitgefahren, und diese wankte, stumm und bleich durch die Thür. Widerstand wäre hier vergeblich gewesen. In einem spärlich erleuchteten Zimmer saßen beide Gatten einander schweigend gegenüber. Der Mann brach zuerst dieses Schweigen. „Es blieb mir kein anderes Mittel übrig; dieses eine halte ich für allein wirksam; ich mußte dich und mich vom Untergange retten; du mußt sechs volle Monate in diesem Besserungshause bleiben, und wirst hoffentlich nach Ablauf dieser Zeit dich gebessert haben, und meiner Liebe und Achtung wieder würdig sein."

Sie schluchzte und bat: „Erspare mir nur diese demüthigende, mich tief herabwürdigende Strafe; ich will mich bessern, und du sollst erleben, daß es mir Ernst damit ist."

Aber Herr Meyer wollte nicht so leicht nachgeben; er ließ ihr das für sie zubereitete einfache Gemach zeigen, in welchem sie ohnmächtig zu Boden sank. Als sie wieder zu sich kam, bemerkte sie, daß der sorgsame Mann ihr die möglichste Aufmerksamkeit bewiesen hatte. Sie war wie umgewandelt und plötzlich sanftmüthig und voll Ergebung; sie gelobte hoch und theuer Besserung, und bat nur, daß er ihr den zugedachten Schimpf erspare. Als der Mann sich überzeugte, daß es ihr Ernst mit der Besserung sei, redete er ihr begütigend zu, geleitete sie in den Wagen zurück, und sie wurde seitdem wieder, was sie in den ersten Jahren nach ihrer Verheirathung geworden war, eine fleißige, sparsame Hausfrau und eine zärtliche liebende Mutter. Der Tag, an welchem ihre Besserung durch ein so auffallendes, aber wirksames Mittel vor sich gegangen war, muß auf ihren eigenen Antrieb seitdem alljährlich im stillen aber fröhlichen Familienkreise gefeiert werden.

— r. —

Büffeljagd am Missouri.

(Tafel 5.)

Der amerikanische Büffel, richtiger Bison (Bos americanus) genannt, ist das größte unter den wiederkäuenden Thieren der westlichen Erdhälfte; der „große Geist" hat dieses Thier über die ausgedehnten Steppen und Wiesengründe vom dreißigsten bis zum fünfundfünfzigsten, und theilweise bis zum zweiundsechzigsten Grade nördlicher Breite, vertheilt, um den rothen Männern, die zwischen dem Winnipegsee und der Grenze von Meriko einerseits, und dem Missisippi und der langen Kette der Felsengebirge andererseits wohnen, zur Nahrung zu dienen. Dem Indianer leistet der Büffel dieselben Dienste, welche dem Bewohner der Inseln des indischen Archipelagus die Kokospalme gewährt. Das Fleisch bildet seine tägliche Speise, der Pelz dient ihm zur Kleidung, aus den Häuten verfertigt er Kähne, Sättel, Zäume und Fangschnüre; aus dem Horn macht er Löffel, des Gehirns bedient er sich zum Gerben der Haut, die Knochen geben Sattelgestelle, Keulen, und werden zu allerlei nützlichen Werkzeugen verarbeitet. Das in ihnen befindliche Mark ist ein gesuchter Leckerbissen. Die Sehnen werden zu Bogensträngen und wie bei uns Seile, Stricke und Zwirn benutzt; aus Beinen und Hufen kocht man einen guten Leim; das lange Haar der Mähnen wird versponnen, und selbst der Büschel am Schweife leistet seine guten Dienste als Fliegenwedel, um die lästigen Moskitos abzuwehren.

Der Büffel erreicht nicht selten ein Gewicht von nahe an zwanzig Centnern, und sein Fleisch ist ungemein saftig. Vom Halse herab hängt die zottige Mähne oft bis zur Erde hinab; die Farbe seines Haares ist gewöhnlich dunkelbraun, wechselt aber je nach der Jahreszeit. Er ist ein friedliches Thier, das den Menschen flieht, aber im Kampfe erscheint er furchtbar. Wenn er eine Wunde erhalten hat, dann stellt er sich dem Feinde entgegen, und schnaubt Rache und Wuth; seine blutaufgelaufenen Augen rollen wild in ihren Höhlen umher, er bläst seine Nüstern weit auf, schüttelt die Mähne und rennt wie blind auf den Gegner zu.

Am zahlreichsten findet man ihn am obern Missouri, wo er zu allen Jahreszeiten auf den Steppen hinlängliche Nahrung findet. Wenn plötzlich Frost einfällt und Schnee das Gras bedeckt, welches auf diese Weise allen seinen Saft behält, so scharrt er dasselbe leicht hervor, und es mundet ihm besser, als in südlicheren Gegenden, wo die Sommerhitze es zu Heu ausdörrt. Zur Begattungszeit, welche in die Monate August und September fällt, sieht man in jenen Gegenden die Büffel in Heerden von Tausenden beisammen, und das Land ist weit und breit mit ihnen bedeckt. Sie fluthen, gleich einer schwarzen Wolke, hin und her, wühlen im Schlamme, kämpfen miteinander um die Weibchen, und aus der Ferne gleicht ihr Brüllen einem Donnergetöse.

Die Büffeljagd ist für den Indianer eine nothwendige Beschäftigung und ein Vergnügen zugleich. Um sie drehet sich sein ganzes Sinnen und Trachten, wenn er nicht gerade mit einem andern Stamme Krieg führt. Er fängt sich aus den Heerden der wild umher schweifenden Pferde ein Roß heraus, und richtet es Monate lang zur Büffeljagd ab. So klein diese wilden Pferde sind, so rasch laufen sie; auf der Prairie rennt nicht einmal die leichtfüßige Antilope schneller dahin, und nach einiger Anstrengung befindet sich der Reiter immer an der Seite des Thieres, welches er sich zur Beute ausersehen. Wenn der Indianer sich zu seiner „Arbeit" anschickt, so legt er Schild, Köcher und Mantelüberwurf, die ihn an freier Bewegung hindern würden, ab, nimmt seinen Bogen in die linke Hand, versieht sich mit einem halben Dutzend Pfeile, und hält in der rechten eine Peitsche, die er im Nothfalle auf das Unbarmherzigste handhabt. Den Zügel wirft er, wie die erste Abbildung unserer fünften Tafel zeigt, seinem Rosse über den Hals; er lenkt dasselbe lediglich mit einem Drucke seiner Schenkel bis dicht in die Nähe des Büffels, und zwar so, daß er beide Arme frei bewegen und seinen Bogen mit Sicherheit handhaben kann. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit weiß er aufs Allergenaueste den Augenblick abzupassen, in welchem er nur noch wenige Schritte von seiner Beute entfernt ist; dann schießt er, während sein Pferd in gestrecktem Laufe vorüberrennt, den Pfeil ab, und verfehlt selten die tödt-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

I.

II.

III.

IV.

I Bd. 5

BÜFFELJAGD

am Missouri

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

EINNAHME VON CHASNI

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

lichste Stelle. Verfolgt er eine ganze Büffelheerde, so reitet er nicht auf den Flanken derselben, sondern hinten her, und sucht sich irgend ein Thier aus, welches von ihm auf's Korn genommen wird. Sein Hauptbestreben geht immer dahin, dasselbe von der Heerde zu trennen, damit er nicht unter die Masse der Heerde und in Gefahr gerathe, von ihr überrannt und zertreten zu werden. Ein gut abgerichtetes Pferd geht immer willig in die Absicht des Reiters ein und ist demselben in jeder Hinsicht förderlich. Instinktmäßig hält es sich von dem gewaltigen Büffel, dessen überlegene Kraft es ahnet, in gehöriger Entfernung, und wendet stets, indem der Jäger den Schuß thut, kurzab zur Seite. Aber trotz aller Vorsicht gerathen, wie unsere zweite Abbildung darthut, manchmal Roß und Reiter in die größte Gefahr, und wenn auch meist ein verzweifelter Sprung den Indianer rettet, so muß doch das Pferd seine Kühnheit gewöhnlich mit dem Leben bezahlen, da der wüthende angeschossene Büffel es entweder mit seinen Hörnern zerfleischt, oder, wenn es am Boden liegt, zerstampft und mit der Wucht seiner ungeschlachten Körpermasse erdrückt.

Der Indianer stellt dem Büffel zu allen Jahreszeiten nach. Am sichersten und leichtesten bemächtigt er sich des Thiers im Winter, wenn tiefer Schnee die Steppen bedeckt. Alsdann sinkt der Büffel bis an den Bauch in denselben ein, während sein Verfolger, mit Hülfe leichter Schneeschuhe, rasch über die leichtgefrorene Decke hinweggleitet, und ohne Anstrengung jeglichen Büffel einholt. Ist derselbe erlegt, so wird ihm die Haut abgezogen, um gegen Branntwein vertauscht zu werden; das Fleisch, woran ohnehin in den Wigwams Ueberfluß ist, bleibt liegen, und wird von den Prairiewölfen verzehrt.

Von diesen letzteren gibt es am obern Missouri mehrere Arten, die gewöhnlich in Rudeln von sechzig bis siebenzig um die Büffelheerden herumstreifen. Am häufigsten sind die weißen Wölfe, die aus einiger Ferne gesehen, große Aehnlichkeit mit einer friedlichen Schaafheerde haben. Da der Büffel sich vor ihnen nicht zu fürchten braucht, obschon sie sehr wild und gefräßig sind, und oft die Größe des stattlichsten neufundländischen Hundes erreichen, so pflegen die schlauen Indianer, wie auf unserer dritten Abbildung dargestellt ist, sich in Wolfspelze zu stecken, mit Bogen und Pfeil bis in die Nähe der Heerde heran zu kriechen, und einen günstigen Augenblick wahrzunehmen, um eine fette Kuh zu erlegen. Die weißen Wölfe finden jetzt noch immer Nahrung genug, und greifen nie einen Menschen an; wenn aber die Büffel einst verschwinden, dann werden sie ohne Zweifel eine wahre Landplage für die Gegenden am rechten Ufer des Mississippi werden. Nie wagen sie sich an den Büffel, wenn diese heerdenweise beisammen sind, aber auf der Wanderung von einem Weideplatz zum andern ereignet es sich häufig, daß ein Thier eine Strecke weit hinter der Heerde zurückbleibt, und dieselbe aus dem Gesichte verliert. Dann kommen die weißen Wölfe, oft vierzig bis fünfzig an der Zahl, heulend auf dasselbe zu, umringen es und peinigen es unter großen Qualen und Martern zu Tode.

Ein Reisender erzählt: „Auf meinen Wanderungen in den Ebenen am Missouri habe ich mehr als einmal beobachtet, wie eine Horde dieser gefräßigen Thiere einen alten oder verwundeten Stier umzingelt hielt, nachdem sie Tage lang ihn verfolgt und von Zeit zu Zeit Angriffe gegen ihn gemacht hatten. Einst sah ich, wie solch ein mächtiger Bulle mit den Wölfen im Kampfe war; ich konnte mich, nebst meinen Begleitern, bis auf fünfzig Schritt der seltsamen Gruppe nähern, und bequem eine Skizze von derselben aufs Papier werfen. Nachdem dies geschehen, sprengten wir näher hinan, und trieben die Wölfe auseinander. Nun war es möglich, den Büffel näher zu betrachten. Er hatte entsetzlich gelitten, sein Kopf war von Haut entblößt, die Zunge ihm beinahe weggefressen, das Fell und Fleisch seiner Hinterschenkel buchstäblich in Stücke zerrissen, und selbst in diesem bedauernswürdigen Zustande, ganz und gar mit tiefen, blutenden und weitklaffenden Wunden bedeckt, stand der Veteran und sammelte eben die letzten Kräfte, um seinen, zum wiederholten Angriffe sich rüstenden Feinden noch einmal tapferen, wenn auch vergeblichen Widerstand zu leisten. Die Wölfe hatten ihn wieder umringt, einige lagen zurückgelehnt, um Athem zu schöpfen, andere leckten ihre Wunden, und noch andere, welche der Büffel zerstampft, oder mit seinen Hörnern zerrissen hatte, lagen todt umher, (eine Scene, welche unsere vierte Abbildnng getreu wiedergibt). Ich ritt näher zu dem alten Thiere hinan, das blutend und zitternd da stand, und sagte: Jetzt alter Bursch, ist deine Zeit gekommen, und dir wäre wohler, du hättest schon ausgelitten. Obwohl seines Augenlichtes beraubt und entsetzlich mitgenommen, schien er doch einen Freund in mir zu erkennen, denn er richtete sich auf, und sprengte in gerader Richtung über die Prairie. Wir ritten von dannen; als wir aber kaum eine Viertelstunde weit entfernt waren und uns umblickten, sahen wir, daß seine Peiniger ihn schon wieder eingeholt hatten. Gleich darauf war er eine Beute ihrer Gefräßigkeit geworden."

Früher waren die Büffelheerden weit zahlreicher als jetzt, wo sie mit reißender Schnelligkeit sich vermindern. Auch das ist die Folge des unheilvollen Brannt-

weintrinkens. Im April 1832 brachte eine Abtheilung Sioux den amerikanischen Pelzhändlern auf einmal nicht weniger als vierzehnhundert Büffelzungen, — die Ausbeute einer einzigen Jagd — auf der ohne Unterschied alle Stiere, Rinder und trächtige Kühe erlegt worden waren. Das Fleisch hatten sie den Wölfen auf der Prairie liegen lassen, und nicht einmal die Häute abgezogen. Für die Zungen erhielten sie einige Maas Branntwein, mit dem sie sich berauschten! Und die Maas „Feuerwasser" wurde ihnen für sechszehn Kronenthaler angerechnet!

Daß durch ein so sinnloses Verfahren, welches in den letzten Jahrzehnten bei den meisten Indianerstämmen üblich geworden ist, die Zahl der Büffel sich bedeutend vermindern muß, liegt auf der flachen Hand. In der That haben Männer, die mit jenen Gegenden aus eigener Anschauung genau bekannt sind, schon berechnet, wann der letzte Indianer mit dem letzten Büffel zu sein aufhören wird. Beide sind seit undenklichen Zeiten Inhaber und Besitzer jenes Bodens gewesen, das Dasein des rothen Mannes hängt von dem des Büffels ab, und wenn er diese ausrottet, so wüthet er auf die kurzsichtigste und unverständigste Weise gegen sich selbst. Wo der Weiße sich niederläßt, da verschwindet der Büffel, der in einer angebaueten Gegend nicht leben kann; er fürchtet sich instinctmäßig vor den Leuten, welche „den Donner in der Hand tragen" und weicht in die Steppen zurück, der niedersinkenden Sonne zu, wie der Indianer auch. Hier findet er Nahrung in Hülle und Fülle, und würde hinwiederum seinerseits dem Indianer reichlichen Unterhalt gewähren, wenn dieser ihn zu schonen verstände. Jetzt leben, einer mäßigen Schätzung zufolge, mindestens dreimalhunderttausend Rothhäute fast ausschließlich von Büffelfleisch — was soll aus ihnen werden, wenn dieses Thier, dem sie den Untergang geschworen zu haben scheinen, nicht mehr vorhanden? Sie verkauften in den letzten Jahren durchschnittlich 150,000 bis 200,000 Häute an die Europäer, und überließen das Fleisch den Geiern und Wölfen!

Was wollen künftig jene 300,000 rothen Menschen beginnen, wenn es ihnen an Lebensmitteln fehlt, und die anderthalb Millionen weißen Wölfe, welche jetzt die westlichen Prairien durchstreifen? Die Bedürfnisse, welche der Indianer neuerdings als solche zu betrachten sich gewöhnt hat, besonders Branntwein, Schießgewehre, Fabrikwaaren, wollene Decken und dergleichen mehr, sind sämmtlich künstliche, von den Weißen erst geschaffene. Sie bezahlen die Waaren, welche sie kaufen, vorzugsweise mit Büffelhäuten. Und wenn nun keine solche mehr vorhanden sind, was bei dem jetzigen Systeme in höchstens zehn Jahren der Fall sein muß? —

Erfindungen, Gewerbe und Handel.

Deutsche Erfindungen älterer Zeit.

In unseren Tagen drängt eine neue Erfindung die andere; es vergeht kein Tag, an welchem nicht irgend eine Verbesserung an Maschinen oder Schiffen, oder eine Entdeckung oder Erfindung gemacht wird. Deutsche, Engländer, Franzosen und Belgier scheinen in dieser Hinsicht ein förmliches Wettrennen zu halten, die eine Nation sucht die andere immer zu überflügeln. Heute hört man von einer Sicherheitsvorrichtung an einer Lokomotive, morgen von einer Vorkehrung, den kostspieligen Brennstoff zu ersparen, am nächsten Tage von einem neuen wohlfeilern Brennmaterial, mag es nun Karbolein oder gepreßter Torf sein; dann wird gar eine neue Flugmaschine erfunden, oder eine zweckmäßigere Art von Schienen, und dergleichen mehr. Die Mechanik und die technischen Wissenschaften haben in unseren Tagen eine Ausbildung erreicht, von der man vor dreißig, ja noch vor zwanzig und zehn Jahren kaum eine Ahnung hatte. Und wenn man nun gar sich um drei Jahrhunderte zurückversetzt! Welch ein ungeheuerer Abstand ist schon zwischen der einfachen Spindel und dem Spinnrade das der Braunschweiger Jürgens erfand, und nun zwischen diesem und den Maschinenspinnereien, in denen hunderte von Leuten arbeiten und die durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden! In diesem Drängen neuer Erfindungen geht leicht die Erinnerung an jene früherer Zeiten verloren, die doch auch ihre große Bedeutung hatten. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir auf den Schultern der hinter uns liegenden Jahrhunderte stehen, und daß wir ohne die Bemühungen unserer Vorfahren nicht zu dem Grade gewerblicher Entwickelung gelangt wären, auf welchem wir uns jetzt befinden. Manche ihrer Erfindungen, die theilweise längst durch zweckmäßigere in Vergessenheit gerathen, oder durch allge-

meine Anwendung einem Jeden bekannt geworden sind, scheinen uns heutzutage von geringem Belang; sie waren aber für die frühere Zeit von großer Wichtigkeit, und verdienen gewiß, daß man sich ihrer Urheber mit Dank erinnere.

Von uns Deutschen ist die Welt mit mehr wichtigen Erfindungen und Entdeckungen auch im Gebiete der praktischen Wissenschaften bereichert worden, als von irgend einem andern Volke; nur haben die Ausländer, bei unserer leidigen übergroßen Bescheidenheit, die jeden Vaterlandsfreund ärgert, sich häufig die Verdienste wichtiger Entdeckungen zugeschrieben, die uns gebühren. Lange vor dem englischen Arzte Jenner impfte ein holsteinischer Schulmeister die Kuhblattern ein, aber wie viele in Deutschland wissen es? Herschel, der große Sternkundige war ein Deutscher von Geburt, aber die Engländer betrachten ihn als einen der ihrigen, und man kann in deutschen Büchern lesen, daß der Name eigentlich Hirschel ausgesprochen werden müsse! Nehmen wir für uns in Anspruch, was uns gebührt, und seien wir Alle stolz darauf, einem Volke anzugehören, das auch im Gebiete der Erfindungen so Dankenswerthes geleistet. In den folgenden Zeilen führen wir eine Reihe derselben auf, ohne uns an die Zeitfolge zu binden; es kommt uns nur darauf an, zu zeigen, wie Vieles unsere Vorfahren in dieser Hinsicht zu Tage förderten.

Vor allen Dingen erwähnen wir der Buchdruckerkunst. Niemand bezweifelt mehr, daß der Mainzer Gutenberg ihr Erfinder war. Zwar haben die Böhmen neulich die Landsmannschaft dieses großen Mannes für sich in Anspruch nehmen und ihn zu einem Bürger der Bergstadt Kuttenberg machen wollen; aber unbeachtet von dem übrigen Deutschland — denn Böhmen ist, trotzdem die eine Hälfte seiner Bewohner eine slawische Mundart redet, Bundes- und altes Reichsland — ist ihre Stimme verklungen. Auch die Holländer sind mit den Ansprüchen für ihren Lorenz Koster mit Gründen der Wissenschaft ab und zur Ruhe verwiesen. Und wenn sie auch dieselben hätten geltend machen können, so wäre die Erfindung doch immer eine deutsche geblieben, so gut wie Holland, obwohl jetzt noch durch Ungunst der Zeitläufte politisch von uns getrennt, nie aufhören kann, in Bezug auf Land und Volk ein Theil Deutschlands zu bleiben.

Geben wir nun zu weniger großen Gegenständen über. Einen Ventilator oder Luftreiniger in den Bergwerken, dessen Erfindung die Engländer für einen ihrer Landsleute, Hales, und die Schweden für Triewald in Anspruch nehmen, hatte weit früher, schon 1711, der Zellerfeldische Maschinendirektor J. J. Bartels auf dem Harze in Anwendung gebracht. Dort gab es auch Eisenbahnen, freilich nur auf kurzen Strecken, weit früher als in England.

Hölzerne Blasebälge, die jetzt so allgemein verbreitet sind, stammen aus Thüringen, wo sie zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in Gebrauch kamen. — Erfinder des künstlich brennenden Phosphorus ist ein gewisser Brand, 1676; den hermetischen Phosphorus bereitete zuerst Christ. Adolf Balduin, ein Beamter in der sächsischen Stadt Hainichen. — Daß der Goldmacher Böttticher das Porzellan erfand, ist bekannt. Das erste war braun, erst 1709 wurde das weiße verfertigt — Das Proportionallineal rührt von einem Marburger Baumeister Benjamin Bramer her, 1618, der Proportionalcirkel von Jobst Byrge, einem hessischen Meßkünstler. — Die neue Art Noten zu drucken, wurde 1755 in der Breitkopfischen Officin zu Leipzig angewandt. — Konrad Dippel, der 1734 starb, verfertigte zuerst Berliner-Blau. — Die Klarinette erfand 1690 Denner, Flötenmacher in Nürnberg. — Ein sächsischer Prediger, Dörfel, stellte 1681 die Ansicht auf, daß die Kometen sich in parabolischen Laufbahnen bewegen, und ein Hesse, Helwig Dietrich, behauptete, lange vor dem Engländer Harvey, den Kreislauf des Blutes. Aber ein bornirter Professor der Universität Altorf, Kaspar Hofmann, überschüttete den bescheidenen Mann, den er nur den „Circulator" nannte, mit Spott, und verhinderte, daß die Entdeckung in weiteren Kreisen bekannt wurde. Als sie aber vom Ausland nach Deutschland kam, wurde sie allgemein angenommen, und nun schreiben die Engländer sich die Ehre der Erfindung zu. Deutsche Bescheidenheit!

Daß Ofengalmey mit Kupfer vermischt Messing giebt, bemerkte 1553 der Nürnberger Erasmus Ebner. Bekannt ist, daß die ersten Taschenuhren, um 1500, von Peter Hele in Nürnberg verfertigt wurden, und daß sie damals und noch lange nachher Nürnberger Eier hießen. In derselben Stadt wurden 1517 die ersten Flintenschlösser verfertigt. — Ein Breslauer Prediger, Joh. Fleischer, stellte 1589 die erste richtige Theorie vom Regenbogen auf; die Sonnenflecken wurden zuerst von Johann Fabricius am 13. Juni 1611 beobachtet. — Von Otto Guericke, einem Magdeburger Bürgermeister, rührt die Luftpumpe her; ihr Erfinder zeigte ihre Wirkungen schon 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg. Derselbe Mann bediente sich zuerst des Barometers zur Beobachtung der Schwere der Luft und der Veränderung des Wetters, auch machte er Elektricitätsversuche mit einer Schwefelkugel. — Die Windbüchse erfand ein Nürnberger Bürger, Guter; nach ihm kamen die, welche Hans Lobsinger, gleichfalls ein Nürnberger, verfertigte, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, allgemein in Gebrauch. — Die wichtige Erfindung, Gemüse so zuzubereiten und zu verpacken, daß dieselben zu Land und See, unter allen Himmelsstrichen Jahre lang ihre nährenden Eigenschaften behalten, ohne im Geringsten zu verderben, rührt von zwei Deutschen, Gräffer und Bessel her, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in London lebten. — Den Kaliberstab erfand 1540 der Nürnberger Georg Hartmann, der auch 1538 die Abweichung der Magnetnadel beobachtete. — Johann Hewelke, oder Hevelius, ein Danziger Rathsherr, verfertigte 1647 die ersten Mondkarten, von ihm rührt auch das reflektirende Fernglas her. — Der berühmte Naturforscher Haller erwies während seines Aufenthalts in Göttingen die Reizbarkeit der thierischen Muskelfasern. — Die schon oben erwähnte Erfindung des Spinnrades fällt in das Jahr 1530. —

Kepler fand, daß die Planeten eine elliptische Laufbahn haben. Der erste, welcher lehrte, durch Auftragung des Blumenstaubes in die Narbe des Staubwegs Bastardpflanzen zu erzeugen, war ein würtembergischer Gelehrter, Kohlreuter. — Pater A. Kircher aus Fulda verlängerte durch eine sinnreiche Erfindung den Brennspiegel; er hat auch vier und zwanzig Jahre vor dem Engländer Mayland, 1670, die ersten Sprachröhren verfertigt. — Die elektrische Verstärkung leidener Flaschen, deren Erfindung man gewöhnlich Muschenbrock in Leyden zuschreibt, war schon ein Jahr früher, 1745, einem pommerschen Edelmann, von Kleist, bekannt, der die ersten Versuche angestellt hat. In Holland wurde man durch Briefe aus Danzig auf diesen Gegenstand aufmerksam. — Die Differentialrechnung wurde, zu gleicher Zeit von New-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ton und Leibnitz erfunden. — Das Sonnenmikroskop erfand 1740 Lieberkühe in Berlin. — Den ersten Wassergöpel, zur Ausschöpfung des Wassers aus den Bergwerken ließ 1556 Wolfgang Lascher, ein Salzburger, verfertigen. — Die Kunst, Kupferstiche mit verschiedenen Farben zu drucken, erfand Loßmann im Jahre 1606. — Der Erfinder des nassen Pochwerks, das 1505 beim meißnischen Bergwerke in Gebrauch kam, ist Sigmund von Maltiz. — Die ersten Gradirhäuser bei Salzwerken rühren von Matthäus Metz, einem Arzte zu Langensalza in Thüringen her. — Die Orgeln sind, wenigstens in ihrer Verbesserung, eine deutsche Erfindung. — Die Hochöfen bei den Bergwerken, von denen die ersten 1727 im Mannsfeldischen angelegt wurden, sind eine deutsche Erfindung. — Die Kunst, auf trockenem Wege Gold und Silber von einander zu scheiden übte zuerst ein Quedlinburger Goldschmied Pfannenschmidt. —

Die früher im Kriegswesen üblichen Hakenbüchsen wurden zuerst in Deutschland verfertigt. — Schon im zwölften Jahrhundert bediente man sich im Rammelsberge bei Goslar des Pulvers um Gestein zu sprengen. Sein Gebrauch im Kriege fällt erst ins vierzehnte Jahrhundert. — Die Holzschnitte sind, gleich der Buchdruckerei, eine deutsche Erfindung; ebenso die Kalender. — Die großen parabolischen Brennspiegel und der Gebrauch der Tangente in der Trigonometrie, sie rühren beide von Johann Regiomontanus her. — Der Hängekompas wurde 1673 von einem meißnischen Bergmeister, Balthasar Rößler, die sogenannte schwarze Kunst 1648 durch den hessischen Oberstlieutenant von Siegen, der Storchschnabel vom Jesuiten Scheiner erfunden. Der erste Gelehrte, welcher überhaupt Vorlesungen über Experimentalphysik hielt, war Sturm, Professor zu Altorf, um 1675. — Walter in Nürnberg wandte schon vor 1504 die Lehre von der Refraktion in der Astronomie an. — Der jenaische Professor Wiedeburg war der erste, welcher 1769 die Elektricität des Mondlichts bemerkte.

Diese Angaben mögen für diesmal genügen. Sie könnten um das drei- und vierfache vermehrt werden. Wir werden gelegentlich auf diesen Gegenstand in erörternder Weise zurückkommen, und dabei die deutschen Erfindungen der neuern Zeit berücksichtigen.

Wie das Mahagonyholz in Gebrauch kam.

Während der frühern langjährigen Feindschaft zwischen Spanien und England machten bekanntlich kecke Abenteurer, die den Seeraub gegen Spanien in ein förmliches System gebracht hatten, Jagd auf die aus Amerika heimkehrenden spanischen Silberflotten und Kauffahrer. Um denselben bequemer aufzulauern, überhaupt dem Feinde möglichst großen Schaden zuzufügen, ließen sich die Bukkaniere oder Flibustier, wie man die „Küstenbrüder" gewöhnlich nannte, auf den Küsten der Antillen oder des benachbarten amerikanischen Festlandes zeitweilig immer da nieder, wo ein bequemer Hafen ihren Schiffen Sicherheit gewährte. Einer dieser Bukkaniere, ein Schotte, Namens Wallace, hatte sich an der Küste von Yucatan festgesetzt, die durch eine Menge kleiner Inseln vom freien Meere getrennt ist, und ihm daher einen sicheren Schlupfwinkel bot. Er machte mit den Häuptlingen der Moskitosindianer, welche jene Gegend im Besitze hatten, einen Bund, zog eine Menge anderer Küstenbrüder an sich, und gründete da, wo nun die Stadt Belize am gleichnamigen Flusse sich erhebt, eine Niederlassung. Noch zeigt man die Stelle, wo einst seine Wohnung gestanden. Schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts hatten die englischen Seeräuber eine feste Station in Belize, und die Spanier bemüheten sich in den Jahren 1659 und 1678 vergeblich, die unbequemen Gäste von dort zu verjagen. Vielmehr machten sich dieselben zu Herren des Landes an der Campechebay, und fällten Färbeholz in den ungeheueren Urwäldern, das ihnen großen Gewinn abwarf.

Etwa ums Jahr 1680 brachte ein Kapitän Gibbons, Bruder eines damals berühmten Londoner Arztes und Kapitän eines Westindienfahrers, als Ballast einige Blöcke harten und schweren Holzes aus Yucatan nach England. Er sandte sie seinem Bruder, dem Doktor, welcher gerade in London ein Haus bauen ließ. Die Zimmerleute jedoch wollten das Holz nicht verarbeiten, weil es zu hart für ihre Werkzeuge war, und so blieben die Blöcke längere Zeit unbeachtet im Garten liegen. Einige Jahre später sollte ein großer Koffer gemacht werden, in welchem die Hausfrau Wäsche aufzubewahren wünschte. Jetzt erinnerte man sich des westindischen Holzes wieder, und der Arzt, welcher den Kofferdeckel aus demselben bereiten lassen wollte, rieth dem Schreiner, sich besseres Werkzeug anfertigen zu lassen. So kam der Koffer zu Stande, und da das Holz eine schöne Farbe hatte, so beschloß Doktor Gibbons noch anderes Hausgeräth daraus machen zu lassen. Ein sehr geschickter Arbeiter stellte einen Sekretär her, der vortrefflich ausfiel und auch von allen, die ihn sahen, bewundert wurde. Er erregte die Aufmerksamkeit der Herzogin von Buckingham. Sie bat um einen Block, und ließ sich gleichfalls einen Sekretär aus Mahagony machen. So kam das Holz in die Mode, und bald wurden keine Stühle, Tische, Schränke ꝛc. mehr geachtet, wenn sie nicht „modern", d. h. von Mahagonyholz waren. Die Nachfrage nach demselben wuchs von Jahr zu Jahr, da auch aus anderen Ländern Nachfrage statt fand, und die Schifffahrt wie der Handel Englands wurden dadurch in nicht geringem Grade befördert.

Trotz aller Bemühungen Spaniens, den Britten jenes Land zwischen der Honduras- und Campechebay zu entreissen, blieb dasselbe in den Händen der letzteren, und Belize, der Mittelpunkt des Handels mit Mahagonyholz, ist eine wichtige Stadt geworden, welche trotz ihres höchst ungesunden Klimas gegenwärtig nahe an 12,000 Einwohner, meist Neger, zählt.

Wie das Mahagonyholz gefällt wird.

Fast die Hälfte der Bevölkerung von Belize und der Umgegend beschäftigt sich vorzugsweise mit dem Schlagen des Mahagonyholzes; die übrigen treiben Handel oder Schmuggel nach Mittelamerika. In der nächsten Umgebung der Stadt sind die Wälder, in denen der Mahagonybaum (Swietenia Mahagony) wächst, längst gelichtet, und die „Werfte," wie man die Plätze nennt, wo es gefällt wird, liegen weiter landeinwärts. Wer dorthin will, besteigt einen sogenannten Pit-Pan oder einfachen Kahn, dessen sich die Indianer auf ihren Fahrten zu bedienen pflegen. Derselbe besteht aus einem gehöhlten Baume, und ist je nach der Länge und Dicke des Stammes größer oder kleiner; es gibt deren von vierzig Fuß Länge und sechs Fuß Breite; immer aber sind sie an beiden Seiten spitz zulaufend, so daß ein Hinter- oder Vordertheil nicht zu unterscheiden ist. Ein Theil desselben wird, um dem Reisenden Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu gewähren, mit einem Tuche überspannt, das ein kühles Obdach gewährt.

Die größeren Nachen werden gewöhnlich von acht kräftigen Negern gerudert, und schießen wie ein Pfeil durch das Wasser,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

während die Schwarzen sich die Arbeit durch einen eintönigen Gesang leichter machen. Die Ufer des Flusses sind steil und abschüssig, die Gegend ist wild, die Bäume sind am untern Theile des Stammes mit Schlamm, weiter aufwärts mit Moos überzogen; überall hängen riesige Schlingpflanzen herab, die sich von einem Stamme zum andern ranken und nicht selten bis in die Fluth reichen. Am Ufer kriecht giftiges Gewürm, und der Kayman streckt seinen Rachen aus dem Moraste hervor, in welchem er sich sonnt.

Wenn man einige Stunden stroman gesteuert ist, so erblickt man am Rande der Wälder hin und wieder Massen von Mahagonystämmen beieinander; Neger hauen die Blöcke aus dem Rohen heraus, einfache Wägen kommen schwer mit Holz beladen aus der Dichtung, aus der Ferne ertönt der Klang der Aexte oder das Geräusch der Sägen, und hin und wieder steigt Rauch von jenen Stellen auf, die man mit Feuer lichtet, um bis zu den Mahagonybäumen zu gelangen. Es herrscht mitten in der Einöde ein reges Leben. Hat man eine Stelle gefunden, welche sich zu einem „Werft" eignet, so wird ein Lager aufgeschlagen, in welchem die Arbeiter hausen, und gleich darauf ein Weg ins Innere des Waldes gebahnt. Die Arbeiter theilen sich in Abtheilungen von dreißig bis vierzig Mann und stehen unter einem Werkmeister, der die nöthigen Weisungen gibt und Befehle ertheilt. Der kräftigste und gewandteste Arbeiter wird als Sucher vorausgesandt; er bahnt sich mit seiner scharfen Axt einen Weg durch das Gestrüpp und Schlingkraut und besteigt hohe Bäume, von welchen er eine Strecke Wald übersehen, und die im Monate August mit rothen Blättern bedeckten Mahagonybäume leicht von den übrigen unterscheiden kann. Hat er deren entdeckt, so steigt er wieder herab, und benachrichtigt durch gellendes Pfeifen seine harrenden Gefährten, die nun herbei eilen und die bezeichneten Stämme fällen. Gewöhnlich werden dieselben sieben oder acht Fuß über der Wurzel abgehauen, weil der untere Theil des Stammes zu knorrig ist, als daß man ihn zu Schreinerarbeit verwenden könnte. Liegt er am Boden, so wird er in mehrere Blöcke von höchstens sechszehn bis achtzehn Fuß Länge zersägt, damit man sie leichter fortschaffen kann, man schält die Rinde ab und behauet sie viereckig. Im Dezember ist die Arbeit des Fällens beendigt. Nun werden Wege gebahnt und geneigte Flächen angelegt, um das Fortschaffen zu erleichtern; denn der Mahagonybaum wächst vorzugsweise gern auf höher liegenden Stellen. Im Februar ist die große Regenzeit vorbei und im April der Boden wieder fest, so daß der Transport beginnen kann. Selten ist die Stelle, wo Holz geschlagen wurde, weiter als zwei Meilen vom Flusse entfernt, und dorthin bringt man es auf Wagen, die von Ochsen gezogen werden, oder mit Hülfe von Rollen und Hebeln, meist bei Nacht und Fackelschein. Am Ufer wird jeder einzelne Block mit einem glühenden Eisen bezeichnet und bleibt liegen bis der Regen den Strom schwellt und die Macht des Wassers die Blöcke hinabtreibt bis an die großen Wehre in Belize, von wo dann Neger dieselben bis zu den europäischen Fahrzeugen flößen, deren stets mehrere im Hafen liegen.

Die englischen Korngesetze und Deutschland.

Brod sollte billigerweise gar nicht besteuert sein, und die englischen Korngesetze, die allerdings eine Besteuerung des Brodes sind, erscheinen daher als etwas Ungerechtes. Aber so viel ist gewiß, daß, wenn einmal eine Taxe auf die Einfuhr des Getreides in Großbritanien gelegt sein soll, eine auf- und absteigende Skala, von deutschem Standpunkte aus, einem festen Zolle vorzuziehen ist. Wäre der letztere in England vorhanden, so würde unser Korn mit dem amerikanischen und dem russischen vom schwarzen Meere eine gefährliche Konkurrenz auszuhalten haben, indem das letztere weit billiger ist. Jetzt, wo die Preise oft wechseln, bleibt England vorzugsweise auf unser deutsches Getreide angewiesen, weil dasselbe in der Nähe ist. Würde die Getreidesteuer ganz abgeschafft, so könnte sie nur dazu dienen, die Preise der englischen Fabrikwaaren zu erniedrigen und letztere der ohnehin gedrückten und mangelhaft beschützten deutschen Industrie noch gefährlicher zu machen; denn die nächste Folge würde sein, daß der Arbeitslohn in England herabgesetzt würde. Seit in Deutschland und Frankreich die Gewerbsamkeit gestiegen ist, bieten die Engländer Alles auf, dieselbe im Keime zu ersticken. Sie suchten ihren Absatz dadurch zu erhalten, daß sie ihre Waaren billiger lieferten als früher, und manchmal wahrhaft schleuderten, um die fremde Konkurrenz wo möglich ganz zu beseitigen. So fiel in den Jahren 1815 bis 1840 der Preis der Wollen- und Baumwollenwaaren um 75 bis 120 Procent, der Leinenwaaren um 75 bis 80, der Seidenwaaren von 50 bis 75, und die Quincaillerie-, Stahl-, Kupfer- und Eisenwaaren gingen in demselben Verhältnisse herab. Man kann aber die Waaren auch darum billiger liefern, weil man bessere Fabrikationsmethoden als früher anwendet und die Maschinen weit wohlfeiler erhält. Dampfmaschinen, die früher mit tausend oder zwölfhundert Pfund Sterling bezahlt werden mußten, erhält man jetzt für drei oder vierhundert Pfunde, und dabei sind sie so eingerichtet, daß sie weniger Feuerung nöthig haben. Nachdem von Woolf erfundenen neuen System der Dampfmaschine, verbrennen dieselben jetzt nur stündlich für jede Pferdekraft nur zwei Pfund und zwei Unzen Steinkohlen.

Mannigfaltiges.

Sclaverei in Nordamerika.

Die Sclaverei ist ein Alp, welcher schwer auf den vereinigten Staaten von Nordamerika lastet und dessen sie doch, besonderer Umstände wegen, sich nicht plötzlich und ohne Uebergang entledigen können. Man ist in den südlichen Staaten jenes Landes gewöhnt, dieselbe vorderhand als ein „nothwendiges Uebel" zu betrachten. Zugegeben, daß sie ein solches sei, so rechtfertigt doch nichts die unchristliche Behandlung, welche den meisten Sclaven zu Theil wird. Man nährt sie und kleidet sie, wie man ja auch Pferde und Kühe gut hält, weil sie sonst nicht genug arbeiten können, aber man thut nichts für die sittliche Ausbildung der Neger. Ist ja doch in mehreren Staaten bei schwerer Strafe verboten worden, die Neger lesen zu lehren! Selbst hochgestellte Staatsmänner lassen ihre Neger in einem Zustande der schnödesten Verwahrlosung, z. B. der berühmte Kongreßredner Heinrich Clay,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

welcher schon mehrmals mit auf der Präsidentenwahl stand. Ein Quäker, der dieses Mannes Pflanzung besuchte, erzählte Folgendes:

„Ich hatte gehört, daß Heinrich Clay einen herrlichen Viehstand halte, und wollte mir denselben einmal betrachten. Als ich seiner Pflanzung mich näherte, traf ich einen farbigen Mann; den fragte ich: Wo bist du geboren? — In Washington. — Hat Heinrich Clay dich dort gekauft? Zeig mir seinen Viehstand. — Er wies mich zu einem andern Neger. Unterwegs begegnete mir ein neunjähriger, munter aus den Augen blickender Bube. Dem zeigte ich etwas Gedrucktes vor, und fragte: Kannst du das lesen? Antwort: Nein. — Ist keine Schule hier auf der Pflanzung? — Nein. — Wie alt bist du? — Ich weiß nicht. — Im Hofraume fand ich eine ziemlich bejahrte Negerin, die nähete. Ich fragte: Wie alt bist du? — So um die Fünfzig herum. — Wie alt ist denn das? — So gegen die Sechzig hin. — Wie viel Kinder hast du? — Fünfzehn oder sechszehn. — Wo sind denn die? — Farbige Leute wissen nicht wo ihre Kinder sind; mögen im Lande zerstreut sein. — Wo bist du aufgezogen worden? — In Washington. — Hat Heinrich Clay dich dort gekauft? — Ja. — Wie viele Kinder hattest du damals? — Vier. — Wo sind denn die jetzt? — Weiß es nicht; sie sagen, manche davon wären gestorben. — —

Die Sclaven wohnten in elenden Hütten; meine Viehställe sind luftiger und geräumiger. Der Aufseher, den ich bald nachher sah, hielt eine zerbrochene Peitsche in der Hand; er gebrauchte sie theils um sein Pferd damit anzutreiben, theils um den Sclaven „eins über zu ziehen." — So sieht es aus auf der Pflanzung Heinrich Clay's, des Mannes, der einmal auf dem Kapitol pathetisch ausrief: „daß jeder Pulsschlag seines Herzens nur der Freiheit geweiht sei." —

Fremdsüchtelei.

Es gibt nichts Widerwärtigeres als die Vornehmthuerei und Fremdsüchtelei; beide sind immer ein Zeichen von Geistesbeschränktheit und von Nachahmungssucht, die man nicht genug tadeln kann. Sie haben aber leider jetzt auch unter den deutschen Handwerkern auf eine unangenehme Weise überhand genommen. Viele von diesen glauben sie seien mehr, wenn sie französische Ankündigungen auf ihren Schildern haben, und die meisten verkaufen doch im lieben langen Jahre nicht für einen Heller an Ausländer. Ein Engländer oder Franzose würde zuviel Scham, zuviel Selbst- und Volksgefühl haben, als daß er die Sprache seiner Nation so verläugnete. Deutsche Handwerker und Fabrikanten aber schämen sich nicht, auf ihre gute Waare fremde Aufschriften zu machen; ehrliches deutsches Baumwollengarn, wird in Papier gepackt, worauf **Belper** als Fabrikort steht; auf Cigarrentaschen liest man **Segars**, auf Erinnerungstäfelchen oder Schlössern **Souvenir**, als wenn „Andenken" nicht dasselbe sagte; auf Tintefässern steht **Encrier** oder **Inkstand**; das letztere ist übrigens deutsch, denn **Ink** heißt in den plattdeutschen Ländern bis auf den heutigen Tag Tinte. Schneider gibt es gar nicht mehr; die Bescheidenen sind Kleidermacher geworden, die fürnehmeren, die „zwei Jahre in Paris" waren, wie der Geck in Lustspiele, nennen sich **Marchand Tailleur**, und ihre „Gehülfen" sitzen nicht mehr in der Hölle der Schneiderwerkstatt, sondern im **Atelier**, was zwar französisch ist, aber eben auch nichts weiter als „Arbeitszimmer" bedeutet. Der Schuster ist „Schuh- und Stiefelfabrikant", er hält ein „Magazin" und ist **Marchand de bottes**. Der Wurstler glaubt vornehmer zu sein, wenn er sich **Charcutier** nennt. Er läßt nicht mit sich handeln, hat nicht „feste Preise", sondern **Prix fixe**, wie der Modehändler auch, der nicht Wollmusseline, sondern **Mousseline de laine** anzeigt; keine „Niederlage" oder „Auswahl" von Waaren, sondern **Depôts** hat, und was dergleichen Abgeschmackheiten mehr sind, über die jeder verständige Mensch lacht. Aehnlicher Unfug wird mit den Taufnamen getrieben. Ein Bub heißt nicht schlicht weg Heinrich, sondern **Henri**, nicht Wilhelm, sondern **William**, nicht Georg, sondern **Georges** etc. Es wird bald dahin kommen, daß der Gewürzkrämer, wenn er einen Gadenknecht sucht, wie man vor hundert Jahren, oder einen Ladendiener, wie man heute sagt, einen Gentleman verlangt. Die Putzmacherinnen —, doch nein, die **Marchandes de Modes!** verlangen nicht mehr Näthermädchen zur Arbeit, sondern **Demoiselles** und nächstens wohl gar **Ladies**. Ein Bedienter der einen Herrn sucht, wird „sich schmeicheln", daß er barbiren und Stiefel wichsen kann, und „nichts dawider haben, im Sommer mit auf Reisen zu gehen." Er wird auch „nichts dagegen einwenden" bis spät Abends auf „den Empfang seines Herrn zu warten," d. h. zu wachen. — Der Schneider wird bald nicht mehr zum Herbergsvater schicken, um anzufragen, ob Gesellen zugewandert sind, sondern „Gentlemen von thätigem Geiste zur Aushülfe", in den „Journalen" suchen! Gasthöfe gibt es gar nicht mehr, alles ist **Hôtel** geworden, was eben nur ein ausländisches Wort statt des deutschen und eben deshalb überflüssig ist; ein Wirth ist jetzt nicht mehr Gastgeber, sondern „Besitzer eines Hotels", und der Lohnkutscher ein Fiacre. Die Mägde gehen nicht mehr zum Tanze, sondern **au Bal**, und die Bedienten nicht in die Schenke, sondern in den **Club**! Der Reiche hält für seine kleinen Kinder keine Wartfrau mehr, sondern irgend eine verwitterte **Bonne**, und läßt seine Kinder schon früh zu Staarmatzen abrichten. Gott besser's! Die deutsche Nation ist wahrlich zu gut und zu tüchtig, als daß sie sich so wegzuwerfen brauchte. Die Jugend aber, die noch unverdorben ist, soll diese verwerfliche Fremdsüchtelei aus Herzensgrund verachten!

Lebensregeln.

Wer Kaufmannschaft treiben will, — sagt der altisländische Königsspiegel, — darf sich nicht scheuen, sein Leben zu Land und See großen Gefahren auszusetzen, im Christen- und Heidenlande. — Wohin er kommt, soll er rechtschaffen sein. — Steh früh auf, geh zur Kirche oder bete daheim. — Kaufe nie verderbte Lebensmittel; erwäge hin und her, bevor du einen Handel abschließest. Siehe zu, daß erfahrene Männer zugegen seien, damit sie dir im Nothfalle als Zeugen dienen. — Dein Tisch sei mit einem saubern, weißen Laken belegt, auf ihm stehe gesunde Speise und reiner Trank. — Nach Tische arbeite nicht gleich, sondern ruhe aus. — Verkaufe um mäßigen Preis, damit man dich nicht Wucherer nenne. — Suche die Landesgesetze genau kennen zu lernen. — Lerne fremde Sprachen. — Sei thätig so viel du kannst, doch nicht so sehr, daß deine Gesundheit Schaden leidet. — Gieb dich nicht dem Trübsinne hin, denn er ist eine böse Krankheit. — Dein Leben sei rein und tadelfrei. — Vermeide, gleich

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

dem Teufel, Spiel, Völlerei, Trunksucht, Wollust, Wetten und Zank. — Suche den Lauf der Gestirne kennen zu lernen, den Wechsel von Tag und Nacht, die Veränderungen des Jahres, und Ebbe und Fluth. — Haus und Schiff halte sauber und rein. — Hast du Vermögen, so theile es in drei Theile. Den einen vertraue zwei erprobten Männern an, die guten Ruf haben in der Handelschaft; die beiden anderen thu aus hie und da, auf daß nicht ein Unglücksfall dir Alles raube. — Hast du Gut erworben, so halt es zu Rath, und stelle es nicht in Gefahr, durch Wagnisse und Handel über See. — Hast du fremde Länder gesehen, bist du weit umhergewandert, dann kehre wieder in deine Heimath, und denke zurück an das, was du gesehen und erfahren.

Morgenländische Redeblumen.

Die Bewohner des Morgenlandes wetteifern bekanntlich miteinander in Redeblumen, in denen es die Perser am weitesten gebracht haben. Daß aber die Sikh, die Bewohner des Königreichs Lahore, den Leuten aus Iran in Schmeichelei und Schwulst der Rede nicht im Mindesten nachstehen, beweist folgende Erzählung des Freiherrn von Hügel: „Es begann zu regnen. Der Elephant, welcher den Fakhier Sahib trug, kam an den meinigen heran. Ich sagte: Dies scheint ein regnerischer Tag zu werden. Er antwortete: Wenn Fürsten in dem Garten der Freundschaft sich begegnen, so bewässern die Wasserträger des Himmels die Blumen, damit sie mehr Wohlgeruch verbreiten. Ich sagte dann, daß es mir leid thue, in dem dunkeln Gewande, das ich trug, vor dem Maharadscha Randschit Singh zu erscheinen, allein meine in Lodiana zurückgelassene Uniform sei nicht nach Lahore geschickt worden, wie ich es befohlen hätte. Er erzählte darauf eine lange Geschichte von einem Tiger, der in eine Stadt gekommen sei und Alles erschreckt habe; der König des Landes habe sich jedoch erkundigt, was der Tiger thue; und da dieß lauter edle und große Handlungen waren, so sah er trotz seiner Aussenseite, wer es war. Er entbot ihn zu sich in seinen Palast und hier fand es sich, daß der Tiger ein großer Fürst sei. — Was, fragte ich, Sie vergleichen mich mit einem Tiger? Er: Ja, selbst unter dieser Hülle würden Ihre edeln Handlungen und Ihr Geist Sie verrathen. —

Dies war der langen Rede kurzer Sinn."

Zufriedenheit.

Als der französische Academiker August de St. Hilaire vor einigen Jahren Brasilien durchwanderte, um bis an die Quellen des San Franciscoflusses vorzudringen, kam er, tief im Innern des Landes, in eine Einöde, in welcher einige Hütten standen; die ersten, welche er seit mehreren Tagereisen getroffen hatte. Es wohnten Leute portugiesischer Abkunft in denselben. Er fragte einen Hausvater: Wie könnt Ihr nur in dieser Einöde leben, so ferne von Euren Mitmenschen? Der Mann entgegnete: Ich bin dem Geräusche feind, habe mein Weib und meine Kinder, und, Salz ausgenommen, bringt mein Gut Alles hervor, dessen ich bedarf. Was sollte ich weiter wünschen? — Am Rio Doce richtete der Franzose eine ähnliche Frage an eine Frau. Diese antwortete: Habe ich nicht meinen Mann, und Beschäftigung genug, durch die Besorgung des Hauswesens. Und kann ich nicht hier so gut leben, wie in den Städten, wo die Menschen sich hastig durcheinanderdrängen?

Dampfschiffe auf dem Rhein.

Kein anderer Strom auf dem europäischen Festlande wird von so vielen Dampfschiffen befahren, als unser Rhein. Im Jahr 1842 besorgten deren nahe an fünfzig den Dienst zwischen Basel und Rotterdam. Am schnellsten liefen die „Adler des Oberrheins", am bequemsten sind die größeren Schiffe der Düsseldorfer und der Kölnischen Gesellschaft. In dem Hafen von Mainz warfen täglich im Durchschnitte zwölf Dampfer ihre Anker aus. Die Dürre des verflossenen Sommers hat bekanntlich überall in Deutschland Wassermangel zur Folge gehabt, und der Stand der Flüsse war so niedrig, wie er seit Menschengedenken nicht gewesen. Darum konnten die größeren Schiffe rheinaufwärts nicht weiter gelangen, als bis Caub, und es hat sich nun herausgestellt, daß Schiffe von mittlerer Größe und geringem Tiefgange vortheilhafter sind, als die großen schwimmenden Paläste, welche eine ausserordentliche Menge von Kohlen in Anspruch nehmen. Künftig werden daher wohl nur kleinere Fahrzeuge gebaut werden. Jener niedrige Wasserstand brachte dem Handel große Nachtheile; Segelschiffe, die aus Holland nach Mainz bestimmt waren, blieben acht bis neun Wochen unterwegs, ein Beweis, wie nothwendig die Schleppschifffahrt mit Dampfschiffen ist. Auf dem Neckar haben die Dampfboote den Dienst zwischen Heilbronn und Heidelberg regelmäßig versehen können; auch auf der Mosel litten die Fahrten nur geringe Unterbrechungen; desto schlimmer stand es mit dem Main, der neben Elbe und Weser zu den verwahrlosetsten Flüssen unseres Vaterlandes gehört, und dringend eine Regulirung bedarf, wenn die Dampfschifffahrt auf ihm gedeihen, und der Donau-Mainkanal den Nutzen bringen soll, welchen er dem Verkehre zu gewähren bestimmt ist.

Eiserne Häuser und Schiffe.

Diese sind jetzt in England ein förmlicher Fabrik- und Ausfuhrartikel geworden, der in den englischen Colonien sehr gesucht wird. Ein Herr Peter Thomson, Baumeister in London, hat großen Absatz in diesem Artikel. Die einzelnen Bestandtheile eines solchen Hauses werden in die Schiffe gepackt und erst am Orte ihrer Bestimmung zusammengesetzt. Gegenwärtig verfertigt man eiserne Wohnungen, deren Wände und Mauern hohl sind, damit das ganze Haus vermöge des Küchenheerds geheizt werden kann. Ein Gebäude von drei Stockwerken mit zwölf Zimmern, kostet nicht mehr als zwölftausend Gulden, was ein für England billiger Preis ist. Will der Besitzer seinen Wohnort verändern, so reißt er sein Gebäude zusammen, und schlägt es an einem andern Platze auf, der ihm besser gefällt. Die Kosten eines solchen Umzugs betragen fünfundzwanzig Pfund Sterling. Wie wäre es,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wenn man nach Hamburg, wo seit dem Brande ein so großer Mangel an Wohnungen herrschte, solche eisernen Häuser kommen ließe?

Beim Schiffbau spielt bekanntlich das Eisen schon längst eine große Rolle, und kommt in neuerer Zeit immer allgemeiner in Gebrauch. So besteht das größte Schiff, welches je in England gebaut worden ist, „das Mammuth," welches im Frühjahre 1843 in Bristol von Stapel gelassen werden soll, mit Ausnahme des Verdecks und der Kajüten durchweg aus Eisen. Es ist ein ungeheueres Boot! Seine Länge beträgt 324, seine Breite 51, die Tiefe des Raums 32 Fuß. Es ist zu 3200 Tonnen geaicht worden. Es hat Raum für tausend Tonnen Kohlen, zwölfhundert Tonnen Waaren und 360 Reisende. Der große Saal wird 108 Fuß lang, 32 breit und 8 Fuß 3 Zoll hoch. Das Mammuth bekommt vier Maschinen, jede von 250 Pferdekraft, eine archimedische Schraube, und ausserdem sechs Masten. Das Segelwerk würde, wenn man es aneinander nähete und ausbreitete, einen Raum von dreiviertel Morgen Landes bedecken.

—

Unfälle auf Eisenbahnen.

Auf unsern deutschen Eisenbahnen befolgt man den richtigen Grundsatz, lieber etwas langsamer und sicher, als sehr rasch und unsicher zu fahren, darum hören wir auch bei uns selten von Unglücksfällen. Das Gleiche ist der Fall in Belgien. Am sorglosesten geht man in Amerika zu Werke; dagegen wird man in England immer vorsichtiger und die Unfälle vermindern sich von Jahr zu Jahr. Vom 1. Januar bis zum letzten Junius 1841, fuhren auf den fünfzig damals vollendeten englischen Eisenbahnen 9,122,613 Menschen in 99,422 Zügen; die Einnahme betrug 1,145,386 Pfund Sterling. Vom August 1840 bis zum Schlusse des Jahres 1841 ereigneten sich 57 Unglücksfälle, die nicht durch Schuld der Passagiere veranlaßt waren. Durch Zusammenstoßen von Maschinen, Brechen der Achsen, Ausgleiten von den Schienen ꝛc. wurden getödtet 46 und verwundet 203 Personen. Unglücksfälle durch Nachlässigkeit und eigene Schuld der Reisenden 52, dabei starben 23, verwundet wurden 30. Ausserdem kamen durch Platzen der Kessel, Ueberstürzen der Wagen, 46 Angestellte bei den Bahnen ums Leben. Im Ganzen zählte man in anderthalb Jahren 204 Unfälle. Rechnet man für jene anderthalb Jahre, gering angeschlagen, 18,245, 226 Reisende, so traf erst von 145,963 derselben auf einen ein Unfall, ein Verhältniß, das sich weit günstiger herausstellt, als bei Beförderung mit Pferden. Auf den englischen Bahnen waren zu Ende des Jahres 1841 vorhanden: 605 Locomotive mit sechs, und 224 dergleichen mit vier Rädern.

—

Verschiedenes.

Die Engländer spielen jetzt mit einer der mächtigsten Gewalten, die es gibt, mit dem Dampfe. In Birmingham werden, zu Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken für Kinder Dampfmaschinen verfertigt, welche nur einige Zoll hoch sind und dennoch vortrefflich gehen. Ein Löffel voll Wasser ist hinreichend, um den Kessel zu füllen, und einige Tropfen Weingeist bringen dasselbe zum Sieden.

—

Wenn die Kraft, welche mit einem großen Scheffel Steinkohlen erzeugt werden kann, richtig angewandt wird, so ist sie im Stande ein Gewicht von siebenzig Millionen Pfund einen Fuß hoch zu heben. In Cornwall ist gegenwärtig eine Maschine in Thätigkeit, die eine solche Wirkung äußert. Die Besteigung des Montblanc von Chamouny aus gilt mit Recht für sehr beschwerlich, und ein starker Mann gebraucht zwei Tage Zeit dazu. Das Verbrennen von zwei Pfund Kohle könnte ihn, was seine Schwere betrifft, bis oben auf den Gipfel heben.

—

Um 180 Reisende binnen vier und zwanzig Stunden etwa fünf und vierzig deutsche Meilen weit zu befördern, wird man zwölf Postkutschen, jede für fünfzehn Menschen berechnet nöthigt haben, und sie würden etwa zwei Meilen in der Stunde zurücklegen müssen. Eine mit Dampf getriebene Lokomotive macht diese Strecke in der gegebenen Zeit sehr bequem zweimal hin und her, und verrichtet demnach die Arbeit von zweitausend vierhundert Pferden.

—

Wie unendlich der Werth des Eisens durch Verarbeitung und Veredelung des rohen Stoffes sich steigert, geht aus Nachstehendem hervor. Zwei Loth Roheisen haben an sich eigentlich gar keinen Geldwerth, wir wollen aber etwa einen Kreuzer annehmen. Zu Stahl verarbeitet, wie man ihn etwa zu feinen Springfedern gebraucht, kosten zwei Loth ungefähr fünfzehn Kreuzer. Weiter verarbeitet gibt diese Unze Stahl mehr als zweitausend Fuß feinen Drath, und kostet dann schon mehr als einhundert und fünfzig Gulden; wird dieser Drath zu Uhrfedern verarbeitet, so lassen sich etwa 7650 Uhrfedern aus demselben machen, von denen jede ungefähr einen Gulden werth ist; — so daß sich also der Preis von einem Kreuzer durch Verarbeitung der zwei Loth Eisen auf nahe an achttausend Gulden gesteigert hat.

—

Ein Mann, der ein Alter von fünfundsechzig Jahren erreicht, und vom fünften Jahre an täglich nur einiges wenige Fleisch, angenommen von einem Hammel, genoß, hat eine Heerde von wenigstens dreihundert und fünfzig Stück verzehrt. Nehmen wir nun an, daß er beim Mittagessen Gemüse, Kartoffeln, Brod und nur einen halben Schoppen Wein zu sich nahm, so stellte sich heraus, daß binnen dreißig Jahren mehr als dreißig Tonnen, jede zu 2000 Pfund Gewicht, durch seinen Mund und Magen gegangen sind!

—

Ein junger Mann hatte von seinem Vater ein beträchtliches Vermögen geerbt, aber das war bald durchgebracht, und der Verschwender hatte eine Menge Schulden. Einer seiner Freunde bemerkte ihm: „Ich begreife nicht, wie du unter deinen Umständen nur noch ruhig schlafen kannst? — „O, ich schlafe recht gut", entgegnete der Leichtsinnige, „aber wie meine Gläubiger schlafen können, das begreife ich nicht."

—

Wenn eine aus acht Leuten bestehende Gesellschaft den Entschluß faßte, Tag für Tag miteinander zu speisen, so lange sie am Tische ihre Plätze untereinander zu wechseln im Stande wäre, wie viel Mahlzeiten könnte sie halten?

Sie müßten alle einhundert und zehn Jahre und einhundert und siebenzig Tage leben, und 362,880 Mahlzeiten einnehmen. Bestände die Gesellschaft aus neun Leuten, so würden 443,520, und wenn aus zehn, nicht weniger als 3,628,000 Mittagessen herauskommen.

—

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

RUBENS.

Peter Paul Rubens.

(Tafel 6.)

Peter Paul Rubens, den man nicht selten den „Fürsten der niederländischen Maler" nennt, ward am 29. Juni 1577 zu Köln geboren. Sein Vater hatte während der bürgerlichen Unruhen Antwerpen, wo er Schöffe war, verlassen und in der Rheinstadt einen ruhigen Aufenthalt gesucht und gefunden. Er starb zu Köln im Jahr 1587. Sein Knabe, der schon früh ein vielseitiges Talent zeigte, wurde mit der größten Sorgfalt erzogen, und nachdem er sich entschieden hatte, die Malerkunst als Lebensberuf zu treiben, der Sitte jener Zeit gemäß, früh nach Italien gesandt, um sich dort weiter auszubilden. Dort fügte es sich, daß er am heitern Hofe des pracht- und kunstliebenden Herzogs von Mantua, Vincenz Gonzaga, freundliche Aufnahme und einen Dienst als Edelknabe fand. In Mantua und auf seinen häufigen Reisen, kam Rubens in Berührung mit vielen ausgezeichneten Männern, lernte die große Welt kennen, hatte Gelegenheit, die herrlichsten Werke der Malerei und Baukunst zu studiren, und sich auf eine vielseitigere Weise auszubilden, als Maler sonst wohl zu thun pflegen. Auch Spanien besuchte er, und schon damals, in seinen früheren Zeiten, fehlte es ihm nicht an Anerkennung und Auszeichnung. Das Glück würde ihm ohne Zweifel im Süden auch noch länger hold gewesen sein, und größerer Ruhm selbst in Italien ihm nicht gemangelt haben; allein eine Krankheit seiner Mutter, die er innig verehrte, rief ihn über die Alpen nach den Niederlanden zurück, und Liebe zu Isabella Brant, welche er durch seinen Pinsel verherrlicht hat, und die sein Weib wurde, fesselte ihn in der Heimath. Die vielfachen dringenden Einladungen, nach Mantua zurückzukehren, blieben unberücksichtigt; er war reich, und blieb in Antwerpen, wo er sich ungestörter seiner Kunst hingeben konnte, und wo dem wissenschaftlich gebildeten, im höhern gesellschaftlichen Leben bewanderten und gewandten Manne gleichfalls die Gelegenheit nicht fehlte, eine thätige und einflußreiche Rolle in den politischen Verhältnissen zu spielen. Rubens redete und schrieb mit Fertigkeit nicht weniger als sieben Sprachen; er hatte die Geschichte gründlich studirt, kannte alle damaligen Höfe und deren politische wie persönliche Verhältnisse sehr gründlich, und hatte Ruf als ein geschickter Staatsmann. Daher kann es uns nicht Wunder nehmen, daß die Infantin Isabella ihm mehrmals wichtige diplomatische Unterhandlungen anvertraute. Rubens vermittelte auch 1630 den Frieden zwischen Spanien und England, wohl das einzige Beispiel, daß ein Maler einen so wichtigen staatsmännischen Akt abgeschlossen hat. Er starb, allgemein geachtet, am 20. Mai 1640 in Antwerpen, dem Hauptschauplatze seiner Thätigkeit, das mehrere seiner trefflichsten Gemälde besitzt.

Was Rubens als Maler anbelangt, so gehört er ohne alle Frage zu den ausgezeichnetsten Künstlern aller Zeiten. Allein während man früher ihn oft weit über alle anderen Meister erhob, haben neuerlich Manche ihn sehr gering geschätzt, und strengen Tadel über seine Werke ausgesprochen. Sein Talent, seinen Geist und seine ungemeine Leichtigkeit und Fertigkeit geben sie zu, aber sie haben Vieles auszusetzen an der Zeichnung, an der Art und Weise der Färbung, und namentlich an den Schattentönen; ihnen mißfällt das, was sie Mangel an gutem Geschmack nennen; sie vermissen das Edle und Tiefe, und sind unwillig, daß er sein Talent durch bildliche Darstellung ekelhafter Scenen entweiht habe. Sie loben seine künstlerische Auffassung keineswegs, finden seine Zeichnung des Nackten und der Gewänder nicht großartig, machen es ihm zum Vorwurfe, daß er keine schlanken und edlen Weibergestalten malte, und dagegen sich in schwammigen und breiten Massen gefallen habe; sie finden weiter, daß die Bilder von Rubens, obwohl sie anfangs einen freundlichen und schimmernden Eindruck machen, bei näherer Betrachtung doch abstoßen, und kunstwidrig und verwildert seien. Daher wollen sie ihm nicht einmal einen Platz unter den Ersten und Ausgezeichnetsten seiner Kunst gestatten, und sein großer Ruf, sagen sie, sei ein künstlicher und gemachter gewesen. Ja man hat kürzlich sogar Rubens großartiges Bild „das jüngste Gericht", welches sich in München befindet, mit Kaulbach's berühmter Hunnenschlacht verglichen, und das letztere auf Kosten des ersteren gepriesen.

Wer die Malerei als Kunst in ihrer Entwickelung geschichtlich auffaßt, und die einzelnen Meister im Verhältnisse zu ihrer Zeit betrachtet, wird Vergleiche solcher Art, die ganz willkürlich herbeigezogen werden, als unstatthaft zurückweisen müssen. Rubens namentlich kann nur richtig beurtheilt werden, wenn man seine Werke nicht von einem individuellen Standpunkte ansieht, sondern einen historischen Maaßstab an sie legt, wie es vor etwa einem Jahrzehnte Karl Schnaase in seinen vortrefflichen „Niederländischen Briefen" gethan.

Antwerpen, wo Rubens sich ein Haus gebaut hatte, und das er als seine eigentliche Heimath betrachten durfte, war schon früh ein Sitz der Malerei gewesen; und bereits im vierzehnten Jahrhunderte, als dort nur fünfzehn Bäcker ansässig waren, fanden fünf Maler und Bildhauer für ihre Werkstätten Beschäftigung. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte es seine eigene Malergilde, während doch die Kunstgenossen im siebenzehnten zu Brügge noch mit den Gürtlern, in Haarlem mit Kesselmachern und Zinngießern eine Innung bildeten. Diese Gilden lieferten allerdings vorzugsweise nur Mittelgut, aber es läßt sich doch mit Bestimmtheit annehmen, daß Sinn für die Kunst im Volke war, weil sonst im sechszehnten Jahrhundert zu Mecheln an einhundert und fünfzig Malerwerkstätten unmöglich hätten bestehen können. Unter solchen Umständen wird es auch begreiflich, daß in allen europäischen Ländern eine so ungeheuere Anzahl von niederländischen Bildern angetroffen wird, die zum Theil während der Kriege, welche so lange in Holland und Belgien geführt wurden, verschleppt sein mögen. Schon früh hatte die flanderische Schule des Johann van Eyck einen großen Anstoß zur künstlerischen Thätigkeit gegeben, und ihre Traditionen in Behandlung der Stoffe und Farben hielten lange Zeit vor. In Antwerpen bildete sich gegen Anfang des sechszehnten Jahrhunderts eine besondere Schule, die von der Eyck'schen bereits abweicht. Man sieht das schon bei Quintin Messis, für dessen berühmtestes Bild die 1508 gemalte „Grablegung" gilt. Um diese Zeit begannen die niederländischen Maler häufiger nach Italien zu wandern, um sich in ihrer Kunst weiter auszubilden. Natürlich nahmen sie dort von den großen Meistern Einflüsse an, und bei Johann Schoreel zum Beispiel kann deutlich nachgewiesen werden, wie genau er Raphael und Michel Angelo studirt hatte. Für die Landschaftsmalerei, in welcher die Niederländer Original blieben, waren freilich jenseits der Alpen keine großen Vorbilder vorhanden, an welche sich anzuschließen der Mühe verlohnt hätte. Das Studium der großen Italiener aber wirkte besonders in so fern auf die Niederländer zurück, daß sie sich bemüheten, die seitherigen Härten zu vermeiden, und daß die oft so naiven Unregelmäßigkeiten, die uns an ihren Bildern auffallen, nun seltener wurden. Sie malten freundlicher, aber nicht mehr so erhaben, großartig, gewaltig, und wenn man so sagen darf, den Beschauer packend, als früher.

Das Haupt einer neuen antwerpener Schule war Franz Floris, der sich längere Zeit in Rom aufgehalten und dort für die Werke Michel Angelos begeistert hatte. Die Niederländer seiner Zeit nannten ihn den „belgischen Raphael" und den „Leuchtenträger und Straßenbahner der niederländischen Kunst." Freilich war er in Bezug auf Zeichnung und Erfindung groß, aber seine Färbung ist mangelhaft und läßt Vieles zu wünschen übrig. Von allen Seiten strömten indeß dem Meister, dessen „Sturz der bösen Engel" so hoch gepriesen wurde, Schüler zu, und unter seinen hundert und zwanzig Zöglingen, die von ihm lernten, sind mehrere treffliche Maler. Doch trägt diese Schule

im Ganzen ein nüchternes Gepräge; nur bei Martin de Vos erscheint das Frostige und Gezwungene, welches an ihr getadelt wird, sehr gemildert und das Kolorit wärmer. Octavius van Veen oder Otto Venius aus Leyden (geboren 1558) ist berühmter als des Rubens Lehrer, wie durch seine eigenen Gemälde. Auch er hatte seine Studien in Rom gemacht, schattirt seine Gestalten sorgfältig und weiß ihnen dadurch den Schein der Rundung zu geben; das Lichte und Dunkle vertheilt er harmonisch und bringt durch Helldunkel große Wirkungen hervor. Seine Farbentöne haben einen weichen Uebergang, sein Colorit ist kräftig und die Composition ist gefällig. Im Ganzen aber fehlt es seinen Bildern an Geschmack und Begeisterung.

In dieser Zeit, (1600) gingen die niederländischen Maler schon so ziemlich ihren eigenen Weg, indem sie sich nicht mehr so eng der bereits absterbenden italienischen Kunst anschlossen, wenn sie sich auch in Bezug auf das Aeussere und Aeusserliche nicht völlig dem Einflusse derselben entzogen. In den Niederlanden herrschte damals in allen Verhältnissen ein sehr bewegtes Leben, das nicht ohne Rückwirkung auf die Malerei bleiben konnte. Die einheimische Denkweise und die nächste Umgebung war bestimmend geworden, und mitten in diesem Treiben, vielfach von demselben berührt, stand Peter Paul Rubens.

Er hat eine ausserordentlich große Anzahl von Bildern gemalt, und es versteht sich von selbst, daß nicht alle gleich trefflich sind und sein können. Daher auch die verschiedenen Urtheile über ihn und seine Werke. Hier findet man Härte der Formen und Linien, und Schein des Uebertriebenen im Leidenschaftlichen, dort Süßlichkeit, wo der Ausdruck sanft sein soll; hier einen unruhigen gebrochenen Faltenwurf, dort wieder etwas Wüstes und Zerflossenes. Aber überall zeigt er sich groß in der Vereinigung der Gruppen, wenn auch die Auffassung grobsinnlich sein sollte. Sein Talent artete manchmal aus und sehr oft verfehlt er sich auch gegen einen nicht allzuzarten Geschmack.

Zu seinen besten Bildern gehören manche von den in Antwerpen befindlichen, besonders solche, die er in seiner frühern Zeit, bald nach der Heimkehr aus Italien malte, wie z. B. seine „Heilige Familie" und das „letzte Abendmahl des Heiligen Franz von Assisi", vor allen jedoch die „Kreuzerhebung" und die „Kreuz-Abnahme." Immer sind seine Pinselzüge kühn und leicht; stets bewundert man die gewandte Ineinanderfügung, und die Stellungen erscheinen allemal überraschend, selbst wenn sie noch so keck-gewagt sind.

Rubens und seine Schule darf man, wir wiederholen es mit dem schon genannten einsichtsvollen und geistreichen Kunstrichter, nicht von unserm heutigen Standpunkte aus und mit unserer gegenwärtigen Anschauungsweise beurtheilen. Denn jede Zeit hat ihr besonderes Gepräge, ihre eigene Vorliebe für gewisse Formen und Typen, die eben ihren Grund in der geistigen Richtung der Zeit haben. So schließen sich die italienischen Maler des sechszehnten Jahrhunderts an die Formen der Antike an, ohne übrigens gerade bei derselben stehen zu bleiben. Von ihnen weicht Rubens entschieden ab. Er hat vollere, mehr gerundete Formen der einzelnen Glieder, die ein Zeichen der Kraft und eines heitern, reichen Lebens sind, welches die Fülle nicht verschmäht, und das Gute mit Heiterkeit genießt. Seine Bilder zeigen die volle und gesunde, oft übergesunde, Sinnlichkeit des damaligen niederländischen Lebens, und den kräftigen, heitern und bewußten Geist der diese Sinnlichkeit beherrscht und zu benützen weiß. Der italienische Typus ist reiner, der niederländische aber dafür lebendiger und schärfer. Die Körper sind hier nicht leicht und schlank sondern kräftig, und mit derber irdischer Speise genährt. Häufig aber erscheinen sie freilich auch plump oder gar widrig verzerrt, und das Runde wird zum Feisten und macht dann einen unangenehmen Eindruck. Wer aber zwingt uns denn auch, die Niederländer mit den Italienern zu vergleichen, wie so oft geschehen ist? Beide bewegen sich in einer besondern Sphäre, lebten unter einem verschiedenen Himmel und unter ganz anderen geistigen Anregungen und Lebensverhältnissen. Wer möchte auch von Rubens die überirdische Reinheit Raphaels verlangen? Aber soll einmal verglichen werden, so kann man wenigstens geltend machen, daß seine Derbheit ansprechender, obwohl nicht immer natürlicher ist, als das milchweiße Kolorit, und das süßliche Wesen des Guido Reni. Am nächsten steht Rubens wohl dem Paul Veronese und der venetianischen Schule überhaupt, in welcher auch Fülle und sinnliche Wärme vorschlägt, wenn auch viel zierlicher und süßlicher als bei ihm. Aber sie zeigt dafür wieder nicht solchen Ernst. Rubens Kolorit ist warm und kräftig, über das Weiß der Haut legt er einen röthlichen Schimmer, welcher nach der Bedeutung der einzelnen Körpertheile wechselt. Seine Gewänder zeigen Reichthum der Stoffe und Pracht der Farben, und schillernden Glanz von Sammt und Seide und vielfach gebrochene Falten. Die menschliche Gestalt bringt er stets in den Vordergrund, damit sie in möglichster Ausführlichkeit und Deutlichkeit erscheine, daher herrscht sie auch überall vor. Doch wirken die derben und marki-

gen Gestalten mit ihren kräftigen, und häufig excentrischen Bewegungen oft störend und schwerfällig, haben aber dabei meistentheils den Ausdruck eines bestimmten Gefühls und einer kräftigen That. Die handelnden Gestalten bringt Rubens gern in möglichste Nähe, und stellt sie so, daß sie alle auf die Handlung gerichtet sind. Dadurch eben erscheinen seine Gruppen so belebt und feurig, wie der Hauptmoment in einem großen Drama, namentlich in der Kreuzabnahme.

„Die Schönheit bei Rubens ist nicht himmlisch rein, wie bei Raphael, aber sie ist individueller; die Kraft nicht so groß, wie bei Michel Angelo, aber geistiger und belebter; die Lebensfülle nicht so weich und schmelzend, wie bei den Venetianern, aber gesunder und kräftiger; die Grazie nicht so reizend wie bei Correggio, aber gedankenvoller, die Handlung endlich bei ihm kühner als bei jenen allen. Jedenfalls gebührt ihm das Verdienst, die schon ermattende Kunst noch einmal belebt zu haben, indem er ihr Gebiet in geistiger Bedeutsamkeit und sinnlicher Fülle erweiterte."

Seine berühmtesten Schüler sind Jordaens und van Dyk. Bei dem erstern ist der Ausdruck sinnlicher Kraft überwiegend, und sein größtes Verdienst besteht in kolossalen Gestalten, kühnen Zusammensetzungen und vollem, gesundem Kolorit. Van Dyk ist zarter, vermeidet Uebermaß in Farbe und Form, zeichnet korrekter und der Ausdruck des Gefühls ist bei ihm eindringlicher.

Rubens gehörte zu den fruchtbarsten Malern, die je gelebt, und es möchte kaum eine Gemäldesammlung von einiger Bedeutung sein, welche nicht wenigstens einige seiner Bilder aufzuweisen hätte. In Paris und London und auf den Landsitzen englischer Reichen, und in vielen niederländischen Städten trifft man deren an; hauptsächlich aber ist Deutschland in ihrem Besitze. Sein berühmtes „jüngstes Gericht," befindet sich neben mehr als hundert anderer seiner Bilder, in München. Dresden hat deren gleichfalls eine Anzahl; sodann Wien mehr als fünfzig, Lichtenstein etliche dreißig, und auch Berlin etwa ein halbes hundert. Rubens entwickelte eine ausserordentliche Vielseitigkeit des Talents, und um Stoff war er nie verlegen. Bald nahm er denselben aus dem neuen Testamente, bald aus der heidnischen Götterlehre, dann aus der christlichen Legende und dem Leben der Heiligen, oder er malte Allegorien, Bildnisse lebender Personen, Landschaften, Thierstücke oder Historien verschiedener Art. Die Ausführung in manchen seiner Bilder ist flüchtig, und wohl nicht mit Unrecht nimmt man an, daß viele derselben, besonders von denen, welche er in den letzten Lebensjahren malte, nicht ganz von ihm herrühren, und daß er wohl nur den Entwurf angab, die Ausführung aber seinen zahlreichen Schülern überließ, welche in seiner Manier arbeiteten und an deren Werken er dann besserte und hie und da nachhalf, so daß er ihnen gewissermaßen sein Gepräge aufdrückte.

Seine heimathliche Stadt Antwerpen hat den grossen Mann nicht vergessen, und ihn wie sich selbst dadurch geehrt, daß sie vor zwei Jahren ihm ein Standbild auf einem freien Platze errichtete, welcher seitdem der „Rubensplatz" genannt wird.

Schiffbruch der Medusa.

(Tafel 7.)

Die Franzosen haben seit dem Jahre 1637 einige Niederlassungen an der Mündung des großen westafrikanischen Stromes Senegal gegründet, welche man eigentlich nicht Kolonieen oder Pflanzungen nennen kann, da alle Versuche, in jener Gegend Baumwolle und Indigo zu erzeugen, so hoch zu stehen kamen, daß ein ausgedehnter Anbau nur Schaden bringen konnte. Es sind vielmehr nur Handelscomptoirs, die wegen der in der Nähe befindlichen Gummiwälder angelegt wurden. Das Land am rechten Ufer des Senegal, wo dieselben sich befinden, ist eine Sandwüste mit Oasen, und die völlig unabhängigen Bewohner sind Nomaden, maurischen Stammes, deren einzige Nahrungsquelle in ihren Heerden und dem Ertrag der Gummiwälder liegt. Diese letzteren bestehen aus einer Akazienart, deren Rinde aufspringt, wenn der glühendheiße Wüstenwind oder Harmattan wehet. In den aufgeplatzten Spalten bildet sich dann das Gummi, welches die Darmanhurs, die Trarzas,

Lith Anst v C F Müller

1Bd_7

SCHIFFBRUCH DER MEDUSA.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und wie jene mauriſchen Völkerſchaften weiter heißen, in lederne Schläuche packen, und nach den Niederlaſſungen am Senegal bringen, wo ſie es in den Monaten Januar bis Auguſt gegen europäiſche Waaren und theilweiſe gegen ſpaniſche Thaler vertauſchen oder verkaufen. Dieſer Handel iſt für beide Theile gewinnreich, und Frankreich hat, um dieſe Quelle zum Abſatze ſeiner Fabrikwaaren nicht einzubüßen, von jeher Alles aufgeboten, die Beſitzungen am Senegal, welche in den letztverfloſſenen zwei Jahrhunderten mehrmals in die Gewalt der Engländer kamen, wieder zu erwerben. Sie zerfallen in zwei Bezirke. St. Louis, der erſte, begreift einige Inſeln an der Mündung des Senegal, und die wenigen, ſtromaufwärts zum Verkehr mit dem Innern angelegten, Faktoreien; der zweite, Gorée, umfaßt nebſt der gleichnamigen Inſel das ganze Gebiet vom weißen Vorgebirge bis zu der Gambiamündung, welches aber, bis auf die wenigen militäriſch beſetzten Punkte, den Franzoſen nur dem Namen nach gehört. Die Hauptſtadt iſt Saint Louis, mit etwa ſechstauſend meiſt ſchwarzen Einwohnern. Hier befinden ſich mehr als fünfhundert Waarenmagazine, weil der ganze Senegalhandel, ſoweit er von Franzoſen betrieben wird, in dieſem Orte ſeinen Mittelpunkt hat. Auch iſt die, übrigens in einer ſehr ungeſunden Gegend liegende, Stadt Sitz des Statthalters.

Zuletzt waren dieſe Niederlaſſungen von den Engländern 1809 weggenommen, im Pariſer Frieden aber den Franzoſen wieder abgetreten worden. Die älteren Bourbons beſchloſſen nach ihrer zweiten Rückkehr 1815, eine Expedition nach dem Senegal auszurüſten, und im Mai des Jahres 1816 ging dieſelbe wirklich unter Segel. Sie beſtand aus der Fregatte Meduſa, dem Vorrathsſchiff Loire, der Brigg Argus und der Korvette Echo.

In den erſten Tagen ging die Fahrt vortrefflich, die Schiffe ſegelten nebeneinander und das Wetter war günſtig. Als aber der Wind umſprang, verloren ſie einander aus dem Geſichte, und die Meduſa ſetzte ihren Weg allein fort. Am 28. Juni kam ſie am Spitzberge von Teneriffa vorüber, und bald nachher befand ſie ſich in demjenigen Theile des atlantiſchen Weltmeeres, welcher die Küſten der Sahara beſpült. Hier liegt die auf allen guten Karten bezeichnete ſehr gefährliche und durch viele Schiffbrüche den Seeleuten ſo furchtbar gewordene Arguin-Bank, ein weit unter dem Waſſer ſich hindehnendes ſandiges Riff.

Kapitän der Meduſa war ein früherer Emigrant, ein Herr von Chaumareyr. Dieſer verſtand vom Seeweſen wenig oder gar nichts, aber in den erſten Zeiten der Reſtauration war in Frankreich Rechtſchaffenheit, Tüchtigkeit und Befähigung nicht der einzige Maaßſtab, welcher bei Anſtellungen galt, und ſo geſchah es, daß Chaumareyr einem tüchtigen und erprobten Seemanne vorgezogen wurde. Er erhielt den Befehl über die Fregatte Meduſa, auf welcher ſich vierhundert Menſchen befanden. Und wäre Chaumareyr nur ein verſtändiger Mann geweſen, und hätte er auf den Rath ſeiner tüchtigen Offiziere und Steuerleute gehört! Aber Vorſtellungen durfte ihm Keiner machen, und ſo ereignete ſich dann das Wunder, daß bei günſtigem Winde und ruhigem Meere, wo der Steuermann das Schiff ohne Mühe hätte lenken können, die Meduſa auf eine unverantwortliche Art zu Grunde ging. Der Kapitän hatte dem Steuermann befohlen, in einer Richtung zu ſteuern, welche das Schiff geradezu auf jene, Allen bekannte Bank, treiben mußte; er duldete auch dann noch keine Widerrede, als Alle am Bord deutlich ſahen, daß das Meerwaſſer eine andere Farbe als bisher hatte, und offenbar immer ſeichter und ſeichter wurde. Er wollte keine Vorſtellung hören, man mußte ihm gehorchen, er war Befehlshaber. Einen Mann, der ſo ſchnöde und auf eine ſo unverantwortliche Art das Leben von mehreren hundert Menſchen gefliſſentlich aufs Spiel ſetzte, hätte man unſchädlich machen können; allein das wäre gegen die Mannszucht geweſen. Offiziere, Bootsleute und Matroſen gehorchten in einer Art von dumpfer Verzweiflung; ſie ahneten nicht etwa ihren Untergang, ſie wußten gewiß, daß derſelbe unvermeidlich war. Da wurde, am 2. Juli 1816, Nachmittags um drei Uhr, als die Meduſa ſich unter neunzehn Grad dreißig Minuten nördlicher Breite befand, die Stille durch ein entſetzliches Krachen und ein noch entſetzlicheres Geſchrei der am Bord Befindlichen unterbrochen, denn Alle ſahen den Sand unter dem Waſſer. Der Kapitän ließ das Senkblei auswerfen, es zeigte achtzehn Faden und gleich nachher nur ſechs Faden Tiefe. Nun endlich war er mit ſeiner hartnäckigen Rechthaberei am Ende, und jetzt wollte er wenden laſſen. Aber es war zu ſpät, denn eben als er den Befehl dazu gab, rannte die Meduſa auf, ſie erbebte in allen ihren Fugen, Alles ſchrie laut auf, die Seeleute ſtanden da, wie vom Donner gerührt.

Die Auftritte welche nun folgten, waren über alle Beſchreibung entſetzlich. Jetzt, da das Schiff verloren war, verlor auch Chaumareyr ſeine Beſinnung; er dachte nur an ſich, und gab das verwerflichſte Beiſpiel. Um die Reiſenden, welche ſeiner Obhut anvertraut worden waren, kümmerte er ſich nicht; er wollte in eine Schaluppe ſpringen und davon ſteuern; aber daran hinderten

ihn anfangs die Seesoldaten. Die, welche nicht in den Schaluppen Platz fanden, zimmerten in aller Eile und in der größten Verwirrung aus Planken und Balken ein Floß zusammen, warfen Mehlfässer und einige Orhoft Wein auf dasselbe, und drängten sich dann auf diese gebrechlichen Bretter in solcher Masse, daß das Floß, ohnehin ein Spiel des Windes und der Wogen, dabei ohne Mast oder Steuer, unter der Last von anderthalb hundert Menschen tief einsank. Die Unglücklichen standen bis an den Gürtel unter Wasser ohne sich irgendwo halten zu können. Es kamen Sturzwellen die jedesmal eine Anzahl in die weite Wasserwüste hineinrissen, während allen Uebrigen in jedem Augenblicke ein gleiches Loos bevorstand. Am Tage brannten ihnen die heißen Sonnenstrahlen auf den Scheitel, aber die dunkle Nacht war noch entsetzlicher. Um Raum zu gewinnen und das Floß zu erleichtern, suchte Einer den Andern ins Meer zu drängen, und es entspann sich nun ein Kampf zwischen diesen am Rande des Grabes schwebenden Schiffbrüchigen, wie er grausenvoller nie da gewesen. Alle kämpfen gegen Alle auf einem engen Raume, der wenig mehr als fünfzehn Fuß ins Gevierte hält, und die Bühne dieser entsetzlichen Vernichtungsscene schwebt über dem Abgrunde! Der eine haut mit seinem Säbel um sich, der Andere wehrt sich mit einem Messer, der Dritte schwingt mit halbmattem und erstarrtem Arme eine Hacke, um sich des Angreifers von vorne zu erwehren, während ein Streich von hinten ihn zum Taumeln bringt. Er stürzt ins Meer, eine Beute des gierigen Hayfisches. Und das dauert vom Morgen bis zur sinkenden Sonne, und die Nacht hindurch bis das Tagesgestirn wieder gluthroth über dem Wasser emporsteigt, und auch dann ruhet der Streit nur, weil die Hände den Dienst versagen. Aber ist wieder einige Kraft gesammelt, dann drängen sie sich auf dem Floße hin und her, von der Mitte bis an den Rand und vom Rande bis in die Mitte; sie beißen einander, reißen sich die Augen aus, um das elende Leben auf Kosten eines Unglücksgefährten, vielleicht nur wenige Minuten, zu fristen! Und als endlich Alle, welche diese unheilvolle Meuterei begonnen haben, überwältigt und den Wellen preisgegeben sind, und das Floß für die übrig gebliebenen Sechszig Raum genug hat, da kommt der Hunger, der von Stunde zu Stunde sich steigert und endlich die ohnehin schon Verwilderten antreibt, Menschenfleisch zu essen. Die Leichen waren ein köstliches, ein leckeres Mahl! Und so verfließen zwölf Tage und zwölf Nächte! Die einzige Nahrung bestand in wenigen Tropfen Wein, in einigen fliegenden Fischen, die in jenen Gegenden häufig sind, und welche auf dem Floße niederfielen, und dann in Menschenfleisch! Am dreizehnten Tage waren von Einhundert acht und vierzig, welche sich auf das Floß geworfen hatten, nur noch fünfzehn Gesunde übrig. Der Gedanke an Selbstmord kam diesen zwar oft in den Sinn; es konnte ihnen auch in ihrer jammervollen Lage nichts erwünschter sein, als der gräßlichen Qualen, die nicht enden wollten, rasch überhoben zu sein. Aber zuletzt siegt doch immer der Trieb der Selbsterhaltung. Sie tödten ihre Kranken und verzehren das Fleisch roh; sie suchen ihren Durst mit Seewasser zu stillen, ja sie trinken ihren eigenen Urin; denn, nachdem sie so Ungeheures erlebt haben, widersteht ihnen nichts mehr, all ihr Sinnen and Trachten ist nur darauf gerichtet, wie sie das elende Leben noch eine einzige Stunde fristen können. So halten sie aus vom fünften bis zum siebenzehnten Julius, trotz Hunger und Durst, trotz Wind und See.

Wer aber kann die Gefühle und die Empfindungen dieser Unglücklichen ermessen, als am siebenzehnten Morgens einer von ihnen sich emporrichtet, mit starrenden Augen in die Weite blickt, die Arme ausbreitet, keucht, zittert, bebt, und kaum die Worte ausstoßen kann: „Ein Segel, ein Segel! Da! Da!" Das Auge Aller, längst thränenleer, feuchtet sich jetzt wieder; sie richten sich auf, sie spähen umher, sie sehen das Schiff. Es war keine Täuschung, keine verrätherische Luftspiegelung; es war wirklich ein Segel, die Brigg Argus, welche vom Senegal abgeschickt worden war, um die Schiffbrüchigen aufzusuchen. Schon war sie mehrere Tage lang umhergesteuert, ohne eine Spur von ihnen zu finden. Sie hatte alle Hoffnung aufgegeben, und war eben im Begriffe wieder umzukehren. Da wurde sie von denen auf dem Floße erblickt. Sie stiegen, des schwankenden Bodens nicht achtend, Einer auf des Andern Schultern, sie banden ihre Taschentücher aneinander, und schwenkten sie in der Luft, um der Brigg ein Zeichen zu geben, sie schlugen die Hände zusammen, sie hätten sich vor Ungeduld ins Meer stürzen mögen; sie umarmten einander, sie weinten, sie schrien, was nur die matten Lungen auszuhalten vermochten. Der Argus kam näher, die auf dem Verdeck geschaarten Matrosen erwiederten den Ruf und das Schwenken der Tücher, warfen ihre Hüte in die Luft und schafften dann, als sie sich des Floßes bemächtigt hatten, fünfzehn entstellte, durchnäßte, halb nackte, erstarrte, abgemagerte Wesen, an Bord der Brigg. Daß die dem Wassertode so wunderbar Entronnenen mit größtmöglicher Sorgfalt gepflegt wurden, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Aber aller Bemühungen ungeachtet starben in den nächsten Tagen Sechs von ihnen; die

körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, die geistigen Aufregungen, waren zu gewaltig gewesen, als daß sie dieselben hätten lange überdauern können. Die übrigen Neun erholten sich wieder, und gaben Kunde von den grausenerregenden Vorfällen auf dem Floße.

Diejenigen, welche in den Schaluppen die Medusa verlassen hatten, retteten sich größtentheils, trotz der wilden raubgierigen Mauren und der Sahara. Auf dem Wrack der Medusa waren freiwillig siebenzehn Matrosen zurückgeblieben, die der Argus gleichfalls aufsuchte. Als er am zwei und fünfzigsten Tage nach dem Schiffbruche die Reste der Medusa fand, waren nur noch drei am Leben. Der Urheber des Unglücks aber, Kapitän von Chaumareyr, war leider mit seiner Schaluppe schon am dritten Tage in die Nähe der Küste gekommen und bald darauf glücklich gelandet. Den gräßlichen Tod von einhundert und sechszig Menschen hatte dieser halsstarrige Mann auf seinem Gewissen. Und was geschah ihm? Er wurde seines Ranges verlustig, und für unfähig erklärt, seinem Staate zu dienen. Wäre das nur früher geschehen!

Kirchweihen, Messen und Jahrmärkte.

In allen Theilen unseres Vaterlandes findet sich noch die Sitte, an gewissen alljährlich wiederkehrenden Tagen öffentliche Lustbarkeiten zu begehen, Schaustellungen von Waaren und allerhand Sehenswürdigkeiten damit zu verbinden, Trinkgelage und Tanzbelustigungen für das Volk zu veranstalten, und dieses Fest währt oft mehre Tage hindurch. Wer wüßte das nicht, wer hätte nicht schon sich an diesen Aeusserungen des Frohmuthes ergötzt, nicht schon den von Fern und Nah herbeiströmenden Handelsleuten etwas abgekauft? Wie Wenige aber sind es, die von dem Ursprunge dieser uralten Sitte etwas wissen und die das enge Verband kennen, womit die Kirche zu den heute noch üblichen Veranstaltungen dieser Art, die sich nach ihr benennen, in Beziehung steht? Hierüber wollen wir Einiges bemerken und dann einen flüchtigen Blick von den Ufern der Ostsee bis zu den Alpen werfen, um zu zeigen wie in dem weitesten Bezirk, den unsere Sprache beherrscht, sich Sitten, Gebräuche, Lust und Frohsinn unter unserm Volke gestalten und äussern.

Schon im frühesten Alterthume war es üblich, die den Göttern bestimmte Wohnung unter den Menschen, wo diese ihre Opfer und Gebete darbrachten, durch besondere Feierlichkeiten einzuweihen und dann an dem jährlich wiederkehrenden Tage, zum Gedächtnisse dieser ersten Weihe ein Freudenfest zu begehen. Als Salomo in Jerusalem den Tempel vollendet hatte, ordnete auch er eine Tempelweihe an, die mit großer Pracht vollzogen wurde. Ein großer Theil des jüdischen Volkes hatte sich dazu in Jerusalem eingefunden; die Bundeslade und alle heiligen Gefäße der Stiftshütte wurden im feierlichen Zuge, getragen von Priestern und Leviten, in den Tempel gebracht; alsdann sprach Salomo das Weihgebet und die Priester sollen wie die heilige Sage der Juden berichtet, 22,000 Ochsen und 120,000 Schafe, dabei geopfert haben. Dann dauerte die Feier, deren letzter Theil öffentlichen Lustbarkeiten gewidmet war, noch 14 Tage. Auch nach der Zerstörung dieses ersten, salomonischen Tempels, als man den zweiten unter Serubabel begonnenen vollendet hatte, wurde dieser mit eben solcher Feierlichkeit geweiht; dann als derselbe durch Götzendienst entweiht worden war, weihete ihn Judas Makkabäus von Neuem und seitdem feierten die Juden ihr jährliches Tempelweihfest, wobei sie schmausten und sich freuten und ihre Häuser beleuchteten.

Dieser alte Gebrauch ging nun auch auf die christliche Kirche über und hat sich hauptsächlich in der

katholischen Kirche erhalten. Das kirchliche Gebäude wird damit zur Abhaltung des öffentlichen Gottesdienstes bestimmt und würdig gemacht. Die Weihungsform war zu verschiedenen Zeiten auch verschieden.

Der die Weihe einer katholischen Kirche vornehmende Geistliche muß mindestens ein Bischof sein und nur dem Papste steht es frei, dieses Amt einem Andern, der auf einer niedrigen Stufe steht, zu übertragen. Den Tag vor der Weihe hat der Priester, der dieselbe vollziehen soll in Enthaltsamkeit zuzubringen, die leiblichen Ueberreste eines oder mehrerer Heiligen (Reliquien) in den zu weihenden Altar, ausserhalb des kirchlichen Gebäudes zu verschließen und davor die üblichen Gebete abzuhalten. Einer dieser Heiligen, oder auch mehrere derselben, werden zu Kirchenpatronen oder zu Schutzheiligen des neuen Gotteshauses auserwählt. Hierüber hat gewöhnlich der Gründer oder Erbauer zu bestimmen. Es soll damit angedeutet werden, daß man den Schutz der Kirche und ihrer Gemeine den Fürbitten dieser Verklärten anempfehle, welches in religiöser Beziehung frommer und poetischer ist, als wenn man sich blos an die Fürbitten Lebender, noch in der sündhaften Verwirrung dieser Welt begriffener, wenden wollte. Von dem also erwählten Schutzpatrone erhält dann auch die neue Kirche ihren Namen, welches wiederum frommer und schöner ist, als wenn man sie gleich wie die zum weltlichen Verkehr bestimmten Gebäude, nach dem Gründer, Baumeister, oder nach ihrer Lage oder Bauart benennen würde. Dieser uralte Gebrauch rührt auch davon her, daß die ersten Christen, die noch keine Kirchen hatten, an den Grabstätten der Märtyrer ihren Gottesdienst feierten und diese Versammlungsorte zur Unterscheidung und Bezeichnung die Namen derselben empfingen. Erst später kam man darauf, auch den Kirchen Namen von besondern Ereignissen, ja selbst von Geheimnißlehren beizulegen, wie z. B. zur Kreutzeserfindung, Kreutzeserhöhung, allerheiligen Dreifaltigkeit u. s. w.

Am Tage der Weihe werden die katholischen Kirchen unter feierlichem Umgange mit Gesang und Gebet eröffnet; der Bischof betritt aber nur mit der ihm folgenden Geistlichkeit das Innere und schreibt mit seinem Stabe, unter fortwährendem lautem Gebete, in die auf dem Boden hingestreute Asche das griechische und lateinische Alphabet, zum Zeichen der Vereinigung der beiden großen Kirchen des Morgen- und Abendlandes, segnet dann das Innere ein, um anzudeuten, daß dies fürder ein Haus Gottes sein sollet, und heilig die an den Wänden gemalten Kreutzesbilder, als Erinnerungszeichen der christlichen Gemeine an den Stifter ihrer Religion. Hierauf werden die Altäre geweiht, die Ueberreste der Heiligen werden feierlich in die Kirche getragen und in den Altären verschlossen, dann wird das Volk hereingeführt und der gewöhnliche katholische Gottesdienst am Hochaltare abgehalten.

Diese Feier soll nach der ältesten Vorschrift die ganze Oktave hindurch, das heißt volle 8 Tage sich wiederholen, und das Gedächtniß an dieselbe alljährlich mittelst eines eigenen Festes erneuert werden, welches das Fest der Kirchweihe heißt.

In der evangelischen Kirche findet nun auch die Weihe statt, doch besteht das Ganze nur in einem feierlichen Gottesdienst, Gebet und Predigt.

Daß diese Festlichkeiten dankbarer Freude über den Besitz von Gotteshäusern auch auf die Häuslichkeit der Christen überging, ist leicht erklärlich; allein im Laufe der Zeiten wurde bald des ersten Ursprungs der Kirchweihen vergessen und Alles nur in der rohen Lust und wilden Ergötzlichkeit zu finden gesucht, wodurch sich die Kirchweihen, auch Kirmessen (Kirchenmessen, woraus Kirms, Kirmse entstand) vornehmlich im Mittelalter auszeichneten. Man hat um dieser übertriebenen Lustigkeit, die mit Völlerei der ärgsten Art verknüpft war, zu steuern, hier und da die Kirchweihfeste sämmtlicher Kirchen auf einen einzigen Tag hin verlegt, um so die öftere Wiederholung zu vermeiden, die in gewissen Gegenden wirklich die Arbeiten stört und dem fleißigen Erwerbe großen Eintrag thut. Allein, wenn auch einerseits dies Letztere zu beklagen ist, so ist es doch auch ein wenig gewaltsam, das Volk in der Art zu bevormunden, daß man ihm an den Erholungsstationen in seinem ohnedies geplagten und mühseligen Leben viele streichen will, während die andern Klassen der Gesellschaft dem uneingeschränktesten Genusse aller und jeder Art von Erholungen und Lustbarkeiten sich hingeben dürfen.

Die Mißbräuche, denen die Kirchweihfeste im Mittelalter unterlagen, veranlaßten schon Kaiser Karl V. in den Niederlanden, wo ohnedieß von Alters her die Liebe zum Trinken, Tanzen und Raufen vorherrschte, eine Strafe von 50 Gulden für jeden zu bestimmen, der die Kirmeß länger als einen Tag feiern würde. Allein der Kaiser hatte gut Gesetze geben; Niemand wollte sich fügen. Man trieb's nach alter, löblicher Gewohnheit volle 8 Tage hintereinander.

Im Münster zu Straßburg ging es ganz bunt zu. Jakob Wimpfeling bezeugt: daß alle Jahr auf Adolphitag, welches das Kirchweihfest des Münsters ist, eine große Menge Volks aus dem Bisthum sich versammelte

und der Münster wie ein großes Wirthshaus vollgesteckt war, wo man Nachts blieb, aber nicht etwa um Andacht zu halten und zu beten, sondern um Wein zu zapfen und an die Fremden zu verkaufen. Es sah aus wie zu Fastnacht. Wenn einer einschlief, so stachen ihn die Andern mit Pfriemen und Nadeln, man lachte und schrie und es kam sogar zu Zank und Schlägereien. Dies geschah im fünfzehnten Jahrhundert und erst gegen Ende desselben wurden diese Mißstände beseitigt.

Die Neigung der Deutschen zu Lustbarkeiten, wobei es im Essen und Trinken hoch hergeht, beschreibt ein alter Schriftsteller auf folgende komische Weise, an der wir nichts ändern wollen: „Fröhlich und guter Dinge sein, wohl leben, herrlich essen und trinken ist löblich, wenn's selten geschieht, wenn es aber täglich geschieht, so ist es sträflich. Wir Deutschen halten Fastnacht, St. Burckhardt und St. Martin, Pfingsten und Ostern für die Zeit, da man soll für andere Gezeiten im Jahr fröhlich sein und schlemmen: Burkhard's Abend um des neuen Mostes Willen; St. Martin vielleicht um des neuen Weines Willen, da brat man feiste Gäns und freuet sich alle Welt. Zu Ostern bäckt man Fladen. In Pfingsten macht man Laubhütten, in Sachsen und Döringen, und man trinkt Pfingstbier wohl 8 Tage. In Sachsen hält man auch Pantaleon mit Schinken, Speck, Knackwürst und Knoblauch. Zu den Kirchmessen und Kirchweihen gehen die Deutschen 4, 5 Dorfschaften zusammen, es geschieht aber des Jahres nur einmal, darum ist es löblich und ehrlich, sintemal die Leute dazu geschaffen sein, daß sie freundlich und ehrlich untereinander leben sollen u. s. w."

Aus diesen ursprünglichen Kirchweihen mit den daran geknüpften Volkslustbarkeiten, entsprangen nun aber jene großen Jahrmärkte, die man Messen benennt; sie sind, wie schon ihr Name bezeugt, kirchlichen Ursprungs. Messe (Missa) ward sonst der gesammte öffentliche Gottesdienst der Christen genannt, der unter Anleitung eines Liturgen, meistens des Bischofs selbst, und mit dem Beistand mehrerer Altardiener (Diakonen,) in Gegenwart der versammelten Gemeinen begangen wurde. Die in der spätern katholischen Kirche gebräuchlichen Cermonien gehören nicht hierher. Im Mittelalter versammelte sich nun in Städten, wo Kathedralen sich befanden, und vornehmlich an ihren Weiheerinnerungsfesten, wo besonders feierliche Messen gelesen wurden, immer eine große Menge Volks und es war natürlich, daß Handelsleute dort auch reichlichen Absatz fanden. Dieser Verkehr zwischen den Kaufleuten, Bürgern und Landleuten, ja zwischen den Kaufleuten dieser und jener Provinz, selbst fremder Nationen untereinander, welche Waaren je nach dem Bedürfnisse austauschten und absetzten, empfing von der Veranlassung der Zusammenkunft: der Messe, auch diesen Namen. Diese hat sich noch bis auf unsere Zeiten an verschiedenen volkreichen und für den Handel günstig gelegenen Orten erhalten, welche davon Meßplätze genannt werden, wenn gleich die Kirchweihe, so wie die dabei gelesene gottesdienstliche Messe ganz in den Hintergrund getreten ist, und sich Alles blos um den Verkehr der Handelsleute dreht. Solche Messen haben nun ihre besondern Freiheiten; der Zunftzwang ist dabei gänzlich aufgehoben, gewisse Abgaben sind erlassen u. s. w. Sie wurden hiedurch ein treffliches Mittel zur Beförderung des Verkehrs und zur Belebung des Geldumsatzes. In neuester Zeit ist ihnen indessen durch viele Umgestaltungen in unserm gewerblichen Verkehr großer Eintrag geschehen, wenigstens was den Handel im Kleinen betrifft. Das Herumziehen der sogenannten Handlungsreisenden, die jeden gewünschten Artikel zur Ansicht in's Haus bringen, die Leichtigkeit des Reisens überhaupt, indem jeder um einen Einkauf zu machen, auch sehr schnell zur Quelle kommen kann, wo jener am Besten zu beschaffen ist, Alles das ist Schuld am Verfall der Messen, die jetzt nur noch in Deutschland zu Leipzig, den beiden Frankfurt (am Main und an der Oder) und Braunschweig bedeutend genannt werden mögen. Sonst wurden noch die Messen zu Kassel, Mainz, Naumburg, Botzen (in Tyrol) zu den bedeutenden gezählt, die jedoch jetzt zu ganz gewöhnlichen Provinzialjahrmärkten herabgesunken sind.

Wenn wir nun unser liebes und gesegnetes Deutschland, in seiner ganzen, großen Ausdehnung betrachten, wie es sich von den südlichen Gestaden des baltischen und deutschen Meeres, erst eben, dann in sanften, immer höher steigenden Wölbungen bis zu dem ewigen Eisgürtel der Alpen erhebt, und einen Blick auf das Volk werfen, welches dieses schöne Land bewohnt, so werden wir inne, daß Lage des Wohnsitzes, Beschäftigung und Lebensweise, die von jenen bedingt wird, auch auf Sitten und Gebräuche großen Einfluß üben muß; daß der Strandbewohner, der Fischer und Schiffmann nicht so leben kann, wie der Schaafzüchter der Heide, daß der gartenbauende Marschländer sich von dem melkenden und käsenden Gebirgbewohner, der grabende Bergmann vom Säumer, der das Kaufmannsgut über Alpenpässe fördert, der gewerbtreibende Städter im Binnenlande von dem handeltreibenden Bürger der

Gränz- und Uferstädte sich nothwendig unterscheiden müsse, und daß mithin auch das Seyn und Wesen dieser Verschiedenheit im Leben, bei Freud und Lust, bei Klage und Trauer sich abspiegeln werde. Wählen wir nun für diesesmal eine einzelne Aeusserung des öffentlichen Lebens in Deutschland, wie die Kirchweihen, die unter den seltenen Zeichen desselben unter uns wohl noch hervorragendste und allgemeinste, so stellen sich jene Verschiedenheiten recht deutlich dar. Es sind dies aber keineswegs Verschiedenheiten im Nationalcharakter, denn dieser ist im Volke überall ein und derselbe, sondern nur Schattirungen, die an der Oberfläche des Volkslebens in bunten Strahlen spielend, sich brechen und für den sinnigen Beobachter höchst anmuthig sind.

Fangen wir an der äussersten Gränze Deutschlands an, in dem Winkel wo es sich in das russische Besitzthum hineinschiebt und die deutsche Sitte und Sprache ihre gewaltige Kraft so recht eigentlich dadurch bewährt, daß sie sich trotz der Gränzsperre bis weit in das Zaarenreich verbreitet, so sehen wir vor den kleinen Kirchen, die halbvergraben in dem weichen Flugsande des Strandes liegen, an ihren schönsten Festen nichts als die bunt aufgeschmückten Mägde und die einfacher gekleideten Bursche zum lärmenden Tanz die plumpen Füße heben, und den übelduftenden Branntwein dazu im Uebermaße trinken. Es hier ist kein Schwung, keine edlere Fröhlichkeit bei ihrer Lustigkeit. In der Nähe von bevölkerten Städten, kommen die Bürger dazu und bringen etwas mehr Leben, oft aber auch eine unerfreuliche Ausartung in diese Kirchweihen. Bei Königsberg liegt am Fuße des Tschimborasso Altpreußens, des ehrwürdigen Galtgarb, der freilich nur etwa 700 Fuß über dem Meeresspiegel sein bewaldetes Haupt erhebt, allein in jenem Flachlande dennoch ein gar stattliches Aussehen hat, das stille Kirchdörfchen Warjen, wo die alljährliche Kirchweihe sonst die ganze Einwohnerschaft Königsbergs herauszog. Da erging man sich aber in abentheuerlicher und unehrbarer Lustigkeit. Auf der helltönenden Orgel wurden die losesten Schelmenlieder gespielt und Chorus dazu gemacht; man stellte die Gerippe der Grüfte zur Schau und spielte mit ihren Knochen zu Spott und Hohn. Alles drehte sich in toller Trunkenheit, und Prügeleien endigten den Tag, wenn im langen Zuge die Heimkehrenden die Landstraße nach der Hauptstadt bedeckten und der grellste Lärm von Kindertrompeten und Trommeln erschallte. An tanzenden Bären, die damals in den Polen angränzenden Wäldern noch häufiger waren, fehlte es auch nicht, um den viehischen Lärm und die Verwirrung zu vermehren.

Jezt werden diese Unsitten nun längst beseitigt sein und das Ganze mag sich wohl nun auf eine ruhige Spazierfahrt nach Warjen beschränken.

Als Gegensatz führen wir hier eine Kirchweihe in dem Dorfe Kumrowitz an der Schwarzawa, unweit der Gränze des reich gesegneten Mährischen Landes, an. Hier werden zu dem Feste nicht blos die Straßen und Gäßchen des Dorfes gekehrt, und im Innern Dielen und Tische gescheuert, sondern sogar alle Häuschen von aussen weiß angetüncht und mit Maien und Blumen verziert. Nur ein Gebrauch ist dabei im Schwunge, der unser Zartgefühl beleidigt. Es werden nämlich unzählige Lämmer nicht geschlachtet — sondern geköpft und wer darin die größte Fertigkeit zeigt, erhält den Preis. Deßhalb wird die Kirchweihe zu Kumrowiz auch das „Lamp'lköpfen" genannt, weil Lamp'l im Volksdialekt Lämmlein bedeutet.

In den größern Provinz-Städten, wie zu Nürnberg, der alten, herrlichen Stadt, unter unsern altehrwürdigen Städten die schönste vor Allen, feiert jeder Sprengel seine Kirchweihe und da hat St. Sebald, St. Lorenz, St. Jakob, St. Maria, jedes sein eigen Fest. Zunächst den Kirchen, auf den geräumigen Plätzen, werden Schaukeln, Ringelrennen und andere Belustigungen für das Volk und die Kinder, aufgerichtet, Marionetten und Hanswürste fehlen nicht, Kunstreiter und Seiltänzer; an allen Ecken werden Würste gebraten, die in Nürnberg nicht zu verachten sind, da man dort die schmackhaftesten zu machen versteht; dann gibt's Backwerk aller Art und Lust und Fröhlichkeit ist überall. Doch geht's fein ehrbar zu, denn der seiner Arbeit mit seltenem Fleiße hingegebene Reichsstädter freut sich auch seines Daseyns gern und überläßt sich aufgeweckt dem Vergnügen, allein er schweift darin selten aus.

In den großen katholischen Metropolen, wie Wien und München, werden die Kirchweihen Veranlassung zu Familienschmäusen, besonders wenn sie mit dem Namensfeste eines Familiengliedes zusammenfallen. So ist der Joseph- und Annentag in Wien, der Aloys-, Maximilians- oder einer von den Marientagen in München, vor Allen hervorzuheben, weil Viele aus der Bevölkerung diese Namen führen. Der Namenstag, den die Katholiken feiern, hat das vor der Geburtstagsfeier voraus, daß ihn Viele zugleich feiern und daß da das ursprünglich blos das Individuum Betreffende auch auf einen großen Kreis sich ausdehnt und zum Volksfeste wird. Dieses Uebergreifen des Familienlebens ins weite, große Volksleben hat aber viel Erhebendes und Ersprießliches und eine Seite, die noch gar nicht gehörig gewürdigt ist.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wo sich die Lust unsers Volkes nun aber am lebendigsten und freiesten entfaltet, das ist in den Alpen und namentlich an ihren nördlichen Abhängen, die sich in die deutsche Hochebene mit üppigen, fruchtbaren Thälern senken. Einer Kirchweihe in Bayerischzell, gegen Salzburg's Gränze hin, oder in dem freundlichen Zillerthal in Nordtirol, gebührt vor allen ähnlichen Festen der Vorrang. Hier weht freie Alpennatur, und wer sie athmet gehört für den Augenblick dem Frohmuthe und der innerlichsten Fröhlichkeit an, und stammte er aus der dicksten Sumpfatmosphäre. Es ist eine gar holde Ansteckungskraft, Epidemie oder Contagion, die Jeden befällt. Tänze, Spiele, Schreien und Jauchzen; eine tolle Lust ohne Ende! Da muß man sie sehen, diese biedern Söhne der Berge, in ihrer knappen, kleidsamen Tracht; die bärtigen Buben, die frischen Dirnen; man muß sie jodeln hören, springen sehen, und dem grämlichsten Zuschauer wird das Herz im Leibe zu lachen beginnen. Im bayerischen Gebirge wird das folgende Kirchweihlied nach einer gar herzigen, einschmeichelnden Weise gesungen.

All enk [1]) Nachbarsleuten
Hab i anzudeuten,
Daß am Sonnta Kirweih bei uns is,
Müßt's enk schön benehma,
Wenn wa z'samma kämma [2]),
Daß nit ebba [3]) so wie sonst'n is;
Oes könnt's wohl daneb'n
A schon lusti leb'n,
Daß ma do a Freud a hab'n kann,
Drum thät's z'samma richt'n
Enkre Kirta [4]) G'schicht'n,
Und macht g'schwind die Kirta-Nudeln [5]) an.

Und Gott woll'n ma bitt'n
Daß a unsre Hütt'n
A behüte vor da Feuersgefahr,
Daß a uns den Summa [6])
Vor so manchen Kumma [7])
Und vor Hag'lwetta je bewahr;
Daß a Gras lasst wachsen
Und an gut'n Flachsen
Und die Fisch erhalt in unserm Teich,
Und vor Andern all'n
Daß ka Vieh möcht fall'n
Nacha san ma wahrli all stoa-reich [1]).

Aber seyds fei lüfti [2]),
Denn sonst wär i gifti [3]),
Putzt's enk alle net und niedli auf,
Thät's fei nix vageff'n [4])
Und schaut's a auf's Essen,
Steckt's am Thurm a Kirta-Fahnd'l [5]) nauf;
Ruft's die Annamiedl [6])
Und die Evakath'l [7]),
Und den Anderäd'l [8]) zu uns 'rauf,
Und der klane Hard'l [9])
Mit 'n Raunzenbart'l [10]),
Der soll a fei fleißi tret'n auf.

Und die Musikanten
Müssen seyn vorhanden,
Daßt's ma nit vageff'n thät's die Leut;
Wo ka Geig'n thut raunl'n [11])
Fangt ma an zu launl'n [12]),
Und da hätt'n ma ja mein Dad! [13]) ka Freud';
Nehmt's die kloa Geig'n
Und die Brotschengeig'n
Vageßt ma nit den großen Sofa,
Und das Hackabret'l
Und die Pfeifaschweg'l [14]),
Und den Dudelsack, den bringt's mer a.

Und die Weibe soll'n
Si fei lüfti troll'n,
Daß ma nit z'lang wart'n därf af sie;
Dann bis d' Sach einkaffa [15]),
Därfas de scho laffa [16]),
Denn sie komma sonst'n do nit z'früh;
Nehmt's mit Oar-Körb'l [17]),
Und mit Schmalz a Scherb'l [18]),
Und a Buttermili [19]) und an Kas,
Thät's as z'samma macha,

1) Euch — 2) zusammen kommen — 3) etwa — 4) Kirchtag
5) Ein eigenes Gebäck — 6) Sommer — 7) Kummer.

1) steinreich — 2) fein luftig — 3) giftig — 4) vergessen.
5) Kirchtagsfähnchen — 6) Anna Maria — 7) Eva Katharina.
8) Andreas — 9) Bernhard — 10) Schnauzbärtchen.
11) schwirren — 12) launenhaft werden — 13) Bei meinem Eid! — 14) Querpfeife — 15) einkaufen — 16) laufen.
17) Eierkörbchen — 18) Töpfen, Scherben — 19) Buttermilch.

Denn von solch'n Sacha
Giebt's ja gmonigli [1]) a herrlis G'fraß [2]).
Nehmt's an Zuckakand'l
Und a halbs Pfund Mand'l
Und a süßli Milli und an Brei;
Thät's es z'samma geb'n
Und dazu a Ziweb'n [3]),
Macht's uns lüfti g'schwind die Bazarei [4]);
Seyd's nur kane Schmarr'n [5]),
Loßt's uns do nix spar'n,
Solche Feirta san nur 's Jahr a mol.
Spielleut seyd's recht munta,
Reißt a Tanz'l runta,
Vivat Alles heut beim Freudenschall!

1) gewöhnlich — 2) Speise — 3) Rosinen — 4) Spöttisch für Bäckerei — 5) Einfaltspinsel.

Und so ist's denn auch heut noch wie der alte, ehrliche Agricola sagte: bei der deutschen Lustbarkeiten muß es in Essen und Trinken hoch hergehen!

In den modernen Städten, welche einer nüchternen Zeit ihr Dasein verdanken, findet sich von diesen alten Lustbarkeiten und Gebräuchen keine Spur, und es ist nicht wegzuläugnen, daß sie dadurch, wenn ihre Straßen auch noch so nach der Schnur gezogen und die Häuser noch so modern griechisch oder byzantinisch gebaut sind, gegen die alten, winkelig gebauten Städte des lieben Vaterlandes bedeutend zurückstehen, denen jene hergebrachten, ehrwürdigen Festlichkeiten, in ihrer regelmäßigen Wiederkehr, einen charakterischen Stempel aufdrücken, und ihnen zur ausnehmenden Zier gereichen.

Riesen; Zwerge; eigenthümliche Körperbildungen.

Das Alterthum glaubte an ganze Zwergvölker, die man in das Wunderland Afrika versetzte, wo die Pygmäen in den heißen Wüsten wohnten, sich in Wägen von vorgespannten Repphühnern ziehen ließen, und mit den Kranichen in einem ununterbrochenen Kampfe lebten. Diesen Leuten erschien ein Getreidefeld mit seinen wogenden Halmen, wie uns ein Wald mit seinen Bäumen. Allein weder ein Grieche noch ein Römer hat jemals einen Pygmäen, oder, was das Wort bedeutet: „Fausthohen Menschen" mit eigenen Augen gesehen. Darum wurden sie auch in unbekannte, weitentfernte Gegenden versetzt, z. B. dahin, wo der Nil entspringt, oder weit nach Indien, in die Gebirge der Prasier.

Die neuere Zeit verwarf natürlich dieses Mährchen; aber da die Menschen doch einmal am Seltsamen, Wunderbaren und Ungewöhnlichen hängen, so entschädigten sie sich durch die Annahme, es gebe ein Riesenvolk und das sollten die Patagonier sein, welche die Südspitze Amerikas bewohnen, und dicht neben den Pescherähs leben, die in ihrer Heimath, dem Feuerlande, ein trauriges Dasein fristen, und nur bis Drei zählen können. Sämmtliche Reisenden des sechszehnten Jahrhunderts bestätigten das Dasein des patagonischen Riesenvolkes mit Ausnahme Drake's, dem Europa bekanntlich die Kartoffeln verdankt. Er fand jene Patagonier zwar stark, kräftig und allerdings groß gebaut, aber in alle dem mit Recht nichts Ausserordentliches, da es Leute, die zwischen fünf bis sechs Fuß hoch gewachsen sind, auch im nördlichen Europa gar häufig gibt.

Man hat endlich sich überzeugt, daß so wenig Pygmäen als ganze Riesenvölker, oder gar Völker mit Schweifen, an welche auch eine Zeitlang geglaubt wurde, auf Erden vorhanden sind. In allen Ländern gibt es Menschen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die einen Wuchs erreichen, der über das gewöhnliche Maaß hinausgeht oder unter dem Durchschnitte bleibt. Das sind die Leute, welche der Sprachgebrauch Riesen und Zwerge nennt. Auch die Behauptung, daß das Menschengeschlecht körperlich entartet und kleiner geworden sei, ist ungegründet. Schon die epikuräischen Philosophen klagten im Alterthume, daß die Fruchtbarkeit der Erde sich damals erschöpft habe, daß sie nur noch kleine Thiere und winzige Menschen hervorbringe. So Lucretius, und später der Satiriker Juvenalis, der die Entartung schon tausend Jahre vor seiner Zeit, im trojanischen Kriege, beginnen läßt.

„Nam genus hoc vivo jam decrescebat Homero,
Terra malos homines nunc educat atque pusillos." *)

Allein die Gerippe, welche wir in den alten Gräbern finden, zeigen durchschnittlich dieselben Verhältnisse, wie die heutigen. Der Landmann, welcher zumeist in freier Luft arbeitet, hat in unseren Tagen dieselbe Körpergröße, wie vor Jahrhunderten; dagegen sind die Handwerker und Fabrikarbeiter im Allgemeinen nicht mehr so stark und kräftig als früher. Das rührt theils von der Beschäftigungsweise her, welche viele zu einer sitzenden Lebensart zwingt, und zum Aufenthalte in Stuben und Sälen verurtheilt, in denen die Luft nicht gesund ist; theils von dem Mangel an Leibesübungen und den Körper kräftigenden Spielen, z. B. dem Ballspiele, welches die deutschen Bürger bis ins siebenzehnte Jahrhundert in ihren Ballhäusern übten; und endlich von dem Genuße gebrannten Wassers, der leider auf eine so verderbliche Weise um sich gegriffen hat. Einzelne Berufsklassen sind demnach schwächer und kleiner gewachsen als andere.

Riesen, Zwerge, übermäßig fette oder ausserordentlich magere Leute sind nichts weiter als Ausnahmen von der Regel, Einzelerscheinungen, die als solche allerdings ein großes Interesse darbieten. Der Reisende Vanderbroek will einen Kongo-Neger von neun Fuß Höhe gesehen und gemessen haben; allein wer bürgt dafür, daß der Mann richtigen Maaßstab angelegt oder die Wahrheit hat sagen wollen? In jedem Falle wäre dieser Neger doch noch kleiner als jener Orestes im Alterthume, dessen Grab die Spartaner fanden, und dessen Gerippe zehn Fuß lang gewesen sein soll. Und dieser wäre seinerseits auch nur ein Zwerg gegen die vorsündfluthlichen Menschen, die ihre rechtschaffenen zwei und vierzig Fuß hoch gewesen sein sollen. In der römischen Kaiserzeit wird auch mehrfach einzelner Riesen erwähnt; am Hofe des Kaisers Claudius z. B. erschien ein solcher aus Arabien, neun Fuß neun Zoll hoch, und wenn wir nicht irren, so hat der Graf von Wackerbarth, die Länge der alten Deutschen gar auf mehr als zwanzig Fuß angenommen!

Man hat hin und wieder den Versuch gemacht, Riesen aufzuziehen. Der anglikanische Bischof Berkeley nahm, im vorigen Jahrhundert, einen irländischen Knaben, Namens Macgrath, zu sich, und gab ihm nur solche Speisen zu essen, von welchen er eine Beschleunigung des Körperwachsthums erwartete. Wirklich schoß Macgrath bedeutend empor, und war nach vollendetem sechszehnten Jahre schon sieben Fuß englisch hoch. Auf Messen und Märkten staunte man ihn wie ein Wunder an. Allmälig nahm er noch um acht Zoll zu, allein mit dem zwanzigsten Jahre war er altersschwach und starb an Entkräftung. Seine geistigen Fähigkeiten hatten sich sehr unvollkommen entwickelt. Im Jahre 1572 wurde im westlichen Europa ein Piemontese zur Schau gestellt, der volle neun Fuß gehabt haben soll. Daß aber in der sogenannten potsdamer Wachtparade Königs Friedrich Wilhelm des Ersten von Preußen sich ein Schwede und ein Friese befanden, die ihre guten acht Fuß gemessen haben, das bleibt ausgemacht.

Die Gesundheit pflegt bei den Riesen wie bei den Zwergen nicht die stärkste zu sein und gewöhnlich stehen die einzelnen Glieder nicht ganz in dem gehörigen Verhältnisse. Ausnahmen giebt es auch hier, und dahin gehören die drei „norddeutschen Wunderkinder", die allerdings niedlich gebaut sind. Der Begriff von Zwerg ist aber ein sehr beziehungsweiser, und noch hat man nicht festgestellt, wie klein oder wie groß eigentlich ein Normal-Zwerg sein muß. Im Allgemeinen versteht man Leute darunter, die unverhältnißmäßig klein geblieben sind. Man hat deren von vierzig, acht und dreißig, sechs- und dreißig Zoll Höhe. Ja ein Arzt beschreibt einen Zwerg, der sieben und dreißig Jahre alt und nur sechszehn Zoll hoch war. Da ist doch Bebe, der Zwerg des Königs Stanislaus von Polen, doppelt so groß, denn er maß seine drei und dreißig Zoll. Sein Gerippe ist in Paris noch jetzt vorhanden.

Nachdem an den Höfen die Liebhaberei, Hofnarren zu halten, in Abnahme gekommen war, wurde es Mode, mit Hofzwergen zu prunken. Die Gemahlin König Karls des Ersten von England hatte einen solchen, Gott-

*) „Denn das Menschengeschlecht nahm schon ab zu Homers Zeiten, und die Erde erzeugt jetzt nur schlechte und winzige Leute."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

fried Hudson, den der Herzog von Buckingham einst in einer Pastete auftragen ließ. Der seiner Zeit berühmte polnische Zwerg Boruslawski meldet in der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung, daß er bei seiner Geburt nur acht Zoll groß gewesen sei; er erreichte aber allmählig eine Höhe von neun und dreißig Zoll, eine seiner Schwestern wurde acht und zwanzig Zoll hoch. Bei Beiden befanden sich alle einzelnen Glieder im schönsten Ebenmaaß. Boruslawski hatte noch einen Bruder, welcher um drei Zoll kleiner war als er selbst, und einen andern der dagegen sechs Fuß vier Zoll maß. Dieselbe Mutter gebar also drei Zwerge und einen Riesen. — Peter der Erste von Rußland ließ einst in seiner neuen Hauptstadt 70 und in Moskau nahe an Hundert Zwerge beiderlei Geschlechts zusammenbringen, und gab ihnen Bälle und Festgelage! Der oben erwähnte Bebe war bei seiner Geburt neun Zoll lang, und wog zwölf Unzen. Nach zurückgelegtem fünften Jahre hatte er zwei und zwanzig Zoll Höhe. Das Ebenmaaß seines Körpers, so wie der Glieder unter sich und im Verhältniß zum Ganzen war vollkommen. In den Vogesen, der Heimath dieses Zwerges, wurde viel von dem Wunderkinde gesprochen, und König Stanislaus, der als Herzog von Lothringen in Lüneville wohnte, nahm es zu sich, als man ihm erzählte, Nicolaus Feny oder Ferry, denn so hieß es, habe, statt wie andere Kinder in der Wiege zu liegen, in einem Holzschuhe, wie ihn die lothringischen Bauern zu tragen pflegen, hinlänglich Platz gefunden. Eine Ziege hatte ihn aufgesäugt, und behielt so lange sie lebte große Anhänglichkeit zu ihrem Pflegling. Als Bebe das Alter von fünfzehn Jahren erreicht hatte, betrug seine Größe neun und zwanzig Zoll, aber seine Verstandeskräfte waren schwach; doch sprach er rasch und geläufig. Er starb 1764, in seinem drei und zwanzigsten Jahre, und glich völlig einem abgelebten Greise.

Da ist Master Billy Buckle ein ganz anderer Mann, zwar auch ein Zwerg, denn er mißt nur drei Fuß acht Zoll, aber jeder Zoll an ihm bethätigt auch den Gentleman. Er hält sich seinen neufundländer Hund, der sein unzertrennlicher Gefährte ist. Wenn Snap und Buckle nebeneinanderstehen und gehen, und das thun sie tagtäglich, so reicht, wie die Figura zeigt, der modische Hut des Mannes doch bis an die Ohren des Hundes hinan. Eine innigere Freundschaft, als zwischen diesen beiden Kreaturen giebt es auf der weiten Gotteswelt nicht. Wenn Master Buckle, den England kennt, und der ein Mann von Ruf ist, seinen Schoppen Bier trinkt, so theilt er ihn mit Snap, der das Trinken aus dem Grunde versteht, wie mancher Hund auf den deutschen Universitäten. In Jena gab es ja 1829 einen Pinscher, holsteinischer Abkunft, der auf dem Burgkeller vor- und nachtrank, gleichviel ob lichtenhainer oder wöllnitzer Bier. Master Buckle freut sich inniglich, daß Snap trinkt, aber manchmal kann er sein Bedauern nicht verhehlen, daß sein „Freund" nicht auch eine Cigarre mit ihm raucht. Buckle ist ein Stutzer; er hält Etwas auf seine Kleider, und trägt eine goldene Repetiruhr in der Tasche, und wie imponirend ist seine Stellung! Es liegt in seinem ganzen Auftreten eine gewisse Würde, welcher der Inhaber sich auch wohl bewußt zu sein scheint.

Nehmen wir dagegen den Fettklumpen Daniel Lambert, wie er träg dá sitzt auf seinem Sessel, gleichgültig, theilnahmlos, sich selbst zur Last. Lambert wurde 1770 in der englischen Stadt Leicester geboren. Sein Vater war dort Gefängnißaufseher. Bis zum vierzehnten Jahre bemerkte man an dem Knaben nichts, das ihn vor anderen gleichalterigen Buben irgend wie ausgezeichnet hätte. Er war lebhaft, beweglich, liebte Beschäftigungen in freier Luft, ging auf die Jagd, angelte und konnte vortrefflich laufen. Seine Körperkraft überstieg das gewöhnliche Maaß; zwanzig Jahr alt, trug er ohne große Anstrengung fünf Centner. Dann begann er plötzlich fett zu werden, und sein Körperumfang nahm allmählig mehr und mehr zu, als er das Amt seines Vaters erhielt und seitdem nicht mehr so viel körperliche Bewegung hatte als früher. Doch sprang er damals noch auf einem Beine sieben Fuß hoch. Im Jahre 1805 wog Daniel Lambert schon siebenhundert und vier Pfund und wurde jetzt ein in seiner Weise berühmter Mann, den sich Neugierige und Aerzte gern betrachteten. Wohlmeinende Leute waren der Ansicht, daß er durch Schaustellung seiner Körpermasse schweres Geld verdienen könne, und nach einigem Widerstreben ließ er sich auch dazu bereit finden.

Im Jahre 1806 trat er seine Reise an, aber nicht in einem Miethe- oder Postwagen, von welchen keiner

geräumig genug war, diesen Mann aufzunehmen, sondern in einer lediglich für ihn gebauten Kutsche. Er ging nach London, und miethete sich in Piccadilly eine hübsch eingerichtete Wohnung, die bald ein Sammelplatz der fashionabeln Welt wurde; denn Lambert war ja die neueste Mode. Der oben erwähnte Zwerg Boruslawski, seines Standes ein Graf, hielt es nicht unter seiner Würde, dem ehemaligen Gefängnißwärter einen Besuch abzustatten, und damit seinen Freunden ein seltenes Schauspiel zu bereiten. Der leichteste und der gewichtigste Mann ihres Jahrhunderts, ein Lilliputaner und ein Goliath, standen nebeneinander, und unterhielten sich sehr freundlich. Lambert fragte, wie viel Zeug der Herr Graf zu einem Rocke nöthig habe, und erhielt zur Antwort: „dreiviertel Ellen". Zu jener Zeit trug man ziemlich hohe und breite Aufschläge, und nun stellte sich heraus, daß ein einziger Aufschlag von Lamberts Rock, gerade zu einem Rocke für den Grafen hinreichte. Boruslawski konnte sich nicht genug über Lamberts Schenkel und Beine wundern; nicht ohne einige Schüchternheit betastete er sie und rief erstaunt aus: „Wahrhaftig, das ist alles Fleisch und Blut; ich fühle die Wärme." Lambert fragte: „ob der Herr Graf verheirathet sei?" „Nein," entgegnete der kleine Mann, „meine Frau ist todt, und ich bin auch nicht eben betrübt deßhalb; denn wenn ich ihr widersprach, so steckte sie mich zur Strafe in den Kleiderkoffer." — Lambert starb 1809 in Stamford; damals wog er 739 Pfund, oder beinahe 53 Stein; maß rund um das Bein drei Fuß und einen Zoll, und um den Leib neun Fuß vier Zoll. Sein Sarg war sechs Fuß vier Zoll lang, und vier Fuß vier Zoll breit, stand auf zwei Achsen mit vier Rädern, und konnte nicht durch die Thür gefahren werden; man mußte eine Wand einreißen.

Alle diese Umstände sind bestimmt nicht nöthig, wenn einmal Claudius Ambrosius Seurat mit Tode abgeht, der jetzt eben die Länder Nordeuropas durchreist und den wir vor zwei Jahren auch am Rhein sahen. Dieser Mann heißt mit Recht das lebendige Gerippe. Er ist im Jahre 1797 zu Troyes in Frankreich geboren, zeigte, gleich Lambert, in seiner frühen Jugend nichts Abnormes, wurde aber dann immer magerer, je mehr er heranwuchs, und gleicht nun schon seit langen Jahren einem Skelette. Man glaubt ein dem Grabe entstiegenes Wesen zu sehen, wenn man ihn anblickt; von Muskeln fällt einem nichts in die Augen; der ganze Seurat ist nichts als Haut, Zellgewebe und Knochen, und die Haut sieht aus wie altes Pergament. Jede Rippe kann man deutlich unterscheiden. Er ist fünf Fuß und sieben Zoll hoch, mißt um die Hüften einen Fuß neun Zoll und wiegt etliche siebenzig Pfund. Der Oberarm, vom Ellbogen bis zur Schulter sieht aus wie eine Flöte, und scheint ohne Muskeln zu sein, die sich nur schwach zeigen, wenn er sich Mühe giebt, sie zu spannen. Sein Brustkasten ist von eigenthümlicher Bildung; seine Eingeweide scheinen gesund, sein Puls geht regelmäßig. Er kann ein Gewichtstück von zwölf Pfund emporheben, ißt täglich nicht mehr als acht Unzen Brod, Gemüse oder Fleisch, war nie krank, und hat daher auch keine Arzenei genommen. Sieht man ihn an, so begreift man nur mit Mühe, wie ein solches Gerippe überhaupt leben kann. Welch ein Abstand von jenem Lambert; dieser wog 739 Pfund, Seurat nur 78; der Körperumfang des erstern betrug 112 Zoll, der des letztern nur 21 Zoll, Lamberts Bein hatte 37 Zoll, Seurats Arm hat 5 Zoll im Umfange!

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Die Guibantilope oder der bunte Bock.

(Tafel 8. Nr. 1.)

Seit den ältesten Zeiten sind die Gazellen und Antilopen wegen ihren schönen, feurigen Augen berühmt, und schon das alte Testament weiß der Schönheit einer Jungfrau kein höheres Lob zu spenden, als die Augen derselben mit jenen der Gazelle zu vergleichen. Auch in den Gesängen der Araber spielen diese schönen, schlanken und raschen Thiere, deren es eine große Anzahl von Arten gibt, eine große Rolle. Sie leben heerdenweis vorzüglich in Afrika, wo sie die Wüsten durchstreifen, sodann auch in Asien besonders in Syrien, Arabien und Indien; in Europa gehört die Gemse zu ihnen; auch Amerika hat antilopenartige Thiere.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Zu den schönsten der Gattung kann man unbedingt die auf unserer achten Tafel abgebildete Guibantilope rechnen, welche die Holländer den bunten Bock nennen (Antilope scripta). Sie wird etwa drei und einen halben Fuß lang, ist rothbraun, hat einen doppelten Rost auf dem Rücken und an den Seiten, wo zwei, der Länge nach laufende weiße Streifen von einigen weißen Querstreifen durchzogen werden. Weiter hinten zeigt sich eine größere oder geringere Anzahl weißer Flecken. Diese Antilopen kommen in ganz Afrika vor, vom Vorgebirge der guten Hoffnung im Süden bis zum Senegal im Norden. Dort traf sie der schwedische Reisende Sparrmann, in Heerden von wenigstens tausend Stück. Am Senegal hat der Naturforscher Adanson sie beobachtet. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend, und man stellt ihr daher häufig nach. Aber sie ist vorsichtig, schüchtern und läuft pfeilschnell; ein Pferd kann sie nicht einholen. Darum sind die Bewohner der Wüste, namentlich die Mauren, Tibbus und Tuariks, auf eine sinnreiche Art verfallen sie zu jagen. Ein zum Katzengeschlechte gehörendes Thier, der Guepard (Felis jubata), der in Asien wie in Afrika vorkommt, und dem Leoparden gleicht, zeichnet sich vor allen seinen wilden Stammverwandten durch ein verhältnißmäßig sanftes Naturell aus, läßt sich so zahm machen, daß er in Häusern und auf Höfen zwischen den Hausthieren herumgeht ohne Schaden anzurichten, und leistet auch auf der Jagd nützliche Dienste, etwa wie unseren Waidmännern der treue Hund. Der Guepard ist schlank, läuft schnell, und holt Hasen und Gazellen gewöhnlich ein.

Die Gazellen, so furchtsam sie von Natur auch sein mögen, sind doch auch neugierig, und bleiben gewöhnlich stehen, um sich eine vorüberziehende Karawane, oder ein einzelnes die Wüste durchwandelndes Kameel zu betrachten. Erst wenn Geräusch entsteht, entfliehen sie. Bei Tage streifen sie nur zu Vieren oder Fünfen umher. Gegen Abend aber versammeln sie sich in großen Heerden, um während der Nacht bei einander zu bleiben. Ein gewandter Jäger kennt die Plätze, wo sie am liebsten verweilen, und sucht sie dort zu überraschen.

Die Araber bemächtigen sich der Antilopen auf zweierlei Art und Weise. Sie graben entweder an jenen Sammelplätzen bei Tage tiefe Löcher, und überdecken dieselben leicht, damit das Thier, wenn es den verrätherischen Boden betritt, in die Grube stürzt und eine Beute des Jägers wird. Oder aber sie besteigen ein Roß oder Kameel, nehmen einen Guepard zu sich, und lassen dieses muthige Thier frei, sobald sie sich einer Antilopenheerde genähert haben. Diese stiebt auseinander, der Guepard wählt sich eine Gazelle zur Beute aus, und setzt dieser nach, und wenn er in ihre unmittelbare Nähe gelangt, so packt er sie, nach Katzenart im Sprunge. Kommt der Jäger noch schnell genug herbei, so kann er die Antilope retten; versäumt er sich aber, so saugt ihr der Guepard das Blut aus.

Die Antilopen lassen sich, wenn man sie jung fängt, leicht zähmen, und sind im Oriente häufig in den Häusern zu finden. Der Jäger hat noch ein drittes Mittel, sich der wilden zu bemächtigen. Er treibt eine gezähmte Antilope in die Wüste, nachdem er ihr ein dünnes Seil um die Hörner gewickelt hat. Sobald die freien Gazellen den Eindringling gewahren, eilen sie auf denselben zu, rennen gegen ihn, verwickeln sich aber mit ihren Hörnern in jenes Seil, und wenn dann im Kampfe beide zur Erde fallen, und sich nicht auseinander wickeln können, so kommt der Araber und führt sie beide heim.

Das Alpaca.

(Tafel 8. Nr. 2.)

Amerika hat eine ganz eigenthümliche Thierwelt. Die große Mehrzahl der in diesem Welttheile ursprünglich einheimischen Thiere ist weder in Europa und Asien, noch in Afrika vorhanden. Nur im nördlichen Theile, wo es beinahe mit Asien zusammenhängt, hat es mit diesem Erdtheile mehrere Thiere gemeinschaftlich. Aber zwischen den Wendekreisen, in den Gebirgen, auf den Hochebenen und in den ausgedehnten Niederungen, von der Nordgränze Mexicos bis zum Feuerlande hinab, besitzt es seine eigenen Thiergattungen, und das Erstaunen der Naturforscher des sechszehnten Jahrhunderts war außerordentlich, als sie die neuen, schönen Gestaltungen der Thierwelt kennen lernten, die von den bekannten der alten Welt ganz abwichen.

Amerika hatte zur Zeit der Entdeckung keine gezähmte Rindviehart, und kein Zugvieh. Es fehlten ihm Pferde, unsere Kühe, Esel und Maulesel, unsere Schaafe, Ziegen und Kameele, die jetzt sämmtlich, bis auf die letzteren dort einheimisch geworden sind, und sich so ungeheuer vermehren, daß im Norden wie im Süden Millionen wilder Pferde und wilder Stiere und Kühe das Land durchstreifen, und daß es nun indianische Reitervölker gibt, die vor dreihundert Jahren natürlich nicht vorhanden sein konnten. Durch diesen Mangel an Pferden und Rindvieh sind auf die eigenthümlichen

1. Die Antilope. 2. Das Alpaca.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Gesittungsverhältnisse der Urbewohner dieses Welttheils bedingt. Diese waren entweder rohe Jäger- und Fischervölker oder trieben Ackerbau; die Mittelstufe der Nomaden- oder Hirtenvölker, wie wir sie in Asien finden, mangelte ihnen völlig, und zwischen den in ihrer Art hochgebildeten Mexikanern und Peruanern einerseits und den beinahe völlig wilden Stämmen der Ebenen war ein ungeheurer Unterschied.

Wenn aber die Natur den Amerikanern die Zug- und Lastthiere der alten Welt versagte, so gab sie ihnen doch eine Thiergattung, welche das Kameel einigermaßen ersetzen konnte, und fähig ist, ziemlich bedeutende Lasten zu tragen, nämlich die Lamas, welche auf der ganzen Länge der Cordilleren Südamerikas in großer Menge vorkommen. Es gibt vier Arten dieser Thiere, welche ohne Zweifel sämmtlich nur Abarten einer einzigen Familie sind, wie sie durch Zucht zu entstehen pflegen, nämlich zwei, die in freiem und wildem Zustande leben: das Guanaco und die Vicuna, und zwei andere, die gezähmt sind, und nur als Hausthiere vorkommen: das eigentliche Lama und das Alpaca. Dieses letztere entspricht der wilden Vicuna, das erstere wird als die zahme Abart des Guanaco betrachtet. Das Guanaco ist so groß wie ein ausgewachsener Hirsch, trägt aber den Kopf wegen seines langen Halses höher als dieser; es hat zottige, grobe und hellbraune Haare, und lebt auf den höchsten Anden in Heerden bis zu hundert Stück, die man noch in einer Höhe von 14,000 Fuß und bis dicht unter der Schneegränze findet, wo sie wegen ihrer Wolle und des vortrefflich schmeckenden Fleisches gejagt werden. Das zahme Lama wechselt in der Farbe wie unsere Schaafe; es war das Lastthier der alten Peruaner, die es in großen Massen hielten. Die Spanier wunderten sich sehr über dieses hübsch gestaltete, ungemein nützliche Thier, und nannten dasselbe „Kameelhirsch"; sie waren aber unvernünftig genug, eine große Menge auf die zweckloseste Weise zu tödten. Das Fleisch ähnelt im Geschmack dem besten Schöpsenfleische, und wurde schon auf den Märkten zu Kusko und in anderen Städten damals, wie jetzt, verkauft, weil es die Hauptnahrung der alten Peruaner bildete. — Die Vicuna, das hurtigste und leichtfüßigste unter diesen amerikanischen Kameelen, wird wegen seiner trefflichen Wolle und des Fleisches halber gefangen. Es lebt, gleich seinem Verwandten, dem Guanaco, heerdenweis auf dem Hochgebirge und den Hochebenen. Man nennt es seiner Gestalt wegen auch wohl Kameelziege; denn es hat die Größe einer Ziege, lange, rothbraune Haare, und kurze falbe Wolle. — Das Paco oder Alpaca (Auchenia alpaca) wird bis zu drei Fuß hoch, dient nur selten und ausnahmsweise zum Lasttragen, hat eine Wolle, die etwa einen Fuß lang wird, und feiner als die des Lama, aber nicht so fein als jene der Vicuna ist, aber so dick und reichlich vorkommt, daß allein Hals und Brust beinahe so viel Wolle geben, als das ganze Vließ eines europäischen Schaafes. Sie ist verschiedenfarbig: schwarz, schwärzlich, grau, braun oder weißlich. Die Zeuge, welche man aus ihr verfertigt, sind viel dauerhafter als die von der besten Merinowolle; sie haben einen seidenartigen Glanz, den sie nie verlieren, und die aus der Alpacawolle gewebten Kleider, Teppiche und Tischdecken ꝛc., werden sehr geschätzt.

Das Alpaca, welches unsere Abbildung zeigt, ist nach dem ersten Exemplar gezeichnet worden, welches überhaupt nach Europa gekommen. Seine Farbe ist gelblichbraun, der Schwanz braun, der Kopf grau, der Nasenrücken etwas dunkler; hinter den Backen sind die Haare röthlich und weiter zurück weiß; die Gesichtshaare sind kurz und glatt.

Alle vier amerikanischen Kameele gleichen dem Kameele der alten Welt in Naturell und Lebensart; sie sind, namentlich Lama und Alpaca, sanft und gelehrig; tragen Lasten, und das Lama kniet auch nieder, um sich die Bürde aufladen zu lassen, ist aber auch, wenn man es überlastet oder übertreibt, eben wie das Kameel, weder durch gute Worte noch durch Schläge zu bewegen, weiter zu gehen oder sich zu erheben. Der Bau des Fußes macht einen Hufbeschlag, die Dicke der Wolle einen Saumsattel unnöthig. Das Lama geht langsam aber mit sicherm, festen Schritt auch auf den steilsten Gebirgswegen. Alle vier Arten haben, nach Oken, spitzige Ohren, geraden, verhältnißmäßigen Hals, ebenen Rücken, der nur beim Guanaco etwas gebogen ist, und sehen hübscher und zierlicher aus, als das Kameel. Ihre Stimme hat einige Aehnlichkeit mit dem Wiehern der Pferde. Sie vertheidigen sich nicht durch Hufschlag oder mit dem Gebiß; ihre Waffe ist der Speichel, den sie ihrem Feinde entgegen spritzen.

Wie schon bemerkt, haben wir Europäer der neuen Welt unsere Hausthiere mitgetheilt, haben ihr Pferde und Rindvieh, Esel und Maulthiere, Schaafe, Schweine und Ziegen gegeben, während wir die Kartoffeln und eine große Menge anderer Erzeugnisse des Pflanzenreichs von ihr erhielten. Nutzthiere aber haben wir von Amerika noch nicht entlehnt, und doch begriffen einsichtsvolle Männer schon vor einem Jahrhundert, daß die Einführung des Alpaca für uns vom größten Vortheil sein könnte. Das Lama würde uns geringere Dienste leisten, da Pferde und Zugstiere in unseren von gebahnten Wegen und Straßen durchzogenen Ländern, kräf-

tiger und besser zu gebrauchen sind; allein das Alpaca verdiente wegen seiner Wolle, wie wegen seines Fleisches um so mehr bei uns einheimisch gemacht zu werden, da das Klima unserer nördlichen Länder und namentlich der Gebirge, ihm völlig zusagt. Im Jahre 1840 bezog Europa nicht weniger als 2,762,439 Pfund Vicuna- und Alpacawolle. Die Engländer, welche sich mit Umsicht und Raschheit jeden Vortheil zu Nutze machen, haben mit leichter Mühe herausgefunden, welchen Nutzen das Alpaca ihrer Landwirthschaft und Wollmanufaktur gewähren müsse, und daher bereits den Anfang gemacht, dasselbe bei sich, namentlich in den Gebirgen Schottlands, zu akklimatisiren. Es gedeihet um so besser, je rauher das Klima ist. Was hinderte uns Deutsche, dieses nützliche und friedliche Thier auf unsere Gebirge zu verpflanzen, dieses peruanische Schaaf auf Schwarzwald und Westerwald, auf Taunus und Eifel, im Harze und in der Sudeten, im Böhmerwalde, in den Alpen und Karpathen zu ziehen? Es erfordert bei weitem nicht die sorgsame Pflege welche das Schaaf verlangt, ja nicht einmal so viel Wartung wie die Haidschnucke; es hat ein Vließ bis zu acht Pfund schwer, und die Wolle ist fein und seidenartig. Im Betreff seines Futters ist es genügsamer als selbst der Esel, und nährt sich von allerlei Unkraut, Moosen, Gesträuchen, die es mit seinen scharfen Zähnen leicht zermalmt. Es gedeihet noch da vortrefflich, wo ein Schaaf keine Nahrung mehr findet, ist unempfindlich gegen Nässe und Kälte, bedarf keines Stalls, und sucht noch unter dem Schnee selbst sein Futter, wie die Rennthiere. Dabei wird es dreißig Jahre alt, und ist wenigen Krankheiten unterworfen. Nur große Hitze wird ihm nachtheilig. Daß es in Nordeuropa sich wohl befindet, davon ist in England der Beweis geliefert worden; mehrere große Gutsbesitzer halten bereits kleine Alpaca-Heerden (z. B. ein Herr Benett in Faringdon, der Graf von Derby, der Marquis von Breadalbane, der Herzog von Montrose und viele andere). Auch in Havre sind neulich mehrere eingeführt worden. Wann werden wir berichten können, daß sie auch in unserm Deutschland vorhanden sind, und unsere Landwirthe in den Gebirgsgegenden sich diesen Vortheil zugewandt haben?

Zugvögel.

Die Schwalben sind im Herbste des Jahres 1842 sehr früh aus Deutschland abgezogen. In der Eifel und an der Mosel sah man sie schon in der Mitte des Septembers gesammelt und gereiht auf den Firsten der Gebäude, und vor Ende des Monats waren sie nach wärmeren Gegenden abgezogen. Am Oberrhein blieben sie bis in die ersten Tage des Octobers. Nordische Zugvögel, namentlich die sogenannten Schneegänse, kamen in langen Zügen schon vor der letzten Septemberwoche in unsere Rheingegenden. Daraus, und aus manchen andern Zeichen, schloß man voreilig auf einen frühen und starken Winter, wie er gewöhnlich auf einen trockenen heißen Sommer zu folgen pflegt. In den Pyrenäen fiel im September ungewöhnlich viel Schnee.

Daß die meisten Vögelarten in den kalten und gemäßigten Ländern zu gewissen Jahreszeiten ihren Aufenthalt ändern, hat seinen Grund darin, daß der Winter ihnen bei uns zu streng und keine hinlängliche Nahrung vorhanden ist. Die Schwalbe lebt von Insekten, welche sie in Deutschland während der Winterszeit nicht findet. Der ihr eingepflanzte Naturtrieb veranlaßt sie daher, im Herbst nach milderen Himmelsstrichen auszuwandern, und erst im Frühjahr kommt sie wieder zurück. Dasselbe thun viele andere Vögel. Sie sammeln sich in ganzen Schaaren, ordnen ihren Zug, treten die Reise in die Ferne an, fliegen über Berge und Meere, und kehren, meist auf demselben Wege, wieder zurück, sobald die milde Jahreszeit eintritt. Manche fliegen in geradem Striche hintereinander, andere decken sich die Hauptmasse durch Flügel, wie ein Kriegsheer; manche fliegen in Winkeln, dessen Spitze zuerst die Luft durchschneidet; andere keilförmig. Viele Arten brechen bei nächtlicher Weile auf, wahrscheinlich um den Raubvögeln zu entgehen. Die Hauptwanderer sind die Wasservögel, denn im Winter gefrieren Ströme und Bäche; sodann die dünnschnäbeligen Singvögel. Alle wählen den kürzesten Weg, verirren sich nie, und finden immer ihre alten Wohnplätze und Nester wieder. Die meisten Vögel begeben sich nach Asien und Afrika, besonders nach Aegypten. Man sieht sie häufig in ungeheuern Massen über das mittelländische Meer wandern. Unsere Weihen nisten Winters im nördlichen Aegypten, wo es ihnen im Sommer zu heiß wird; der Staar begibt sich eben dorthin, sodann auch nach Syrien, Kleinasien und Persien. Der Kibitz kommt in Aegypten schon im September an; Regenpfeifer und manche Enten im November. Alle Tauchergattungen ziehen vor Eintritt des Winters ab. Von den Buchfinken ziehen z. B. in Schweden, meist nur die Weibchen weg, die Männchen bleiben häufig zurück; jene begeben sich in Massen nach Afrika, besonders nach Marocco. Die Nachtigall geht nach Asien. Die Drosseln und Krammetsvögel, welche

im Herbste so häufig in Deutschland sind, kommen theilweise aus Rußland, Livland, Polen und Preußen und fliegen von uns weiter weg, über die Alpen, gen Süden. Die Wachteln reisen fast nur bei Nacht. Die, welche man im Käfig hält, werden zweimal im Jahre, wenn die Wanderzeit eintritt, also im September und April, sehr unruhig, besonders gegen Sonnenuntergang, weil um diese Stunde die Ziehenden sich zur Weiterreise anschicken; und diese Unruhe währt beinahe die ganze Nacht über fort. An den Küsten Asien's und Afrika's, auf den Inseln des Archipelagus und an den neapolitanischen Gestaden des Mittelmeers, werden sie in ungeheurer Menge gefangen. Dieser Vogel, der an sich nicht besonders gut fliegt, weiß den Wind vortrefflich zu benutzen, und läßt sich von demselben forttreiben; aber wenn er die Reise zurückgelegt hat, ist er so abgemattet, daß man ihn fast mit der Hand greifen kann. Kommt ein widriger Wind, so fallen die Wachteln zu tausenden auf das erste beste Schiff, oder ins Meer, wo sie auf den Wellen treiben, mit denselben kämpfen, und dabei mit dem einen Flügel in der Luft flattern, um den Wind zu fangen. Die Schwalben langen zu Anfang des Oktobers in Afrika an. Man hat sie zum Beispiel am Senegal am 6. Oktober bemerkt; dort bringen sie, gleich den Bachstelzen, den Winter zu, und schlafen Nachts am Meeresrande, oder sitzen auf den Dachsparren der Negerhütten. Sie nisten in Afrika niemals. Man findet sie auch auf den Inseln des grünen Vorgebirges, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Bengalen. Die wilden Gänse ziehen nicht nach Afrika, sondern, gleich den Enten und Gänsen, die zu uns von Osten her kommen, am liebsten nach den wasserreichen Gegenden Amerika's. Je nachdem der Frühling weiter vorrückt, gehen sie allmählich mehr gen Norden, um ein kühleres Klima und reichlichere Nahrung zu suchen. Die Störche ziehen bekanntlich Ende August ab, und kommen gegen Anfang Mai wieder, oft auch schon früh im April. Wenn sie reisen wollen, versammeln sie sich in großer Anzahl, klappern und halten Berathung. Ein Nordwind ist das Zeichen zum Aufbruche; alle steigen zu gleicher Zeit in die Luft, und in aller Stille, ausserordentlich hoch fliegend, ziehen sie ab, meistens bei Nacht. In Aegypten sind im September und Oktober, nach der Ueberschwemmung des Nils, die Felder mit ihnen wie besäet. Der Reisende Shaw beobachtete im April 1722 am Fuße des Berges Karmel drei aus Aegypten kommende Flüge von Störchen. Jeder derselben dauerte ununterbrochen drei Stunden, ehe er vorübergezogen war, und hatte eine Breite von wenigstens tausend Schritten. Der Storch brütet auch in Aegypten, wohin sich gleichfalls die Kraniche begeben.

Luftschifffahrt.

Wir wissen, daß schon im Alterthum bei vielen Menschen der Wunsch rege war, sich gleich den Vögeln über die Erde zu erheben und den Raum der Lüfte zu durchmessen, und manche Denker haben im Stillen hin und her gesonnen, um einen Mechanismus zu erfinden, welcher geeignet wäre, ihnen eine Durchschiffung der Luft möglich zu machen. Schon Roger Baco, ein Mönch im dreizehnten Jahrhundert, der für sein Zeitalter ausgezeichnete physikalische Kenntnisse besaß, wollte aus zwei hohlen Halbkugeln die atmosphärische Luft entfernen, um sie zum Emporsteigen fähig zu machen. 1630 wollte ein englischer Bischof Wilkins ein Luftfahrzeug bauen; 1709 versuchte ein portugiesischer Mönch, Gusman, eine Flugmaschine, bei welcher er den Bau der Vogelfittige zum Muster nahm. Ein Deutscher, Lohmeyer, hatte Gedanken und Vorschläge über Luftschifffahrt drucken lassen, an welche man sich erst 1784 wieder erinnerte. Lange vor ihm schrieb Buhelius, der sich als Schriftsteller Happunga Noricus nannte, eine Abhandlung über eine eiserne Fliege und einen Adler, die dem Kaiser Karl dem Fünften, bei seinem Einzuge in Nürnberg, entgegen geflogen sein sollen. Diese Angabe ist nicht unwahrscheinlich; ein sinnreicher Mechaniker, an welchen jene ehrwürdige Reichsstadt in ihrer Blüthezeit so reich war, mag wohl seine Kunst an diesem Gegenstande versucht haben.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Praktische Folgen knüpften sich an diese Erfindungen allerdings noch nicht; auch fehlte es in den früheren Zeiten an einem sichern Maaßstabe der Berechnung über die Schwere der Körper, die erst dann möglich war, als die Naturlehre und die Scheidekunst eine höhere Stufe der Entwickelung erreicht hatten. Die Montgolfier sind nachweislich durch Studium der Physik auf den Gedanken gekommen, einen Luftball zu bauen. Beide Brüder, Stephan und Joseph Montgolfier, waren spekulative Köpfe und fleißige Männer, welche um die Gewerbsamkeit ihres Vaterlandes Frankreich sich in hohem Grade verdient gemacht haben. In ihrer Heimath, dem Städtchen Annonay, verbesserten sie die Papierfabrikation, baueten eine pneumatische Maschine, um in ihren Mühlen die Luft zu verdünnen, erfanden eine neue, zweckmäßige Feuerspritze, machten neue Papierformen, lieferten das erste Velinpapier, und beschäftigten eine große Anzahl von Arbeitern.

Im Jahre 1777 fiel ihnen ein Werk des Engländers Priestley über die verschiedenen Luftarten in die Hände, das zwei Jahre früher in London erschienen war. Beim Lesen dieses Buchs wird es ihnen klar, daß eine Beschiffung der Luft keineswegs unter die unmöglichen Dinge gehöre. Sie sinnen hin und her, wie sie eine dazu geeignete Maschine am zweckmäßigsten herrichten können; sie fangen Qualm und Rauch ein, um eine Kraft zu erhalten, welche die Steigung bewirkt; sie stellen Versuche an mit Wasserstoffgas, mit Wasserdämpfen, mit dem elektrischen Fluidum, und halten zuletzt den aus angezündetem Stroh und Scharwolle erzeugten Rauch für das Beste. Die bewegende Kraft hatten sie nun; jetzt mußte noch eine Hülle für dieselbe gefunden werden. Sie stellten ihren ersten Versuch mit einem Papierball zu Vidalon an; den zweiten, mit einem Ball aus Taffent, in Avignon; den dritten, welcher den Ausschlag geben sollte in ihrem Wohnort Annonay, am 5. Juni 1783, mit einem Ballon, welcher hundert und fünf Fuß im Durchmesser hatte. Er war von Leinwand, mit Papier gefüttert, und wog 245 Kilogramme. Alles gelang nach Wunsch. Nun gingen sie schon weiter, und ließen in Versailles einen Ballon mit einem Korbe aufsteigen, in welchem sich einige Thiere (ein Schaaf, eine Ente und ein Hahn) befanden. Gleich nachher wagten auch zwei Männer, zuerst Pilatre du Rosier und dann der Marquis d'Arlandes, die Luftschifffahrt. Rozier stieg bis zu einer Höhe von 300 Fuß. Jetzt kamen die Montgolfieren, wie man diese Luftbälle nach ihren Erfindern nannte, in die Mode; man hörte nur von ihnen, und trug dergleichen als Kopfgeschmeide, auf Bändern und Schnallen, oder in den Ohrringen, wie später die — Guillotinen auch. Oeffentliche Festlichkeiten ohne das Aufsteigen eines Luftballes waren kaum noch denkbar, und was in Paris an der Tagesordnung war, ahmten die Leute anderswo nach. Jeder wollte das neue Wunder sehen.

Das Wasserstoffgas hatte sich als eine bessere Füllung bewährt als jede andere. Roberts und Charles, welche sich desselben bei ihren Luftfahrten zuerst bedienten, verbesserten auch den Ball, machten ihn leichter und dichter, indem sie ihn mit aufgelösetem Gummielasticum (Federharz) überzogen. Sie brachten auch die Gondel an, und es gelang ihnen im Dezember 1783 sich bis zu einer Höhe von 2000 Fuß zu erheben. Glücklich kamen sie, sechszehn Wegstunden von Paris entfernt, zur Erde nieder.

Unter den Luftschiffern, welche von nun an Europa durchzogen, und überall Geld und Beifall in reichlichem Maaße erndteten, war Blanchard der berühmteste. Er spielt selbst in deutschen Romanen aus jener Zeit eine Rolle. Er wollte den Luftball lenken, und ersann einen Steuerapparat, der einige Aehnlichkeit mit Windmühlenflügeln hat; aber derselbe entsprach seinem Zwecke eben so wenig, wie die Luftruder von Roberts. Blanchard war im höchsten Grade kühn und unerschrocken, und unternahm frohen Muthes das Wagstück, von Dover in England über den Kanal nach Frankreich hinüberzusteuern. Nach einer dreistündigen, gefährlichen Fahrt langte er mit seinem Begleiter, einem Engländer, glücklich in Calais an.

Rozier wollte den Luftballon mit Segeln verbinden. Unter seinem mit Wasserstoffgas gefüllten Luftball brachte er einen andern an, der mit verdünnter atmosphärischer Luft gefüllt war, und der ihm für das Ausspannen der Segel einen bequemen Anhaltspunkt geben sollte. Sein Versuch mißlang; der obere Ballon platzte, und Rozier stürzte, sammt seinem Begleiter Romain, einige tausend Fuß hoch aus der Luft herab, und beide wurden zerschmettert, wie später (1819) die Frau Blanchard, welche gleichfalls einen elenden Tod fand.

Blanchard erfand den Fallschirm, welchen Garnerin verbesserte, und der nun solche Sicherheit gewährte, daß dieser Mann sich aus einer Höhe von 2000 Fuß ohne alle Gefahr auf die Erde herabließ. Unter den späteren Luftschiffern ist der Engländer Green der berühmteste, besonders seit seiner bekannten Fahrt von London, über die Nordsee, bis an den Mittelrhein. Sein Ballon senkte sich bekanntlich erst bei Weilburg zur Erde. Daß seine projektirte Luftreise nach Newyork ebenso glücklich ablaufen werde, steht indessen billig zu bezweifeln.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Luftschifffahrt bleibt immer mangelhaft und unvollkommen, so lange es nicht in der völligen Willkür des Menschen steht, die Maschine nach Belieben zu lenken. Diesem Uebelstande wollte Jakob Degen, ein sinnreicher Mechaniker und Uhrmacher zu Wien, abhelfen. Er schlug einen andern Weg ein, als die Montgolfiers; ihm kam es darauf an, den Flug der Vögel mit künstlichen Flügeln nachzuahmen, und die von ihm zu diesem Zwecke gemachten Vorkehrungen waren in der That so sorgfältig und genau berechnet, daß der Versuch völlig gelang.

Er verfertigte sich eine, hier abgebildete, Flugmaschine, die aus zwei herzförmig gestalteten Flügeln bestand.

Diese Flügel waren von Papier, welches er mit Firniß überzogen hatte, hielten zehn Fuß in der Länge und hundert sechszehn Quadratfuß Oberfläche. Das Ganze war, der Elasticität wegen, mit Streifen von Schilfrohr versehen, die er durch seidene Schnüre verbunden hatte. Degens Körper stand aufrecht, zwischen den Flügeln, und war durch mehrere Bambusröhre mit der Maschine verbunden. Seine Hände setzten die gekrümmte Stange in Bewegung, mit welcher er einen Flügelschlag auf und nieder hervorbrachte. Degen machte seinen ersten öffentlichen Versuch im Frühling 1808 zu Wien, und erhob sich in der dortigen Reitschule bis zu einer Höhe von vier und fünfzig Fuß. Als er im November desselben Jahres zum zweitenmal im Prater aufstieg, hatte er mit seiner Maschine einen kleinen Luftball verbunden, erndtete allgemeinen Beifall und eine Einnahme von mindestens zehntausend Gulden.

Seitdem hörte man nur noch selten von Versuchen, den Luftball zu lenken, wenn auch mit Bestimmtheit angenommen werden darf, daß sich Mancher im Stillen mit der Lösung dieses Problems beschäftigte. Vor etwa sechs oder sieben Jahren wurde von Braunschweig aus in den Zeitungen bekannt gemacht, daß ein dort lebender Chemiker, Weinholz, den Schlüssel zu dem grossen Geheimnisse gefunden habe, und in seinem demnächst erscheinenden Werke das Räthsel lösen werde. Alle Welt war aufs Höchste gespannt, aus allen Weltgegenden liefen Bestellungen auf das Buch ein; als aber dasselbe erschienen war, erklärten die Männer der Wissenschaft die Lösung der Aufgabe für verfehlt, und es war bald nicht mehr die Rede davon. Weinholz aber starb bald nachher, wie man behauptete, aus Kummer darüber, daß sein Sinnen und Trachten vergeblich gewesen.

Neuerdings hat nun Herr Leinberger, Mechaniker und Physiker zu Nürnberg, bekannt gemacht, von ihm sei das Mittel gefunden, ein metallenes Luftschiff mittelst Dampf ganz nach seinem Gutdünken und seiner Willkür zu lenken. Dieses Dampffahrzeug sollte fünfzig Reisende mit Vorräthen und Lebensmitteln für vierzehn Tage fassen; eine Möglichkeit des Verbrennens, Zerplatzens oder Sinkens gehörte, den öffentlichen Ankündigungen zufolge, unter die unmöglichen Dinge, und die Maschine sollte, wie man weiter vernahm, im Fall sie dennoch etwa aus der Luft herab ins Meer fiele, alle Dienste eines Schiffes leisten, und an Schnelligkeit dem raschesten Dampfboote nicht im Mindesten nachstehen. Da, hieß es ferner, ein gewöhnlicher Luftballon, binnen vier und zwanzig Stunden bequem seine hundert deutschen Meilen zurücklegt, so muß ein Luftdampfboot mit archimedischer Schraube denselben an Geschwindigkeit um ein Bedeutendes übertreffen.

Herr Leinberger war seiner Sache so gewiß, daß er zu Aktienzeichnungen aufforderte, und die Theilnahme an seiner Erfindung, trotz mancher Täuschungen früherer Zeit, lebendig genug. Es fanden sich Leute, welche Aktien nahmen, und im September vorigen Jahres wurde dann nähere Rechenschaft über den Stand des Unternehmens abgelegt. Herr Leinberger, so hieß es im Wesentlichen, hat das dünne Messingblech, dessen er zu seinem Ballonkolosse bedarf, in hinreichender Menge erhalten; er baut rüstig vorwärts; drei Gesellen und Handlanger löthen, Andere biegen und formen die Sprengungen, welche von Innen die Seitenwände ausspannen; auch Schreiner und Zimmerleute arbeiten, wissen aber nicht was. In sanfter Biegung wölbt sich schon ein Abschnitt des Ballons in die sinnreiche Hängemaschinerie, durch welche der Ballon leicht manipulirt werden kann. Dieser sollte ein wahrer Leviathan werden, da der Cylinder, an welchem zu bauen angefangen wurde, vierzig Fuß Durchmesser, hundert zwanzig Fuß Länge und hundert fünf und zwanzig Fuß Umkreis haben sollte. Der Ballon sollte wiegen fünfzehn Centner, zwei und fünfzig Centner Steigkraft haben, die Gondel acht und dreißig Centner schwer sein, so daß vierzehn Centner Steig- und Tragkraft für mitfahrende Personen

vorhanden blieben. Herr Leinberger hoffte Luftschiffe bis zu fünfhundert Centner Ladung herzustellen. Den „glänzendsten Erfolg" sollte ein „hier neu in der Aerostatik angewendetes Gas ganz allein sichern," und dieses allein, hieß es, mache die Ausführbarkeit der leinbergerschen Erfindung möglich. Dieses Gas sei leicht, selbst während der Luftfahrt unausgesetzt in jedem Bedarf zu erzeugen, mit geringen Kosten anzuschaffen, und die Füllung von etwa 84,000 Kubikfuß mit weniger als einhundert Gulden zu bestreiten, während eine ähnliche Menge Wasserstoffgas mindestens viertausend Gulden kosten würde. Dieses Gas, welches die Hälfte, und ausgedehnt ein Drittel der atmosphärischen Luft wiege, sei allein die Seele der ganzen Erfindung. Mit gewöhnlichen runden Luftbällen, die man mit Wasserstoffgas fülle, sei die Ausführung nicht möglich, indem die Rundung dem Winde zu viel Fläche darbiete, und die Dampfmaschine mit ihrem Feuer leicht eine gefahrvolle Explosion herbeiführen könne. So aber dürfe bei „ruhigem Winde" der Widerstand der Luft als Null betrachtet werden, und bei Windstille könne die archimedische Luftschraube oder das Ruderrad, jede beliebige Richtung mit Dampfkraft erzwingend, binnen vier und zwanzig Stunden mindestens zweihundert Stunden zurücklegen, bei günstigem Winde aber vierhundert. Bei konträrem Winde werde lavirt, und ein besserer Luftstrom gesucht, wobei sich die Gaskraft auf das Glänzendste erproben und durch die Dampfkraft der Ballon sich im Luftkreise einen neuen, noch unberechenbaren Schnelllauf bilden werde. Alle, welche an der neuen Erfindung Theil nähmen, würden aufgefordert sich mit fünf Gulden Beitrag der ersten aeronautischen Gesellschaft Deutschlands in Nürnberg anzuschliessen, damit „diese erste und größte Erfindung des Jahrhunderts so vollständig ausgeführt werde, als die Großartigkeit und Wichtigkeit derselben es erfordere." Der Ballon werde nur fünftausend Gulden kosten; Greens Luftball habe eine Summe von 84,000 Gulden erfordert. Herr Leinberger trage den vierten Theil der Kosten, und verpflichte sich, mit seinem Luftschiffe jede deutsche Stadt zu besuchen, in welcher ein Ausschuß zur Beförderung seines Unternehmens sich gebildet haben werde. Höheren Orts habe der Erfinder nirgends Unterstützung gefunden. Dagegen kündigte Herr Leinberger an, daß er mit einem ausserdeutschen Staate eine Uebereinkunft getroffen habe, und bevor er dorthin abreise, geneigt sei, Freunden der Erfindung, Plan, Zeichnung und Beschreibung des Schiffes gegen die Erlegung eines preußischen Thalers mitzutheilen.

Nun ist aber seit dem 18. September 1842, an welchem Tage Herr Leinberger seinen Aufruf ergehen ließ, nichts weiter von dieser „großartigen und wichtigen Erfindung" gehört worden, als daß auch dieses projektirte Luftschiff zu Wasser geworden ist. Die Berechnungen sollen sich als durchaus irrig ausgewiesen haben. Während der letzten Versammlung der Naturforscher zu Mainz erklärte der ausgezeichneter Physiker, Professor W. Eisenlohr aus Karlsruhe: daß, wenn man die Mittheilung des Vorstandes der Nürnberger Luftschifffahrtsgesellschaft über die Größenverhältnisse des metallenen Ballons, das Gewicht der anzuhängenden Dampfmaschine, und der übrigen Theile der Rechnung über die Steigkraft des Ballons, bei einer Beurtheilung zum Grunde lege, daraus die Unmöglichkeit hervorgehe, sich mit Hülfe dieses Apparates in die Luft zu erheben, wenn nicht das von dem Mechanikus Leinberger entdeckte Gas eine beträchtliche negative Schwere besitze. Es sei also nur unter dieser Voraussetzung, welche zu mancherlei sonderbaren Folgerungen führe, von dieser Erfindung ein Resultat zu erwarten.

Das Nürnberger Luftprojekt wäre demnach, allem Anscheine zufolge, vorläufig beseitigt. Aber der Anstoß war einmal gegeben, und die Engländer griffen die Sache auf. Ein londoner Blatt kündigte in allem Ernste vor einiger Zeit an, daß ein unternehmender Mann und sinnreicher Kopf eine Dampfflugmaschine baue, mit welcher man binnen sechs und neunzig Stunden von England nach Ostindien fahren könne, und im Januar werde man mehr von der Sache hören. Nun ist zwar der Januar längst zu Ende, allein von der Sache haben wir doch nichts weiter vernommen. Aber man sieht wohl, die Herren Engländer haben sich schon daran gewöhnt, Raum, Entfernung und Zeit für gar nichts mehr zu rechnen. Soll einmal aufgeschnitten werden, so muß es rechtschaffen geschehen. Ein Tunnel, sagt ein anderes Blatt, soll durch die Erde von London bis Kanton in China gegraben werden, und das Urtheil eines der größten Ingenieurs ist dem Projekte günstig. Wie er meint, werde man auf kein anderes Hinderniß stoßen, als auf ungeheure Schichten von massivem Gold und eine erkleckliche Menge von Edelsteinen. Dieses Hinderniß aber werde John Bulls Ausdauer schon besiegen. —

Wie es aber aussieht in Gottes freier Luft, wenn Herr Leinberger erst in derselben herumfährt, das zeigt uns unser Maler deutlich. Wir sind in einer ehrsamen deutschen Reichsstadt, deren Name nichts zur Sache thut. Der Aether wimmelt von Luftfahrzeugen; auch ist, trotz der Versicherungen, daß keines zerspringen könne, soeben ein Paketballon zerplatzt. Was aus den Passagieren

LUFTSCHIFFFAHRT

1 Bd_9

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wird, wollen wir nicht weiter untersuchen. Wer ist auch so vorwitzig nach Allem zu fragen? Genug, die Luftschifffahrt ist da. In England hat man, trotz jener eben angeführten Prahlereien, noch keine so bequeme und luftige Reisegelegenheit; daher strömten, sobald die ersten Lerchen schwirrten, ganze Karawanen aus Albion nach Deutschland. Betrachten wir sie uns genau; sie staunen in ihrer charakteristischen Weise an, was ihnen so neu erscheint. Der wohlgenährte Steuermann sieht fast aus, als sei er einer ihrer Landsleute; allein wer das glaubt, befindet sich im Irrthum. Er ist seines Zeichens ein Seemann, an der deutschen Nordseeküste zu Hause, von welcher einst Hengist und Horsa nach Britannien übersetzten mit ihren Sachsen und Angeln. Daher rührt die Verwandtschaft der Physiognomie und des Benehmens. Unser Steuermann war eigentlich von jener projektirten amerikanischen Dampfschifffahrtsgesellschaft in der freien Hansestadt Bremen angeworben worden, um von dort ihre Schraubenschiffe nach Newyork zu führen. Da dieselbe jedoch seit etlichen Jahren fortwährend hin und her überlegt und erwägt, so hat sie bis auf weiteres den Steuermann, welcher mit der archimedischen Schraube so vortrefflich umzugehen weiß, der aeronautischen Gesellschaft überlassen. Er steuert nun den größten Dreiballoner, welcher uns leider zum Theil schon aus dem Gesichte verschwunden ist. Dreiballoner sagt man, wie Dreimaster, Sechspfünder ꝛc. Er blickt sich selbstgenügsam um, und ruft dem Engländer, welcher das Nachsehen hat, etwas barsch zu: „Wenn Sie mit mir um die Welt fahren wollen, so müssen Sie früher kommen. Ihretwegen kann ich nicht umkehren."

Da geht das Luftpaketboot nach Rio de Janeiro; es bringt deutsche Ansiedler nach Brasilien. Wenn wir nicht irren, so fährt es unter deutscher Flagge, wenigstens wehet die alte Reichsfahne mit dem Doppeladler stolz vom Thurme herab. Gott segne sie, die heiß ersehnte. Oder wäre sie blos ein Luftgebild, und eine deutsche Kolonie nur eine Ausgeburt unserer patriotischen Phantasie? Das verhüte der Himmel. Es lebe die deutsche Flagge!

In der Luft scheint es zu gehen, wie auf Erden und auf dem Wasser. Die vielen Aushängschilder deuten auf Konkurrenz, auf verschiedene miteinander rivalisirende Gesellschaften? Ob sie einander auch die Preise herabdrücken, oder fest bleiben? Hier wird eine Luftfahrt nach Moskau angekündigt, dort geht ein Luftpaketboot nach Lima in Peru ab; ein drittes nach Berlin über Leipzig, ein Viertes über Konstantinopel nach dem Kaukasus, Armenien, Persien, durch Afghanistan, über den Himalaya und dann nach Kalcutta; das Boot von Bergen in Norwegen, welches unterwegs in Hamburg angelegt hat, steuert eben weiter nach Süden; es will gegen Abend noch in Neapel sein, wo es erwartet wird, denn der Kurs ist geregelt, und Versäumniß zieht Strafe nach sich, würde überdies auch den Unternehmern der Linie Schaden bringen. Daher übertreiben die Kapitäne einander, und diesem Eifer ist es auch wohl zuzuschreiben, daß jener Ball dort zerplatzte und in Rauch aufging. Nach den Alpen, namentlich dem Montblanc und der Jungfrau, hat man Tag für Tag mehrmals Luftgelegenheit.

Aber die Eisenbahnen?

„Nieder mit den Eisenbahnen!" Weg mit diesem elenden Verkehrsmittel, dessen sich schon längst kein irgend anständiger Handwerksbursch mehr bedient. Man hat denselben dadurch einige Passagiere zuzuwenden gedacht, daß man die Ziehwägen nicht mehr mit Dampf durch Kohlen erzeugt, sondern durch P. J. Wagner'schen Frankfurter Elektromagnetismus in Bewegung setzte, der allerdings wunderbar lange auf sich warten ließ, obwohl er immer auf „demnächst" angekündigt wurde. Clegg bei London hat gar eine sogenannte atmosphärische Eisenbahn gebaut; Allein wozu? Welcher Mensch mag noch auf solchen Schneckenwegen reisen? Es lebe die Luft! Auf die Eisenbahnen blicken wir vornehm herab; von sogenannten Eilposten ist gar keine Rede mehr. Jene waren die platteste Prosa; die Luftpakete haben etwas Romantisches. Eine Reise um die Welt in ein Paar Tagen! Zwei Liebende geben sich ein Stelldichein zweihundert Meilen vom väterlichen Heerde entfernt, in einem Lande wo Niemand sie kennt. Sie sind vor jeder übeln Nachrede sicher. Die Lehrer machen mit ihren Schülern Ferienreisen nach den Gärten der Hesperiden, oder nach Athen oder zu den Eskimos. Man gieng einst mit dem Plane um, die beiden Weltmeere zu verbinden, und die Landenge von Panama zu durchstechen. Er war wirklich überflüssig. Die Fahrt übers Meer ist so ungefährlich; jedes Paketboot hat für alle Nothfälle ein Nothschiff, und jedes auf der See fahrende Frachtschiff einen Rettungsballon.

Schlachten liefert man nicht mehr auf der Erde; nur noch in der Luft streiten die Völker mit einander; von „natürlichen Gränzen" ist keine Rede mehr. Der Kampf ist bequemer als vor Zeiten, denn man hat keinen Staub zu befürchten. Der Rauch und Qualm der Ballonfregattenbatterien verzieht sich im Aether bald wieder. Mit Mauth und Schleichhandel hat es für immer ein Ende. Das System der „Handelsfreiheit", um welches die Nationalökonomen sich früher so heftig stritten, hört jetzt endlich auf, ein Unding zu sein, was

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

es früher allerdings war, da es nur in verschrobenen Köpfen spukte; die Geburtstagsfeste von Tänzerinnen à la Fanny Elsler werden nicht mehr auf der armseligen Erde, sondern in der Luft, der freien, reinen, gefeiert.

Doch wir brechen hier ab. Allein man sieht, das von den alten Poeten so reizend geschilderte goldene Zeitalter ist wieder zurückgekehrt!

Nummer Siebenundzwanzig.

(Eine Erzählung.)

Heinrich Stern hatte einen unruhigen Schlaf gehabt, ein Traum den andern gejagt. Als er Morgens erwachte, und im Zimmer auf- und abgehend seine Lage in Erwägung zog, fand er zu seinem Erstaunen, daß er nun ein blutarmer Mann war. Binnen drei oder vier Jahren war von dem jungen Mann ein Vermögen von einigen hunderttausend Thalern durchgebracht worden; sein Vater hatte lange liebe Jahre daran zusammengespart! Es war so schwer, so mühsam, unter so großen Opfern und Entbehrungen erworben worden, und der Sohn hatte es so leichtsinnig verthan! Der alte Stern mußte sich im Grabe umwenden, und seine alten Freunde, die den redlichen Geschäftsmann gekannt und der bösen Wirthschaft des Sohnes längst mit Kopfschütteln zugesehen hatten, waren tief betrübt, als sie erfuhren, daß jenes Vermögen nun all sei, bis zur letzten Neige. Indessen erwarteten sie schon längst nichts Anderes.

Heinrich hatte eine sogenannte „gute" Erziehung bekommen; daß heißt, man hatte seinen Kopf und sein Gedächtniß sehr geübt, ihn allerlei nützliche Dinge lehren lassen, aber auf die Veredelung seines Gemüths nur wenig gewirkt. An ihm zeigte sich der Jammer unserer gewöhnlichen Erziehung, die allzuviel den äussern Menschen und die äusseren Verhältnisse berücksichtigt, und die Hauptsache, eine sittlich-vaterländische Ausbildung, vernachlässigt. Der alte Herr Stern gehörte einer Familie an, welche früher im Senate seiner Vaterstadt eine große Rolle spielte und in hohem Ansehen stand; er selber war Kaufmann gewesen, hatte aber stets den Wunsch gehegt, durch seinen Sohn den alten gelehrten Glanz der Familie wiederhergestellt zu sehen. Und das geschah seiner Meinung nach nur dann, wenn Heinrich einmal rechtskundiger Senator wurde. Deshalb ließ er ihn die Rechte studiren, sparte kein Geld, und versagte dem einzigen Sohne schon in früher Jugend keinen Wunsch. Auf der Hochschule brachte dieser eine Menge Geld unter die Leute; kein anderer Student hatte einen so starken Wechsel als er; Niemand war so „flott," als Heinrich Stern, der eben eine Ferienreise antreten wollte, als er Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt. Er hatte den Alten geliebt, und die Trauerkunde betrübte ihn tief. Indessen sterblich sind wir ja alle, dachte er; und fing nach Verlauf einiger Monate, in welchen er eingezogener als sonst lebte, den alten Saus und Braus von vorne an.

Nachdem er die Hochschule verlassen, und noch einige Ausflüge nach der Schweiz, nach Italien und der Niederlanden gemacht, ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder. Sein Vormund, der ihn kannte, hielt ihn knapp; aber Heinrich machte Schulden, bis er das Alter der Großjährigkeit erreichte; ging dann in die Bäder und spielte, und verlor große Summen, spielte wieder, um seine Verluste vom vorigen Jahre einzubringen, und verlor abermals; steigerte trotzdem seinen Aufwand noch und fand „gute Freunde," die ihm bei wohlbesetzter Tafel die Langweile vertrieben. Kein Wunder, daß er endlich ein armer Mann ward. Mit der leeren Börse stellte sich nun auch das Nachdenken ein; er fand, daß sein bisheriges Leben doch sehr arm an höheren, beglükkenden Genüssen gewesen sei, die ein wüstes Treiben niemals gewähren kann. Allein bei dem bloßen Nachdenken ließ Heinrich Stern es nicht bewenden; er faßte gute Vorsätze, wollte ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden, und traute sich Kraft genug zu, einen ernst gefaßten, guten Entschluß auch ausführen zu können.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Was sollte er aber jetzt beginnen? Vor allen Dingen mußte er reine Sache haben, und sich mit seinen Gläubigern abfinden, die um so zudringlicher wurden, je mehr sie einsahen, daß des jungen Verschwenders Habe auf die Neige gehe. So beschloß er denn Haus und Hof, Pferde und Wagen und Alles zu verkaufen, was sich zu Gelde machen ließ, und davon alle seine Schulden zu tilgen. Vielleicht blieb eine Kleinigkeit übrig, mit der er dann möglicherweise weiter Etwas anfangen konnte.

Der Tag der Versteigerung war da. Ein Tisch ist zwar nur ein Gestell aus Holz, ein Stuhl nur ein Stuhl; aber wie häufig knüpfen sich an solche Hausgeräthe liebe Erinnerungen der vergangenen Zeit! Das fühlte auch Heinrich, als er zum Letztenmale durch seine Gemächer wandelte, um noch diesem oder jenem, ihm werth gewordenen Gegenstande, einen Abschiedsblick zuzuwerfen. Da stand Alles durcheinander mit Nummern bezeichnet, um noch an demselben Tage wildfremder Menschen Eigenthum zu werden. Es war ihm doch recht wehmüthig ums Herz. Und die Sonne schien so freundlich und hell durch das Fenster auf die Kanapees, und die Bilderrahmen, und das schöne bunte Porzellan, und auf den Lehnstuhl, in welchem der Vater gesessen, auf den Arbeitstisch der emsigen Mutter, die eine so würdige Hausfrau gewesen. Als er diese Erbstücke betrachtete, traten ihm doch die Thränen ins Auge. Indessen er wollte ein Mann sein, zerdrückte sie zwischen den Wimpern, und warf, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, den Blick auf ein altes Gemälde, das gerade in sehr günstiger Beleuchtung hing. Es war wirklich ein Prachtstück von irgend einem namhaften Meister, und vielleicht seit länger als hundert Jahren im Besitze der Familie Stern; — eine Sommerlandschaft, durch Gestalten belebt. Der Knabe hatte schon im Flügelkleide vor diesem Bilde gespielt, und sich oft gewundert, daß die fleißigen Leute immer nicht fertig wurden mit der Aerndte; in späteren Jahren, als Heinrich zeichnen und malen lernte, versuchte er die Landschaft nachzubilden, aber es gelang ihm nicht. Doch lieb und werth blieb ihm das Bild immer, und jetzt sollte es losgeschlagen werden an den Meistbietenden! Da hing es, mit Nummer 27 bezeichnet.

Ein ältlicher Mann, in braunem Rocke, trat ins Zimmer; mit ihm ein Mädchen von etwa zwölf Jahren. Es war ein gar liebliches Geschöpf, diese Kleine; sie betastete bald dieses bald jenes, warf einen flüchtigen Blick auf die Bilder, und blieb dann vor einer Porzellanfigur stehen, welche ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der Alte hatte inzwischen seine Brille herausgezogen, war näher zu jener Landschaft hinangetreten, hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und schnalzte von Zeit zu Zeit mit Daumen und Zeigefinger. Er war im Entzücken des Anschauens verloren, als die Kleine plötzlich hell auflachte; das grün und purpurroth bemalte chinesische Ungeheuer sah doch gar zu wunderseltsam aus, und Großvater sollte dieses Stück um jeden Preis erstehen. Das versprach er denn auch.

In einer halben Stunde mußte die Versteigerung anfangen. Der ältliche Herr und das Mädchen stiegen die Treppe hinunter, setzten sich in ihren Wagen, und fuhren davon. Heinrich hatte Alles, was vorgegangen war, durch die Fenster der Flügelthür mit angesehen. Als eben der Ausrufer mit dem Verkaufe beginnen wollte, war der alte Herr schon wieder da, und setzte sich an den Tisch. Heinrich dachte: ob er wohl auf jenes Gemälde bieten wird? und hatte Lust, es selbst anzukaufen. Aber er wollte doch nicht gern in Person steigern, damit es nicht heiße, er habe den Preis hinauftreiben wollen.

Der Verkauf begann, und jenes chinesische Ungeheuer gehörte zu den ersten Gegenständen, welche unter den Hammer kamen. Der alte Herr bot sehr eifrig, weit über den wirklichen Werth hinaus, und erhielt die Porzellanfigur. Als nach einiger Zeit das Gemälde an der Reihe war, verhielt er sich dagegen ganz still; wahrscheinlich hatte er sich mit dem Ausrufer verständigt, dem er von Zeit zu Zeit einen Wink mit der Hand oder mit den Augen gegeben haben mochte. Der Hammer fiel, bevor Heinrich sein Gebot abgeben konnte, und der Mann im braunen Rocke war Käufer des Bildes. Er rieb sich fröhlich die Hände, und trat mit leuchtendem Blicke auf den eben erworbenen Schatz zu. Heinrich redete ihn an.

„Ich gebe Ihnen hundert Mark mehr, als Sie geboten, wenn Sie das Bild mir überlassen."

„Und wenn Sie mir fünfhundert Mark mehr geben, so bekommen Sie es nicht," war die Antwort.

„Wie hoch wollen Sie es denn losschlagen?"

„Um keinen Preis, mein Herr; ich will es für mich behalten." Und mit diesen Worten wandte er sich um und schnalzte wieder mit den Fingern.

Heinrich schwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „Ich war von Herrn Stern beauftragt, das Bild für ihn anzukaufen; er legt, weil Familienerinnerungen es ihm lieb machen, großen Werth darauf, und bereuete, es in die Masse gegeben zu haben. Ich muß mich einer großen Fahrlässigkeit anklagen, und Sie würden das Bild nicht besitzen, wenn der Versteigerer nicht so ungebührlich rasch zugeschlagen hätte."

„Ein Glück für mich, daß er so schnell den Hammer fallen ließ. Ich behalte das Bild, es ist bei mir besser aufgehoben, als bei dem jungen Herrn von Stern, diesem Sausewind."

„Kennen Sie denn Herrn Heinrich Stern?"

„Ich kenne ihn genug, um zu wissen, daß das Bild besser bei mir hängt, als bei ihm. Er wird wohl Stiefelputzer werden, oder etwas anders dergleichen; und wozu könnte ihm dabei das Bild nützen?"

„Die Leute sagen, er wolle, ohne Vermögen wie er nun ist, nach Westindien, nach Amerika, gehen."

„Das soll er ja thun; man kann nicht früh genug einen besseren Lebenswandel anfangen. Allein das hat nichts mit dem Bilde zu thun. Guten Morgen mein Herr; mein Wagen wartet auf mich."

Die Worte des alten Herrn machten auf Heinrich einen erschütternden Eindruck. In dem Maaße also hatte er die öffentliche Achtung verloren, daß man ihn nur noch für die niedrigsten Arbeiten tauglich hielt? „Nein, sie haben Unrecht, und sollen sich überzeugen, daß sie Unrecht haben," rief er; „ich will ein anderer, ein besserer Mensch werden, von heute an." Er hatte, wie leider so manche junge Männer, die sich in ähnlicher Lage befinden, gedankenlos in den Tag hineingelebt, das Geld nicht geachtet, nie ernst an des Menschen und des Bürgers Bestimmung gedacht. Jetzt war er wie umgewandelt. Einige Tage nachher verließ er seine Vaterstadt, in welcher späterhin nur noch hin und wieder die Rede von ihm war, wenn ein Jüngling sich auf eine schlüpfrige Laufbahn wagte; dann hielt man ihm den verschollenen Heinrich Stern als warnendes Beispiel vor.

Zehn Jahre waren verschwunden. Da lief eines Tages ein Schiff in den Hafen ein, an dessen Bord sich ein kräftig gebauter, noch junger Mann befand. Ein großer Theil des Raumes war mit vielerlei ihm gehörenden Sachen gefüllt. Kisten und Kasten ließ er in einen Speicher bergen, er selbst war in einem jener prachtvollen Gasthöfe der alten berühmten Stadt eingekehrt, die von der furchtbaren Feuersbrunst verzehrt sind, von welcher jene vor einem Jahre heimgesucht wurde. Der Fremde kam aus Westindien, wo er sich lange Zeit aufgehalten haben mußte. In welcher Absicht er nach Deutschland gekommen war? Er wollte, unter anderm, sich ein tüchtiges deutsches Weib suchen, das treu, fleissig und häuslich wäre; Eigenschaften, die man bei den Kreolinnen so selten findet. Er hatte namentlich eine große schwarze Kiste mitgebracht, deren Inhalt sich manches Mädchen gewünscht haben würde. Sie enthielt Kostbarkeiten und Schmucksachen der werthvollsten Art, wie China und Indien sie liefern; Musseline aus Dakka, gewebtem Winde vergleichbar, und Umschlagtücher aus Kaschmir, so schön, wie sie je verfertigt worden sind.

Was ist wohl im Verlaufe der zehn Jahre aus dem alten Herrn im braunen Rocke geworden? Er war noch am Leben, und freuete sich ruhig seines Daseins, ob auch schneeweißes Haar seinen Scheitel deckte. Herr Justus Hillermann war einer jener kräftigen Greise, die ein thätiges, an Erfahrung reiches Leben hinter sich haben, und nicht so leicht stumpf werden. Sein Blick war noch eben so klar und durchdringend, wie damals bei jener Versteigerung. Jetzt bewohnte er eins jener reizenden Gartenhäuser ausserhalb der berühmten Stadt, welche einen so freundlichen Eindruck auf den Fremden machen, weil sie rings von Blumenbeeten umgeben sind, und aus ihnen eine wohlthuende Behäbigkeit hervortritt. Dort genoß er ein ruhiges Alter, umgeben von Büchern, Kunstwerken und Blumen, und selten verging ein Tag, an welchem nicht einer oder der andere seiner alten Freunde und Bekannten ihn mit einem Besuche erfreuete.

An einem Sommermorgen trat der Bediente ins Zimmer, und überreichte Herrn Justus Hillermann eine Karte. Er las auf derselben: Heinrich Stern. „Der Herr soll gefälligst eintreten." — Er war schon im Zimmer, blickte flüchtig an den Wänden umher, und sprach dann: „Schwerlich erkennen Sie mich wieder, Herr Hillermann?" Dieser legte nachdenklich den Finger an die Stirne, sann hin und her, und entgegnete dann: „Ihr Name ist mir freilich sehr bekannt, aber Ihrer Person erinnere ich mich nicht."

„Herr Hillermann, Sie kauften einst ein Gemälde, das mir gehörte."

„So, so; — sind Sie jener Herr Stern?" rief der Alte, und musterte den Andern mit einem scharfen Blicke vom Kopfe bis zum Fuße. Es schien, als schwebe es ihm dunkel vor, daß er den jungen Menschen einst für einen Taugenichts erklärt hatte, der es in dieser Welt zu nichts weiter bringen werde, als zu einem Schuhputzer. Jetzt war nun Heinrich Stern doch etwas anderes geworden und sprach bei Herrn Hillermann vor, um jenes Gemälde wieder zu kaufen, mochte es kosten was es wollte. Kurz und unumwunden äußerte er seine Absicht, und fügte hinzu: „Ich bin lange Zeit in Amerika gewesen, und habe es mir sauer werden lassen. Ich ging in die weite Welt um mich zu bessern, und, wie ich glaube, habe ich meine guten Vorsätze gehalten. Ich habe in früher Jugend gefehlt, und war locker und windig, später habe ich desto emsiger gear-

beitet. Die Worte, welche Sie äusserten, als ich Ihnen jenes Bild vor zehn Jahren abkaufen wollte, haben sich mit Flammenzügen in meine Seele gegraben. Das Bild ist die Ursache meines innern Glücks und meiner Wohlhabenheit geworden, und deshalb möchte ich so gern wieder in den Besitz des mir theuern Kleinods gelangen. Sie werden diesen Wunsch erklärlich finden."

Hillermann war bewegt, als er diese Worte hörte, aber doch blieb er unerbittlich. Es war nicht hübsch von ihm, daß er so hartnäckig auf dem Besitze eines Bildes bestand, das für ihn nur Kunstwerth haben konnte, während sich für Stern eine hohe moralische Bedeutung an dasselbe knüpfte. Indessen, was ließ sich thun? Der Alte hatte das Bild gekauft; es gehörte ihm ein für allemal. Erst schien er gar nicht einmal geneigt, es nur zu zeigen; dann wandelte ihn doch einige Weichheit an, und er führte Stern in einen an sein Wohnzimmer stoßenden Saal. Da hing es, in einem neuen, prächtigen Rahmen, im schönsten Lichte. Welche Erinnerungen frischte es in Stern auf: der Mutter liebevolles Benehmen, des Vaters gute Lehren, das Andenken an die Jugendgespielen; und an sein ganzes früheres Leben! Es war ein wehmüthiger und doch wohlthuender Anblick.

Der Alte blieb starr, und Heinrich war gefaßt, sich sich für immer von dem theuern Kleinode trennen zu müssen. Tief verstimmt wollte er Abschied nehmen; da hörte er ein lautes Lachen im Nebenzimmer, das einen unangenehmen Eindruck auf den Betrübten machte. Der Gedanke: sollte das wohl jenes Kind mit den röthlichen Locken von damals sein? fuhr ihm durch den Sinn. Aber die Kleine ist nun wohl längst verheirathet, dachte er.

Hillermann begleitete ihn bis zur Thür: „Noch eine Bitte habe ich an Sie," sprach Stern; „Wenn ich Sie überlebe, soll das Bild dann wieder in meine Hände gelangen? Und wollen Sie Verfügungen treffen, daß nur ich es bekomme?"

„Nach meinem Tode mag Ihnen das Bild wieder werden," entgegnete der Alte, und dann trennten sich Beide.

Stern war unruhig und mißgestimmt. Wenn doch Hillermann nur durch irgend ein Mittel zu bewegen stände, das Bild herzugeben! Er ging gegen Abend aus, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben; die Straßen wollte er sich ansehen, welche er als Knabe und Jüngling so oft durchzogen. Auch was aus dem väterlichen Hause geworden, hätte er gern gewußt, und doch wollte er nicht gerade danach fragen. Er sah es; fremde Leute wohnten darin; schnell eilte er vorüber.

Als er wieder in seine Wohnung zurückkam, fand er in seinem Zimmer eine Kiste und einen Brief von Herrn Hillermann, der sein Wort gehalten hatte. Der Sonderling wollte das Bild um keinen Preis verkaufen; aber er schenkte es einem Manne, der sich gebessert hatte. Da war nun das theuere und werthe Gemälde, und zwar nicht in dem neuen glänzenden Rahmen, sondern in dem alten, in welchen es gefaßt war, so lange es im Stern'schen Hause hing. Darin lag gewiß eine zarte Aufmerksamkeit.

Daß Heinrich Stern nicht lange säumte, dem alten Hillermann einen zweiten Besuch abzustatten und ihm innigen Dank für seine Güte zu sagen, darf nicht erst bemerkt werden. Und der zweite Besuch war nicht der letzte, denn der gebesserte und durch Erfahrung geläuterte junge Mann hatte an dem eigensinnigen Alten einen wahren, uneigennützigen Freund gewonnen. Aber dieser zog ihn nicht allein nach dem freundlichen Gartenhause; er hatte Julien kennen gelernt, jenes Mädchen, das vor zehn Jahren dem Porzellanungeheuer so viel Geschmack abgewonnen hatte. Die Kleine war jetzt zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen; und ihr Lachen kam ihm nun nicht mehr so abscheulich vor.

Eines Tages saß er neben ihr am Klavier. Schon längst hatte er den schönsten in einen Ring gefaßten Diamant ihr zugedacht; allein Befangenheit hielt ihn zurück. Jetzt faßte er sich ein Herz, und steckte ihr das Kleinod auf den Zeigefinger der rechten Hand. Sie lächelte und dankte schüchtern. Am folgenden Tage überreichte er ihr ein Armband, der Alte hatte nichts dagegen einzuwenden, und schüttelte nur den Kopf. Drei Monate später waren alle die schönen Siebensachen, welche seither die große indische Kiste barg, im Besitze Juliens, und Julie selbst war Heinrichs Frau geworden. Stern blieb in seiner Vaterstadt, und wurde bald um so allgemeiner geachtet, da allmählig bekannt wurde, wie unverdrossen und fleißig er in Westindien gewesen war, und wie er Alles aufgeboten, um die Fehltritte seiner früheren Jahren auch bei sich selber in Vergessenheit zu bringen.

Sein späteres Glück aber verdankte er zum großen Theil der verhängnißvollen Nummer Sieben und zwanzig!

Ein Sturmwind.

Der diesjährige Winter zeichnete sich durch einen sehr stürmischen Charakter aus; der Wind hat ungeheuere Verwüstungen auf dem Lande wie auf dem Meere angerichtet, und man hat die Donnerstürme, welche im Laufe des Jännermonats das westliche Europa heimsuchten, mit den Orkanen Amerikas verglichen. Und doch, wie verschieden sind sie von diesen; wie schwach im Vergleich zu einer Windsbraut, wie sie in den vereinigten Staaten und in Westindien leider nicht selten vorkommt. Sie können weder in Betreff der Heftigkeit noch der Ausdehnung und Dauer mit jenen zusammengestellt werden, und machen darum auch keinen so tiefen Eindruck auf den Menschen.

„Ich war," erzählt ein Reisender, „im Dorf Shawney gewesen, das am Ufer des Ohio liegt, dieses schönen und lieblichen Stromes, der ein so fruchtbares Land bewässert. Er floß ruhig dahin; sein Wasser war nicht wärmer als gewöhnlich um jene Jahreszeit. Mein Pferd schritt langsam dahin, und ich selbst war, vielleicht zum ersten Male in meinem Leben, in Handelsspekulationen vertieft. Einige Zeit nachher blickte ich auf, und bemerkte zu meiner Ueberraschung, daß der Himmel einen sonderbaren Anblick darbot. Eine Art von Nebelschleier lag über der ganzen Gegend, und ich befürchtete ein Erdbeben. Indessen mein Pferd ging ruhig weiter, und blieb erst stehen, als es den Rand der Flußniederung erreicht hatte. Hier stieg ich ab, um an einem klaren Bache zu trinken."

„Ich lag auf den Knien und lehnte mich eben über das Wasser um mit den Lippen daraus zu schlürfen, als ich plötzlich aus der Ferne ein sonderbares Geräusch vernahm. Indessen ich trank mich satt, und warf erst, als ich aufgestanden war, einen Blick gegen Südwesten. Dort sah ich einen länglich runden, gelblichen Flecken, wie er mir noch niemals vorgekommen war. Zu ausführlichem Nachsinnen darüber blieb mir keine Zeit, denn kaum waren einige Sekunden verflossen, da begann ein leichter Wind in den Blättern zu rauschen. Er wurde heftiger und heftiger und schon nach wenigen Minuten so stark, daß er kleinere Baumzweige abriß, und diese nach allen Richtungen hin durch die Luft jagte. Dann kam ein furchtbarer Windstoß; und nun war der ganze vor mir liegende Wald in Bewegung; die Bäume knarrten und ächzten; die Riesenstämme neigten sich zu einander, rieben sich, und brachen dann unter furchtbarem Gekrach zusammen. Ich wandte mich instinktmäßig nach der Himmelsgegend um, aus welcher das Unwetter herantobte, und sah nun Gräuel der entsetzlichsten Verheerung in dem schönen Walde. Erst knickten die Zweige und Aeste ab; darauf brach der obere Theil des Stammes, während andere Bäume mit der Wurzel ausgerissen wurden. Ich konnte an Sicherheitsmaaßregeln für mich gar nicht denken, und der Anblick, welcher mir damals wurde, bleibt mir ewig unvergeßlich. Wo die eigentliche Sturmbahn, die eigentliche Hauptkraft des Orkans war, da bildeten Zweige, Blätter, Staub und kleine Steinen eine dunkle, undurchsichtige Masse, die sich hinter und durcheinander wälzte; neben der Sturmbahn lagen Trümmer an Trümmer, und das Ganze gewährte einen Anblick, wie ihn, wenn ausgetrocknet, etwa das Bett des Mississippi zeigen würde, mit seinen Tausenden von Bäumen die im Ufersande liegen und ihre Stämme nach allen Seiten hin aufwärts kehren. Das Getöse aber glich dem Rauschen des Niagara-Wasserfalls. Wie ohnmächtig ist doch solchen Elementen gegenüber der Mensch!"

„Noch trieben Millionen kleiner Zweige und Blätter in der Luft herum, die, wie von einer geheimnißvollen Macht gejagt, aus weiter Ferne herbeigeflogen kamen, und dem Hauptzuge des Orkanes folgten, der an Kraft und Gewalt jetzt schon viel eingebüßt hatte. Noch einige Stunden nachher war die Luft mit ihnen wie durchsäet, und hin und wieder stiegen noch gewaltige Staubmassen vom Boden empor. Der Himmel sah mattgrün aus, und die Luft hatte einen widerlichen Schwefelgeruch. Ich war unbeschädigt geblieben, das Wetter war über mich dahin gezogen, kein Baumstamm, kein Zweig hatte mich beschädigt. So konnte ich denn abwarten, bis die Ruhe wiederkehrte. Anfangs war ich im Zweifel darüber, ob ich nach dem Städtchen Morgan zurückkehren oder meinen Weg, über die Trümmer hinweg, fortsetzen sollte. Da meine Geschäfte dringend waren, so ent-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

schloß ich mich zu dem Letztern, und bot allen Hindernissen und Schwierigkeiten Trotz. Das war eine Verwüstung! Mein Pferd mußte ich am Zaume führen, um ihm über die Baumstämme hinwegzuhelfen, oder wo dieselben übereinanderlagen, mit ihm unter ihnen hinwegzukriechen. Aber häufig war Alles so hoch geschichtet, und die Zweigmassen hatten sich dermaßen ineinander verwickelt, daß ich mehr als einmal an der Möglichkeit des Weiterkommens verzweifelte."

„Als ich endlich nach Hause gelangte, erzählten mir die Meinigen, daß bei ihnen wenig oder gar kein Wind zu spüren gewesen sei; es habe sie indessen nicht wenig überrascht, daß durch eine ihnen unerklärliche Ursache Aeste und Zweige von den Bäumen herabgefallen seyen. Aus der Umgegend vernahmen wir nach und nach manche Nachrichten über den Schaden, welchen der Orkan angerichtet. Er hatte mehrere Blockhäuser zusammengerissen, und die Leute, welche Schutz in ihnen gesucht, erschlagen. Ein Drahtsieb hatte er Meilen weit weggeschleudert. Die Niederung, in welcher er wüthete, liegt noch jetzt verödet, und der Raum zwischen den umgestürzten Bäumen wird von Buschwerk überwuchert, in welchem wilde Thiere Schutz und Obdach finden. Ich habe die Spuren dieses ungeheuern Orkans weit verfolgte; ich habe sie fünfzig Stunden weit von meinem Standorte bemerkt, und noch zweihundert Stunden weiter, im Staate Ohio angetroffen. Auch auf den Gebirgen Pennsylvaniens hatte er gewüthet; aber seine eigentliche Bahn war nur höchstens fünfzehnhundert Schritte breit."

Das Pferd Leli.

Bekannt ist, wie hohen Werth manche arabische Völker auf gute Pferde legen, und daß die Stammbäume ausgezeichneter Vollblutrosse sich viele Jahrhunderte weit zurückführen lassen. Manche derselben haben ihre eigene Geschichte, und spielen sogar eine Rolle in Friedensschlüssen, wie das in Afghanistan und im Lande der Sikh so berühmte Pferd Leli, welches Freiherr von Hügel in Ludiana am Hof Randschit Singhs sah. Der Maha Radscha behauptete, jenes Roß habe ihn sechzig Lackh Rupien, — jede zu 12,500 Pfund Sterling, also im Ganzen mehr als neun Millionen Gulden — und zwölftausend Soldaten gekostet! Es waren mehrere Kriege um dieses Thier geführt worden. Leli gehörte nämlich dem Yar Mohammed Khan, Beherrscher von Peschauer, und Randschit Singh, welcher mit demselben in Fehde lag, wollte keinen Frieden schließen, wenn das Pferd ihm nicht ausgeliefert würde. Mohammed Khan dagegen war entschlossen, seinen Schatz um keinen Preis fahren zu lassen, denn weit und breit beneideten ihn Fürsten und Völker um sein Prachtroß. Ohnehin sah er in der Erfüllung jener Forderung eine tiefe Demüthigung. Er wußte mehrmals dadurch auszuweichen, daß er dem Beherrscher der Sikh statt des ächten Leli ein anderes Pferd sandte. Aber endlich glückte es dem in Randschit Singhs Diensten befindlichen General Ventura, einem Italiener, der früher in Napoleons Heere gedient, dasselbe zu erhalten. Er kam nach Peschauer, um den ächten Leli in Empfang zu nehmen, und hatte, zu seiner Bedeckung, nur eine Kompagnie Soldaten mitgebracht. Der Khan suchte, wie vorauszusehen war, neue Ausflüchte, als er plötzlich erkrankte und starb. Nun setzte, auf des Maha Radscha Befehl, General Ventura den Bruder des Verstorbenen, Sultan Mohammed Khan, in den Besitz Peschauers, jedoch nur unter der Bedingung, daß jetzt endlich Leli ausgeliefert würde. Nichts destoweniger suchte auch der neue Sultan sein Roß zu behalten. Ventura mußte zum Aeußersten schreiten. Eines Morgens kam er, wie gewöhnlich von seinen Truppen begleitet, zu dem Besitzer, um der langweiligen Unterhandlung ein Ende zu machen. Als er in den Empfangsaal trat und Leli forderte, verlangte, wie vorausgesehen worden war, Sultan Mohammed Khan neuen Aufschub. Jetzt entbot Ventura seine Kompagnie, welche im Vorhofe bereit stand, zu sich; sie drang ohne Widerstand zu finden in den Pallast ein, und der Sultan wurde in seiner eigenen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Hauptstadt eines Pferdes wegen gefangen gesetzt. Ohne Leli's Herausgabe war an Freilassung nicht zu denken! Sultan Mohammed war über diese Kühnheit so erstaunt, daß er befahl, den wahren Leli herbei zu bringen, und Ventura verließ gleich nachher Peschauer, die Afghanenstadt, mit seiner schwer errungenen Beute, um dieselbe nach Ludiana, wo der Sikhbeherrscher Randschit Singh Hof hielt, in Sicherheit zu bringen. Das Pferd, welches so viele Millionen Gulden kostete, war ein Grauschimmel, mit schwarzen Extremitäten, und als Freiherr v. Hügel es sah, dreizehn Jahre alt und volle sechzehn Hand hoch. Seine Knie waren mit goldenen Spangen verziert.

Mannigfaltiges.

Wirkungen der Musik.

Daß Musik einen ausserordentlichen Einfluß besonders auf solche Personen ausübt, deren Nervensystem an Schwäche leidet, ist bekannt. Aber auch auf gesunde Leute wirkt sie zuweilen wunderbar ein, wie folgendes Beispiel zeigt.

Eine frische kräftige Bauerfrau, die früher niemals ihr Dorf verlassen hatte, kam im Jahre 1834 nach Turin, der Hauptstadt von Piemont, als dort eben große Lustbarkeiten veranstaltet wurden. Sie hörte ein Concert, und tanzte mit nach der Musik eines sehr guten Orchesters. Als das Fest vorüber war, konnte sie die während desselben empfangenen Eindrücke nicht los werden. Sie mochte essen oder trinken, gehen, sitzen, liegen, beschäftigt oder unthätig sein, immer klangen ihr die Tonweisen, in derselben Reihenfolge, wie sie dieselben gehört hatte, in den Ohren nach. Zum Schlafe konnte sie seitdem nicht mehr kommen, und in Folge der Schlaflosigkeit erkrankte sie. Die Aerzte, deren mehrere herbeigeholt wurden, wandten verschiedene Heilmittel an, aber alles war vergebens, und nach Verlauf von sechs Monaten war die Frau todt. In Frankreich hatte ein schon bejahrter Mann zufällig im Jahre 1829 eine Melodie gehört, die ein Auvergnate sang; sie kam ihm seitdem nie mehr aus dem Sinne. Er versuchte alles mögliche, um sich der Erinnerung zu entschlagen; er las laut, suchte sich vielfach zu zerstreuen, aber nichts half. Die Melodie verließ ihn bis zu seinem Tode nicht.

Eine alte Erfahrung ist es, daß musikalische Unterhaltungen auf Geisteskranke insgemein einen sehr wohlthätigen Einfluß üben. In der neueren Zeiten haben menschenfreundliche und umsichtige Irrenärzte daher der Musik sich nicht selten mit Erfolg als eines Heilmittels bei Geisteskrankheiten bedient, namentlich Dr. Roller Direktor der Irrenanstalt zu Heidelberg, und jetzt zu Illenau *) bei Achern in Baden. Dieser verdiente Arzt hat über seine Bemühungen in „Gaßners Zeitschrift für Deutschlands Musikvereine und Dilettanten" (IIr Bd. 2s Heft) interessante Mittheilungen gemacht. Direkte Heilkraft schreibt er ihr nur höchstens in den leichtern Graden und bei besonders empfänglichen Gemüthern zu, aber sie gilt ihm für eins der wichtigsten Hülfsmittel der sogenannten indirekten Kur. In Heidelberg wurden seit vier Jahren mehrere Wärter und Kranke der Irrenanstalt eingeübt, die Trompete, Posaune, das Waldhorn, die Klarinette und die Flöte zu blasen; sie spielten zu den Bällen auf, welche ohne die leiseste Störung in ungetrübter Freude gehalten wurden. Die Nachwirkung war eine günstige, in dem aufgeregte Kranke etwas ruhiger, allzustille dagegen lebendiger wurden. Dreimal in der Woche war musikalische Abendunterhaltung; die Sonn- und Festtage wurden in der Frühe durch Choräle verkündigt, den geheilt Entlassenen tönten Freudenklänge nach. Auch wurden Gesänge eingeübt, und das ganze, sonst in monotonem Einerlei dahinschleichende, Leben in dem Irrenhause, gestaltete sich freundlich um. Manche Kranke schlossen sich der Hauskapelle an. Zu den aufmerksamsten Zuhörern der Musik gehörte ein älterer Landmann, welcher an Täuschungen des Gehörs litt, und durch die Stimmen, welche er beständig hören mußte, fast in Verzweiflung gerieth; während der Musik blieb er von seinen lästigen Plagegeistern verschont. Auch andere versicherten, so lange die Musik dauerte, wenig oder gar keine Stimmen zu hören. Ein Pferdeknecht, der zarteren Gefühlen eben nicht zugänglich war, mied beharrlich den Gesellschaftssaal, verließ denselben aber, so lange musicirt wurde, keinen Augenblick, und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, weil ihm dadurch die Traurigkeit genommen wurde. Den größten Erfolg und die beste Einwirkung auf die Irren verspricht sich Herr Roller vom Gesang und von einfachen Melodien. In der Prager Irrenanstalt werden auch Quartette ausgeführt. Einer der Mitspielenden, früher Musiker, dem die Künstlerlaufbahn nur Dornen gebracht hatte, war in Stumpfsinn versunken, bis nach längerer Zeit ihm eine Geige in die Hand gegeben wurde. Die erstorbenen Züge belebten sich neu, und die heiteren Töne, die er aus dem ihm bekannten Instrumente hervorrief, zwangen ihm ein Lächeln ab. Die Irrenanstalt zu Illenau hat, wie wir hören, einen Musiklehrer, und damit eine Quelle reiner und erschöpfender Freuden gewonnen. Wie die Glocke bei wichtigen Lebensvorfällen schwingt und tönt, so begleitet die Musik der Anstalt jedes Ereigniß: mit ernsten Tönen den Sarg nach dem Friedhofe, mit freudigen frohe Feste und scheidende Genesene, mit feierlichen der Andacht fromme Versammlungen. Auch der Stimmung der Einzelnen wird die Musik angepaßt, und Rhythmus in den Sturm der aufgeregten Gefühle gebracht.

*) Diese, erst im Jahre 1842 vollendete, Anstalt wurde von der Großherzoglich badischen Regierung mit großen Kosten zur Ausführung gebracht. Aeusserst zweckmäßig angelegt in einer der schönsten und gesundesten Gegenden des Großherzogthums, bildet dieselbe eine förmliche Colonie mit allen dazu gehörenden Erfordernissen, und wird mit Recht in jeder Beziehung den großartigsten Irrenanstalten des In- und Auslandes zur Seite gestellt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Unächte Gemälde.

Wir haben oben, als wir über Rubens sprachen, bemerkt, daß dieser Meister eine ungemein große Anzahl von Bildern gemalt habe. Sonderbar genug vermehrt sich dieselbe noch jetzt von Jahr zu Jahr, und es giebt von manchen seiner Werke drei vier und noch mehr Exemplare. Der Eigenthümer jedes einzelnen Bildes behauptet natürlich, das seinige allein sei das wahre und ächte. Aehnlich geht es mit Bildern anderer großen Meister, z. B. Rembrandt, Correggio, Claude Lorrain, und Dürer. Die Sache läßt sich aber leicht erklären und ist auch bekannt genug. Seit der Begehr nach alten Bildern sich so sehr steigerte, benützten verschlagene Köpfe diese Liebhaberei, auf welche vorzuglich die reisenden Söhne Albions verfallen sind, um heimliche Gemäldefabriken anzulegen. Sie werben junge geschickte Maler an, und lassen von diesen Originale kopiren. Dieses geschieht, weil Uebung auch hier den Meister macht, mit solcher Gewandheit, daß nicht selten auch erprobte Kenner in ihrem Urtheile irre geführt werden, und es ist nun schon so weit gekommen, daß vorsichtige Liebhaber sich auf keinen Gemäldekauf einlassen, wenn nicht der beglaubigte Stammbaum nachgewiesen wird, etwa so wie bei edlen Rossen. Ein Engländer, der für einen Kenner und Besitzer der Kunst galt, reißte in den Niederlanden, und hatte seine Herzensfreude an den dort in solcher Fülle vorhandenen Schätzen. Besonders gefiel ihm ein Rubens, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er ächt sein mußte. Zum Ueberflusse hatte das Bild, wie man sagte, im Anfange dieses Jahrhunderts dem und dem gehört, vierzig Jahre früher hatte es sich in der und der Gallerie befunden, mit einem Worte: das Bild mußte alt und ächt sein, der edle Lord zahlte dafür 9600 Gulden, und war hoch erfreut, ein solches Prachtstück so billig erstanden zu haben. Er brachte es selbst nach London, denn wie hätte er es einem Andern anvertrauen mögen? Es sollte einen neuen Rahmen haben, und der Alte wurde abgerissen. Aber wehe, was kam zum Vorschein? Die Firma der jetzt noch frisch und gesund lebenden Leinwandhändler Robertson und Miller. Nun ließ sich doch nicht mehr bezweifeln, daß der „ächte Rubens" eine Copie war, die vielleicht erst vor einem Jahre gemalt wurde. Solche Gemäldefabrikanten giebt es besonders in Italien. Die Bilder werden künstlich beschmutzt und geräuchert, und wenn sie ehrwürdig-alt genug aussehen, zu Markte gebracht. Ebenso giebt es jenseits der Alpen auch Fabriken, in welchen alte römische Münzen nachgemacht und für ächte verkauft werden. Auch sogenannte Rokokomöbel werden in Masse gemacht, um die Liebhaber zu täuschen.

Aktienschwindel.

Der Aktienschwindel ist eine alte Krankheit der Leute welche um jeden Preis reich werden wollen. Daß Hunderte dabei zu kurz kommen, und beträchtliche Einbuße erleiden, schreckt neue Hunderte nicht ab. Die Projektenmacher finden noch immer ihre Rechnung, wenn sie auch die tollsten Dinge ankündigen. In Deutschland denken die Leute noch ziemlich altfränkisch in dieser Hinsicht; in der Weltstadt London aber sind sie über Vorurtheile längst hinweg. Ein Mann kündigte an, daß er eine Fabrik gründen wolle, in welcher aus Sägspänen Bretter und Borde bereitet werden sollten. Es gab Viele, welche meinten, die Spekulation sei vielleicht nicht übel. Ein Anderer wollte ein Rad erfunden haben, das sich von nun an bis in Ewigkeit umdrehe, und ungemeinen Nutzen abwerfen werde, wenn man es in einer Fabrik verwende. Zur Anlage reiche ein Kapital von zwölf Millionen Gulden hin. Es fanden sich wirklich Geschäftsmänner, die Aktien zeichnen wollten, wahrscheinlich um dieselben möglicherweise mit einigem Gewinn an Leichtgläubige weiter zu vertreiben. Ein Dritter schrieb aus, er wolle einen Verein zu einem Unternehmen gründen, das ungeheuern Vortheil abwerfen werde, aber zu einer Veröffentlichung sich nicht eigne. Es sollten fünftausend Aktien jede von hundert Pfund Sterling ausgegeben, vorläufig aber, an einem bestimmten Tage, auf jede Aktie nur zwei Pfund Sterling angezahlt werden. Am festgesetzten Tage, Morgens neun Uhr eröffnete der Mann in der Cornhillstraße sein Geschäftszimmer, und bevor fünf Stunden vergangen waren, hatte er zweitausend Pfund Sterling baar oder in guten Banknoten in der Hand. Dann schloß er zu, und war Philosoph genug, sich mit seiner Beute aus dem Staube zu machen. Er wurde nicht wieder in England gesehen. Die Sache ist buchstäblich wahr.

Nachtwächter.

In der neuere Zeit sind hie und da die Nachtwächter durch Schaarwachen ersetzt worden, welche zu bestimmten Zeiten die Straßen durchziehen, und man hörte das gemüthliche: „Hört Ihr Herren und laßt Euch sagen," oder einen erbaulichen Vers aus dem Gesangbuche, der uns Alle dem Herrn empfiehlt, und Friede und Ruhe wünscht, gar nicht mehr. Das ist sehr schade; der Nachtwächter, mochte man sich auch über seine näselnde Stimme manchmal ärgern, war allen guten und ehrlichen Menschen Freund; er wies den Fremden, der etwa spät Nachts von seiner Wanderung in einen Ort kam, nach der Herberge, er gab Auskunft über die Lage der Straßen, und sein treuer Hund wurde von Dieben und Nachtschwärmern gefürchtet. Nachtwächter kommen schon in den ältesten Zeiten vor; das hohe Lied Salomonis erwähnt derselben. Das Mädchen, welches in der Stadt umgeht, fragt einen der Wächter: „habt Ihr nicht gesehen, den meine Seele liebt?" In den griechischen Städten gab es Wächter auf den verschiedenen Plätzen, wie gegenwärtig in St. Petersburg an jeder Straßenecke; in Rom bildeten die Nachtwächter eine Körperschaft, wie jetzt die Watchmen in London; sie standen unter einem Oberaufseher, **Praefectus vigilum**. Ihre Hauptaufgabe war, gleich herbeizueilen, wenn irgendwo eine Feuersbrunst ausbrach; auch steuerten sie wohl dem nächtlichen Lärm und Unfug. Wenn die Wächter sich untereinander etwas zu melden hatten, so schellten sie mit einer Glocke; jetzt geschieht das hier mit dem Horne, dort mit dem Ratler, anderswo mit einer gellenden Pfeife. Das Abrufen der Stunden ist erst nach der Einführung der Stadt- und Thurmuhren, und zwar zuerst in Deutschland gebräuchlich geworden. Früher wurden gewöhnlich auf städtische Kosten Wasseruhren unterhalten, die freilich nur bei hellem Tage allgemein nützen konnten. In Paris waren die Nachtwachen schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung geregelt, und die Bürger zogen, wie noch jetzt in manchen kleinen deutschen Städten, wechselsweis auf die Nachtwache; später wurden dann eigene Wächterkompagnien gebildet. Daß die Wächter bestimmte Straßen durchwandeln, und die Stunden abrufen, kommt, wie gesagt, zuerst in Deutschland vor, aber doch nicht so früh, als man anzunehmen geneigt

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sein möchte. In Berlin befahl der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg die Einführung der Nachtwächter schon 1588, dennoch findet man sie 1677 in dieser Stadt noch nicht, und die Stunden wurden von den Stadtdienern abgerufen. Anderswo waren dagegen die Nachtwächter schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vorhanden. Daß sie rufen: hört ihr Herren, und nicht etwa: hört ihr Leute oder Bürger, kommt wohl daher, daß eben die obrigkeitlichen Stadtdiener zuerst die Stunden abriefen, und dieselben gewissermaßen der Obrigkeit, ihren Herren, meldeten. Jetzt ruft man in vielen Städten ganz einfach, was die Glocke geschlagen hat. Auch die Thurmwächter kommen hauptsächlich in Deutschland vor, und zwar auf Ritterburgen, wie in Städten. Sie mußten, bei den im Mittelalter so häufigen Fehden und Ueberfällen, die Ankunft des Feindes melden, welche sie von ihrer Hochwarte zuerst bemerkten. In den Städten verrichteten Anfangs die Bürger auch diesen Dienst reihum; sie deuteten den Schluß der Stadtthore an, und gaben mit ihren Zinken ein Zeichen, wenn irgendwo Feuer ausbrach. Später nahm man besondere Thurmwächter an, denen eine eigene Wohnung eingerichtet wurde, und man wählte dazu die Zinkenisten, Kunst- und Stadtpfeifer, die sich jetzt modern „Stadtmusikus" nennen. Sie erhielten auch wohl eine Wohnung neben dem Thurme. So gab es noch vor ein Paar Jahren in Leipzig ein „Stadtpfeifergäßchen", dem sie nun wohl auch einen neumodischen Namen ertheilt haben mögen. Auf dem Harze, in Halle und anderen Städten hieß der Kunstpfeifer auch wohl „Hausmann," und der Thurm, auf welchem er Wache hielt, der „Hausmannsthurm." In Merseburg gab es schon um 1400 einen Thurmwächter; der schalkhafte Eulenspiegel versah auch einmal die Dienste eines solchen in seiner eigenen Weise. Ulm hielt auf den meisten Thürmen seine Wächter, Frankfurt gleichfalls auf einigen, und so viele andere Städte auch.

Straßenpflaster aus Gummi.

In früheren Zeiten begnügte man sich, das gute Beispiel welches die Römer gegeben hatten, unberücksichtigt lassend, mit Naturstraßen, und im Mittelalter hatten die wenigsten Städte in Europa gepflasterte Straßen. Man fand es ganz in der Ordnung, daß die Hofleute auf Stelzen ins Schloß gingen, weil mit Reitpferden oder Wägen nicht durchzukommen war, wenn es eine Zeitlang geregnet hatte. Eine Reise von wenigen Meilen kostete einen Tag Zeit; jetzt nur wenige Stunden. Allmählig kam das Steinpflaster auf, aber erst spät wurden eigentliche Kunststraßen zur Verbindung der verschiedenen Wohnorte gebaut. In unseren Tagen kam dann das Holzpflaster auf, das sich aber nicht als zweckmäßig bewährt, weil es theuer ist und sich wirft. Man zog also das Erdpech (den Asphalt) vor, gegen das auch schon allerlei Einwendungen laut werden, und welches am Kautschuk, — Federharz, Gummielasticum, — einen gefährlichen Nebenbuhler erhalten soll. Ein Engländer, Richardson Fanshawe verwendet nämlich diese Masse jetzt zu Straßenpflastern, die, seiner Angabe zufolge, elastisch sind, und von Wind und Wetter nicht im mindesten beeinträchtigt werden. Man wendet zwar ein, daß der Stoff an sich ein sehr theurer sei, allein der Erfinder versetzt ihn mit anderen Materialien und so kommt er „verhältnißmäßig wohlfeil" zu stehen. Zum Pflastern von Küchen, Kellern, Vorhallen, Durchgängen, Gartenwegen, Fußpfaden eigne sich sein Kautschukpflaster vortrefflich, besonders aber auch zum Ueberziehen feuchter Wände und Mauern. „Superlativ" sei es für Pferdeställe, weil es eine gleichmäßige Temperatur halte, der Nässe widerstehe, von Ratten nichts zu befürchten habe, und bequem für die edeln Thiere sei. Es ist geruchlos, wird gleich Ziegelsteinen blockweis gelegt, und dann zusammengekittet, so daß das Ganze eine gleiche Oberfläche ohne Ecken bildet. Es kostet nicht mehr als Erdpechpflaster, und ist so nachgiebig, daß es auch durch die heftigsten Stöße und Schläge keine Sprünge erhält. Etwaige Ausbesserungen lassen sich leicht vornehmen und ein großer Vorzug liegt darin, daß das alte Material immer wieder brauchbar ist, und umgearbeitet werden kann, etwa wie altes Zinn in neues. Richardson Fanshawe hat ein Patent auf seine Erfindung genommen, und schon viele Versuche gemacht, welche angeblich alle durchaus gelungen sind.

Gute Bücher.

Berthold Auerbach, der liebenswürdige, naturfrische Dichter des „Spinoza," des „Bürger und Kaufmann," und der „Schwarzwälder Dorfgeschichten," bemerkt in seinem kürzlich erschienenen Werkchen: „der gebildete Bürger," das wir unsern Lesern angelegentlich empfehlen, folgendes über gute Bücher.

Jeder Mensch, oder mindestens jede Familie, sollte einige gute Bücher besitzen. Das ist eine Ausgabe, die jedem andern, nicht gerade zur Lebensnothdurft gehörenden Aufwande vorausgehen sollte. Wer sich ernstlich bemüht, kann schon so viel erübrigen, daß er das eine oder andere gute Buch anzuschaffen vermag. Bücher sind erheiternde und beruhigende Gesellschafter in Einsamkeit, in Krankheit und in Trübsal. Welche Wonne durchzieht Alle, wenn wir in unserer stillen Häuslichkeit gemeinsam mit denen, die uns lieben, die Gedanken, Gefühle und Schicksale eines ächten Menschen lesen; wie zieht sich da ein neues unsichtbares Band durch uns Alle, wie lernen wir da uns und die Welt besser verstehen, und fühlen neues Leben in uns. Der ganze Reichthum der Welt wiegt das Gute nicht auf, das Bücher bringen.

Sollen die Bücher ein wahrhaftes Mittel der Bildung sein, so müssen wir vor Allem solche wählen, die von redlich gesinnten und geisteskräftigen Männern geschrieben sind; von wirklichen Denkern, die etwas aus sich selber zu sagen haben, die aus vollem Herzensgrunde schreiben, um ihre Seele, die von tiefem Ernste erfüllt ist, Anderen mitzutheilen, diese dadurch zu kräftigen, über sich selbst und die Welt aufzuklären. Das fühlt man bald heraus, ob einer in solchem Geiste geschrieben, oder ob es ihm blos, wie leider auch so häufig, darum zu thun war, irgendwie die Blicke der Welt auf sich zu ziehen.

Gute Bücher dürfen aber nicht blos so zur flüchtigen Unterhaltung abgerahmt werden, sondern sie müssen mit strenger Aufmerksamkeit und einer andächtigen Liebe zur Wahrheit gelesen werden; wir dürfen nie und nimmer allein Zerstreuung in ihnen suchen oder bloßen Zeitvertreib, und dann, wenn wir das Buch aus der Hand legen, ganz und gar dieselben sein, wie zuvor, ohne etwas dabei gewonnen zu haben, als einen vorübergehenden Anblick fremder Bilder und Gedanken. Wir müssen im Gegentheil unsere Seele offen erhalten für die in denselben enthaltenen Wahrheiten; wir müssen bereit sein, diese Wahrheiten, wenn wir sie als solche erkannt, zur Richtschnur unseres Denkens und Handelns zu machen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Vermehrung und allgemeine Verbreitung der Bücher in allen Ständen ist einer bedeutsamsten Züge im Charakter unserer Zeit. Für eine geringe Ausgabe kann man die Schätze der deutschen Literatur besitzen. Zu keiner Zeit in der ganzen Geschichte der Menschheit, hat eine solche Macht des Wortes bestanden; die Presse ist die große Kraft, welche fortan die Menschheit in Bewegung setzt, und sie wird sich immer weiter ausbreiten. Jetzt kann ein Jeder lernen für sich allein nachzudenken und zu forschen, und für sich selber bestimmen, was seine Seele erfüllen soll; und die Folge davon wird eine Sicherheit und Selbstständigkeit des Urtheils, eine gründliche und ausgebreitete Einsicht sein, wie sie keine Zeit vordem kannte. Die Verbreitung der Bücher, dieser stillen Lehrer durch die ganze menschliche Gesellschaft, muß mit größerm Erfolge wirken, als alles Kriegswesen, alle Maschinen und Gesetzgebungen, denn sie wird die Menschen von Innen heraus bilden, und ihnen Halt und Bestimmung geben; die friedliche Wirksamkeit der Bücher wird stürmische Revolutionen und den Untergang der Völker verhüten, und wie nun die durch Bücher verbreitete Bildung ein unschätzbares Gut für jeden Einzelnen ist, so wird sie auch zur Dauer der Nationen.

In vielen Dörfern und Städten hat sich das Bedürfniß herausgestellt, Ortsbibliotheken oder gemeinschaftliche Lesevereine zu bilden. Ein Jeder, dem es um seine eigne Bildung, wie um jene seiner Mitmenschen zu thun ist, sollte sich diesen anschließen. In den Vereinen liegt ebenfalls eine große Kraft unserer Zeit, denn gemeinsame Mittel bringen zu Stande, was oft dem Einzelnen unmöglich ist, und im gemeinsamen Lesen, Erklären und Besprechen ergiebt sich vielfach ein besseres Verständniß. Hierbei ist jedoch besonders darüber zu wachen, daß nicht ein Einzelner, wer es auch sei, der vielleicht besondere Zwecke im Auge hat, die Oberhand und die tonangebende Stimme gewinne; denn das eben ist der Geist der Vereine, daß sie den Absichten Aller entsprechen sollen; nur der bewußten Mehrheit, nicht aber einem Einzelnen dürfen wir hierin unsere besonderen Wünsche aufopfern.

Napoleons Versuch zum Selbstmord.

In den Tagen zwischen Napoleons Thronentsagung und seiner Abführung nach Elba, befand er sich in einer unbeschreiblichen Aufregung. Das stolze Gebäude, welches er mit so großer Mühe und unter unausgesetzten Anstrengungen, früher stets vom Glück begünstigt, aufgeführt hatte, lag in Trümmern, die ihn selbst nun überschütteten. Seine Abreise von Fontainebleau nach Elba war auf den zwanzigsten April festgesetzt. Der Mann, um welchen sich noch vor kurzem Heerden von Schmeichlern drängten, stand in dieser Zeit fast ganz allein; und gerade die, welche ihm am Meisten Ergebenheit geheuchelt, hatten ihn verlassen; nur einige alte Diener und seine Garde hielten noch treu bei ihm aus. Wer den Mann näher beobachtete, dem konnte es nicht entgehen, daß sich eine fixe Idee seiner bemächtigt hatte. Er sprach viel von Größe und dahingeschwundenem Glanz, und gegen seine Vertrautesten ließ er sich gern aus über die berühmten Männer des Alterthums, welche in ähnlichen Lagen, wie der seinigen, sich selbst getödtet. Er lobte sie darum, und pries ihren Entschluß, ein bewältigendes Mißgeschick nicht zu überleben. Die Besorgniß, daß Napoleon mit Selbstmordgedanken umgehe, war unter diesen Umständen völlig gerechtfertigt. Am 12. April, dem Tage nach der Unterzeichnung des bekannten Vertrags, hatte er seiner Gemahlin, welche von Blois abgereiset war, um zu ihm zu kommen, die Weisung ertheilt, noch eine Weile zu zögern. Als Caulaincourt, Herzog von Vicenza, am Abend sich beim Kaiser beurlaubte, sagte dieser zu ihm; „Mein Entschluß steht fest; ich fühle es, daß ein Ende gemacht werden muß." — Caulaincourt hatte etwa zwei Stunden geschlafen, als Napoleons Kammerdiener Constant in sein Zimmer stürzt, und ihn dringend bittet, ihm sogleich zu folgen, da der Kaiser in Zuckungen liege und dem Tode nahe sei. Caulaincourt springt auf und eilt in Napoleons Schlafgemach, wo er bereits Bertrand und Murat findet. Man hört vom Kaiser nichts als ein tiefes Röcheln und Stöhnen, getraut sich aber nicht dem Bette näher zu treten. Da erscheint sein Leibwundarzt, und erzählt, daß der Kaiser kurz vor dem Schlafengehen eine Flüssigkeit in ein Glas geschüttet habe, und zwar aus einem Fläschchen, welches Opium und andere tödtliche Substanzen enthalte, und das er, der Wundarzt, ihm während des Rückzugs von Moskau gegeben, und welches der Kaiser auf der Flucht an einem seidenen Bande um den Hals getragen habe. Caulaincourt ergriff Napoleons Hand; sie war schon kalt; aber er schlug die Augen auf, und sprach: „Es geht mit mir zu Ende, Caulaincourt. Ich empfehle Ihnen Frau und Kind; vertreten Sie mich vor der Welt. Ich konnte das Leben nicht länger ertragen. Der Abfall meiner alten Waffengefährten hat mir das Herz gebrochen." — Das Gift mußte übrigens, entweder weil es zu alt war oder aus irgend einer andern Ursache seine ursprüngliche Kraft verloren haben; denn als man den Erstarrten dahin brachte, warmes Wasser zu trinken, worauf ein heftiges Erbrechen folgte, und nach einer zwei Stunden anhaltenden Ohnmacht, hörten die Krämpfe auf, und es erfolgte ein ruhiger Schlaf. Beim Erwachen sprach er zum Wundarzte: „Die Dosis war nicht stark genug; es war Gottes Wille nicht." Dann stand er auf, und trug von nun an sein Schicksal mit Ergebung.

Ein neues Wetterglas.

Keine Frage wird in dem Leben öfters gethan, als die: „Wie wird das Wetter? Was sagt das Wetterglas?" — Und kein Mensch hat nöthiger, diese Frage zu thun, als der Oekonom aus zu bekannten Gründen. Allein, welchem Wetterglase kann man vollen Glauben schenken? Alle künstlich gefertigten verkünden öfters Unwahrheit, oder, wenn auch Wahrheit, doch nicht gehörige Zeit vorher. Daher hat man zu vielen natürlichen Wettergläsern, z. B. dem Laubfrosche und der Spinne seine Zuflucht genommen, welches Alles durchaus nicht zu verwerfen ist, im Gegentheile volle Beachtung verdient. Da ich nun gleichfalls ein natürliches Wetterglas aufgefunden, welches sich mir seit mehreren Jahren bei genauer Beobachtung als vollkommen bewährt bewiesen hat, so halte ich es für Pflicht, dasselbe öffentlich bekannt zu machen. Ich setzte eine **ein Pfund** haltende Flasche, die ungefähr bis auf drei Viertheil hoch mit Wasser angefüllt und worin ein Blutegel befindlich ist, vor mein Stubenfenster, so daß ich allemal, wenn ich des Morgens darnach sehe, voraus weiß, was wir den folgenden Tag für Wetter haben werden. Bei anhaltend heiterem und schönem Wetter lag der Blutegel ohne alle Bewegung auf dem Boden des Glases und rollte sich wie eine Schnecke zusammen. Wenn es regnen wollte, so kroch er bis oben in den Hals seines Behälters, und da blieb er alsdann so lange sitzen, bis es wieder heiter werden wollte. Sollten wir Wind bekommen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

so schwamm der Blutegel ausserordentlich geschwind im Wasser beständig hin und her, und war auch selten eher wieder ruhig, als bis der Wind anfing, stark zu wehen. Einige Tage vor einem starken Donnerwetter, mit Sturm und Regen verbunden, hielt sich der Blutegel stets ausser dem Wasser auf, war äußerst unruhig und warf sich heftig, gleichsam als bekäme er convulsivische Anfälle, hin und her. Sowohl bei heiterem Frost als heiterem Sommerwetter lag er beständig auf dem Boden des Glases, und bei Schnee- und Regenwetter kroch er jedesmal in den Hals der Flasche. Ueber die Oeffnung der Flasche habe ich grobe Leinwand gebunden. Im Sommer erhält er alle acht Tage, im Winter alle vierzehn Tage frisches Wasser. Möchten diese Erfahrungen recht Viele bewegen, gleiche Versuche mit dem Blutegel anzustellen und die Resultate zu veröffentlichen.

Eine ungeheure Pulversprengung.

Seit die Anzündung von Pulverladungen vermittelst Elektricität gewöhnlich geworden ist, werden in England eine Menge großartiger Sprengungen vorgenommen. Eine der bedeutendsten fand am 26. Januar in der Nähe von Dover an dem sogenannten Rounddowncliff statt, wo Raum gewonnen werden sollte, um eine Straße an der See hinzuziehen. Die Pulverladung betrug nicht weniger als 185 Ctr. Als die Mineure diese durch die verbindenden Drähte anzündeten, erbebte die Erde auf mehrere tausend Schritte weit, ein dumpfer Schlag wurde gehört, und die Klippe wurde über 500 Fuß weit links und rechts von der Ladung in die See geschleudert. Man schlägt die aus ihrer Lage gedrückte Masse auf nicht weniger als eine Million Tonnen an, wovon manches bis auf 2 oder 3000 Fuß weit ins Meer hineingeworfen wurde, und berechnet die Ersparung an Handarbeit, die damit erreicht wurde, auf nicht weniger als 1000 Pfd. General Pasley, derselbe der zuerst ähnliche Sprengungen in der Tiefe des Themsebettes geleitet hatte, war dabei anwesend. (Ausland.)

Verschiedenes.

Ein von armen Eltern geborener Jüngling, war während der Kriegszeiten ins Heer eingetreten, und hatte sich durch Diensteifer und Tapferkeit von Stufe zu Stufe empor geschwungen. Zuletzt war er General und ein reicher Mann geworden. Nach dem Frieden besuchte ihn einer seiner Jugendfreunde, der inzwischen im heimathlichen Flecken ein ehrsames bürgerliches Gewerbe betrieben hatte. Der General, den sein Glück nicht dünkelstolz gemacht hatte, empfing den Landsmann mit Herzlichkeit, und plauderte mit ihm von alten und neuen Zeiten. „Aber sage mir nur," rief der Mann vom Lande, sich in den prächtig ausgeschmückten Zimmern umsehend, „wie bist Du nur zu all den schönen Sachen da gekommen? Du mußt doch recht glücklich sein!" — Der General entgegnete: „Ich will Dir gleich zeigen, wie ich zu dem gekommen bin, um das Du mich zu beneiden scheinst. Du sollst, wenn Du willst, die Siebensachen weit billiger haben, als ich sie erhielt. Komm mit mir in den Hof hinab, stelle Dich dreißig Schritt weit von mir weg, ich will zwanzigmal ein Gewehr gegen Dich abfeuern, und wenn ich Dich dann nicht todt geschossen habe, so soll Alles Dir gehören, was Dein Herz begehrt. Denk nur daran, lieber Freund, daß vielleicht mehr als tausend Kugeln mir um die Ohren pfiffen, ehe ich es endlich so weit gebracht habe."

Ein Naturforscher beobachtete mehre Tage lang eine Eidechse, die zwei Köpfe hatte, um an dieser Mißgeburt herauszubringen, ob sie auch zwei von einander unabhängige Willensbestrebungen habe. Er hielt dem Thiere ein Stückchen Brod, und zwar so hin, daß es nur mit dem einen Kopfe dasselbe sehen konnte, und wirklich bemühete es sich den Leib nach jener Seite hin zu wenden, während der andere Kopf unbeweglich blieb.

Wie tief das Meer ist, läßt sich nicht genau bestimmen, denn wer hat alle Stellen gemessen, oder wer könnte sie mit dem Senkblei ergründen? Doch nimmt man an, daß die Vertiefungen zu den Erhebungen im Verhältniß stehen, und also höchstens eine deutsche Meile betragen. Im Durchschnitt soll die Tiefe des Meeres, eins in andere gerechnet, etwas über eine Viertelstunde oder eine englische Meile betragen. Die Wassermasse, welche diesen Raum ausfüllt, ist ungeheuer, und auf 600,000,000,000,000,000, sage sechshunderttausend Billionen Tonnen berechnet worden. Drei bis vier Prozent davon sind salzige Bestandtheile, das übrige ist reines Wasser, welches demnach fünfhundert achtzigtausend Billionen Tonnen betrüge!

Angenehmes Klima in Nordostsibirien, dagegen läßt sich nichts einwenden! In dem Tagebuche eines Reisenden findet man folgende Stelle: — Am 23. Juni: Der Schnee beginnt rasch wegzuschmelzen. Am 1. Juli: Der Schnee ist fort. Am 9. Juli: Die Felder sind grün. Am 17. Juli: Alle Pflanzen sind in völligem Wachsthume. Am 25. Juli: Die Blumen blühen herrlich. Am 13. August: Alles reif. Die Saat gedieh vortrefflich. Am 18. August: Schnee, — der dann bis zum 23. Juni nächsten Jahres liegt; also zehn Monate Winterwetter.

Ein Spaßvogel hatte mit einem Andern gewettet, daß es keine häßlichen Frauen in der Welt gebe. Er gewann. Nachdem er in das Anzeigeblatt seines Wohnorts (einer der größten Städte Europas) hatte einrücken lassen, daß er eine Haushälterin suche, die sich durch eine vortheilhafte Körperbildung und eine gute Erziehung auszeichne, da der Herr nicht abgeneigt sei, sich wieder zu verehlichen, fanden sich hunderte, welche ihr Glück versuchen wollten. Eine zweite Anzeige stellte ähnliche Bedingungen, nur sollte die Bewerberin häßlich sein, widrigenfalls sie nicht angenommen werden könne. Es meldete sich auch nicht eine einzige, obwohl die Anzeige wiederholt eingerückt wurde.

Die höchsten Güter sind Gesundheit und ein gutes Gewissen, alle übrigen bestehen mehr oder weniger in der Einbildung. Die größten Uebel sind ein siecher Körper und Gewissensbisse. Darum schone den Körper und halte dein Gewissen rein, wie Jener sagte. Er fügte hinzu, daß ein Mann ausserdem nichts bessers thun könne, als mit seiner Frau im besten Einverständnisse zu leben, und sich den Magen nicht zu verderben.

Der während der ersten sechs Wochen des Jahres 1843 stattgehabte Verlust zur See an Menschenleben und Eigenthum ist in der englischen Handelsgeschichte ohne Gleichen. Nach amtlichen Angaben beträgt die Gesammtzahl der während des schrecklichen Sturmes in der Nacht vom 13. Januar verunglückten Schiffe 180, und 453 Menschen büßten dabei das Leben ein; 154 dieser Schiffe scheiterten an den englischen Küsten. Der Werth sämmtlicher Schiffe und Ladungen wird auf 585,000 Pfd. St. geschätzt, wovon 405,000 auf die Schiffe und 180,000 auf die Ladungen kommen. An den drei Tagen nach dem 13. Januar ereigneten sich ebenfalls etwa 60 Schiffbrüche, wobei man den Verlust auf 240,000 Pfd. St. rechnet.

Alter Klosterwein. In der alten Abtei St. Ghislain, die in der französischen Revolution zerstört wurde, fand man kürzlich durch den Einsturz einer Mauer einen vermauerten Keller mit 12,000 Bouteillen köstlichen alten Weins, man weiß nicht aus welcher Zeit. (Ausland.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Salzburg.

(Tafel 10.)

Wer Neapel nicht sehen kann, sollte doch wenigstens Salzburg besuchen, denn schöner als diese alte Stadt liegt keine im weiten deutschen Lande. So sagen alle vielgewanderten Reisenden, die ganz Europa kennen, und wohl im Stande sind, Vergleiche anzustellen. Und in der That, die Lage ist unvergleichlich schön am Fuße der norischen oder salzburger Alpen, die sich hier nach der Hochebene absenken, an der Salzach, dem frischen Gebirgswasser, welches die Stadt durchströmt, und sich später mit dem Inn vereinigt. Nähert man sich, von Osten kommend, dem salzburger Gebiete, so erblickt man schon aus weiter Ferne den Watzmann, dessen Gipfel eine Höhe von achttausend Fuß übersteigt, und der von sieben niedrigeren Bergen umlagert ist, wie das Volk sich ausdrückt, sieben Söhnen, die an seinem Halse hängen; man sieht den sagenreichen Untersberg, in welchem Kobolde und Gnomen hausen, die mit dem Landmann, je nach den Umständen, in freundlichem oder feindlichem Verkehr leben, ihm bei der Arbeit behülflich sind, oder ihn an derselben hindern, und unaufhörlich hämmern und pochen; diesen Untersberg, in welchen die Sage Karl den Großen oder auch den Kaiser Friedrich Rothbart versetzt, die Schirmherren des deutschen Volkes. Man gewahrt ferner den Mönchberg, den Geisberg und andere Höhen, die an einem heitern Sommerabend, wenn die Sonne mit ihren scheidenden Strahlen sie vergoldet, in wunderbarer Farbenpracht spielen, und einen unbeschreiblich schönen Eindruck machen. In diesem Paradiese liegt Salzburg, am Fuße zweier abschüssigen, aus Nagelfluhe bestehenden, Berge, zwischen welchen hindurch der Fluß sich einen Weg gebahnt hat. Ueber denselben führt eine Brücke, welche beide Stadttheile miteinander verbindet. Die Stadt selbst hat ein alterthümliches Ansehen, und ihre Straßen sind wenig belebt, indem Salzburg, das Militär nicht mit in Anschlag gebracht, kaum dreizehntausend Bewohner zählt; Aber diese sind gastfrei, heiter, freundlich und gefällig, und es wird dem Fremden, der einige Zeit unter ihnen weilt, leicht heimisch in ihrer Stadt. Die Häuser sind aus Steinen aufgeführt, meist hoch, haben gewölbte Erdgeschosse, und flache Dächer, eine für das Klima vielleicht nicht ganz angemessene Nachahmung des italienischen Styls, der sich hier schwerfällig ausnimmt.

Salzburg ist reich an ausgezeichneten Gebäuden. Auf dem Gipfel der Höhe am rechten Ufer liegt ein Franziskanerkloster, auf den Felsen am linken Salzach-Ufer das im elften Jahrhundert gegründete Schloß, oder Hohensalzburg, im Mittelalter die Wohnung der Erzbischöfe, und auch einmal von den Bauern belagert. Jetzt ist es seiner Aussenwerke beraubt und in eine Kaserne umgewandelt worden, ein Bild gefallener Größe. Im Thurme wird noch die Folterkammer mit Marterwerkzeugen dem Fremden gewiesen, der sich schaudernd von ihnen wegwendet und dem Himmel dankt, daß diese Barbarei in deutschen Landen längst verschwunden ist. Die Aussicht vom Schlosse auf die Stadt und die Umgegend mit ihren Dörfern, Schlössern, Landhäusern und einzelnen zerstreut liegenden Bauernhöfen ist herrlich; aber nicht minder schön jene vom Mönchsberge, welcher die Fortsetzung der Hügelkette bildet, auf welchem Ho-

hensalzburg steht. Seine Hochebene ist in einen anmuthigen Garten umgewandelt worden; aber es ist ein gefährlicher Nachbar für die Stadt, welcher er schon einmal Verderben gedrohet hat; denn in einer Nacht des Jahres 1669 schob sich ein Theil der aus Nagelfluhe bestehenden Höhe ab, begrub ein Kloster und viele Häuser, und mehrere hundert Menschen wurden verschüttet.

Durch einen Theil des Mönchsberges ist ein Bogengang gebrochen worden, das sogenannte Sigmundsthor, welches Erzbischof Sigismund der Dritte im Jahre 1767 bauen ließ, um die Verbindung nach der Riethenburg bequemer zu machen und einen weiten Umweg abzukürzen. Dieser Tunnel hat eine Länge von mehr als fünfhundert Fuß, ist zwei und zwanzig Fuß breit und beinahe vierzig Fuß hoch, — ein riesenhaftes Werk für jene Zeit, das, in Bezug auf den Fürsten der es beginnen und vollenden ließ, die passende Inschrift über dem Eingange trägt: Te saxa loquuntur, das heißt: von dir reden die Steine; sie melden deinen Ruhm. Die Arbeit wurde binnen sieben Jahren vollendet.

In der Nähe liegt die Sommerreitschule, ein Wunderwerk in ihrer Art, einem Amphitheater ähnlich, das in den Felsen hineingehauen ist; ein länglich runder Raum, in dessen Steinwänden sich die Gallerien für die Zuschauer, drei Reihen übereinander befinden, im Ganzen sechs und neunzig Bogen. Zur Decke dient das Himmelsgewölbe. Dieses Amphitheater soll anfangs für Thierhetzen bestimmt gewesen sein; jetzt dient es zum Tummelplatze für die Reiter, welche die vortrefflichen Pferde des kaiserlichen Musterstalls abrichten.

Die Kirchen der Stadt sind zahlreich und zumeist herrlich geschmückt, aber im Allgemeinen als Bauwerke nicht besonders ausgezeichnet. Die an Standbildern und Gemälden reiche Domkirche ist in italienischem Geschmacke aufgeführt, und wird von einer Kuppel überragt. Schön ist der Hofbrunnen, der für das beste Kunstwerk Salzburgs galt, ehe Mozarts Standbild sich dort befand. Drei Atlanten mit verschlungenen Füßen tragen eine kolossale Muschel, auf welcher ein Triton durch ein Horn in drei Strahlen, wohl ein Dutzend Fuß hoch, frisches Bergwasser in ein marmornes Becken ausprützt. Vier Wasserpferde bäumen sich nach verschiedenen Himmelsgegenden. Die Ausführung der ganzen Gruppe wird von Kennern für ein Meisterstück der Skulptur erklärt, und macht dem Künstler, welcher das Werk schuf, dem Italiener Anton Dario, große Ehre.

Salzburg war die Wiege zweier großer Männer, von welchen der eine Deutschlands Stolz ist; ein dritter, der einst in ganz Europa Aufsehen erregte, und noch lange nach seinem Tode Einfluß auf einzelne Zweige der Wissenschaften übte, liegt hier begraben. Jene beide ersten sind Michael Haydn und Wolfgang Amadeus Mozart, der dritte ist Theophrastus Paracelsus.

Der Universitätskirche gegenüber liegt, wie eine Inschrift besagt, Mozarts Geburtshaus, in welchem in einem bescheidenen Zimmer des dritten Stocks 1756 der größte Tondichter, der je gelebt, das Licht der Welt erblickte. Wer es betritt, den müssen, wenn er ein sinniger Mensch ist, und sich je erquickte und auferbauete an den unvergleichlichen Schöpfungen des herrlichen Genius, Andacht und Ehrfurcht durchbeben. Mozart war es, der „die gemeinverständlichste aller Künste zugleich zur populärsten, allumfassendsten zu machen wußte, der aber nicht minder Regel und Verstand bei jedem Beginnen, mochte es auch einen tändelnden Anstrich haben, zu Grunde legte, und so nicht nur Wohlthäter, sondern auch der Lehrer und Meister Aller wurde, welchen für den Zauber der Töne Gemüth und Geist erschlossen." Mozarts schönstes Denkmal sind freilich seine Tonwerke, die leben werden, so lange es fühlende Menschen auf Erden gibt; aber es war löblich, daß die Bürger seiner Vaterstadt sich entschlossen, ihm zu Ehren auch ein Standbild zu errichten. Der Plan fand Anklang im ganzen Vaterlande und wurde von allen Seiten her unterstützt. Angeregt wurde er zuerst von dem Aktuarius Sigmund von Koslern und dem Schriftsetzer Julius Schilling im August 1835, zunächst unterstützt 1836 vom oldenburgischen Kapellmeister Pott. Wenn, sagten die Freunde der Tonkunst in ihrem Aufrufe, irgend einem Künstler der Kranz der Unsterblichkeit gebührt, so ist es W. A. Mozart, der größte Tonsetzer, der im Kirchen- und Kammer-, im Konzert- und Opernstyl Unerreichtes leistete; der in Erfindung, Anordnung und Ausführung gleich vortrefflich war; der in seinen Werken, wie Keiner vor und nach ihm, die Ergötzung des Laien mit der Befriedigung des Kenners zu verbinden wußte, und so die Musik auf den höchsten Gipfel erhob, den sie, ihrer Natur und ihren Gränzen nach, zu erreichen vermochte.—

Das Andenken dieses Mannes, der die Zierde Deutschlands ist und der Stolz seines Jahrhunderts war, wollte seine Vaterstadt durch Errichtung eines Denkmals ehren. Reichlich strömten von allen Seiten Beiträge herbei, und am vierten September des vorigen Jahres konnte das Standbild enthüllt werden. Es war ein festlicher Tag, von nah und fern waren Tausende herbeigeströmt, um dem großen Genius ihre Huldigung darzubringen, und würdig wurden, unter des Tonsetzers

Neukomm, auch eines Salzburgers, Leitung, die Feierlichkeiten mit einer Messe von Mozart eröffnet. Nur Musikstücke des Meisters hörte man, dessen beide Söhne anwesend waren. Der Festzug nahm seinen Weg an Mozarts Geburtshause vorüber, nach dem Michaels- jetzt Mozarts-Platze, auf welchem sich die Statue erhebt. Im Zuge sah man die Knappen des Salzbergwerks am Dürrenberge in ihrer Gewerbstracht; die Zünfte der Stadt mit ihren Fahnen, und Maurer und Steinmetze mit Hammer und Kelle. Auch Fürsten und Fürstinnen, und große Künstler, wie Staudigl aus Wien, waren anwesend. Die Einweihungsrede hielt Neukomm, dann fiel die Hülle, die helle Sonne bestrahlte das Erzdenkmal, und tausendstimmiger Freuderuf ertönte. So wurde ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, das Andenken des Unerreichten, der Millionen durch seine Tonschöpfungen entzückte und noch mehre entzücken wird, herrlich gefeiert.

Das Denkmal ist des Künstlers würdig, ein porträtähnliches Standbild auf einem hohen marmornen Fußgestell, modellirt von Schwanthaler und von Stiglmaier in Erz gegossen. Beide Männer, denen Deutschland bereits so viele herrliche Skulpturen verdankt, hatten aus Verehrung für Mozart die Arbeit übernommen, und Salzburg zeigte sich für ihre Uneigennützigkeit dadurch dankbar, daß die Stadt, sich selbst ehrend, ihnen das Ehrenbürgerrecht ertheilte. Das Denkmal stellt Mozart in der allerdings nicht sehr kleidsamen Tracht seiner Zeit dar; allein die Künstler haben es verstanden, das, was unangenehm berühren könnte, durch Mantel und Faltenwurf zu verhüllen, so daß der weitschößige Frackrock verschwindet. Der Kopf des Standbildes ist nach links, die Augen sind gen Himmel gewandt; der Fuß ruhet auf einem Felsstück. In der rechten Hand hält Mozart einen Griffel, in der Linken ein Blatt aus seinem Requiem; zu seinen Füßen liegt ein Lorbeerkranz. Die Inschrift lautet einfach: Mozart, MDCCCXXXXII.

In der Peterskirche befindet sich das Denkmal für Michael Haydn, der Schöpfer der modern klassischen Kirchenmusik, (Bruders des Komponisten der Schöpfung). Eine rohe Steinmasse, stellt einen mit Moos bedeckten Felsen dar, auf welchem lose Blätter mit den Titeln der Hauptwerke Haydns zerstreut umherliegen. Auf dem Felsen erhebt sich neben einem Kreuze ein länglich viereckiges kleines Mausoleum, oben mit einer Lyra und einer Urne, in welcher letztere des Tondichters Schädel ruht. Eine Marmortafel trägt die Inschrift: Michaeli Haydn, nato die 14. Sept. 1837; vita functo 10. Aug. 1806. Die Zeichnung ist von Hefter, die Ausführung von Högel. Man hat dem Denkmal wohl allen Kunstwerth abgesprochen, uns scheint es von gutem Geschmack, denn es ist einfach und ausdrucksvoll. In der Kellerei des St. Petersstiftes, ist das Haydnstübchen, in welchem Michael Abends sein Glas Wein zu trinken pflegte, und oft Kompositionen skizzirte. Sein mit Laubgewinden verziertes Bildniß hängt jetzt in dem Zimmer.

In der Peterskirche ist auch das Grab des Heiligen Rupert, eines Franken, der in diesen Gegenden den Samen des Christenthums ausstreuete, und hier eine Benediktinerabtei gründete, welche zu den ältesten in Deutschland gehört.

Der Brand von welchem 1818 Salzburg heimgesucht wurde, zerstörte die St. Sebastianskirche, verschonte aber den Gottesacker neben derselben, welcher zu den schönsten in Deutschland gehört. Er bildet ein Viereck. Den vier Seiten entlang laufen in den gewölbten Gängen aneinander gereihete Altäre hin, die mit eisernen Gittern verschlossen sind und Grabmäler enthalten. Die Grabsteine sind in die Wände eingemauert; auf dem Kirchhofe selbst erhebt sich ein Wald von Kreuzen, zwischen denen Gras emporsprießt und Blumen blühen. Hier sprechen die Todten; hier am Eingange des Kirchhofes ruhet auch der berühmte Arzt und Naturkundige Theophrastus Paracelsus, den seine Zeit für einen Wundermann hielt, welcher im Besitze des Steines der Weisen sei, und dessen Ruf noch in unsern Tagen im Volke nicht verklungen ist. Denn als vor zehn Jahren in Salzburg die Cholera gefürchtet wurde, sah man Weiber und Greise zu seinem Grabe wallfahrten, und dort um Abwehr der tödlichen Seuche beten.

Nach einem unstäten Leben kam Paracelsus nach Salzburg, wo er in dem Hause, welches unfern der Brücke liegt, und die Nummer 327 trägt, am 24. September 1541 starb. Er war zu Einsiedeln in der Schweiz 1493 geboren, als Sohn eines Arztes, der ihn in der Medicin unterrichtete. Schon früh wandte er sich dem Studium der Scheidekunst zu, wurde von dem berühmten spanheimer Abt Trithemius, der auch im Rufe eines Wundermanns und halben Zauberers stand, unterwiesen, hielt sich dann längere Zeit bei den Fuggern in Augsburg auf, machte Reisen durch Deutschland Italien, Spanien und Frankreich, besuchte später Polen, Kroatien, und Siebenbürgen, und bekümmerte sich auch um den Bergbau. Als Feldarzt war er in manchen Schlachten, bei manchen Belagerungen gegenwärtig, wollte auch nach Moskau gehen, wurde aber von den Tataren gefangen und nach Konstantinopel gebracht, wo er, wie es hieß, den Stein der Weisen gefunden. Er verkehrte mit den berühmtesten Aerzten seiner Zeit, verschmähete

aber auch die Unterhaltung mit Schäfern und alten Weibern nicht, und erklärte offen, daß er von letzteren mehr Nützliches gelernt habe, als von jenen. Das verziehen ihm die Männer vom gelehrten Handwerke eben so wenig, als daß er in einer Zeit, wo nur die lateinische Sprache für ebenbürtig galt, deutsch lehrte und schrieb. Er stellte sich, da er zu Basel Professor war, als einen Reformator der Arzneikunde hin, und in gewisser Hinsicht muß er auch als ein solcher betrachtet werden. Ihm galten Physik, Sternkunde, Chemie und Frömmigkeit für die vier Grundsäulen der wahren Medicin; gegen die, zu jener Zeit in hohem Ansehen stehenden Schriften der arabischen Aerzte, war er so eingenommen, daß er sie auf seinem Lehrstuhl verbrannte; auch dem griechischen Arzt Galenus legte er nur geringen Werth bei; er verachtete die sogenannten galenischen Suppen, mit denen man damals alle Krankheiten aus dem menschlichen Körper fortschwemmen wollte, und verdrängte die Kräutertränke, Latwergen und Syrupe, welche für Universalheilmittel galten, durch Oele, Salze, Elixire, Spiritus, kurz durch chemische Arzneimittel, und betrieb auch eine Reform des Apothekerwesens. Seine Anhänger behaupteten, er habe einen Trank erfunden, durch den er das menschliche Leben um einige hundert Jahre verlängern könne; seine einflußreichen Feinde dagegen, und deren hatte er eine große Menge, gaben vor, der hochmüthige „Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim Eremita," habe einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen, der ihn, trotz jenes Lebenselixirs, aus der Welt geholt habe. Daß er einige Tage vor seinem Tode krank gewesen und eine letzte Willensverfügung hinterlassen, verschwiegen sie. Der Erzbischof von Salzburg aber sah in Paracelsus nur den ausgezeichneten Arzt, und ließ ihn feierlich begraben, und einen Grabstein setzen, mit einer lateinischen Inschrift, welche besagt: daß Philippus Theophrastus hier begraben liege, ein ausgezeichneter Lehrer der Arzneikunde, welcher die bösen Plagen, als Aussatz, Zipperlein, Wassersucht, und andere schwere Uebel des Körpers durch seine wunderbare Kunst erleichtert und geheilt, und sein Hab und Gut unter die Armen vertheilt habe.

Am Sarge stehen folgende Verse:

Zu Salzburg ruhe ich ohne Klag,
Und schlaef bis an den jüngsten Tag,
Alsdan wirdt Got mein Grab entdecken,
Und mich zu ewiger Freud erwecken.

Eine zweite Inschrift, zur rechten Seite des Epitaphiums wiederholt in deutschen Versen, was die lateinische Inschrift besagt, und fügt hinzu:

Wie Dürer in der Molerei
So dieser in der Artzenei;
Vor und nach ihnen keiner kam,
Der ihnn hierin den Preis benahm
Mußt es darum vom Teufel sein,
Dasselb sei fern, ach nein, ach nein.

Eine Inschrift zur linken rettet dann seine Frömmigkeit:

Ob er in heiliger Schrifft studirt,
Wirdt aus seinen Büchern gnug probiert,
Dann aus seinen bei vierhundert Schriften
Lern Artzt, Theologen und Juristen.
Was nur in Himmel und Erden ist,
Wust dieser Doktor zu aller Frist.
Doch war er feint der Schwartzen-Kunst,
Die man ihn bezichtigt aus ungunst;
Auch philosophisch Stein hat gemacht,
Damit die Menschen wieder bracht
Vom Doot, darzu die grobe Metall
Hat er fein saubern können all
In Silber und in rothes Golt:
Wer wolt nun solchem nicht sein holt,
Hat all sein Gut den Armen geben,
Got geb ihm jetz das ewige Leben.

Diese Verse sind offenbar aus einer weit späteren Zeit, als die erste lateinische Inschrift, die vom philosophischen Steine noch nichts weiß.

Salzburg, das alte Juvavia, von Kaiser Hadrian gegründet, war in den Römerzeiten eine der bedeutendsten Städte in Noricum, welches das jetzige Ober- und Niederösterreich zwischen dem Inn, der Donau und dem Wienerwalde, den größten Theil von Steyermark, Kärnthen und Theile von Krain und Bayern, und das Salzburgische umfaßte. Dieses letztere bildete später das Erzstift Salzburg, welches gegen Osten an Oesterreich und Steyermark gränzte, im Süden von Kärnthen und Tyrol umschlossen war, ein Land von etwa zweihundert Geviertmeilen mit nahe an 200,000 Bewohnern, rüstigen, kräftigen streitbaren Menschen. Es ist arm an Getreide, denn es bildet lauter Gebirg und Thal, aber reich an vortrefflichen Viehweiden und an Salz; es ist ein Hochland, mit plötzlichem Witterungs- und Temperaturwechsel. Die Stadt Salzburg liegt 1390 Fuß über der Meeresfläche. Noch im Hochsommer entsenden die Alpen schneidend kalte Winde; im Frühjahr und Herbst verursacht der Jaugwind, dem Föhn in der Schweiz vergleichbar, indem er den Schnee im Gebirge rasch auflöst, große Ueberschwemmungen.

Der Erzbischof war Primas in Deutschland; seine Kirche erwarb im Fortgang der Jahrhunderte ihre Lande durch Schenkungen der fränkischen Könige, der bayerischen Herzöge, vieler Ritter, Bürger und Bauern. Die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Lande des Stiftes umfaßten bald den ganzen Salzgau, Pinzgau und Pongau. Der Erzbischof war Reichsfürst, geborener Legat des päpstlichen Stuhls, trug die Kleidung der Kardinäle, und von seinen Urtheilen konnte nur an den Papst appellirt werden; vom deutschen Kaiser erhielt er den Titel Euer Liebden, unter ihm standen neun Bischöfe, er war mitausschreibender Fürst des bayerischen Kreises und hatte nahe an drei Millionen Gulden Einkünfte. Im Jahre 1802 wurde das Erzbisthum säcularisirt, kam durch den presburger Frieden an Oestreich, 1810 an Bayern, und im pariser Frieden wieder an den Kaiser. Jetzt bildet der größte Theil desselben einen Kreis des Landes ob der Ens.

Ein Zug durch die Sahara.

Am Bord der Fregatte Medusa, deren Schiffbruch wir geschildert haben, befand sich auch ein bejahrter französischer Sachwalter, Namens Picard, der sein Glück in Senegambien zu versuchen gedachte. Er hatte seine beiden Töchter aus erster Ehe, seine zweite Frau und drei Kinder bei sich, und alle hatten von jeher in gutem Einvernehmen und in Wohlhabenheit gelebt. Als die Medusa auf der Bank von Arguin strandete, gelang es dieser Familie sich in eine der Schaluppen zu werfen und die Küste zu erreichen, aber welche Küste! Den Fluthen waren sie entronnen, aber sie befanden sich, fern von jeder menschlichen Wohnung am Rande der Sahara, deren Name allein schon furchtbar ist. Eine Wüstenei auf weit und breit, ohne süßes Wasser, ohne Grün, ohne ein schattiges, gastliches Obdach! Ihr nacktes Leben hatten die Schiffbrüchigen gerettet, aber das war auch Alles. Es fehlte ihnen an Vorrath von Lebensmitteln, und so weit das Auge reichte war keine Speise, kein Trank zu finden. Und doch mußten die, welche das Land erreicht hatten, weiter wandern, denn am Meeresstrande war ja ihres Bleibens nicht. Also bildeten sie frühmorgens eine Karawane, um im Innern Wasser zu suchen. Sie gruben ein tiefes Loch in den Sand, und waren überglücklich als sie etwas fanden; sie tranken es begierig, obwohl es nach Schwefel schmeckte und trübe aussah. Löschte es doch den Durst!

Ueber den weitern Verlauf der Wüstenwanderung erzählt Picards älteste Tochter Folgendes: „Da unsere Kleider während der Fahrt in der Schaluppe vom Seewasser durchnäßt und beinahe ganz zerrissen waren, und wir nichts zum Wechseln hatten, so waren einige Offiziere gütig genug, uns nach Kräften mit ihren Anzügen auszuhelfen. Meine Stiefmutter, meine Schwester und mein Vetter kamen auf diese Weise wieder zu Kleidungsstücken; ich behielt die meinigen. Nachdem wir uns noch einmal satt getrunken, brachen wir nach dem Senegal auf, das heißt, wir zogen in Gottes Namen gen Süden; denn wo und in welcher Richtung von unserm Standpunkte aus St. Louis eigentlich lag, das wußten wir nicht. Die Männer hatten vorher eine Berathung gehalten, und beschlossen daß Weiber und Kinder vorausgehen sollten. Die Matrosen trugen was von Kindern bei uns war, und so wanderten wir der Küste entlang. Obwohl erst sieben Uhr Morgens, war doch schon der Sand brennend heiß, und wir litten sehr, da wir beinahe barfuß, auch auf die Muscheln treten mußten, mit welchen der Strand bedeckt war."

„Am Morgen des neunten Juli sahen wir eine Antilope auf einem Hügel stehen; sie entfloh aber, ehe sie geschossen werden konnte. Die Wüste bot einen entsetzlich gleichförmigen Anblick dar; doch fanden wir Wasser, wenn wir nachgruben. Aber schon am Vormittage beschwerten sich zwei Seeoffiziere, daß unsere Familie das rasche Vorwärtskommen der Karawane hindere, und allerdings konnten wir Frauenzimmer und die Kinder nicht so schnell vorwärts als die rüstigeren Männer. Denn obwohl wir uns möglichst anstrengten, blieben wir doch häufig zurück, und dann mußten jene warten, bis wir wieder bei ihnen waren. Die Offiziere, und mit ihnen einige Andere, überlegten nun, ob sie auch fernerhin auf uns warten oder uns zurücklassen sollten; allein nur wenige waren der letztern Ansicht. Als mein Vater erfuhr, was eben vorging, machte er ihnen bittere Vorwürfe über ihre Selbstsucht und Herz-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

losigkeit, und darüber kam es zu einem lebhaften Wortwechsel, in welchem die Offiziere ihre Säbel zogen und mein Vater einen Dolch zückte, den er mit von der Fregatte gebracht. Als es zum Aeussersten kommen zu wollen schien, warfen wir uns zwischen die Erhitzten, und baten den Vater, lieber bei uns zurückzubleiben, als Mitgefühl und Hülfe von Leuten zu erwarten, die unbarmherziger seien als selbst die Mauren. Mehrere Männer nahmen auch für uns Partei, namentlich ein Infanteriehauptmann, der seinen Soldaten vorstellte, wie unmännlich es sein würde, Weiber und Kinder hülflos in der Wüste zurückzulassen. Seine nachdrückliche Rede fand Anklang und Jene schämten sich ihres feigen Entschlusses."

„Gegen Mittag begann der Hunger uns sehr zu quälen, und es wurde beschlossen an den kleinen, längs der Küste sich erhebenden Hügeln nach essbaren Kräutern zu suchen; allein wir fanden nur ungenießbare Euphorbien und einige andere Pflanzen, deren Saft bitter wie Galle schmeckte. Doch hielt hier die Karawane Rast, während einige Offiziere weiter landeinwärts gingen, und nach einer Stunde mit etwas Portulak zurückkamen, wovon sie uns mittheilten. Alle aßen mit einem wahren Heißhunger, bis nichts mehr übrig war, aber Keiner war satt geworden, und so machten sich denn Soldaten und Matrosen auf den Weg, um mehr zu suchen, brachten auch eine ziemliche Menge, und wir füllten nun unsere Magen. O, ich habe nie mit mehr Lust gegessen, als damals. Auch Wasser fanden wir, und tranken es trotz seines abscheulichen Geschmacks. Dann zogen wir weiter. Es war eine furchtbare Hitze, der Sand unter uns glühete wie Feuer, und doch waren Manche von uns barhaupt und barfuß. Als wir wieder ans Meer gelangten, warfen wir uns in die Fluth, die uns einigermaßen abkühlte, und gingen dann dem nassen Gestade entlang. Einige Krabben und Schaalthiere die wir fanden, wurden gierig verzehrt; um den Durst zu stillen, sogen wir ihre Scheeren aus, und legten uns um neun Uhr Abends zwischen einigen Sandhügeln zu Ruhe, obwohl das Geheul der Leoparden uns ziemlich oft störte. Am andern Morgen fehlte gottlob Keiner von uns. Mit Sonnenaufgang brachen wir auf, und verfolgten eine östliche Richtung, um Wasser zu finden; aber es ging damit viel vergebliche Zeit verloren. Die Gegend in welcher wir uns heute befanden, war nicht ganz so dürr und wüst wie bisher; wir sahen viele, mit Mimosen bedeckte Hügel, und in weiter Ferne eine hohe Dünenkette, die aber offenbar nicht angebaut war. Im Laufe des Morgens hatten einige von den Soldaten zwei Araberzelte entdeckt, und wir lenkten natürlich unsere Schritte dorthin. Aber der Weg war mühsam; er führte über schlüpferige Dünen und dann über eine weite Ebene, deren Boden so steinhart war, daß unsere Füße uns entsetzlich schmerzten. Als wir den Zelten näher kamen, flohen einige maurischen Hirten von dannen, welche eine Anzahl Schaafe und Ziegen überwachten, die in einer kleinen Oase weideten. In den Zelten fanden wir drei maurische Frauen und zwei kleine Kinder. Unser Besuch setzte sie keineswegs in Schrecken, und ein Neger, der sich mit uns gerettet hatte, diente als Dolmetscher. Da gaben uns die Maurinnen, gegen Bezahlung, Hirse und Wasser. Die handvoll Hirse kostete zwei Franks, das Glas Wasser drei Franks; aber es war gut und klar, und das Geld reuete Keinen. Aber ein Glas Wasser und eine handvoll Hirse, war für so ausgehungerte Leute nur wenig. Mein Vater kaufte für zwanzig Kronenthaler zwei junge Ziegen, die wir schlachteten und von den Maurinnen kochen ließen. Da sättigten wir uns, gingen weiter, und trafen unterwegs wieder einige Mauren, welche uns in ihr Lager führten. Wie wunderbar es doch oft der Zufall fügt! Unter diesen Mauren befand sich ein Mann, den mein Vater vor langen Jahren in Senegambien kennen gelernt hatte, und der auch etwas französisch sprach. Es war Achmed, der für ihn einst Goldschmiedarbeiten besorgt hatte. Beide schüttelten einander die Hände. Achmed konnte die Thränen nicht zurückdrängen, als er vernahm, wie traurig es uns mit dem Schiffbruch und in der Wüste gegangen sei; er beklagte unser Schicksal, und gab uns, ohne Bezahlung zu verlangen, Milch und Wasser in reichlicher Menge. Auch schlug er für unsere Familie ein Zelt auf, weil seine Religion ihm nicht erlaubte, mit Christen unter ein und demselben Dache zu wohnen. Nachdem er uns darin ein Feuer angezündet, wünschte er uns mit den Worten: „Schlaft in Frieden," eine gute Nacht, und fügte hinzu: „die Christen und die Muselmänner haben denselben Gott."

Am andern Tage erreichten unsere Abenteurer, die von den Mauren mehrere Esel gemiethet hatten, abermals die Küste, immer den Weg nach dem Senegal fortsetzend. Sie erblickten ein Schiff, dem sie Zeichen gaben. Es kam näher; die Mauren warfen sich ins Wasser, schwammen an Bord und kamen nach etwa einer halben Stunde mit einigen Fässern zurück. Auch brachten sie einen Brief vom Befehlshaber des Fahrzeuges, das kein anderes war, als der Argus, welcher die auf dem Flosse im Meere umhertreibenden suchen und aufnehmen, die in der Wüste Umherirrenden aber mit Lebensmitteln versorgen sollte. — „Wie glücklich

fühlten wir uns! Hatten wir doch nun Schiffszwieback, Wein, Branntwein und holländischen Käse! Der Argus entfernte sich, während wir beschäftigt waren, diese Vorräthe zu vertheilen. Es kam auf Jeden ein großer Zwieback, ein Glas Wein, ein halbes Glas Branntwein und ein Stückchen Käse. Den Wein tranken alle auf einen Zug; auch die Frauen verschmäheten den Branntwein nicht. Unsere Freude zu beschreiben, wäre vergeblich. Wir waren so lange den Strahlen einer senkrecht herabfallenden Sonne ausgesetzt gewesen, waren ermattet von Hitze und Anstrengung, hatten kaum etwas Nahrhaftes genossen, und besaßen jetzt Brod, Wein, Wasser! Wir waren wie ausser uns. Das Leben, welches uns kurz vorher eine drückende Last schien, galt uns jetzt wieder für das höchste Gut; wir hoben unser Haupt empor, Feinde söhnten sich miteinander aus und wurden Freunde, die Geizigen hörten auf selbstsüchtig zu sein, die Kinder lächelten zum ersten Male seit dem Schiffbruch wieder; kurz alle waren glücklich."

„Gegen sechs Uhr Abends war mein Vater so abgemattet, daß er auszuruhen wünschte. Wir ließen also die Karawane weiter ziehen, denn meine Stiefmutter und ich blieben bei ihm. Die übrigen Glieder unserer Familie folgten mit den Eseln. Wir drei versanken bald in tiefen Schlaf. Als wir erwachten, waren wir sehr erschrocken darüber, daß unsere Gefährten nirgends zu sehen waren. Im Westen sank die Sonne nieder. Einige auf Kameelen reitende Mauren kamen auf uns zu, und mein Vater machte sich bittere Vorwürfe, daß er so lange geschlafen hatte. Jene Mauren machten uns bange, und wir wären ihnen gern ausgewichen; allein meine Mutter und ich sanken erschöpft nieder. Da kamen die langbärtigen Männer dicht zu uns heran, der eine stieg ab, und redete uns, zu unserm größten Erstaunen folgendermaßen an: „Befürchten Sie nichts, meine Damen; in der Hülle eines Arabers steht ein Engländer vor Ihnen, der Ihnen gefällig zu sein wünscht. Ich habe am Senegal vernommen, daß Schiffbrüchige von der Medusa in der Wüste herumirren, und da ich mit einigen Häuptlingen dieser Gegend bekannt bin, so machte ich mich auf, um Ihnen nützlich zu sein." Nun waren wir ausser Sorgen. Wie innig dankten wir dem großherzigen Engländer für seine Güte! Er hieß Carnet, und sagte uns, daß die Karawane, welcher er begegnet war, etwa zwei Stunden weit entfernt, auf uns harre. Dann gab er uns Schiffszwieback, und wir machten uns zusammen auf den Weg. Er drang in uns, die Kameele zu besteigen, aber meine Mutter und ich konnten nicht reiten, und gingen daher zu Fuß weiter, während mein Vater ein Thier bestieg. Bald nachher gelangten wir an einen Bach; sein Wasser war aber salzig wie die See und nicht zu genießen. Wir wateten hindurch, und gelangten bald zu unseren Gefährten, welche sich bei mehreren Brunnen gelagert hatten. Dort wollten wir auch die Nacht über bleiben. Die Soldaten wurden angewiesen etwas dürres Holz zu sammeln, denn wir hielten ein Feuer für nöthig, um die wilden Thiere fern zu halten, aber Carnet bemerkte, die Mauren verstünden es schon, dieser unwillkommenen Gäste sich zu entledigen."

„Wir hatten eine gute Nacht, und setzten gestärkt und frisch, Morgens gegen vier Uhr unsere Reise der Seekante entlang fort. Herr Carnet verließ uns, um einige Lebensmittel herbeizuschaffen. Unter Mittag wurde die Hitze so furchtbar, das selbst die an das Klima gewöhnten Mauren sie kaum zu ertragen vermochten. Wir wollten Schutz hinter einigen Sandhügeln suchen, aber die waren weit entfernt; die Esel blieben stehen, und gingen nicht von der Stelle; die meisten von uns hatten weder Hüte noch Schuhe, die Hitze war zum Ersticken, und doch mußten wir noch eine kleine Stunde weit gehen, um etwas Schatten zu finden. Ich glaubte, meine letzte Stunde sei gekommen; meine Augen wurden umdüstert, ich ward ohnmächtig, ich sah nichts mehr vor mir als eine dunkle Wolke und war dem Verschmachten nahe, als noch zu rechter Zeit ein mitleidiger Deutscher, ein Schmied, Namens Borner, mir etwas schlammiges Wasser reichte, das er in einem Stiefel aufbewahrt hatte. Ich trank es, ein Hauptmann gab mir einige Brocken Zwieback, die er noch in seiner Tasche fand, und mein Leben war gerettet."

„Wir wollten eben weiter kriechen als unser menschenfreundlicher Engländer herangesprengt kam. Er brachte Lebensmittel, und Alle, die noch kurz vorher den Tod als eine Wohlthat vom Himmel erfleht hatten, freueten sich nun wieder des Lebens. Wir hatten Reis, Wasser und gedörrte Fische im Ueberflusse, durften uns satt trinken, konnten aber, vor Schwäche, nur wenig essen, und sehnten uns nach dem Meere, um zu baden. Nachdem wir eine Stunde Wegs zurückgelegt, erreichten wir die Küste, und fanden dort die Esel, welche sich ins Wasser gelegt hatten. Sogleich sprangen wir in die Fluth, und blieben länger als eine halbe Stunde in der See. Das erquickte und erfrischte! Aber wir mußten noch eine lange Tagereise machen, bevor wir die Ufer des Senegal erreichten, wo Boote in Bereitschaft lagen, uns nach St. Louis zu rudern. Wir beschleunigten unsere Schritte, so viel es immer anging, und bald gewann nun die Gegend einen freundlichen

Anblick. Wir sahen wieder Leben, immergrüne Bäume, flatternde Kolibris, Papageyen und andere Vögel. Wie lieblich klangen die kreischenden Stimmen dieser letzteren in unseren Ohren! Und unsere Augen konnten nicht genug die Schönheit dieser Natur betrachten, welche so schroff gegen die Oede der hinter uns liegenden Wüste abstach. Bevor wir den Strom erreichten, mußten wir noch einen mit dornigem Gestrüpp bedeckten Hügel überschreiten. Erst um vier Uhr Nachmittags schifften wir uns ein, hielten eine köstliche Mahlzeit und erblickten nach einiger Zeit aus der Ferne St. Louis, eine Stadt die zwar einen sehr armseligen Anblick gewährt, uns aber, nach so vielen Leiden, aus lauter Feenpaläſten zu bestehen schien. Um sechs Uhr befanden wir uns unter dem Fort, wo der bisherige englische Statthalter, und unser wackere Freund Carnet, uns empfingen. Der Statthalter zeigte tiefes Mitgefühl; die Einwohner, schwarze, farbige und weiße ohne Unterschied, drückten uns die Hände. Die Kränksten von uns wurden sogleich in ein Spital geschafft, die übrigen fanden in gastlichen Häusern freundliche Aufnahme. Unsere Familie wohnte bei einem Herrn Artigue, in dessen Zimmern wir seine Frau, zwei andere Damen und eine Engländerin fanden, die es sich nicht nehmen lassen wollte, uns behülflich zu sein. Sie nahm mich und meine Schwester Caroline mit in ihre Wohnung, und stellte uns ihrem Manne vor, der die Freundlichkeit selbst war. Sie ließ uns waschen, gab uns Leinenzeug und Kleider, und überhäufte uns mit Güte. Bisher hatte ich, auch in der bittersten Noth, meine Geistesgegenwart nicht verloren; diese glückliche Wendung meines Schicksals aber machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich nahe daran war, meinen Verstand zu verlieren. Als ich mich erholt und meine Besinnung wieder erlangt hatte, führte mich meine großmüthige Wirthin in ihr Wohnzimmer, wo wir den Mann und einige englische Offiziere trafen. Sie saſsen bei Tische, und wir nahmen Theil am Mahle. Zum Glück war ein junger Franzose da, welcher den Dolmetscher machte. Ich erzählte die Geschichte unseres Schiffbruches, und der Wanderung durch die Wüste, und Alle waren erstaunt, daß Weiber und Kinder so viel Elend und so ungeheure Anstrengung hatten ertragen können. Sie sahen mir an, daß ich der Ruhe bedurfte und zogen sich bald zurück. Darauf brachte mich die Engländerin zu Bett, und ich versank in tiefen Schlaf."

Picard blieb mit seiner Familie in St. Louis. Er glaubte dort sein Glück machen zu können, fand aber nichts als Widerwärtigkeiten aller Art. Einige Monate nach seiner Ankunft starben seine Frau und einige Kinder als Opfer des bösartigen Klimas. Seine Erwartungen, als Anwalt ein Vermögen erwerben zu können, gingen auch nicht in Erfüllung; die Leute dort waren zu arm und überhaupt die Lage der Kolonie eine sehr traurige, seitdem die Engländer abgezogen waren. Er wurde Kaufmann, seine Geschäfte gingen schlecht; er fing an, Baumwolle zu bauen, die Erndte mißrieth. Da starb er, beinahe bettelarm, vor Unmuth über sein trauriges Schicksal, an gebrochenem Herzen.

Seine Tochter erzählt weiter: „Dieser letzte, schwerste Schlag machte mich trostlos. Das Leben hatte für mich keine Freude mehr. Binnen drei Monaten waren alle meine Verwandten gestorben; mein Vater folgte bald nachher. Von der ganzen Familie lebten nur noch ein fünfjähriger Neffe, den mein Vater stets wie sein eigenes Kind behandelt hatte, meine Schwester Karoline und ich; als wir die Gestade der Sahara betraten, waren unserer neun! Indessen wir hatten treue Freunde gefunden, und ich habe doch noch glückliche Tage erlebt. Ein würdiger Freund meines Vaters bot mir seine Hand, und meine Schwester heirathete bald nachher einen Pflanzer. Im November 1820 verließ ich mit meinem Manne den Senegal; wir gingen nach Europa zurück, und leben seitdem glücklich und zufrieden in der Nähe von Dijon."

Die Patagonier.

(Tafel 11.)

In den ersten Zeiten nach der Entdeckung Amerikas konnten Alle, welche die neue Welt besucht hatten, kaum Worte genug finden, um die wunderbaren und seltsamen Dinge zu schildern, welche sie dort gesehen haben wollten. Und allerdings bot das Thierreich wie das Pflanzenreich dieses Erdtheils eine solche Mannigfaltigkeit und so viele eigenthümliche Formen dar, daß ein Europäer darüber leicht in Erstaunen gerathen konnte. Die

I.Bd..II.

Die Patagonier.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

mächtigsten Alpengipfel der alten Welt erscheinen niedrig im Vergleich zu Höhen, wie der Illimani und der Chimborasso, welcher lange für den höchsten Berg der Welt galt, obgleich der Illimani dreitausend, und der Dawalagiri in Asien volle sechstausend Fuß höher ist. Man hatte von einem Goldlande, dem Dorado, wie die Spanier es nannten, gehört, aber bis auf den heutigen Tag ist es vergeblich gesucht worden, weil es eben nicht vorhanden ist. Auch ein Riesenvolk, die Patagonier, sollte im südlichsten Theile Amerikas leben; aber die Nachrichten, welche bis auf die neueste Zeit herab von vielen Seefahrern über diese Patagonier verbreitet worden sind, erscheinen offenbar übertrieben. Doch ist der Gegenstand so anziehend, daß wir denselben in nähere Erwägung zu ziehen nicht umhin können.

Als Magellan 1519 seine Reise um die Erde machte, fand er zu Ende des Jahres zwischen dem 49 und 50sten Grade südlicher Breite, an der Ostküste Amerikas einen guten Hafen, die jetzige Bai von St. Julian. Hier lag er zwei Monate, ehe ihm ein Bewohner des Landes zu Gesichte kam. Da bemerkten die Schiffleute eines Tages einen Mann von Riesengröße. Er stand am Ufer, war fast nackt, und tanzte und sang, und warf sich Staub über den Kopf. Magellan schickte einen seiner Matrosen ans Land, und befahl ihm, dieselben Gebehrden und Freundschafts- und Friedenszeichen nachzuahmen. Der Riese wurde dadurch zutraulich gemacht und ließ sich auf eine kleine Insel führen, auf welcher sich der Befehlshaber befand. Als der Wilde die weißen Leute sah, verwunderte er sich sehr, und hob den Finger in die Höhe, womit er vielleicht sagen wollte, die Fremden wären, seiner Meinung nach, vom Himmel herabgekommen. Der Italiener Pigafetta, welcher Magellan begleitete, und in einem besondern Werke, das vor uns liegt, diese erste Reise, um die Erde beschrieb, sagt: „Dieser Mann war so groß, daß unser Kopf kaum bis an seinen Gürtel reichte. Er hatte einen guten Wuchs; sein Gesicht war groß und ganz roth bemalt; nur um die Augen herum war es gelb, und auf den Wangen hatte es zwei herzförmige Flecken. Seine Haare, deren nur wenige vorhanden waren, schienen mit irgend einem Staube weiß gefärbt. Sein Kleid, oder vielmehr sein Mantel, war aus Pelzwerk von einem Thier, das in diesem Lande häufig ist, sehr gut zusammen genäht. (Er meint das Guanaco, welches wir unseren Lesern auf Seite 59 beschrieben haben.) Vom demselben Felle trug dieser Mann eine Art Beinkleider; — wegen dieser Bedeckung, welche den Füßen das Ansehen von Bärentatzen gab, nannte Magellan jene Indianer Patagonier.— In der linken Hand hielt der Mann einen kurzen und starken Bogen, dessen Sehne, etwas dicker als die Saite einer Laute, aus den Därmen desselben Thiers gemacht war; in der andern Hand hatte er kurze Pfeile aus Schilfrohr, die auf dem einen Ende gefiedert, auf dem andere jedoch, statt des Eisens, mit einer Spitze von weißem und schwarzem Feuerstein versehen waren. Aus derselben Steinart machen sie schneidende Werkzeuge, mit denen sie das Holz bearbeiten." —

Magellan ließ diesem Manne zu essen und zu trinken reichen, und nachdem er die Mahlzeit vollendet, ihn in einen stählernen Spiegel sehen. Der Patagonier, der von einem Gegenstande dieser Art keinen Begriff hatte, fuhr erschrocken zurück, und warf im Fortspringen vier Weisse zu Boden. Doch ließ er sich bald besänftigen, und nahm Schellen, Spiegel, einen Kamm und Glasperlen, die ihm geschenkt wurden. Dann setzte man ihn ans Land, und nun rief er mehre seiner Gefährten herbei, die auch mit ihren Weibern ans Gestade kamen. Diese waren, nach Pigafettas Schilderung, nicht so groß wie die Männer, aber dicker, jedoch eben so bekleidet und bemalt, und trugen ausserdem ein Fell um dem Gürtel. Mehrere Patagonier kamen an Bord und wurden getauft, und Magellan wollte einige von ihnen mit nach Spanien nehmen. Sie mit Gewalt zurückzuhalten, schien ihm nicht thunlich, er bediente sich daher einer verwerflichen List. Seine Leute mußten ihnen eine große Menge Messer, Glasperlen und andere Spielereien schenken, bis sie beide Hände davon voll hatten, dann hielt er ihnen noch zwei von den eisernen Ringen vor, die zum Anketten dienten. Da sie nun, wie Magellan vorausgesehen hatte, nicht geneigt waren, das was sie in den Händen hielten, fahren zu lassen, und doch auch gern noch die eisernen Ringe haben wollten, so deutete er ihnen an, daß er das Eisen um ihre Füße befestigen wolle. Die arglosen Indianer waren damit zufrieden, und wurden auf diese hinterlistige Weise in Ketten und Banden gelegt. Als sie endlich merkten, daß sie gefangen waren, heulten und wütheten sie; aber Magellan ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern bemühete sich, auch einiger Weiber habhaft zu werden, wobei einer seiner Leute mit einem vergifteten Pfeile verwundet wurde. — Die Patagonier bedeckten mit den Fellen des Guanaco auch ihre Hütten, die sie bald hier, bald dort aufschlugen; feste Wohnsitze hatten sie nicht; sie waren Hirten und Nomaden, und nährten sich vorzugsweise von rohem Fleische und Wurzeln.

So lautet im Wesentlichen die Nachricht Pigafettas, die man noch in den neuesten Zeiten für glaubwürdig gehalten hat. Und doch sieht man ihr das Un-

kritische und Uebertriebene auf den ersten Blick an. Wer möchte auch einem Manne vollkommenen Glauben schenken, der folgendes erzählt und glaubt: „Wie es scheint, beschränkt sich ihr Gottesdienst auf Anbetung des Teufels. Sie behaupteten, daß wenn einer von ihnen sterben will, zehn bis zwölf Geister erscheinen, die um ihn her singen und tanzen. Einer davon, der mehr Lärm macht als die übrigen, ist ihr Oberhaupt oder der erste Teufel; sie nennen ihn Setebos; die geringeren heißen Cheleule. Sie werden wie die Einwohner des Landes selbst abgebildet. Unser Riese behauptete, einstmals einen Teufel mit Hörnern und Haaren, die so lang waren, daß sie ihm die Füße bedeckten, gesehen zu haben; er spie aus dem Rachen und von hinten Feuer. — — Von den zwei Patagoniern, welche wir gefangen hatten, aß Jeder täglich einen Korb voll Zwieback, und trank in einem Athem einen halben Eimer Wasser;" und dergleichen mehr.

Seit Magellan glaubte nun ganz Europa an das Dasein eines patagonischen Riesenvolkes. Aber es bleibt sonderbar, daß von allen jenen Seefahrern, welche nach ihm jene Küsten besuchten, und die zum Theil auch Riesen dort gefunden haben wollen, nicht ein einziger einen Schädel, oder besser, ein vollständiges Gerippe eines solchen Riesenmenschen mit nach Europa brachte. Am Bord von Magellans Schiffe starben zwei jener Indianer; warum ließ er sie ins Meer werfen, statt seine Erzählungen von dem Wundervolke, die er doch gewiß in Europa mitgetheilt hätte, wenn er nicht unterwegs erschlagen worden wäre, gegen Zweifler durch Vorzeigen der Knochen zu rechtfertigen? Dann hätte man in Europa selbst den Maaßstab anlegen können, was die Spanier an Ort und Stelle zu thun versäumten.

Der Streit über das Dasein der Riesen dauerte seitdem fort; die späteren Seefahrer wollten theils solche gesehen haben, theils stellten sie kurz und bündig die wunderbaren Erzählungen in Abrede, da sie nur Menschen von zwar kräftigem, aber nicht übermäßig hohem Wuchse in Patagonien trafen. So der berühmte Erdumsegler Drake, so Kapitän Winter, sein Begleiter, der ausdrücklich bemerkt, daß es Engländer gebe, die an Länge jene Patagonier überträfen; er fügt hinzu, daß die Spanier, welche nicht ahneten, daß sobald andere Seefahrer ihnen dorthin folgen würden, gelogen hätten. Nichts desto weniger fanden sich dann doch wieder Reisende, welche nicht etwa Patagonier von sieben oder acht, sondern gar von zwölf Fuß Höhe gesehen haben wollten.

Die Fabel von den Riesen kam allmälig in Abgang. Da wurde die Beschreibung der Reise gedruckt, welche der Engländer John Byron in den Jahren 1764 und 1765 um die Erde gemacht hatte. In derselben spielten wieder die Patagonier ihre große Rolle „Ihre mittlere Länge," heißt es, „schien uns acht Fuß, und die größte von neun Fuß und darüber. Wir gaben uns nicht die Mühe sie zu messen; aber wir haben Ursache zu glauben, daß wir ihre Höhe wirklich kleiner angeben, als sie in der That sind." Wie, so sorglos war man in Betreff eines so viel besprochenen Gegenstandes? Konnte denn Byron nicht ein Seil oder eine Stange nehmen, einen Patagonier daneben stellen, und ein Protokoll aufsetzen lassen? Das wäre der Mühe allerdings werth gewesen. Wer so sorglos verfährt, hat gar keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit, und daß Byron diese auch nicht im Mindesten verdient, geht aus der Schilderung des vortrefflichen französischen Erdumseglers Bougainville hervor, der seine Reise in den Jahren 1766 bis 1769 machte, und etwa zwei Jahre nach Byron dieselben Leute besuchte, die jenem zufolge, neun Fuß hohe Riesen waren. Es war in der Boucault-Bay. Um zu zeigen, wie ein Fabelschmied erzählt, und wie ein Mann beobachtet und schildert, der die Wahrheit sagen will, mag das Wesentlichste aus Bougainville, hier eingeschaltet werden.

„Bald nach unserer Landung kamen sechs Amerikaner in gestrecktem Galopp gegen uns herangeritten, sprangen, als sie noch etwa fünfzig Schritt entfernt waren, von ihren Pferden, riefen uns zu: Schana, drückten uns die Hände, schlossen uns in die Arme, und wiederholten jenes Wort sehr häufig. Wir thaten ein Gleiches. Die guten Leute schienen über unsere Ankunft sehr erfreut; zwei, welche anfangs furchtsam waren, beruhigten sich indessen bald. Nachdem genug Liebkosungen gewechselt waren, ließen wir aus unseren Nachen Schiffszwieback und etwas frischgebackenes Brod herbeibringen, und sie verzehrten Beides mit großer Begierde. Ihre Zahl wuchs immer mehr an, und bald hatten wir etwa dreißig Patagonier um uns, und unter ihnen einige Jünglinge und Knaben. Sie waren keineswegs erstaunt, uns zu sehen, ahmten mit den Lippen den Knall unserer Feuergewehre nach, und wollten uns dadurch zu verstehen geben, daß sie mit Waffen dieser Art bekannt seien. Gern waren sie uns behülflich, z. B. beim Einsammeln von Pflanzen. Wir tauschten von ihnen Guanaco- und Vicunafelle gegen allerlei Kleinigkeiten ein, auf welche sie großen Werth zu legen schienen, besonders auf Taback. Am meisten gefiel ihnen, was roth war. Als wir gegen Abend uns anschickten an Bord zurückzugehen, baten sie uns, am Lande zu bleiben; doch gingen wir fort. Einer von ihnen

begleitete uns singend, andere folgten uns, bis an die Knie ins Wasser watend. Sie nahmen uns, was sie erhaschen konnten, gaben aber Alles gutmüthig wieder her."

„Diese Menschen sind sehr schön gewachsen. Keiner von denen, welcher wir sahen, maß weniger als fünf Fuß und fünf bis sechs Zoll, und nicht mehr als fünf Fuß und neun bis zehn Zoll. Die Leute von unserm Schiffe Etoile hatten auf ihrer frühern Reise mehrere gesehen, die sechs Fuß hoch waren. Was an ihnen riesenhaft erscheint, ist die mächtige Schulterbreite, die Größe ihres Kopfes und die Dicke ihrer Glieder. Sie sind kräftig und wohl genährt, haben starke Nerven und festes Fleisch; an ihnen sieht man, wie der Mensch, wenn er der Natur überlassen bleibt, und gesunde, saftige Nahrung hat, sich in seinem Wachsthum so sehr als nur möglich ist entwickelt. Ihr Gesichtsausdruck hat nichts Hartes oder Unangenehmes; manche waren recht hübsch; das Gesicht ist rund, die Augen sind lebhaft, die Zähne weiß, die Haare lang und schwarz. Manche hatten auch lange Schnauzbärte. Ihre Farbe ist wie Bronce; einige hatten die Backen roth bemalt; ihre Sprache war sanft und uns schien nichts auf eine wilde oder grausame Gemüthsbeschaffenheit hinzudeuten. Ihre Weiber haben wir nicht gesehen."

„Die Kleidung dieser Patagonier ist beinahe dieselbe welche die Indianer am La Platastrome tragen; ein Ledergurt, welcher den Leib bedeckt, und ein weiter Mantel aus Guanacofellen, der bis auf die Fersen herabhängt, und zugebunden werden kann. Den Theil, welcher eigentlich Brust und Schultern bedecken soll, lassen sie gewöhnlich hinten über fallen, so daß sie, des strengen Klimas ungeachtet, vom Gürtel bis zum Kopfe meist unbedeckt gehen. Sie scheinen durch Gewohnheit gegen die Wirkungen der Kälte unempfindlich zu sein. Wir waren im Sommer an der Magellansstraße, und doch hatte das reaumürsche Thermometer sich noch nicht über zehn Grad gehoben. Sie tragen auch Halbstiefeln aus Pferdsleder, die hinten offen sind, und mehrere hatten unter dem Knie einen kupfernen Reifen. Andere Waffen, als zwei runde Kiesel, die an zwei Därmen befestigt waren, und das Ende eines langen Riemens bildeten, sahen wir nicht. Sie hatten auch kleine eiserne Messer, englisches Fabrikat, die ihnen wahrscheinlich Byron gegeben. Ihre Pferde waren klein, sehr mager, und so angeschirrt, wie man es auch am La Plata sieht. Der Sattel des einen Patagoniers war mit vergoldeten Nägeln beschlagen; seine Steigbügel waren von Holz, über welches eine Kupferplatte gelegt war; der Zaum war ein spanischer. Ihre Lieblingsspeise scheint das Mark der Vicunas und Guanakos zu sein. Mehrere hatten große Stücke Fleisch am Sattel hängen, schnitten Stücke davon ab, und verzehrten diese roh. Sie hatten kleine, schlecht aussehende Hunde bei sich, die, gleich den Pferden, Seewasser saufen. Süßes Wasser ist nämlich an der Küste und sogar im innern Lande selten. Daß Einer über den Andern eine Autorität ausgeübt hätte, war nicht zu bemerken; selbst die Paar Alten, welche sich in der Horde fanden, wurden nicht etwa mit besonderer Rücksicht behandelt. Sie riefen uns mehrere spanische Wörter zu, z. B. Kapitän. Sie führen ein Leben wie die Tataren, streifen in den weiten Ebenen umher; Männer, Weiber und Kinder reiten, und feste Wohnsitze haben sie nicht. Ich will noch bemerken, daß wir später im stillen Weltmeer ein Volk fanden, das höher gewachsen war als diese Patagonier." —

Unsere Abbildung (Tafel 11.) zeigt uns das Lager einer Patagonierhorde am Peckethafen. Wir sehen, wie Männer, Weiber und Kinder um ein Feuer gelagert sind, das vor der Hütte brennt, und an welchem die Mahlzeit bereitet wird. Die Hunde, für welche späterhin Knochen abfallen werden, stehen erwartungsvoll umher; sie sind offenbar von spanischer Abkunft. Die sorgsamen Mütter machen sich mit den Kindern zu zu schaffen, und beweisen denselben eine Zärtlichkeit die immerhin preiswürdig erscheint, wenn sie auch, nach europäischen Begriffen, nicht eben ästhetischer Natur ist. Das Pferd, neben welchem ein Sattel liegt, wie er vor dreihundert Jahren auch in Europa gebräuchlich war, und wie die Spanier in Buenos-Ayres sich desselben noch heute bedienen, weidet das Gras ab. Vor den kunstlosen mit Fellen bedeckten Hütten hängen Waffen und andere Geräthschaften, und die ganze Gruppe gewährt ein sehr anschauliches Bild von einem patagonischen Lagerplatze.

Es ist ein ödes, trauriges Land, in welchem die Puelschen, die Tehuelets und andere Stämme wohnen, welche man unter dem allgemeinen Namen der Patagonier begreift. Die Pampas oder sandigen Ebenen dehnen sich im Gebiete der argentinischen Republick südlich bis etwa zum vierzigsten Breitengrade aus; dann folgt eine große Einöde, zum Theil von den Flüssen Colorado und Negro durchströmt, deren ganzer Lauf noch nicht genau bekannt ist. Beide entspringen an den chilenischen Alpen. Man nennt das Land zwischen dem vierzigsten und fünf und vierzigsten Grade südlicher Breite die wüste Comarca, (Comarca desierta.) Ihr Inneres ist nicht genau bekannt, doch weiß man, daß der steinige

Boden durchaus mit Salz geschwängert ist, daß es an fruchtbaren Gegenden und an Wäldern fehlte; nur nach Westen zu, in der Nähe des Gebirgs soll es einzelne hübsche Landstriche geben, die wie Oasen in der Wüste liegen, in welchen Gesträuch wuchert; an den salzigen Seen erhebt sich dichtes Röhricht, an den Flußufern wachsen Binsen. Die Stämme oder Horden, welche das Land durchstreifen, sind wenig zahlreich. Ihre Lage hat sich gegen früher einigermaßen verbessert, da sie jetzt Pferde haben; sonst mußten sie sich mit den Vicunas behelfen.

Was nun ihre Körpergestalt, um noch einmal auf diese zurückzukommen, anbelangt, so stellt sich aus den Beobachtungen und den Zeugnissen der verständigsten und glaubwürdigsten Reisenden heraus, daß die Patagonier im Durchschnitt sehr kräftige Leute sind, und daß die mittlere Größe dieser kräftig hoch und plump gewachsenen Menschen, etwa fünf Fuß und sieben Zoll beträgt. Einem der neuesten Reisenden, dem englischen Kapitän King, schien es auf den ersten Blick auch, als treffe er mit Riesen zusammen; allein diese Täuschung verschwand im Augenblicke. Sieht man sie auf dem Boden oder auf dem Pferde sitzend, so staunt man sie an, weil der obere Theil des Körpers mit dem untern nicht völlig im Verhältnisse steht; denn die Schenkel und Beine sind kurz, während die Schultern breit sind, und der Kopf für einen acht Fuß hohen Menschen gemacht zu sein scheint. Unter dreißig Patagoniern, die King in der Gregoriusbay beobachtete, hatten die wenigsten sechs Fuß englisch, und der englische Fuß ist kleiner als der rheinländische oder pariser; nur ein einziger hatte sechs Fuß und einen Zoll englisch; alle aber waren plump gebaut. Die Patagonier sind demnach keine Riesen; aber sie erreichen im Durchschnitte eine bedeutendere Höhe, als andere Völker. Fünf Fuß und sechs Zoll pariser Maaß ist als Mittelgröße zu betrachten. Seit sie mehr mit Europäern in Berührung kommen, und mit der spanischen Bevölkerung der argentinischen Republik einige Berührung haben, ist, wie schon bemerkt, ihre Lebensweise einigermaßen verändert. Sie tragen jetzt Lederhüte, haben auch, wenn sie zum Kampfe ausziehen, lederne Panzer; ihre Hauptwaffen sind Lanze, Bogen und Schleuder. Das Haar zieren sie mit blanken Kupferplättchen oder Glaskorallen, und tragen auch Armbänder und Halsschmuck.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Der Jaguar.

(Taf. 12.)

Im tropischen Amerika, besonders in den ebenen Gegenden Kolumbiens und Brasiliens, zeigen Thierreich und Pflanzenreich eine erstaunliche Mannigfaltigkeit und die üppigste Fülle und Kraft. Das Gras in den ausgedehnten Wiesengründen, welche einen großen Theil Südamerikas bedecken, wird über Manns hoch, und mit Staunen gewahrt der europäische Reisende Bäume, deren Krone sich thurmhoch erhebt. Einen schaurigen und erhabenen Eindruck macht der Urwald; lieblich erscheinen die Palmenhaine, die von saftigen Wiesen umgeben sind, besonders am St. Franciscofluſſe in Brasilien. Die Buritipalme wird von denen, welche sie gesehen haben, z. B. von unseren deutschen Naturforschern Spix und Martius, für eins der schönsten Erzeugnisse der Pflanzenwelt erklärt; sie richtet ihren einfachen, mit einer Krone großer, wallender Federblätter geschmückten Stamm, gleich einer Riesensäule, hundert bis hundert und zwanzig Fuß hoch in die Luft. Es gibt wenig Bäume, die nützlicher wären als diese Palme; denn sie liefert den Bewohnern jenes Landstriches Fäden und Bast von der zähen Oberhaut ihrer Blätter; diese Blätter selbst werden zum Decken der Hütten gebraucht; ihr Stamm giebt Latten und Sparrenwerk, der Blattstiel Ruder, der im Stamme enthaltene Saft einen angenehmen, dem Birkensafte ähnlichen Trank, und das Fleisch der Beeren, mit Zucker eingemacht, ein wohlschmeckendes, gesundes Gericht.

Indessen das Sprichwort sagt: es ist gefährlich,

Der Jaguar.

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

unter Palmen zu wandeln. Das gilt auch hier. Die Wälder der Buritipalmen sind nämlich ein Lieblingsaufenthalt der Riesenschlangen und der Jaguare. Die brasilianischen Riesenschlangen, (Boa murina) erreichen nicht selten eine so ungeheure Größe, daß sie, im Grase liegend, auf den ersten Blick mit einem umgestürzten Palmenstamme verwechselt werden können. Sie sind durch ihre Stärke ausgezeichnet, stützen sich beim Angriffe durch einige Windungen des Schwanzes an einen Baum oder Felsen, und werfen sich in einem weitem Sprunge auf ihre Beute, welcher sie durch mehrfaches Umschlingen die Knochen zerbrechen, bevor sie dieselbe langsam verzehren. Wenn die Boa murina sehr hungrig ist, so fällt sie Roß und Reiter an, und stellt dem Rindvieh nach, welches sie ganz verzehrt bis auf die Hörner, die sie langsam abfaulen läßt. Im Magen einer solchen Schlange fand man einst ein Reh und zwei wilde Schweine. Daß sie ihre Beute mit Geifer überziehen, bevor sie dieselbe verschlingt ist eine Fabel. Am liebsten liegt sie an einem Sumpfe oder am Ufer eines Teiches, zusammengerollt wie ein Ankertau, und sonnt sich. Wenn sie verdaut, bleibt sie Wochen lang unbeweglich liegen, und ist dann leicht zu erlegen.

In derselben Gegend wo dieses riesige Thier sich aufhält, streift auch der Jaguar oder die Onze (Felis Onza) umher, dieser amerikanische Tiger, das wildeste unter den reissenden Thiere der westlichen Erdhälfte, der weit stärker ist als der Kuguar oder Puma, den man gewöhnlich den amerikanischen Löwen nennt, obwohl er keine Mähne hat. An den Zweigen der Bäume hängen Affen, durch den Wald schwirren blutsaugende Fledermäuse, summen die leuchtenden Glanzkäfer; man bewundert die Geschäftigkeit der großen Ameisen, sucht Schutz hinter einem Stamme wenn der Tapir vorbeirennt, hört die Hammerschläge der Spechte, oder das Gekrächze der Aras oder brasilianischen Raben, und das Brüllen des Jaguar. Dieser liebt das Bereich der Wälder im heißfeuchten Himmelsstriche, und hält sich vorzugsweise in dicht verwachsenen und sumpfigen Landstrichen auf, wo baumartige Gräser mit Sandstrecken an den Flußufern abwechseln. In der Landschaft Maynas gibt es Gegenden, in denen die Jaguare so häufig sind, daß nicht selten Menschen von ihnen angefallen und zerrissen werden; sie sind so verwegen, daß sie am hellen Tage sich in die Dörfer wagen, um Hunde zu zerreißen, und daß kein Indianer sich unbewaffnet in den Wald wagt. Einzelne Meierhöfe wurden schon so sehr von ihnen heimgesucht, daß die Bewohner mehrmals entschlossen waren, ihre Wohnungen zu verlassen, da sie sich nach Sonnenuntergang nicht aus ihren Hütten wagen durften, und zuweilen förmlich blockirt wurden. Das erzählt ein glaubwürdiger Reisende, der treffliche Naturforscher Pöppig in Leipzig, welcher in den Jahren 1827 bis 1832 Chile, Peru und die Länder am Amazonenstrom bereiste. Kurz vor seiner Ankunft auf einem jener Meierhöfe, war dort ein Knabe auf lebensgefährliche Weise verstümmelt worden, indem er sich zu nahe an der Pallisadenwand des Hauses zum Schlafe ausgestreckt hatte. Ein Jaguar witterte ihn, steckte die Tatze durch die Zwischenräume der Stämme, und riß ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Schenkel.

Da die Bewohner jener Gegenden so häufig zur Abwehr des verwegenen Raubthiers genöthig sind, so verstehen sie sich auch vortrefflich darauf, es zu jagen. Dabei ist aber Vorsicht nöthig; denn nichts ist gefährlicher als eine Jagd auf Jaguare, die, wenn sie angeschossen werden, sich in wilder Wuth gegen ihren Verfolger wenden. Hat ein solches Thier sich in der Nähe einer Pflanzung seinen Standort gewählt, so vereinigen sich alle Männer zu einer gemeinschaftlichen Jagd. Völlig unbekleidet ziehen sie mit Pfeil und Bogen aus, und gewöhnlich gelingt es ihnen den Feind binnen wenigen Tagen zu erlegen oder doch zu vertreiben. Da indessen der Jaguar nicht selten unstät umherstreift, so wird er oft nur mit Mühe ausfindig gemacht. Ist aber sein eigentlicher Standpunkt einmal ausgekundschaftet, und die Gegend durchforscht in welcher er nach dem Wasser geht und die Heerden beschleicht, so legt man sich mit den Hunden in Hinterhalt, und greift ihn an, sobald diese gepackt haben. Nach dem Schusse pflegt der Jäger augenblicklich seinen Stand zu wechseln, weil der Jaguar nach dem Rauche springt; gelingt es ihm nicht, dem wüthenden Thiere auszuweichen, so schlägt ihn dasselbe mit seinen Vordertatzen zu Boden, stellt sich dann, nachdem es sich der Beute versichert hat, über ihn und betrachtet ihn eine Weile. Mehrere Jäger haben sich aus dieser gräßlichen Lage durch Geistesgegenwart gerettet, indem sie dem Jaguar ein Messer ins Herz stießen; andere wurden durch einen wohlgezielten Schuß ihrer Gefährten erlöst.

Kecke Waghälse in Brasilien und Peru ziehen auch einzeln auf die Jaguarjagd aus, entweder mit Hunden und einem Blasrohr, um das wilde Thier mit giftigen Pfeilen zu erlegen, oder es mit einer acht Fuß langen Tigerlanze anzugreifen. Fast jedes Dorf hat solch einen Waghals. Tag und Nacht stellen diese Leute ihrem Feinde nach, und suchen besonders nach den Jungen. Einst fand ein Jäger eine weit unterhöhlte Baumwurzel, und unter derselben einen Jaguar mit seinen Jun-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gen. Durch gewandtes Hinabrollen eines Felsstückes verschloß er ihnen den Ausgang, und räucherte sie dann, mit Kannibalenfreude, innerhalb zweier Tage, durch Feuer zu Tode. Freilich hatte der Mann früher im Kampfe mit einem Jaguar die Hälfte seiner Kopfhaut verloren.

Sehr gefährlich ist der Angriff mit der Lanze, und wer keinen sichern Arm, kein kaltes Blut und bedeutende Körperkraft hat, oder mit den Listen des Thiers nicht genau bekannt ist, wird jedesmal seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Der Jaguar wartet nämlich aufrechtsitzend den Jäger ab, wendet aber, seinem falschen Charakter treu, diesem nicht die Stirn, sondern die Seite zu, und stellt sich als ob er spielen wolle; den langen Schweif bewegt er dabei tändelnd hin und her, ist aber stets auf der Lauer. Der Jäger kommt ihm ganz nahe, und versetzt ihm einige nicht tief eindringende Lanzenstöße, welche das Thier leicht mit der Tatze abwendet. Der Jaguar ist gewöhnt, mit den Augen viel zu blinzeln; das muß der Jäger wissen, und sich danach richten. Darum beobachtet er die Augen des Thiers während seiner falschen Angriffe, wirft sich dann, wenn er den rechten Zeitpunkt gekommen glaubt, einen Schritt vor, und rennt ihm den Stahl in die Seite. Hat er gut gezielt, so ist das Thier erlegt; wird der Stoß abgewandt oder gleitet er an einem Knochen ab, so stürzt der Jaguar auf ihn los, und stößt jener ihm nicht gleich das Messer in die Brust, so ist er verloren. Es leben viele, welche in einen Kampf dieser Art verwickelt waren, und Alle, welche Pöppig in Peru und am Amazonenstrome sprach, behaupten, daß der Athem des ergrimmten Thiers erstickend sei durch Hitze und einen übeln Geruch. Jeder, wer diesem Luftstrom ausgesetzt war, litt mehrere Tage an Halsschmerzen und Beengung des Schlundes.

Die weniger kühnen Männer suchen sich des Jaguars auf eine andere Weise zu bemächtigen, besonders durch vergiftetes Fleisch oder durch Fallen. Diese letzteren bestehen in einer Tafel aus verbundenen Baumstämmen, die etwa hundert Fuß ins Gevierte hält. Sie ruhet halb aufgerichtet, aber mit vielen Centnern von Steinen beladen, auf einem Unterbau, der mit Ködern versehen ist. Kommt nun der Jaguar und will fressen, so stürzt das schwere Dach über ihm zusammen.

Hat der Jaguar einmal Menschenfleisch genossen, so zieht er dasselbe, gleich dem Alligator, jeder andere Nahrung vor. Ein Indianer wurde auf der Jagd von einem Jaguar getödtet. Seine Gefährten kamen herbei, als dieser eben seine leckere Mahlzeit begonnen hatte, verscheuchten ihn, zogen und zwar in einem Kahne mit dem verstümmelten Körper nach dem Dorfe zurück, und begruben den Verunglückten in der Kirche. Am dritten Morgen fand man den Erdboden aufgewühlt, den Leichnam zerstückelt, und an einer hochangebrachten Maueröffnung die Spuren, daß das Raubthier durch dieselbe hinein und wohlbehalten wieder hinausgesprungen war.

Es gibt mehrere Arten dieses Thiers, welche nach der Verschiedenheit ihres Kolorits benannt werden. Für die furchtbarste und wildeste gilt die schwarze Onze, Yana puma, an die sich auch der verwegenste Tigerjäger nicht mit der Lanze wagt, sondern nur mit einem sichern Feuergewehr. Den Naturforschern ist sie noch nicht genau bekannt. Die gewöhnliche Onze, oder der Jaguar, den unsere zwölfte Tafel darstellt, ist ein mächtiges Thier, das von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel eine Länge von sechsthalb bis über sechs Fuß erreicht. Sein Fell ist braungelb, mit schwarzen, zum Theil geöffneten und braun ausgefüllten Flecken; die Schenkel und die innere Seite seiner Beine sind weiß und haben gleichfalls schwarze, streifige Flecken. Auch Brust, Bauch und Schnauze sind weiß. Er streift zu allen Tageszeiten umher, hat, ausgenommen zur Zeit des Säugens, kein festes Lager, und soll selten mehrere Nächte nacheinander an demselben Platze schlafen. Er wechselt den Bezirk seiner Streifereien von Zeit zu Zeit, legt aber häufig einen beharrlichen Trotz in der Beraubung eines einzelnen Dorfes an den Tag, schwimmt durch breite Flüsse und ist selbst im Wasser nicht ohne Gefahr anzugreifen. Hart bedrängt, hat er sich schon gegen den Kahn gewandt, und seine Verfolger gezwungen, über Bord zu springen. Seine Gefräßigkeit ist in Amerika sprichwörtlich; er verschmähet sogar todte Fische nicht, bedrohet aber am meisten alle Hausthiere, besonders die Hunde. Zuweilen geräth er in einen Kampf auf Leben und Tod mit dem Alligator, wirft sich auf den Rücken desselben, oder sucht ihm den Bauch aufzureißen. Trifft es sich, daß die Tatzen des Jaguars sich in die Augenhöhlen des Alligators so einklemmen, daß er dieselben nicht wieder los machen kann, oder packt das Krokodill eine Tatze, so ist jener verloren und wird, da jenes gleich untertaucht, von ihm ertränkt. Seine Felle sind ein gesuchter Handelsartikel.

Zum Schlusse fügen wir noch einige Schilderungen bei, welche die Eigenthümlichkeiten dieses schönen Thiers und die Sitten und Gebräuche der Menschen bezeichnen, in deren Lande es leider allzuhäufig vorkommt.

Einst erfuhr ein Spanier, daß ein Jaguar in der Nähe seines Wohnortes ein Pferd angefallen und zerrissen hatte. Rasch eilte er zur Stelle; der Jaguar

war, nachdem er dem Pferde die Brust abgefressen, entflohen, weil er Menschen kommen hörte. Der Spanier ließ nun das getödtete Thier bis in die Schußweite in die Nähe eines Baumes schleppen, auf welchem er die Nacht zubringen wollte, weil er annahm, daß das gefräßige Thier nach Einbruch der Dunkelheit wieder kommen würde, um seine Beute zu verzehren. Während er sich nun in seiner Wohnung auf das nächtliche Abenteuer vorbereitete, kam der Jaguar von einer anderen Seite wieder her, schwamm durch einen tiefen, reissenden Fluß, packte das Pferd mit den Zähnen, schleppte es, eine Strecke von mindestens sechszig Schritten weit bis ans Wasser, schwamm damit an das jenseitige Ufer, zog es wieder ans Land und dann in ein dichtes Gehölz, welches in der Nähe war. Das Alles sah ein Mann, welchem der Spanier in seiner Abwesenheit die Wacht auf dem Baume anvertraut hatte, mit an.

Wir haben schon oben von der Jaguarjagd gesprochen; hier mögen noch einige weitere Ausführungen ihre Stelle finden. Der Bewohner der großen Grasebenen, der Pampas und Llanos, treibt diese Jagd nicht sowohl des Gelderwerbs halber und um die Felle zu verkaufen, sondern aus Leidenschaft oder Liebhaberei. Die wenigen Realen, welche er für die Haut eines erlegten Jaguars erhält, würden ihn schwerlich bewegen, seine eigene Haut dagegen aufs Spiel zu setzen; ihn treibt vielmehr der Ehrgeiz; denn ein Indianer der sechs oder sieben dieser Thiere erlegt hat, erhält den Titel eines Guapo, daß heißt eines Kriegers, und mit diesem Titel das Vorrecht, sich das wohlbeleibteste unter den Mädchen seines Stammes zur Frau zu nehmen, und Wohlbeleibtheit gilt bei manchen Indianerstämmen für die größte Schönheit am weiblichen Geschlechte, wie bei den Türken auch. Ein muthiger Indianer wagt sich schon im siebenzehnten Jahre an den Jaguar. Wenn die Wurfzeit desselben ist, so spürt er ihm nach, und beobachtet die Kämpfe zwischen Männchen und Weibchen. Das letztere nämlich wehrt jenes ab, weil es nicht gern wissen läßt, wo die Jungen liegen, wenigstens treibt es ihr Männchen zurück, weil wie behauptet wird, dasselbe die Jungen zuweilen zerreißt, oder wie Andere wahrscheinlicher versichern, dieselben beim Spielen und Tändeln in übertriebener Zärtlichkeit manchmal zu Tode drückt. Wie dem nun auch sein mag, so viel ist gewiß, daß das Männchen vom Weibchen abgewehrt wird, und sich ohne blutigen Kampf der Stelle nicht nahen darf, wo die Jungen liegen; erst dann, wenn diese gut laufen und der Mutter folgen können, darf ihnen der Vater nahe kommen. Dieser hat inzwischen dem Weibchen einen Theil der von ihm gemachten Beute zugeschleppt, damit es sich nicht allzuweit von der Brut zu entfernen braucht, und streift in der Gegend umher, wo jenes besonders zur Mittagszeit still liegt. Diesen Umstand benutzt der Indianer. Wie die Jäger auf den nordamerikanischen Prairien sich in die Felle weißer Wölfe stekken, um den Büffel zu täuschen, so wirft der Bewohner der Llanos eine Jaguarhaut über, und sucht sich, wohl auf den Wind achtend, dem Thiere zu nähern, das ihn nicht wittern darf. Er muß daher immer unter dem Winde sein. Ist er nicht mehr weit von jenem entfernt, so ahmt er das weinerliche Geheul des Weibchens nach. Nun kommt das Männchen näher, springt in Sätzen heran; der Llanero aber wirft ihm geschickt eine Schlinge über den Kopf und erwürgt ihn. Zuweilen verwundet er ihn auch mit einem Speer, und dann beginnt einer jener blutigen Kämpfe, wie wir sie bereits oben geschildert haben.

Der Llanero bewickelt seinen linken Arm mit gegerbtem Pferdsleder, durch welches die Zähne des Jaguars nicht hindurch zu dringen vermögen; hat dieser nun den Arm gepackt und hält denselben in seinem Rachen, so stößt der Llanero ihm ein Messer in den Leib und verfehlt selten das Herz. Denn der Guapo erfreut sich eines um so grössern Rufes, je besser er es versteht das Thier mit einem einzigen Stoße oder doch möglichst wenig Stichen zu erlegen. Ist erst das Männchen abgethan, so wird das Weibchen eine verhältnißmäßig leichte Beute.

Ist die Anzahl der Llaneros, welche auf die Tigerjagd ausziehen bedeutend, so treiben sie wohl den Jaguar in einen Engpaß; haben sie ihn dort, dann tritt ein Mann vor und zeigt sich. Das eingeschüchterte Thier will nun zurückweichen, wird aber von den übrigen Indianern daran verhindert, welche ihm Feuerbrände entgegen halten, die in aller Eile durch Zusammenreiben von zwei verschiedenen Holzarten angezündet werden. Ausserdem hetzen sie Hunde auf ihn, die, laut klaffend, ihn umstellt halten, bis die Weiber herbei kommen, um an dem grausamen Schauspiele sich zu weiden. Zuletzt wird der Jaguar wüthend und wie toll; er beißt nach Allem was in seiner Nähe ist; so-

bald er aber seinen Rachen öffnet, wird ihm ein Feuerbrand hinein gestoßen, bis er endlich, erschöpft wie er ist, hinsinkt und kaum sein Maul noch zu verschließen vermag. Nun ist keine Gefahr mehr von ihm zu besorgen, Weiber und Kinder kommen aus ihren Schlupfwinkeln oder von den sicheren Standorten herab, hauen ihm die Krallen weg, schlagen ihm die Zähne aus, und ziehen ihm oft lebendig das Fell vom Leibe. Die Knaben beschmieren sich den Körper mit seinem Blute, um tüchtige Krieger zu werden. Ist das Männchen todt, so wird das Weibchen aufgesucht; es eilt den Jägern entgegen, und wehrt sich zwar, wird aber leichter erlegt als das Männchen, da es nicht so stark und kräftig ist, als dieses.

Der Jaguar klettert wie die gewandteste Katze. In den Wäldern Guianas haben Reisende Spuren seiner Krallen an glatten Baumstämmen fünfzig Fuß über dem Erdboden gefunden. Er klimmt gern auf hohe Bäume, um nach Beute zu spähen. Auch ist er ein sehr gewandter Fischfänger. Wenn er die Fische auf die Oberfläche des Wassers locken will, so speiet er aus, und wollen diese nach dem Speichel schnappen, so versetzt er ihnen einen Schlag mit der Kralle, wirft sie rasch ans Ufer, und verzehrt die Beute in aller Muße.

Einiges über Körperbau, Instinkt und Nutzen der Thiere.

Während manche Thiergattungen einsam leben, wohnt anderen ein lebendiger Trieb der Geselligkeit inne, der sich auf eine eigenthümliche Weise zeigt, wenn eines dieser geselligen Thiere in eine einsame Lage versetzt wird. Ich besaß einst eine Taube, die einzige auf meinem Hofe. Lange flatterte sie allein umher, ohne sich um andere Wesen zu bekümmern, bis sie endlich Freundschaft mit einem alten Hahn schloß, die immer inniger und in jeder Weise erwiedert wurde. Am Tage waren der streitbare Beherrscher des Hühnerhofes und die friedliche Taube unzertrennliche Gefährten, und Nachts saßen sie im Hühnerstalle dicht neben einander auf demselben Stocke. — Ein von mir gezähmtes Stachelschwein hatte mit meinem alten, trägen und sonst recht verdrießlichen Dachshunde einen Freundschaftsbund geschlossen. Beide lagen oft neben einander in der Sonne oder zur Winterzeit am Ofen, beschnoberten einander, und lebten stets im besten Einvernehmen. Wunderbarer ist, daß bei einem meiner Freunde ein Schwein und ein Pferd gute Freunde wurden und täglich miteinander spielten. Es ist auch wohl vorgekommen, daß ein Huhn und ein Pferd, welche in einem Grasgarten beisammen waren, große Anhänglichkeit für einander zeigten. Das Huhn glückste freudig, wenn das Pferd hereingetrieben wurde, es rieb sich an dessen Beinen, während der Vierfüßler seinen Kopf senkte, und vorsichtig von Ort zu Ort ging, um das kleinere Wesen nicht zu beschädigen. Mehr als einmal hat man gesehen, daß Katzen junge Hunde und Hündinnen junge Katzen aufgesäugt und das Sprichwort — „wie Hund und Katze miteinanderleben" — zu Schanden gemacht haben. — Ein Engländer besaß einen gezähmten Fuchs, der alle diesen Thieren sonst eigenthümliche Bosheit und Raublust ganz abgelegt hatte, zuthunlich und freundlich wie ein Hund war, niemals biß und vier Jahre lang mit den Windhunden, die ihn wie einen der ihrigen behandelten und ansahen, auf die Jagd ging, und nach Kräften seine Schuldigkeit that. — Am sonderbarsten aber erscheint ein Fall von Anhänglichkeit zwischen zwei Thieren, die gar nichts mit einander gemein haben. Ein amerikanischer Ingenieur hatte am Ufer eines Flusses etwas zu bauen, und fing bei dieser Gelegenheit einen jungen Alligator, den er so zahm machte, daß das kleine Ungeheuer ihm wie ein Hund überall hin nachlief, und sogar die Treppen hinaufging, und sich überhaupt sehr gelehrig zeigte. Der Mann nahm ihn mit nach Neu-York, er konnte ihn auf den Schooß nehmen, ihm die Hand in den Rachen legen, kurz, mit ihm machen, was er wollte. Sein Liebling aber war eine Katze. Wenn sie am Feuer lag, so streckte sich der Alligator neben ihr am Heerde nieder, und beide schliefen neben einander. War die Katze einmal abwesend, so zeigte der Alligator die größte Unruhe, dagegen äußerte er unverhohlen seine Freude, wenn jene sich wieder blicken ließ. Mit Menschen ging er gern um, wurde aber wüthend, als er einst im Garten einen angeketteten Fuchs fand. Wahrscheinlich hatte Meister Reinecke die Liebkosungen des Alligators nicht gehörig zu deuten verstanden und war darüber mit ihm in ein arges Zerwürfniß gerathen. Es kam zu einem Zweikampf, in welchem das Amphibium nicht mit seinem Rachen nach dem Gegner schnappte, sondern mit seinem schuppigen Schweife dermaßen um sich schlug, daß es um den Fuchs geschehen gewesen wäre, wenn nicht die eiserne Kette, die übrigens zersprang, den Streich aufgefangen hätte. Der Alligator wurde mit rohem Fleische gefüttert, aber sein liebstes Gericht war Milch. Bei kaltem Wetter legte man ihn in einen mit Wolle ausgefütterten Kasten; aber an einem Wintermorgen fand man ihn erstarrt im Hofe liegen, da der Neger, welcher ihn gewöhnlich in seine Nachtbehausung bringen mußte, ihn

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

vergessen hatte. Daß krokodilartige Thiere sich zähmen lassen, hat schon Blumenbach bemerkt; auch Kröten werden zuthunlich, wenn man sie füttert.

Hier noch ein Beispiel von Anhänglichkeit unter Thieren. Zwei hannoversche Pferde hatten lange in der deutschen Legion miteinander gedient, an einer Kanone gezogen, und manche Schlacht in Spanien mitgemacht. Endlich wurde das eine vom Feinde erschossen, das andere aber wollte seitdem nicht mehr fressen, und wandte in Einemfort unruhig den Kopf nach allen Seiten, um zu sehen, wo denn sein Gefährte geblieben sei. Man stellte es zwischen andere Pferde, aber es bekümmerte sich nicht um sie, und starb nach wenigen Tagen aus Kummer über die Trennung von seinem alten Gefährten.

Die Anhänglichkeit vieler Thiere an den Ort, wo sie geboren oder aufgezogen wurden, ist groß. Man hat häufig Fische gefangen, sie gezeichnet, eine weite Strecke flußauf- oder abwärts wieder in den Strom gethan, und bald nachher an ihrem frühern Orte wieder gefangen. Ein Landwirth in Hampshire hatte auf der, dieser englischen Grafschaft gegenüber liegenden Insel Wight eine Stute gekauft, und dieselbe auf seine Weide gethan. Am andern Morgen war das Pferd verschwunden und nach einigen Tagen lief von der Insel die Nachricht ein, daß es wieder vor seinem alten Stalle erschienen sei. Um dorthin zu gelangen hatte es einen zwei Stunden breiten Meeresarm durchschwimmen müssen. Daß Pferde so weit und noch viel weiter zu schwimmen im Stande sind, ist eine ausgemachte Sache. Seltener wagen sich Schweine ins Wasser, aber es geschieht doch zuweilen. Ein Bewohner von Caversham hatte auf dem Martte zu Reading zwei dieser Thiere gekauft, und in seinen an die Themse stoßenden Hofraum gesetzt. Am andern Morgen waren sie nirgends zu finden. Nachmittags erzählten Landleute, daß zwei Schweine durch die Themse geschwommen, ans Land gestiegen und der Heerstraße entlang gelaufen seien, bis sie an einem Kreuzwege still gestanden, und die Rüssel aneinander gerieben hätten, gleichsam um mit einander zu berathschlagen, wohin sie ihren Weg zu nehmen hätten. Sie schlugen die richtige Straße ein, und gelangten wieder in ihren frühern Stall, der volle vier Stunden von dem Hofraume zu Reading entfernt war. Die Thatsache ist ausser allen Zweifel gestellt und von achtbaren Männern beglaubigt worden. — Eine Kuh, die lange Zeit am Bord eines Schiffes gewesen war und weite Reisen mitgemacht hatte, wurde ans Land gebracht, um sich auf der fetten Weide gütlich zu thun; sie zeigte aber die größte Unruhe, wollte nicht fressen, lief an den Strand, brüllte, und wurde erst wieder ruhig, als sie sich wieder auf dem Schiffe befand, an dessen Schwanken sie sich gewöhnt hatte. Eine andere Kuh war acht Stunden weit weg verkauft worden, und blieb bis zum Oktober auf ihrer neuen Weide, dann aber verschwand sie eines Tages und eilte ihrer alten Behausung wieder zu.

Es macht mir immer ein inniges Vergnügen, wenn ich Gelegenheit finde, die Liebe und Anhänglichkeit zu beobachten, welche so viele Thiere gegen ihre Jungen hegen. Selbst ein Huhn, dem man Enteneier unterlegt, folgt ja den Jungen, welche dem Wasser zueilen, sobald sie aus dem Ei gekrochen, ängstlich an den Rand des Teiches oder ans Ufer des Flusses; und wer jemals Zeuge war, wie sich ein altes Feldhuhn benimmt, wenn der Hund die Jungen vor sich her treibt, wird für die Angst der Mutter einige Theilnahme hegen.

Ein Landwirth in meiner Nähe ließ einst im Sommer einen Wagen mit einer Menge Kisten und Kasten bepacken, die nach einem etwa acht Meilen entfernten Orte geschafft werden sollten. Es trat aber ein Hinderniß ein und der beladene Wagen blieb mehrere Wochen unter einem großen Schoppen stehen. In dieser Zeit baucte ein Paar Rothschwänzchen sein Nest auf dem Wagen, und die Jungen waren kaum einige Tage ausgebrütet, als der letztere bespannt und weggefahren wurde. Einer der Vögel, wahrscheinlich das Weibchen, wurde durch das Hin- und Herrütteln nicht im Mindesten erschreckt, es blieb ruhig auf den Jungen sitzen, und verließ unterwegs das Nest immer nur auf kurze Zeit, um Futter zu erschnappen. Der Fuhrmann hatte unterwegs bemerkt was vorgegangen war, und trug beim Abladen Sorge, daß das Nest und dessen Insassen unbeschädigt blieben. So kamen beide, mit der sorgsamen Alten wieder zurück, zur großen Freude des Männchens, das durch Zwitschern und häufigen Flügelschlag zu erkennen gab, wie lieb ihm diese Rückkehr sei.

Auf dem Teiche hinter dem Kursaale in Wiesbaden werden viele wilden Enten gehalten, die möglichst zahm gemacht sind. Doch tritt ihre wilde Natur häufig hervor, und sie entfernen sich gern, um anderswo zu brüten. So hatte denn im verflossenen Sommer eine solche Ente sich das Gebüsch an einem Bache, der etwa eine halbe Stunde von jenem Teiche entfernt liegt, ausgewählt, um dort Eier zu legen, und schwamm dann mit ihren Jungen dort lustig herum. Der Aufseher

des Teiches begab sich dorthin, fing die Jungen ein, trug sie in einem Korbe nach dem Teiche, und setzte sie ins Wasser. Hier nahm sich sogleich eine andere Ente die gleichfalls Junge hatte, der Verlassenen mütterlich an. Die rechte Mutter aber kam nach Verlauf einiger Stunden über dem Teiche an, rief ihrer Brut zu, und wollte dieselbe an sich locken. Die Pflegemutter aber vertheidigte die angenommenen Kinder, und drei Tage lang wurde der bittere Kampf sehr oft erneuert, bis endlich die rechte Mutter unterlag. Sie konnte aber den Verlust nicht ertragen, und hat sich seitdem nicht mehr sehen lassen. Wenn ich nicht irre, so erzählte mir auch der Mann, welcher dem Kampfe zusah, daß die Ente zweimal während der Nacht einige Junge geraubt und nach jenem Bache geschafft habe, was allerdings möglich ist; doch kann ich diesen Umstand nicht mit Gewißheit behaupten.

Ein Offizier hatte eine Hündin, — einen Bullenbeißer, — die Junge warf. Da sie in Folge des Säugens ihrer Nachkommenschaft etwas schwach und mager ward, so wurden diese ihr genommen, und in eine besondere Ecke des Hofes gesperrt, der mit einer ziemlich hohen Bretterwand umzogen war. Der Alten aber gelang es, nach manchen mißlungenen Versuchen, hinüberzuspringen. Da sie indessen aber nicht dicht zu den eingeschlossenen Kleinen kommen, und dieselben nicht mit Milch versorgen konnte, so leerte sie den Inhalt ihres Magens aus, und das that sie täglich wohl drei bis viermal, da es ihr an Futter nicht gebrach. — Wenn die Füchse von Hunden verfolgt werden, und ihre Jungen bedrohet sehen, so tragen sie eins derselben in der Schnauze bis in weite Entfernungen.

Manche Naturforscher, welche die Oekonomie der Thiere genau studirt haben; behaupten mit Zuversicht, daß auch manche Insektenarten nicht geringere Sorgfalt für ihre Jungen zeigen, wie die größten Vierfüßer, sich oft Entbehrungen auferlegen, um sie mit Nahrung zu versorgen, und sie hartnäckig gegen Angriffe vertheidige. So namentlich die Spinnen.

Das Pferd von Erz.

Es mögen nun wohl hundert Jahre in den Schooß der Zeiten hinabgerollt sein, als der Fürst von San Silvestro in seinem alten, ziemlich verfallenen Pallaste hausete, der in einer jener engen Straßen Neapels liegt, welche sich in der Nähe der prächtigen Toledostraße befinden. Viele Jahre lang hatte er ein Gut in dem entfernteren Theile Kalabriens bewirthschaftet, und in Abgeschiedenheit von der großen Welt gelebt. Sein Vater war ein auf seinen Rang stolzer Mann; aber durch Unglücksfälle hatte seine Familie nach und nach starke Einbußen erlitten; er war arm geworden. Um seine Dürftigkeit nicht zur Schau zu stellen, hielt er sich von der Hauptstadt entfernt, und ließ seinen Sohn von dem Geistlichen seines Ortes erziehen.

Durch das Ableben eines Verwandten, dessen einziger Erbe der Prinz war, gelangte dieser in den Besitz des alten Hauses, das man Palazzo Cavallo, oder den Pferdspalast nennt. Er war, wie bemerkt, ziemlich zerfallen, und von den vielen Zimmern waren nur einige wenige bewohnbar. Denn der Verstorbene war ein sonderbarer Mann. Er lebte ganz für sich allein, hielt die Thüren stets geschlossen; ein alter treuer Diener bildete seine einzige Umgebung, und so viel man wußte war seine Lebensweise die mäßigste und einfachste, welche sich nur denken läßt. Allgemein war daher das Erstaunen, als sich ergab, daß er gar keine Schätze hinterlassen hatte.

Der Erbe bezog indessen den Palast und nahm seinen Sohn mit sich nach Neapel. Diesen, seinen Konstantin, sandte er nun in eine Erziehungsanstalt, während er selbst das einsame Leben, an welches er gewöhnt war, fortsetzte. Zum Herumwandeln bot ihm der Palazzo Cavallo Raum genug dar; der Hof, in welchem er seine Spaziergänge zu halten pflegte war groß genug,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und in der Mitte desselben erhob sich auf einem breiten Fußgestell eine schön gearbeitete, kolossale Statue eines Pferdes von Bronce, woran die Arbeit vortrefflich und eines großen Künstlers würdig war. Wenn nun der alte Fürst bei seinen Gängen im Hofraume das Pferd betrachtete, was täglich geschah, so dachte er oft: wenn sich doch ein Liebhaber zu dem Standbilde fände, und mir es abkaufte. Denn den Palast hatte er wohl, doch seine Geldeinkünfte waren gering.

Aber es verflossen einige Jahre und es wollte sich immer kein Käufer finden. Ausbieten mochte der stolze Mann sein Kunstwerk nicht; das hielt er seines Standes unwürdig. Da ließ sich eines Tages, als es eben dunkel zu werden begann, ein kleiner alter Mann vor der großen Eingangsthür blicken. Er klopfte an; es wurde ihm geöffnet, und, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, trat er in den Palast, und verlangte den Fürsten zu sprechen. Er wurde vorgelassen, bat um Entschuldigung, daß er zu einer so ungewöhnlichen Zeit komme, und äußerte den Wunsch das unten im Hofe stehende Pferd zu kaufen. Nichts hätte dem Fürsten erwünschter sein können, und er nahm keinen Anstand zu erklären, daß er, welcher sich vorzugsweise mit Landwirthschaft beschäftigt habe, nicht Kunstkenner genug sei, um auf das Pferd großen Werth zu legen. Allein er wisse, daß es mit viertausend Ducati noch gering bezahlt sei, wolle es indessen für diese Summe veräussern. Nach einigem Hin- und Herreden zeigte sich der Fremde bereit, dreitausend fünfhundert Ducati zu zahlen, am nächsten Morgen einen gültigen Wechsel dem Verkäufer einzuhändigen und das Pferd wegschaffen zu lassen. So wurde der Handel abgeschlossen. Der Fürst aber sann den ganzen Abend darüber hin und her, was jenen alten Mann, welcher, der Sprache nach zu urtheilen, wohl ein Ausländer war, bewogen haben konnte auf diese Weise das Standbild zu kaufen. Vielleicht, dachte er, will Dich Jemand zum Besten haben, und das wurde ihm um so wahrscheinlicher, da der Alte am nächsten Morgen sich nicht blicken ließ. Aber gegen Abend, um dieselbe Zeit wie am Tage vorher, stand er abermals vor der Thür, gab einen Wechsel von 3500 Ducati ab, und bat um einen Empfangschein. Er blieb diesmal in einem Vorzimmer, da es ihm, wie er sagte, leid thun würde, den Fürsten zu belästigen, und äusserte gegen einen Diener, daß er nun morgen das Pferd durch seine Arbeiter holen lassen wolle.

Der Fürst stellte unverzüglich einen Empfangschein aus; als aber der Diener wieder ins Vorzimmer trat, war der Alte nicht mehr da, auch im Hofe fand man ihn nirgends; er war und blieb verschwunden. Am andere Tage ging der Fürst um womöglich etwas Näheres über den wunderlichen Alten zu erfahren, zu dem Wechsler auf welchen die Anweisung lautete. Kaum mochte er nach Allem was vorgefallen war noch hoffen, die Summe zu erhalten. Allein der Wechsler zahlte sie aus, und gab Auskunft, daß am Tage zuvor ein ihm unbekannter alter Mann dreitausend fünfhundert Ducati bei ihm für den Fürsten niedergelegt und den Empfang bescheinigt erhalten habe. Er sei ein dem Hause völlig Unbekannter. Der Fürst nahm sein Geld, eilte heim, und hoffte über kurz oder lang den geheimnißvollen Alten wieder zu sehen; allein vergebens. Niemand kam um das mit schwerem Gelde bezahlte broncene Pferd abzuholen. Dem Fürsten kam die ganze Sache so sonderbar vor, daß er sie einst bei einer passenden Gelegenheit öffentlich mittheile. Sie wurde dann eine Zeitlang vielfach besprochen, allein, wie das zu gehen pflegt, bald nachher vergessen, weil andere Stadtneuigkeiten das Publikum von ihr abzogen.

Seit dem Verkaufe des Pferdes mochten wohl fünf Jahre verflossen sein, als eines Morgens der Fürst früh geweckt wurde. Mit raschen Schritten trat der Abbate Selvaggi, einer seiner wenigen näheren Freunde und ein durchaus würdiger Geistlicher, ins Zimmer. „Stehen Sie auf, geehrter Freund," rief er, „kommen Sie sogleich mit mir in den Hof hinab, um das Pferd näher zu untersuchen. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, will aber nicht eher etwas sagen, als bis ich mich selbst überzeugt habe, daß hier keine Täuschung mit unterläuft." Schnell warf sich der Fürst in die Kleider, beide eilten hinab, und der Abbate rief, nachdem er das Standbild näher betrachtet hatte: „die Sache ist richtig; sie haben ihm die Augen ausgenommen." Und nun erzählte er dem Fürsten Folgendes. Er war zu einem Manne gerufen worden, der einst mit ihm zu gleicher Zeit die Studienanstalt besucht hatte, und später der innigste Vertraute des verstorbenen Erblassers gewesen war, aber nie in gutem Rufe stand. Jetzt lag dieser Mann schwer krank, und alle Hoffnung zum Wiederaufkommen war ihm verschwunden. Er hatte bisher ein Geheimniß in sich verschlossen, das ihn schwer drückte, und wollte es nur seinem alten Jugendfreunde offenbaren. Der verstorbene Sonderling hatte einst ein Gelübde gethan, wenn ihm Etwas nach Wunsch gehen würde; er wollte nämlich dem Pferde von Erz, das auf seinem Hofe stand, zwei Brillanten, so theuer und schön sie nur zu haben seyen, als Augen einsetzen lassen, und da sein Wunsch erfüllt wurde, so hielt er sein Wort, raffte all sein Geld zusammen, und ließ in Amsterdam die schönsten Diamanten kaufen, welche auf dem dortigen

Juwelenmarkte zu finden waren. Darum fand man nach seinem Tode auch kein Geld bei ihm. Es mochte etwas von jenem alten heidnischen Aberglauben dabei mit im Spiele sein, von welchem sich in Neapel seit den Römerzeiten noch bis auf diesen Tag Spuren lebendig erhalten haben. Der Kranke, zu welchem der Abbate gerufen wurde, hatte allein um die Sache gewußt. Da Vorkehrungen getroffen waren, daß die Diamanten nicht glänzten, so blieb die Sache lange Jahre verschwiegen. Zu dem Sonderlinge fanden nur Leute Zutritt, die mit Alterthümern, Gemälden und dergleichen handelten. Kurz vor seinem Tode hatte man bemerkt, daß sein Vertrauter in häufigem Verkehr mit einem ältlichen kleinen Manne stand, demselben, welchen der Leser bereits kennt. Diesen hatte jener im Palaste Cavallo eingeführt, dessen Besitzer er Vieles über fremde Völker und Länder erzählte. Der kleine Fremde war ein Jude aus Amsterdam. Als der Sonderling starb, bot dieser Mann dem Vertrauten Zehn tausend Ducati, wenn er ihn die Diamanten aus den Augen des Pferdes wegnehmen lassen und das Geheimniß streng bewahren wolle. Der Handel wurde abgeschlossen, und erst auf dem Todtenbette dem Abbate der ganze Vorgang kund gemacht.

Man kann sich die Aufregung des Fürsten San Silvestro denken. Auf eine so schmähliche Weise war er also um eine bedeutende Summe betrogen worden, die vielleicht hinreichend gewesen wäre, ihn mit Glanz zu umgeben und es seinen reichen Standesgenossen an Aufwand gleich zu thun! Indessen er war sein Leben lang an einfachen Haushalt gewöhnt, und so tröstete er sich bald über den allerdings großen Verlust. Es müsse wohl Gottes Wille gewesen sein, daß Alles sich solchergestalt gefügt habe, meinte er; zum Reichwerden sei er offenbar nicht bestimmt, und wie die Sachen nun einmal ständen, wären jene dreitausend fünfhundert Dukaten, welche er von dem Unbekannten erhalten, doch besser als gar nichts.

Inzwischen war Konstantin, des Vaters Freude und Stolz, herangewachsen. Der Fürst hatte nichts gespart, um demselben eine nach damaligen Begriffen standesgemäße Erziehung in einer Anstalt geben zu lassen, welcher die Söhne der ersten Häuser des Königreichs Neapel anvertraut waren. Zwar Konstantin war nicht so reich wie die übrigen Zöglinge, allein die unverdorbene Jugend legt wenig Werth auf Geld und Gut; sie befragt, wenn sie Freundschaften schließt, nur das Herz. So war Konstantin, als er etwa sein neunzehntes Jahr erreicht haben mochte, mit einigen anderen jungen Fürsten in das vertrauteste Verhältniß gekommen, und namentlich mit dem Sohne des Herzogs von Laurino, von welchem er fast unzertrennlich war. Allein der unerbittliche Tod raffte seinen Busenfreund in früher Jugend dahin. Der alte Herzog, gerührt darüber, daß Konstantin während der Krankheit nicht vom Lager seines Busenfreundes gewichen war, verschaffte dem Mittellosen eine einträgliche Stelle in der königlichen Leibwache, in welche nur die Söhne angesehener und reicher Edelleute aufgenommen wurden.

Seitdem trat Konstantin in die große Welt, und wurde in den Strudel derselben hineingerissen. Er fand lustige Gesellschaft, genoß fröhlich seiner Jugend und die Zukunft erschien ihm nur in rosenfarbigem Lichte. Das, was man die vornehme Gesellschaft zu nennen pflegt, hatte große Anziehungskraft für den jungen, heitern Fürsten.

Es war um die Faschingszeit, und Ball bei dem Herzoge von St. Marguerite, dem französischen Gesandten am neapolitanischen Hofe. Auch Konstantin hatte eine Einladung erhalten, und einer seiner Freunde, der Graf von Lesino holte ihn ab. „Bereite Dich vor, Freund," sprach dieser unterwegs, „Dein Herz, welches so fühllos gegen Weiber zu sein scheint, heute Abend gerührt und ergriffen zu sehen. Deine Augen werden Cäcilie von Montemar erblicken, das schönste Mädchen, welches auf Erden lebt. Und darum soll Cäcilie auch mir angehören, und ich sage Dir, ehe ein Jahr verfließt, wird sie Gräfin von Lesino. Mit meinem Vater bin ich einig, und der ihrige scheint mir gewogen."

Die beiden Freunde kamen spät; der Ball hatte längst begonnen. Der Graf suchte das Mädchen, welches er liebte, Konstantin blieb allein. Ein Zufall fügte es, daß ein Bekannter ihn Cäcilien vorstellte, und daß er sie zum Tanze aufforderte, nach dessen Beendigung er mit ihr ein längeres Gespräch anknüpfte. An diesem nahm später auch Cäciliens Vater Theil, aber kurz und barscher als eigentlich die gute Sitte erlaubt. Der französische Graf suchte die Unterhaltung abzubrechen; er hatte offenbar einen nicht geringen Widerwillen gegegen Konstantin. Aber weshalb? Das konnte dieser nicht begreifen. So viel und so lange er auch darüber hin und her sann, war er doch, wie er annehmen mußte, dem Grafen völlig unbekannt. Nicht ohne einigen Verdruß sah er, wie sein Bekannter in jener Nacht nicht mehr von Cäciliens Seite wich; es regte sich in ihm ein Gefühl, das er bis zu jenem Tage nicht gekannt hatte. Liebe und Eifersucht wohnten in seiner Brust, und gewannen an Stärke, je öfter er von nun an Cäcilien sah. Doch wich endlich die Eifersucht, als er sich überzeugte, daß er der Gräfin nicht gleichgültig war;

seine Freude über diese Entdeckung wurde aber in nicht geringem Maaße dadurch getrübt, als er von Tage zu Tage mehr einsehen mußte, daß der alte Graf gegen ihn die entschiedenste Abneigung hegte, während er den Grafen von Lesino überall bevorzugte.

Der Fasching war längst vorüber und die Osterzeit gekommen. Jetzt wollte der Graf von Lesino, rasch und stürmisch wie die Italiener in ihrer Leidenschaft sind, Entscheidung über seine Zukunft haben, und bot Cäcilien seine Hand an, nachdem er vom Vater derselben zuvor die Einwilligung erhalten hatte. Voll Selbstvertrauen wandte er sich an Cäcilien, denn daß er eine abschlägige Antwort erhalten könne, hatte sich er nie träumen lassen. Und doch erhielt er eine solche. Das Mädchen erklärte ihm, wohl wisse sie, wie angenehm ihrem Vater eine Verbindung mit dem Grafen sein werde; allein sie wende sich an die Großmuth des Letztern, und bitte ihn dringend, nie ein Wort davon verlauten zu lassen, daß er ihr je einen Antrag gemacht. Besonders möge er das tiefste Schweigen gegen ihren Vater beobachten, den es nur betrüben könne, wenn er erfahre, daß sie ausser Stand sei, einem seiner liebsten Wünsche Folge zu leisten. „Herr Graf," sprach Sie zum Schlusse, „ich habe mich an Ihre Großmuth gewandt, und Ihnen unverholen meine Gefühle ausgesprochen. Ich schätze Sie, ich achte Sie hoch, aber ich liebe Sie nicht und kann darum nie die Ihrige werden."

Des Italieners Augen sprüheten Zorn, sein Inneres kochte Rache, denn er sah in der abschlägigen Antwort eine tiefe Demüthigung, eine furchtbare Beleidigung. So sehr auch sein Stolz gekränkt war, so wußte er sich doch zu fassen; und mit erzwungener Ruhe sprach er: „Ihr Wunsch soll erfüllt werden," verbeugte sich dann, und ging. Cäcilie, die nichts Arges ahnte, war erfreut über den Ausgang, welchen die Sache genommen hatte, und gab von dem Vorgange ihrer Freundin, der Herzogin St. Marguerite noch an demselben Tage Kunde. Diese, welche die große Welt, die Menschen und deren Treiben besser kannte, als das junge Mädchen, hielt freilich die Sache nicht für abgemacht, und fürchtete Schlimmes; doch hütete sie sich, Cäcilien zu beunruhigen, und schwieg. —

— — Beim Marchese San Severino, der am Vermählungstage seines Sohnes ein glänzendes Fest veranstaltet hatte, war Maskenball, auf dem Cäcilie in der Tracht eines provencalischen Bauernmädchens erschien. Ihre Freundin, Frau von St. Marguerite, in deren Hause Konstantin gern gesehen war, hatte ihm, dessen Neigung für Cäcilie sie wohl kannte, einen Wink davon gegeben, und schon einige Tage früher den Wunsch hinzugefügt, ihn als provencalischen Minnesänger auf dem Balle zu sehen. Der Minnesänger erschien, und benützte einen günstigen Augenblick, um der, welche ihm so theuer war, seine Liebe zu erklären. Wie schmerzlich war es ihm zu vernehmen, daß sie seine Neigung nicht erwiedern dürfe, da keine Hoffnung sei, ihres Vaters Widerwillen gegen ihn jemals zu besiegen. Sie bat ihn, ihre Ruhe zu schonen, reichte ihm wehmüthig die Hand, welche er mit Thränen benetzte, und eilte von schmerzlichen Gefühlen überwältigt, hinweg.

Auch er war nach Hause gestürmt. Und was für ein Anblick wurde dem Jünglinge, der seine liebste Hoffnung zu Grabe getragen sah, hier im Palazzo Cavallo! Sein Vater lag auf dem Todtenbette; sein liebster Freund, denn das war der alte Fürst seit den Tagen der frühesten Jugend ihm gewesen, war ein seelenloser Leichnam; Konstantin hatte Alles verloren, was ihm theuer war. Zwei furchtbare Schläge hatten ihn in derselben Stunde getroffen. Vor wenigen Augenblicken noch blickte er so frisch und wohlgemuth ins Leben, jetzt stand er ganz verlassen da. Daß sein Vater ihm keine Reichthümer hinterlassen hatte, bekümmerte ihn wenig; seine irdischen Bedürfnisse waren ja leicht zu befriedigen, und der Welt schien er für immer entsagen zu wollen. Er schob gleichsam einen Riegel zwischen sie und sich, ja er ging lange mit sich zu Rathe, ob er nicht in einem Kloster eine Zuflucht suchen solle. Um ungestört seinem Grame nachhängen zu können, blieb er einsam; den Beweisen an Theilnahme seiner Freunde und Bekannten wich er aus; die Thür seines Palastes war und blieb für Jedermann verschlossen. Nur zuweilen öffneten sie sich für ihn, wenn er in der Umgegend der Stadt am Strande des Meeres Seevögel schießen oder am Ufer des Sees von Agnano einsam umher wandeln wollte, oder ausging, um seinem Schmerze in den Wäldern nachzuhängen. Cäciliens Bild war sein steter Begleiter.

So vergingen zwölf, fünfzehn Monate, und Konstantin war in Neapel von den Meisten vergessen. Eines Tages, durchstreifte er, allein wie immer, die romantischen Gehölze von Actrone, zu denen vom See ab ein dem Berge entlang sich windender Pfad leitet. Da, wo dieser in des Gehölz einmündet, gewahrte Konstantin, zwei Gestalten, einen bejahrten Mann und ein junges Mädchen, auf dessen Arm jener sich stützte. Er erblickte Cäcilie, welche er seit jenem Abend nicht mehr gesehen hatte! Er war zu nahe gekommen, als daß er unbemerkt hätte zurückgehen können. So blieb er stehen, und vernahm aus dem Munde der Geliebten die Worte:

„Der Weg war zu ermüdend, lieber Vater, ich will nach dem Wagen schicken." Sie befahl dem Diener welcher sie begleitete, den Kutscher zu rufen.

Jene schlugen nun langsam eine andere Richtung ein, so daß Konstantin ungesehen zurückgehen und sich hinter den Bäumen verbergen konnte. Von seinem Versteck aus, bemerkte er, daß Cäcilie ihren Vater nach einem Rasenhügel hingeleitete, wo beide sich niedersetzten.

Der Diener war erst eine kurze Zeit entfernt, als zwei Männer hinter dem Hügel hervorsprangen. Der eine warf sich über den alten Grafen her, um denselben zu knebeln, damit er nicht um Hülfe rufen konnte, und war nahe daran seinen Zweck zu erreichen, als ein Schluß fiel, und ihn zu Boden streckte. Der zweite hielt die ohnmächtige Cäcilie in seinen Armen, und trug sie fort ins Gebüsch. Allein Konstantin, nachdem er sich überzeugt, daß sein Schuß getroffen hatte, eilte dem Räuber nach, zog den Degen, ohne welchen zu jener Zeit kein den höheren Ständen angehörender Mann auszugehen pflegte, brachte den Mädchenräuber zum Stehen, verwundete ihn im Gefechte und schlug ihm die Waffe aus der Hand. Als der Graf von Lesino, denn dieser war es, sich ohne Wehr befand, floh er von dannen, und Konstantin, der nun seine ganze Sorgfalt Cäcilien zuwandte, ließ ihn entrinnen. Bald kamen auch Montemars Diener herbei, der Retter des Grafen nahm diesem gegenüber im Wagen Platz, und begleitete den tief erschütterten alten Mann, und die noch lange bebende Cäcilie nach Neapel zurück. Unterwegs wurden nur wenig Worte gewechselt; aber wenn Cäciliens Lippen stumm blieben, so waren ihre Blicke um so beredter. Konstantin verweilte im Palaste des Grafen nur so lange, bis er sich überzeugt hatte, daß man denselben in seine Zimmer gebracht hatte, dann schickte er sogleich zu einem Arzte, und eilte in Person zu der Herzogin von St. Marguerite, um dieser mitzutheilen, was sich ereignet. Am andern Morgen ging er wieder zu Montemar, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen. Die Aussage des Arztes war ungünstig, und ließ das Schlimmste befürchten; der plötzliche Schrecken hatte den alten Mann furchtbar erschüttert; es blieb kaum Hoffnung, daß er wieder aufkommen werde. Während Konstantin vom Arzte dieses vernahm, trat eine Dienerin ins Zimmer, und überreichte ihm einen Brief von Cäciliens Hand. Er enthielt folgende Worte: „Mein theurer Vater wünscht dringend Sie zu sehen; ich bitte Sie keine Zeit zu verlieren; eilen Sie zu uns."

Konstantin ließ sich unverzüglich in des Kranken Gemach führen, an dessen Lager Cäcilie stand. Der Graf schlug seine Augen auf, reichte ihm die Hand, und dankte ihm für seine und seines Kindes Rettung. „Ich kann Ihnen, glaube ich, das, was Sie für uns gethan, nicht besser lohnen, als daß ich Sie mit Cäcilien vereinige; ich weiß, daß ich Ihrem Wunsche entgegenkomme. Legt Eure Hände ineinander, und nehmt meinen Segen. Jetzt aber muß ich noch einige Worte mit Ihnen allein reden." Cäcilie entfernte sich. Der Graf begann wieder: „Schwören Sie mir, Cäcilien nie zu entdecken, was ich Ihnen offenbaren will, denn ich habe ein Geständniß abzulegen, dessen ich gern überhoben wäre. Sie haben mir Ihr Wort gegeben zu schweigen; so hören Sie denn. Ich habe Ihres Vaters broncenes Pferd gekauft. Sie wissen Alles was vorgegangen ist, haben ohne Zweifel von dem Abbate gehört, wie es sich mit jenem Menschen verhält, dessen ich mich bediente, um meinen Zweck zu erreichen. Oeffnen Sie die Thür des Nebenzimmers; Sie sehen jenes eiserne Kästchen, das dort befestigt ist; an der Seite, da, weiter links befindet sich eine Feder, drücken Sie. Es springt auf; dort sind die Diamanten! die leidigen Steine! „seufzte der Sterbende." Können Sie mir vergeben? Ich beraubte Ihren Vater; ich stürzte ihn in Dürftigkeit! Aber wenn Sie wüßten, wie mich Jahre lang mein Gewissen quälte, Sie würden Mitleid mit mir haben. Ich habe Marter und Pein in einem furchtbaren Grade erlitten, meine Gesundheit wurde dadurch untergraben. Wenn ich Sie sah, erblickte ich in Ihnen einen lebendigen Vorwurf; es war mir, als stände in Ihren Augen meine Schuld zu lesen, ich fürchtete, Sie möchten das Geheimniß entdecken, deshalb stieß ich Sie von mir, mied Ihre Nähe. Doch vielleicht mindert Etwas meine Schuld. Mein Plan war folgender. Der Graf von Lesino war reich und angesehen; ihm gedachte ich Cäcilien zu vermählen, dann wäre mein Ehrgeiz, der mich im langen Leben nie ruhig werden ließ, befriedigt worden. Nicht Habsucht trieb mich, die Diamanten in meine Hände zu bringen, nur der Ehrgeiz, der Ehrgeiz, ich wiederhole es. Ich hegte den Gedanken Sie einst in Besitz des Schatzes zu setzen; doch sollten Sie nicht erfahren, von wem Sie zurückerhielten, was Ihnen gehört. Ich drang in Cäcilie, dem Grafen die Hand zu reichen; sie weigerte sich; ich liebe mein Kind, Zwang mochte ich ihr nicht anthun, und die Folge davon war ein Bruch mit Lesino. Wie er sich an uns zu rächen gedachte, wissen Sie, unser Retter. Ich kann nicht weiter reden. Seyen Sie glücklich." Konstantin suchte ihn zu beruhigen, er nannte ihn Vater, er drückte ihm die Hand. Der Graf erholte sich noch einmal, und sprach: „Ich besitze ein Gut im südlichen Frankreich; gehen Sie dorthin, in

Neapel werden Sie nicht sicher sein vor Rachedolchen. Nehmen Sie, eine Zeitlang wenigstens, den Namen von jenem Gute an, und vergessen Sie Neapel, und was ich an Ihnen gesündigt. Beglücken Sie mein theures Kind." Bald nachher starb der Graf.

So erzählt die Sage, welche noch heute im Munde des Volks zu Neapel lebt, und der ein wahrer Vorfall zum Grunde liegt, den sie vielleicht etwas ausgeschmückt haben mag. Sie fügt hinzu, daß die Liebenden des alten Grafen Willen befolgten, und ein langes glückliches Leben führten. Das Pferd von Erz aber ist im Palazzo Cavallo zu sehen bis auf diesen Tag.

Die berauschenden Getränke und die Mäßigkeitsvereine.

Wir finden, daß die Menschen seit den ältesten Zeiten berauschende Getränke bereiteten und sich derselben bedienten, um sich zu betäuben. Sie sind dieser Gewohnheit leider bis jetzt treu geblieben, ob auch die Gesittung im Uebrigen noch so große Fortschritte unter ihnen machte. Man muß den Scharfsinn bewundern, den sie in Erfindung und Zubereitung solcher betäubenden Mittel zeigten. Die Götter des Olymps tranken Nektar, die nordischen Götter Meth; die alten Deutschen bereiteten ein Bier und verschmäheten anfangs den Wein, weil, er ihrer Annahme zufolge, die Männer verweichliche, die Kräfte erschlaffe.

Manche Völker berauschen sich nicht durch Getränke, sondern durch den Genuß anderer Mittel. So genießen manche Asiaten das heillose Opium, welches sie auch rauchen; andere kauen gewisse Kräuter und Blätter; denn die Menschen haben von jeher, nicht zufrieden mit einfachen Reizen, es sich angelegen sein lassen, künstliche zu erfinden, die sich entweder durch ihre Widerlichkeit, oder durch Gewaltsamkeit, überhaupt durch etwas Verkehrtes auszeichnen. Je tiefer ein Volk steht oder sinkt, um so gröber pflegen auch die Reizmittel zu sein, welche ihm angenehm sind; es will sich gewaltsamer Weise um sein Bewußtsein betrügen, sich von der Leere, die es fühlt, um jeden Preis befreien.

Jene Orientalen, welchen der Koran den Genuß des Weins verbietet, halten sich, wie bemerkt, durch Opium schadlos, oder ergeben sich dem Genusse von Zuker- und Reisbranntwein, also dem Rum und Arrack. In der eigentlich heißen Zone sind Palm- und Honigwein sehr gewöhnlich. Uebrigens werden aus allen möglichen Kräutern und Erdgewächsen berauschende Getränke verfertigt, aus Brod, Malz und Mehl, aus Obst und Sago, aus Kassave und Kartoffeln, aus Hirse, aus Welschkorn, aus dem Aufgusse des Fliegenschwamms im nordöstlichen Asien, und bei den Mongolen aus Stutenmilch.

Bei den Europäern und ihren Abkömmlingen in den fremden Erdtheilen stehen nur dreierlei Arten von Getränken in Gunst: der Wein, das Bier und der Branntwein. Der Wein ist das edelste Getränk; mäßig genossen ist er eine Wohlthat, erheitert den Menschen und schadet der Gesundheit nicht. Das Bier, gut zubereitet, ist nahrhaft und zuträglich. Der Branntwein ist unter allen Umständen schädlich, nachtheilig, verwerflich, ein Zerstörer des Lebens, der Sittlichkeit und des Familienglückes, kurz ein Feind aller wahren Gesittung und Tugend, ein Beförderer der Niedrigkeit, der Gemeinheit, des Lasters jeglicher Art.

Die Destillation kam durch die Araber nach Europa, welches durch sie mit dem sogenannten Weingeist, Alkohol, bekannt wurde. Sie bereiteten Branntwein, dem man wohlthätige Arzneiwirkungen zuschrieb, und deshalb Lebenswasser nannte, Aqua vitae. Die Erfindung und Einführung des Branntweins ist von ungeheuerm Einflusse auf die Geschicke der Welt gewesen, fast so sehr wie etwa die Erfindung des Geldes, der Schreibkunst, des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, deren wohlthätige Einwirkung durch ihn, den Lastererzeuger, so sehr gehemmt wird. Der Wissenschaft hat sie freilich genutzt, manche Künste und Gewerbe hervorgerufen, oder doch verbessert und erweitert. Dieses langsame

Gift, das den Körper erschlafft und die Seele verdirbt, wurde eine Finanzquelle für die Staaten, und eine Quelle der Armuth und des Elends für ihre Unterthanen. Schon im Mittelalter war der Branntwein weit verbreitet, und bereits 1483 und 1484 erschien zu Augsburg von „Michael Schrick ein Verzeichnuß der ausgebrannten Wasser," und „wie man die brauchen sol zu Gesuntheit der Menschen." Welche Arzneikräfte man demselben beilegte, zeigt sich aus den nachstehenden Angaben. Schrick sagt: „der geprannt wein sei gut für das gicht damit bestreichen;" wer heiser sei, soll sich mit Branntwein den Hals bestreichen, und ihn drei Morgen lang nüchtern trinken; „auch wer alle Morgen trinkte ein halben löffel vol geprannten weins, der wird nimmer krank;" item, wenn eins sterben sol, so gieße man im ein wenig geprannten weins in den Mund, so wird es reden vor seinem Tod." Weiter empfiehlt ihn Schrick als unfehlbares Heilmittel gegen Blasenstein, Würmer, Kopfschmerzen, zur Stärkung des Gedächtnisses, weil er „sterkt des menschen sin und wicz," gegen Husten, gegen trübe Augen, gegen Taubheit, und — gegen Wassersucht!

Man sieht, welche Wunderkraft die damaligen Aerzte dem Branntwein beilegten; er war aber gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nur noch Arzenei, und wurde in den Apotheken verfertigt. Schrick preist ihn jedoch an, wie vor anderthalb hundert Jahren die Aerzte den Thee oder Kaffee. Um 1530 war er so allgemein geworden, daß man ihn nicht mehr als Arzenei empfahl. Schon damals gab es Branntweinschenken, und man schweifte im Genusse aus. Es erschienen sogar Lobgedichte auf denselben. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde er „zur Stärkung" an die Arbeiter in den ungarischen Bergwerken ausgetheilt, und während des niederländischen Unabhängigkeitskampfes, besonders aber unter den Wirren des dreißigjährigen Krieges wurde er immer allgemeiner. Man machte den einfachen Kornbranntwein durch Zusatz von Zucker, Anis, Pfeffermünz, Kümmel, Orangen und dergleichen wohlschmeckender, Arrack und Rum gewannen ein immer größeres Publikum, und die alten trefflichen Biere fanden immer weniger Abnehmer, so daß besonders in den Städten Niederdeutschlands viele hunderte, ja tausende von Brauereien eingingen, und manche Ortschaften dadurch ihren Wohlstand ganz einbüßten, z. B. Eimbeck bei Göttingen. Doch hielten sich im siebenzehnten Jahrhundert Branntwein und Bier noch so ziemlich die Waage, im achtzehnten aber errang jener das Uebergewicht, besonders seitdem er auch aus Kartoffeln gebrannt wird, und die Finanzkünstler jener Zeit seine Erzeugung aufmunterten, um die Staatseinnahmen zu vermehren. Da das Bier gleichfalls besteuert war, und in vielen Gegenden, z. B. in Hannover, Bierzwang herrschte, so daß die Bewohner eines gewissen Bezirkes irgend einem Gutsbesitzer sein theures und schlechtes Bier abkaufen mußten, indem jedes andre verboten war, so kam das Volk um den Genuß eines Getränks, das, wohl zubereitet, der Gesundheit nicht nachtheilig gewesen wäre, und wurde auf den Branntwein hingewiesen. In den Weingegenden griff der Gebrauch desselben nicht so weit um sich. Auch in manchen Theilen des südlichen Deutschlands zog man das Bier vor, so daß das Unheil sich vorzugsweise nur im Westen, Norden und Nordosten Deutschlands zeigt, wo es in den letzten Jahrzehnten eine schauderhafte Höhe erreicht hat. Man denke nur an die Scenen beim Hamburger Brande, und die entsetzliche Rohheit des Pöbels, welcher dort die Sitzung des Mäßigkeitsvereins störte!

Auch andere nordische Länder litten und leiden noch unter dieser Geißel, besonders Schweden, Dänemark und die brittischen Inseln, von Rußland und Polen ganz zu geschweigen.

Die moralischen und physischen Verheerungen welche eine Folge des Genusses gebrannter Wasser sind, haben allmälig einen so furchtbar hohen Grad erreicht, daß es endlich an der Zeit war, die Seuche mit allen Mitteln und aus allen Kräften zu bekämpfen. Wohlmeinende Männer haben längst gewarnt, ihre Stimme wurde indeß überhört; aber was dem Einzelnen schwer fällt, wird einem Vereine leichter, und so bildeten sich die Mäßigkeitsvereine, die eine wahre Wohlthat sind, und schon jetzt unendlich viel Gutes gethan haben. Sie wirken auf das Volk durch gutes Beispiel, durch Belehrung, Ermahnung und Warnung, und haben würdige Apostel gefunden. In deutschen Ländern wirkte des alten, würdigen Zschokke kleine Schrift: „die Branntweinpest" ausserordentlich; die Saat der Pastoren Seling und Böttcher, in Westfalen und Niedersachsen, fiel auf so ergiebigen Boden, daß allein in der Stadt Osnabrück, welche sich in dieser Hinsicht rühmlich auszeichnet, im verflossenen Jahre 1842 die Branntweinsteuer 36,000 Thaler weniger abwarf, als im Jahre vorher. Wie herrlich wirkt in Irland der Pater Mathew, den man wohl mit Recht den Apostel der Mäßigkeit nennen kann, denn er hat nicht tausende, sondern Millionen dem Laster entwöhnt, und dadurch eine neue, bessere Zeit für das unglückliche Irland und dessen verwilderte Bewohner möglich gemacht.

Entsetzliches Unglück richtete der Genuß gebrannter Wasser besonders auch in den vereinigten Staaten von

Nordamerika an, welche bei ihrem Ueberflusse an Getreide große Massen desselben zu Branntwein verwendeten, und ausserdem von den westindischen Inseln für ihr Mehl, Bauholz und andere Bodenerzeugnisse auch Rum zurückerhielten. Man bedenke, daß die Rumeinfuhr dort in den Jahren 1790 bis 1832 nicht weniger als 214,434,342 Gallonen, also nahe an 1000 Millionen Liter betrug, wobei angenommen werden darf, daß die Erzeugung von Branntwein im Lande selbst um das Doppelte vielleicht um das drei- oder vierfache stärker war, weil die Bereitung keiner Steuer und keiner Controlle unterliegt, und der Preis des „Giftes" ausserordentlich billig ist. Man berechnete im Jahre 1828 den Verbrauch in den vereinigten Staaten auf nicht weniger als 72 Millionen Gallonen oder 330,000,000 Maaß, bei einer Bevölkerung von damals zwölf Millionen Köpfen; was auf den Kopf sechs Gallonen macht, Weiber und Säuglinge mit eingerechnet! Kein Wunder, daß das ganze Land mit Trunkenbolden angefüllt war, und viele tausende von Familien im höchsten Grade unglücklich waren. Es gab damals nicht weniger als 300,000 Trunksüchtige, Säufer im eigentlichen Sinne des Wortes, und jährlich starben mindestens dreißigtausend, bei denen sich nachweisen ließ, daß der Genuß des Branntweins die Ursache ihres vorzeitigen Todes war. Zwei Drittel aller Geisteszerrüttungen kamen auf Rechnung der Trunksucht, welche ohnehin die ergiebigste Quelle und der Ursprung der bei weitem überwiegenden Mehrzahl von Verbrechen war, besonders des Mordes. Ein gewisser Johnson, der vor einigen Jahren in New-York hingerichtet wurde, haßte eine Frau, welche mit ihm in demselben Hause wohnte. Er beschloß sie todt zuschlagen. Als aber der von ihm zur Verübung des Verbrechens festgesetzte Tag angebrochen war, fehlte es ihm an Herzhaftigkeit, und die Hände zitterten ihm so sehr, daß er die Mordwaffe nicht in der Hand festhalten konnte. Da beschloß er „sich Courage zu trinken," aber ein Glas voll Branntwein wollte nichts helfen, und auch das zweite that die gewünschte Wirkung nicht; erst nachdem er ein drittes hinabgegossen, fühlte er sich stark genug, ohne Zittern den Mord zu begehen!

Ausgemacht ist, daß die größte Anzahl von Unglücksfällen auf Dampfschiffen, bei Postwagen, auf Eisenbahnen, ꝛc. auf Rechnung des Trunkes kommen. Daher sollte bei Anstellungen jeder Art die erste Frage sein: Trinkt der Mann?

Ein fleißiger amerikanischer Rechtsgelehrter, hat berechnet, welcher ungeheure Verlust seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern durch den Branntwein verursacht wird. Zahlen sprechen deutlich, und das Facit ist ein entsetzliches. Der Leser urtheile selbst. — 1) Vor 1827 wurde in den vereinigten Staaten im Durchschnitt 72,000,000 Gallons Branntwein getrunken, deren Preis sich auf 48,000,000 Kronthaler (Dollars) belief. 2) Es gab 375,000 notorische Trunkenbolde, und man kann wohl annehmen, daß sie jährlich an hundert Tagen faullenzten, an welchen die fleißigen, nüchternen Leute arbeiteten. Rechnet man den Arbeitstag nur zu etwa einem Gulden Verdienst, was für jenes Land eine sehr geringe Annahme ist, so gingen durch Müßiggang in Folge des Trunks 15,000,000 Kronenthaler verloren. — 3) Es starben jährlich 37,500 Säufer, die ihr Leben durch den Branntwein um mindestens zehn Jahre abgekürzt hatten. Jeder von ihnen hätte bequem, nachdem er seine nöthigsten Bedürfnisse bestritten, fünfzig Kronenthaler im Jahre zurücklegen können. Hier also wieder ein Ausfall von 18,750,000 Kronenthalern. — 4) Die Kosten für die peinliche Gerichtsbarkeit betrugen damals im Jahre durchschnittlich 8,700,000 Kronenthaler. Ausgemacht ist, daß drei Viertheile aller Verbrechen und Criminalklagen ihre Ursache im Trunke haben; von jener Summe fallen somit 6,525,000 Dollars dem Branntwein zur Last. — 5) Ausgemacht ist ferner, daß drei Viertheile aller Armen ihr Unglück und ihre Dürftigkeit dem Branntwein verdanken; sie kosteten den Staat 2,850,000 Kronenthaler. — 6) Es gab etwa zwölftausend Missethäter in den Gefängnissen, beinahe alle bekannte Säufer.

Rechnet man diese Summen zusammen, und fügt bei, was jene Gefangenen zu unterhalten kosten, so hat man 94,495,000 Kronenthaler, welche dem Lande jährlich durch den Branntwein verloren gehen ohne daß noch der Arbeitsverlust der Armen, jener der wegen Schulden verhafteten, die Prozeßkosten, und manche andere Ausgaben in Anschlag gebracht worden wären. Nehme man nun dazu was durch Schiffbruch, Feuersbrunst, Krankheiten und andere Unglücksfälle, welche der übermäßige Genuß des Branntweins verursachte, verloren geht, so steigert sich jene Summe noch um ein Beträchtliches. Allein auch dies nicht in Anschlag gebracht, so macht dennoch jene Summe nach Ablauf von dreißig Jahren ein Kapital aus, welches den Gesammtwerth alles im Jahre 1829 angebaueten Landes, sämmtlicher Liegenschaften und der Sklaven überwiegt. Man schätzte dasselbe zu jener Zeit auf 2519,009,222 Kronenthaler. Nach obigen Annahmen, und nur einfachem Zins gerechnet, würde sich nach Ablauf jener dreißig Jahre ein Verlust von 2832,750,000 Dollars, also 313 Millionen Kronenthaler Verlust mehr ergeben, als der gesammte Grundwerth des angebauten Bodens in

den vereinigten Staaten beträgt, so daß demnach jenes Volk in dreißig Jahren in einem einzigen Artikel und durch denselben mehr vergeudete, als sein ganzes Land werth ist. Und das Alles um einen verdorbenen und verderblichen Geschmack und lasterhaften Hang zu befriedigen, und eine unaussprechliche Summe von Elend aller Art über sich zu bringen *).

Der Branntwein schien damals den Amerikanern fast unentbehrlich; sie tranken ihn nüchtern, dann zum Frühstück, beim Mittagessen, Nachmittags um vier Uhr, beim Abendessen, beim Schlafen gehen. Um eilf Uhr waren die Schenken gefüllt, bei jedem Besuche, auch den Frauen, wurde Rum vorgesetzt. Das Laster war allgemein; allgemein waren aber auch dessen Folgen, namentlich sittliche Verderbtheit, Verarmung, Bankerotte, Schlägereien, Krankheiten, Mordthaten; und es war kein Absehen, wie man dem Uebel steuern könne. Da bildete sich im Jahre 1813 in Boston die Gesellschaft für Massachusetts zur Unterdrückung der Unmäßigkeit; ihr Zweck war dem übermäßigen Genusse des Branntweins und dessen nachtheiligen Folgen entgegenzuwirken; man überzeugte sich aber in Amerika bald, daß dadurch wenig geholfen werden könne, und daß es nothwendig sei, auf völlige und gänzliche Enthaltsamkeit vom Branntweintrinken zu dringen. In diesem Sinne wurde nun gewirkt, und die einzelnen Vereine, welche sich seit 1813 gebildet hatten, traten zusammen und so entstand der „amerikanische Enthaltsamkeitsverein," zu Boston 1826, der seit jener Zeit unendlich segensreich gewirkt hat. Er steht jetzt mit mehr als fünf tausend Hülfsgesellschaften in Verbindung und zählt weit über eine Million Mitglieder, einige tausend Brennereien sind eingegangen; etwa sechstausend Leute haben den Handel mit Branntwein aufgegeben, weil er entehrend und eines Christen unwürdig sei, viele tausend Säufer sind gebessert und hunderttausende vom Laster zurückgehalten.

In Deutschland sind die Mäßigkeitsvereine noch nicht sehr zahlreich, aber sie vermehren sich, zeigen einen preiswürdigen Eifer für die gute Sache und wirken schon jetzt sehr wohlthätig ein, wie das oben angeführte Beispiel von Osnabrück beweist. Genaue statistische Nachrichten über ihre Anzahl und ihre Wirksamkeit wird wohl demnächst die Versammlung der Abgeordneten der Mäßigkeitsvereine in Norddeutschland veröffentlichen, welche in Hamburg gehalten werden soll, und zu der sich auch Abgeordnete aus England, Holland, Schweden, und Nordamerika einfinden werden.

Wo gutes Bier vorhanden ist, wird dem Genusse des Branntweins immer großer Abbruch gethan. Es ist daher erfreulich, daß die Zahl der Brauereien seit einiger Zeit alljährlich steigt, und die der Brennereien abnimmt. Doch sind diese in Deutschland leider noch sehr zahlreich, da das Branntweinbrennen ein Zweig der landwirthschaftlichen Industrie geworden ist. So gibt es in Niederösterreich 265 Brennereien; sehr viele im Lande ob der Enns und Tyrol; die in Triest liefern jährlich über 10,000 Eimer Liköre. Böhmen hatte 1836 deren 1495 Brennereien, welche 154,000 Eimer Branntwein lieferten; auch Mähren hatte deren viele. Entsetzlich sind die Massen, welche Preußen verfertigt, nämlich im Jahre durchschnittlich 150 bis 160 Millionen Quart. Dieses Land hat nicht weniger als 20,503 Brennereien, wovon 12,100 in stetem Betriebe sind; in der Stadt Nordhausen allein waren 1831 drei und sechszig Brennereien Tag und Nacht beschäftigt. Es gab 3506 Destilliranstalten, an Getreide, Kartoffeln und anderen trockenen Substanzen wurden zu Branntwein verarbeitet 12,846,186 Scheffel. An Branntweinsteuer erhob der Staat 4,185,252 Thaler, und wenn man den Verbrauch in Preußen mit jenem in Großbritannien zusammen hält, so stellt sich das leidige Ergebniß heraus, daß in England nicht voll fünf, in Preussen aber mehr als acht Quart auf den Kopf kommen. Baiern brennt wenig Branntwein, und diesen meist aus Obst, Wein, Wachholdern; Sachsen zählte 1836 überhaupt 4407 Brennereien, wovon 1684 gangbar waren; in Hannover gab es 1832 schon 1561; in Würtemberg 5203, in Baden weit weniger; allzuviele in Kurhessen, in Holstein über 500, in Mecklenburg ebenso viel, und auch den kleineren Landen fehlt es nicht. Kein Wunder, daß bei den bekannten Wirkungen des Branntweins, die Aerzte und die Rekrutirungsbehörden darüber klagen, daß die jetzige jüngere Generation kleiner und weniger kräftig sei, als die früheren. Aus Schlesien und dem Königreiche Sachsen besonders vernimmt man in dieser Hinsicht die unerbaulichsten Dinge; das Uebel wächst dort, wie eine Lawine.

Die Mäßigkeitsvereine sind, wenn der Trunksucht gesteuert werden soll, schon deshalb nöthig, weil die meisten Menschen nicht moralische Stärke genug besitzen, um sich durch eigene Kraft vom Laster und von einem Genusse zu entwöhnen, der ihnen lieb geworden ist.

*) Ich nehme diese Angaben aus einem mir kürzlich in die Hände gefallenen Werke: Histoire des Societés de temperance des Etats unies d'Amerique, par R. Baird, welcher sein Buch dem Mäßigkeitsvereine zu Amiens in der Pikardie gewidmet hat. Es erschien Paris 1836. A.

Sie bedürfen der Aufmunterung, der Warnung, des guten Beispiels und freundlichen Zuredens, damit sie nicht aufs Neue in Anfechtung fallen; daher ist es Aufgabe der Vereine hier zu warnen und zu ermahnen. So lange aber der Branntwein so billig bleibt und gutes Bier nicht wohlfeiler wird, werden sie schwere Kämpfe zu bestehen haben.

Das leibliche und geistige Elend welches bei den Europäern und deren Abkömmlinge in fremden Erdtheilen der Branntwein hervorbringt, bewirkt im Morgenlande kanntlich das Opium. Wir wollen hier keine Schilderung eines Opiumrauchers versuchen, aber es wird am rechten Orte sein, zu bemerken, daß auch die Eingeborenen Südamerikas, namentlich die Peruaner, ein Berauschungsmittel haben, das gleiche Wirkungen hervorbringt. Der Alte vom Berge, der durch die Kreuzzüge den Europäern bekannt und so furchtbar wurde, versetzte durch den Genuß des Opiums seine Anhänger, die ihm blind gehorchten, die Seiden, in Verzuckungen, in denen sie alle Herrlichkeiten des Paradieses im Voraus kosteten. So ist es auch mit der Coca in Südamerika, deren Anbau dort einen Zweig des Ackerbaus bildet, wie jener des Mohns zum Opium in Kleinasien oder Hindustan.

Die Coca, (Erythroxylon Coca) ist ein Busch von etwa acht Fuß Höhe, der Aehnlichkeit mit einem geradegewachsenen Schwarzdornstrauche hat; diesem gleicht er durch zahlreiche kleine weiße Blüthen und das freundliche Grün der Blätter. Diese letzteren werden, gleich den Blättern des Theestrauches, abgepflückt, sorgfältig getrocknet, und sind der Gegenstand eines ausgebreiteten Handels. Ihr Gebrauch reicht so weit hinauf, wie die Kunde von der peruanischen Geschichte; denn die rohen Indianer erhielten die Coca von dem fremden Manne, welcher vom Titicaca-See kam, und sie Gesittung und die Künste des bürgerlichen Lebens lehrte. Die Inkas führten die Coca überall ein, wohin sie ihre Waffen trugen.

Ungesellig liegt ein Indianer im Schatten ausgestreckt, und nimmt abwechselnd einige Blätter oder feingepülverten Kalk oder Würze in den Mund. Lautlos, vielleicht unwillig über den durch Anrede Störenden, treibt jener den Genuß wohl über eine halbe Stunde, indem er den Speichel verschlingt, und die ausgekauten Blätter durch neue ersetzt. Der Diener würde den Weissen verlassen, welcher ihm hierin einige Beschränkung auferlegen wollte, und lieber würde er sich Entziehung von Nahrungsmitteln willig unterwerfen, als die Coca entbehren. Nach dieser hat er gleichsam eine Art von Heißhunger; aber nur in ruhiger Abgeschiedenheit ist der Genuß vollständig, und will der Reisende seine Begleiter in dem Kahne oder auf Maulthieren bei guter Laune erhalten, so muß er wohl viermal im Tage solche zeitraubende Pausen vergönnen *), da selbst der Landbesitzer seinen Arbeitern ein ähnliches Opfer bringt. Noch nie ist es gelungen, einen Coquero, wie Die genannt werden, welche Coca genießen, von seinem Laster zu entwöhnen. Mit dem Alter nimmt die Neigung zu, so sehr auch die bösen Folgen zu Tage treten. Man staunt bei dem Anblicke einer so räthselhaften Vorliebe für ein Blatt, das frisch und getrocknet sich nur durch geringen Geruch auszeichnet, nichts Balsamisches hat, und in kleiner Menge nur grasartig, höchstens bitterlich schmeckt. Allein die Coca ist ein Mittel, wodurch das Nervensystem aufgeregt, und in dieselbe Spannung versetzt wird, wie durch das Opium. Der Indianer hat etwas Melancholisches in sich, das er fühlt und welches ihm selbst, besonders den Weißen gegenüber, peinlich wird; durch heftige Aufregungen will er es verscheuchen. Daher sein Hang zur Coca und zu geistigen Getränken, der oft gränzenlos ist. Die Coca ist dem Peruaner die Quelle seiner besten Freuden; unter ihrer Einwirkung weicht der gewohnte Trübsinn von ihm, und seine sonst schlaffe Phantasie stellt ihm dann Bilder auf, deren er sich im gewöhnlichen Zustande nie zu erfreuen hat. Sie bringt zwar nicht ganz das entsetzliche Gefühl der Ueberreizung hervor, wie das Opium, versetzt aber in einen ähnlichen Zustand, der doppelt gefährlich ist, weil er, wenn auch in schwächerem Grade, länger anhält. Der Coquero ist für alle ernsteren Lebenszwecke unbrauchbar, mehr noch Sklav seiner Leidenschaft als der Trinker. Gern zieht er sich in einsames Dunkel, am liebsten ganz in die Wildniß zurück, sobald die Sehnsucht nach dem Rausche unwiderstehlich wird. Sinkt auch die im düstern Urwalde doppelt peinliche Nacht herab, so bleibt er doch unter dem Baume ausgestreckt liegen. Ohne ein schützendes Feuer neben sich zu sehen, hört er gleichgültig das Schnauben des in seiner Nähe umherschweifenden Jaguars; er achtet es nicht, wenn unter rasselndem Donner die Wolken in Regenfluthen sich ergießen, oder der gleichzeitig furchtbar hausende Sturm die alten Bäume entwurzelt. Gewöhnlich nach zwei Tagen kehrt er zurück, mit eingefallenen Augen, bleich, zitternd, das furchtbare Bild eines unnatürlichen Genusses!

Wer einmal von dieser Leidenschaft ganz ergriffen wurde, ist verloren, und man hört in Peru wahrhaft traurige Geschichten von jungen Menschen der besseren

*) Pöppig's Reise. II. 212.

Familien, die bei einem zufälligen Besuche der Wälder die Coca aus Langeweile zu gebrauchen anfingen, bald ihr Geschmack abgewannen, von nun an für das civilisirte Leben verloren waren, und wie von einem bösartigen Zauber ergriffen, sich weigerten, in die Städte zurückzukehren, bis die Verwandten einen solchen Unglücklichen trotz seiner Thränen, mit Gewalt in die Heimath entführten. Aber bei der ersten Gelegenheit entweichen sie von Neuem.

Der Gebrauch der Coca in ausschweifendem Grade rächt sich stets an der Gesundheit. Ein Coquero, der seinem Hange nicht allwöchentlich fröhnt, kann, doch nicht ohne Körperbeschwerden, wohl fünfzig Jahre alt werden, die Meisten sterben aber weit früher weg. Zuerst tritt in Folge des Genusses, grade wie bei den Branntweintrinkern, Schwäche der Verdauungswerkzeuge ein, die bald zu einer furchtbaren Plage wird, dazu kommen dann gallige Beschwerden, Verstopfungen, Gelbsucht, Kopfschmerzen, Zerrüttung des ganzen Nervensystems und Abmagerung. Weicht die Gelbsucht, so tritt dann Bleichsucht ein, eine unheilbare Schlaflosigkeit folgt, der nicht einmal mehr der Genuß der Coca selbst steuern kann. Auf Widerwillen gegen alle Speisen folgt plötzlicher Heißhunger und Gliederschmerzen stellen sich ein, die das Vorzeichen der Wassersucht bilden. Der Kranke ist dabei mürrisch und heftig; sein elender Zustand dauert ein Paar Jahre, dann stirbt er an allgemeiner Abzehrung.

Der Verbrauch der Coca ist auf Peru beschränkt, aber in diesem Lande auch sehr stark. Alle Peruaner der gemeinen Klassen sind an dieses Kraut gewöhnt, doch machen die Neger und die Küstenbewohner oft eine Ausnahme. In manchen Gegenden wird in Folge eines Aberglaubens sogar dem Sterbenden Coca in den Mund geschoben, und wenn er erklärt, daß er Wohlgeschmack empfinde, so ist man überzeugt, daß er selig werde. So weit, wie schon bemerkt, die Inkas in Peru herrschten, begegnet man dort dem Strauche; wo die Ureingeborenen zuerst von Weißen unterjocht wurden, fehlt er. Der Inka Manco Kapak, welcher dieses unheilvolle Geschenk dem Lande machte, und seine Nachfolger, gestatteten den Gebrauch der Coca nur den höheren Klassen; die spanischen Eroberer hoben aber diese Beschränkung auf. Sie bemächtigten sich der vorhandenen Pflanzungen, und ließen dieselben durch Indianer bebauen, von denen viele tausende, die aus den kälteren Strichen der Hochanden herabgetrieben waren in die wärmeren Gegenden, wo die Coca allein gedeiht, elend zu Grunde gingen. Wohlmeinende Männer drangen deshalb, und aus vielen anderen Gründen, welche sich aus dem Obengesagten von selbst ergeben, auf Ausrottung der Pflanzungen, und diese wurde durch königliche Befehle von Madrid aus angeordnet. Allein der Befehl wurde nicht beachtet, obwohl auch die Kirchenversammlung von Lima 1587 gleichfalls sich in ähnlichem Sinne aussprach. Der Gewinn war zu groß; die Provinzialregierung in Potosi, welche das Monopol hatte, zog davon zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts jährlich eine halbe Million Piaster, und einzelne Gutsbesitzer gewannen jährlich die Summe von zwanzigtausend Piastern.

So siegte der Eigennutz. Folge davon war die Verderbniß, geistige und körperliche, der Bewohner Perus, und die Entvölkerung dieses schönen Landes.

Ueber China und die Chinesen.

Das Reich der Blume der Mitte, welches wir China nennen, ist endlich dem großen Weltverkehr geöffnet und durch die Waffen eines europäischen Volkes, auf welches der Sohn des Himmels, das heißt der chinesische Kaiser, von seinem Drachenthrone so stolz herabblickte, gezwungen worden, einem Systeme zu entsagen, demgemäß er alle Fremden von seinem Lande möglichst fern zu halten gedachte. Seine Tigergarde und die plumpen Kriegsdschonken vermochten nichts auszurichten gegen die überlegene Kriegskunst der europäisch-eingeübten Sipahis und die englischen Regimenter, oder gegen die „Höllenschiffe," wie man die Kriegsdampf-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

boote in China nennt. Der Kaiser hat sich, nach vielfachem Drohen, nachdem er Erlasse voll bittern Ingrimms gegen die „rothborstigen Barbaren" geschleudert, und Statthalter und Feldherren abgesetzt, in die bittere Nothwendigkeit versetzt gesehen, die Bedingungen anzunehmen, welche die Engländer ihm vorschrieben; er hat, was unerhört ist in der Geschichte China's, eine große Summe Geldes an die Feinde, als Entschädigung und Ersatz für die Kriegskosten auszahlen müssen, und nicht umhin gekonnt, statt des einen Hafens Kanton, welchen er früher dem europäischen Verkehre geöffnet hielt, noch vier andere dem Handel und Wandel mit den verhaßten Barbaren frei zu geben, nämlich: Amoy, Fu-tschen-fu, Ning-po und Tsching-hai.

Der Friedensschluß zwischen China und England ist ein höchst wichtiges Ereigniß; er hat dem Absperrungssysteme des himmlischen Reiches ein Ende gemacht und wird den Europäern eine neue Welt aufthun. Und welch eine Welt! Das chinesische Reich war seither gewissermaßen ein Binnenland, wenn es auch im Süden und Osten vom Meere bespült wird; es umfaßt den ungeheuern Flächenraum von mehr als 250,000 Geviertmeilen, es wird von mindestens 170,000,000 Menschen bewohnt; es erstreckt sich durch sechs und siebenzig Längengrade, und reicht vom achtzehnten bis zum ein und fünfzigsten Grade nördlicher Breite. Davon kommen auf den Kern des Reiches, das eigentliche China, 70,000 Geviertmeilen mit nahe an 150 Millionen Bewohnern; die übrigen auf die dem Kaiser entweder unterworfenen oder zu ihm in einem Schutz- und Abhängigkeitsverhältnisse stehenden Länder, nämlich die Mongolei, das Land der Mandschu, Korea, die hohe Bucharei und Sifan, die Sungarei, Tibet, Butan und die Lutschu-Inseln. Die Menschenmenge in diesen Ländern bildet fast den fünften Theil der gesammten Erdbewohner, und schon aus dem einen Umstande mag man abnehmen, wie wichtig es für Europa ist, mit diesen bisher eine Welt für sich bildenden Gegenden in Berührung zu kommen. Der Thätigkeit jeglicher Art ist hier ein weiter Spielraum geöffnet, und die europäische Gesittung wird im Fortgange der Zeit auch in China sich ausbreiten, wie sie es seit etwa hundert Jahren in Hindustan zu thun schon begonnen hat.

Den Alten war das eigentliche China nicht näher bekannt; erst im Mittelalter trat es für die Europäer einigermaßen aus dem Dunkel hervor, seitdem einzelne Reisende sich bis in jene fernen Gegenden gewagt hatten. Schon früher waren Christen nach Ostasien vorgedrungen und hatten Gemeinden gebildet; mehrere folgten während der Mongolenstürme, von denen auch China erschüttert wurde, und der berühmte Venetianer Marco Polo erzählte seinen staunenden Landsleuten von den Wundern jenes großen Reiches Dinge, welche, wie wir jetzt wissen, sich zum großen Theile auf Wahrheit gründen, die aber selbst jener Zeit, die doch leichtgläubig genug war, abentheuerlich erschienen. Drei Jahrhunderte später wählten christliche Sendboten China zum Felde ihrer Wirksamkeit, und machten dessen Bewohner mit manchen Zweigen der europäischen Wissenschaften, besonders mit der Sternkunde und der Mathematik überhaupt, näher bekannt. Manche von ihnen standen in Peking beim Kaiser in hohem Ansehen, wurden unter die Zahl der gelehrten Mandarinen aufgenommen, verfaßten Werke in chinesischer Sprache und durften ungehindert das Christenthum predigen. Wären die Missionäre nicht später untereinander selbst in Zwistigkeiten gerathen, und hätten einzelne von ihnen nicht den Kaiser erbittert, so würden sie nicht heftigen Verfolgungen ausgesetzt gewesen sein. Die Kaiser duldeten nicht, daß jene sich in politische Angelegenheiten mischten, und machten geltend, daß sie selbst zu Unterthanen christlicher Könige herabsinken würden, wenn alle ihre Unterthanen sich zum Christenthum bekehren ließen. Doch durften die Jesuiten, welche sich stets sehr vorsichtig benommen hatten, in Peking bleiben, aber nicht in ihrer Eigenschaft als Geistliche und Apostel einer fremden Lehre, sondern als „Gelehrte."

Die europäischen Handelsmächte suchten schon vor zweihundert Jahren sich den chinesischen Markt zu öffnen. Die Holländer schickten im Jahre 1656 eine Gesandschaft, und eilf Jahre später eine zweite; doch erreichte keine ihren Zweck. Glücklicher waren die Russen. Die beiden Gesandschaften Peters des Ersten wurden in den Jahren 1693 und 1720 zum chinesischen Kaiser abgefertigt; 1721 kam eine vom Papst, 1783 eine von den Portugiesen. Erst spät entschloß sich die englisch-ostindische Handelsgesellschaft einen ähnlichen Schritt zu thun, und zu versuchen, ob sie günstigere Resultate würde erzielen können, als seither die übrigen Europäer. Im Jahre 1792 ging Lord Macartney nach China ab. Er lernte das innere Land und Gegenden kennen, welche vorher noch kein Europäer betreten hatte. Die Engländer waren über Alles, was sie sahen, nicht weniger erstaunt, als einst Marco Polo. Besonders erregte ihre Aufmerksamkeit der große Kaiserkanal, welcher eine Wasserverbindung durch das ganze ungeheure Land vermittelt, und den man seiner Großartigkeit wegen mit Recht zu den Wundern der Welt zählt. Sie besuchten Jeho, die Sommerresidenz des Kaisers und sahen die große Mauer, ein zweites Wunderwerk, denn sie läuft

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

hunderte von Stunden lang ununterbrochen von der westlichen bis zur östlichen Gränze des eigentlichen China; über Berg und Thal, durch Ströme und Moräste, vier und zwanzig Fuß hoch und dreizehn Fuß breit. Alle hundert oder paar hundert Schritte erhebt sich auf ihr ein mit Kanonen besetzter Thurm; sie ist bestimmt, die Völker des Nordens vom Reiche der Mitte abzuhalten. Diesen Zweck hat sie freilich nicht erreicht, da China zweimal eine Beute ausländischer Eroberer wurde, der Mongolen und der Mandschu; und gegen Angriffe von der Seeseite her vermag sie ohnehin nicht zu schützen. Die Engländer fanden das Land überall blühend, sehr sorgfältig angebaut und stark bevölkert. Beim Kaiser erfreueten sie sich einer guten Aufnahme, entgingen durch ihre Standhaftigkeit und ihren Stolz manchen demüthigenden Feierlichkeiten, namentlich dem Ko-tu oder Niederknien, welchem sich einige Jahre nachher holländische Gesandte willig unterwarfen, ohne dadurch mehr auszurichten als Lord Macartney. Alle Anträge und Gesuche der Europäer, um Ausdehnung und Erleichterung des Handels lehnte der Kaiser stets mit großer Höflichkeit ab. Was aber auf friedlichem Wege nicht zu erreichen stand, das ist nun auf gewaltsame Weise erzwungen worden, dem Kaiser zum Trotz, der nicht mächtig genug ist, die europäische „Gesittung" von seinem Reiche fern zu halten.

Die chinesische Civilisation ist eine durchaus eigenthümliche, sie hat keine fremden Bestandtheile, sie ist aus sich selbst herausgewachsen. Aber eben weil sie in keine Berührung und keine Reibung mit Fremdartigem kam, ist sie starr und verknöchert geworden, und weil das Formelwesen Alles beherrscht, auch keiner frischen Entwickelung fähig. Lesen und schreiben kann auch der ärmste Chinese, und für den öffentlichen Unterricht wird von Seiten der Regierung ausserordentlich viel gethan; sie unterhält Schulen, und der Kaiser selbst bekümmert sich angelegentlich um die Prüfungen. Aber dieser Unterricht ist entsetzlich einförmig; er besteht für die ersten sechs oder sieben Jahren in Auswendiglernen von Büchern, die erst nach Ablauf dieser langen Zeit erklärt werden, was wieder eine ebenso lange Reihe von Jahren dauert. Und was für Mühe und Zeit kostet das Schreibenlernen, da die chinesische Sprache bekanntlich kein Alphabet hat! Kein Wunder, daß unter solchen Umständen das Bambusrohr in den Schulen eine große Rolle spielt! Jede Sylbe hat ein eigenes Zeichen, und diese werden zu zweien oder dreien zu Wörten verbunden. Der Wurzelwörter giebt es wenig über dreihundert, aber jedes solcher einsylbigen Wörter hat bis zu einem halben Hundert Bedeutungen, wie denn auch ein Ton in mehreren Zeichen dargestellt wird. So zum Beispiel bedeutet das Wort Tschun, je nachdem man es betont: Herr, Schwein, Küche, Säule, freimüthig, vorbereiten, altes Weib, Sklav, Gefangener; die Sylbe pe, kurz ausgesprochen, in verschiedener Betonung: Norden, weiß, Cypresse, hundert, ꝛc. Die Schrift war ursprünglich Bilderschrift wurde allmälig Sylbenbezeichnung, und stellt nun eben sowohl mit jedem Zeichen einen Begriff dar, als sie solche in mehreren Zeichen zusammen abbildet.

Nach europäischen Begriffen ist in dem ganzen Wesen Sein und Treiben der Chinesen Verstand und Unverstand, Zweckmäßiges und Thöriges, auf eine wundersame Weise durcheinander gemischt. So auch in dem Volkscharakter, der hier einförmiger ist, als bei jedem andern Volke, weil der Einzelne seine Eigenthümlichkeiten nicht frei entwickeln kann, sondern nur in vorgeschriebener Regel, nach festgestelltem Muster. Der Chinese ist vor allen Dingen fleißig, gewerbsam, höflich, er liebt Wissenschaften und Künste oder hegt wenigstens Achtung vor ihnen; er ist gehorsam und ehrt die väterliche Gewalt. Dagegen ist er aber auch unmäßig im Genusse und höchst ausschweifend, schmutzig, krämerhaft, betrügerisch, hinterlistig, bestechlich, und so unbarmherzig, daß zum Beispiel Kindermord eine ganz gewöhnliche Sache ist, und die Polizei überall angewiesen ist, früh morgens die ermordeten Kinder, welche Nachts auf die Gassen geworfen sind, wegzunehmen, und einzuscharren oder ins Wasser zu werfen.

Die Regierung Chinas ist, so große Machtbefugnisse auch dem Kaiser zustehen, keineswegs despotisch. Mehreren Klassen obrigkeitlicher Personen steht ein Repräsentationsrecht zu, und der Herrscher ist verpflichtet, seine Minister nach herkömmlichen, festbestimmten Regeln aus dem Gelehrtenstande zu wählen. Einen Adel gibt es nicht, sondern eine Gelehrtenaristokratie, welche sich aus allen Leuten ergänzt, die ihre vorschriftsmäßigen Prüfungen bestanden haben. Alle Bewohner Chinas werden staatsrechtlich als eine große Familie betrachtet, und der Kaiser, der Sohn des Himmels, gilt für den Patriarchen derselben. Erbliche Titel sind nur für die Prinzen der kaiserlichen Familien vorhanden, und für die Abkömmlinge des Confucius und einiger anderen chinesischen Weisen; allein es ist gebräuchlich, daß der Kaiser, wenn er verdiente Leute ehren will, die Vorfahren derselben, also rückwärts, in den Adelstand erhebt; demnach findet gerade das Gegentheil der europäischen Adelsernennungen statt. Des Kaisers Krone ist erblich, aber das Erstgeburtsrecht nicht streng angenommen. Seit zweihundert Jahren herrscht die Dynastie

der Mandschu, welche China eroberte. Sie ist bei den Chinesen nicht beliebt, im Lande sind daher eine große Anzahl von politischen Geheimbünden vorhanden, gegen welche die Mandschu sehr auf ihrer Hut sein müssen. Nach chinesischen Begriffen erkennt jedes Land, welches eine Gesandschaft an den Kaiser schickte, diesen als seinen Oberherrn an. Die innere Verwaltung ist sehr geregelt, und das Beamtensystem in China mehr ausgebildet, als in irgend einem andern Lande der Welt. Zu allen Staatsämtern ernennt der Kaiser die Beamten nach einer dreifachen Liste, welche ihm von seinen Räthen vorgelegt wird. In Peking erscheint eine offizielle Staatszeitung, aus welcher die Provinzialblätter Auszüge geben. Erläßt der Kaiser ein Gesetz, das voraussichtlich von seinen Unterthanen nicht günstig aufgenommen wird, so gibt er in der Staatszeitung ausführlich an, was ihn zur Veröffentlichung desselben bewogen hat. Der Sohn des Himmels glaubt sich für alles Unglück, welches sein Land heimsucht, z. B. für Seuchen, Ueberschwemmung, Hungersnoth und dergleichen verantwortlich; er klagt sich dann öffentlich an, daß er die ihm obliegenden Pflichten nicht gehörig erfüllt habe, legt sich selbst Bußen auf, und verspricht für die Zukunft getreuere Pflichterfüllung.

Die Offizierstellen im chinesischen Heere werden, gleich den Civilämtern von Mandarinen bekleidet, doch haben dieselben keinen so hohen Rang wie die bürgerlichen Beamten. Dieser letzteren gibt es etwa vierzehn-, der ersteren an zwanzigtausend. Die Kriegsmacht beläuft sich, der sichersten Annahme zufolge, auf etwa 750,000 Mann, wozu noch die unregelmäßige Reiterei aus den mongolischen Landestheilen kommt, deren Zahl sich nicht genau angeben läßt. Den Kern des Heeres bilden die Mandschu, etwa 70,000 Mann, welche als Eroberer des Landes sich große Vorrechte gesichert haben. Das Heer bildet drei große Abtheilungen; nämlich die der acht Fahnen, (gelbe eingefaßte, gelbe schlichte, weiße, rothe, weiße eingefaßte, rothe eingefaßte, blaue, blaue eingefaßte,) die der grünen Fahne, und die unregelmäßigen Truppen. Die beiden ersteren bestehen zusammen aus etwa 200,000 Mann, den eben angeführten Mandschu, etwa 20,000 Mongolen und den Nachkommen derjenigen Chinesen, welche mit den Mandschu zur Zeit der Eroberung gemeinschaftliche Sache machten. Nur diese 200,000 Mann werden eigentlich im Felde gebraucht; die unregelmäßigen Truppen liegen in Kantonirungen und werden von jenen verachtet, weil sie nicht ausschließlich Soldaten sind, und auch bürgerliche Gewerbe treiben. Sie sind beinahe alle verheirathet; die Mandschu und die ihnen gleichgestellten, rekrutiren sich aus sich selbst, da jedes männliche Kind gleich nach der Geburt in die Heereslisten eingeschrieben wird; sie ziehen eine karge Besoldung und haben keine gleichförmige Kleidung. Dagegen putzen einige Abtheilungen sich in ihrer Weise stattlich heraus, namentlich die kaiserliche Tigergarde. Jeder Soldat erhält ein Stück Landes, das er zu bebauen hat.

Den Mandschu ist daran gelegen, daß der kriegerische Geist unter den von ihnen unterjochten Chinesen nicht aufkomme, weil diese leicht einmal die Waffen gegen ihre Eroberer kehren könnten; daher sind sie dem Feinde gegenüber schwach, und zehntausend europäisch-eingeübte Truppen reichen hin, hunderttausend Chinesen auf's Haupt zu schlagen. Die Bewaffnung ist mangelhaft, das Geschütz mit dem europäischen gar nicht zu vergleichen, nur die mandschurische und mongolische Reiterei könnte in freiem Felde, bei sehr überlegener Zahl einige Hoffnung haben, europäischen Truppen eine Zeitlang Widerstand zu leisten.

Die Krieger sind mit allerlei unnützem Sack und Pack überladen, wie unsere Abbildung eines mandschu-

rischen Bogenschützen zeigt, der einem leichten europäischen Jäger gegenüber von vorne herein im Nachtheil sich befindet. An ihren Schießgewehren haben sie häufig noch nicht einmal den Flintenstein mit Schloß als Verbesserung angebracht, geschweige denn die Perkussion; sie bedienen sich meist noch der Luntengewehre; indessen erhielten sie in den letzten Jahren von den Amerikanern

und Franzosen viele neue europäische Waffen. Ihre Säbel sind dauerhaft und zugleich zierlich gearbeitet.

Der Unterhalt der gesammten Armee kostet den Kaiser jährlich etwa 300 Millionen Gulden. Es gibt im Lande viele Festungen; wie wenig aber diese zu bedeuten haben, hat sich in dem Kriege mit den Engländern gezeigt. Von eben so geringem Belange sind die Kriegsdschonken.

Die chinesischen Gesetze passen für Land und Leute und sind im Grunde nur Polizeireglements, die sich auf die Wirksamkeit des gefürchteten Bambusrohr stützen. Aber eins ist hier zu loben, die große Klarheit und Einfachheit aller Befehle, welche Regierung und Behörden erlassen, sie sind so deutlich, daß auch der Geringste und Ungebildetste sie verstehen kann.

Künste und Wissenschaften werden bei den Chinesen geschätzt und geachtet, weil ja jede Auszeichnung auf geistiger Befähigung oder vielmehr auf einer, in Prüfungen bewährten Gelehrsamkeit beruhet. Doch sind auch sie verknöchert, gehen aus einem gewissen Kreise nicht heraus, und lassen freier Phantasie und genialem Schaffen keinen Spielraum. Uebrigens war den Chinesen die Kunst Bücher zu drucken lange vor den Europäern bekannt, aber sie schnitten, was sie drucken wollten, auf hölzerne Platten, die eben nur für ein Werk zu gebrauchen waren; bewegliche Lettern kannten sie nicht. Sie haben auch schon in sehr früher Zeit das Schießpulver erfunden, allein ihr Kriegswesen ist dennoch in der Kindheit geblieben; sie waren bekannt mit den Wirkungen der Magnetnadel, aber ihre Schifffahrt ist bis auf den heutigen Tag nur unvollkommen und Küstenschifffahrt. Ihre Erdkunde beschränkte sich auf das was sie vom eigenen Reiche und den nächsten Umgebungen wußten; nie haben sie Entdeckungsreisen unternommen; ihre Zeitrechnung war mangelhaft, und in der Sternkunde brachten sie es bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, trotz der Anleitung welche die Missionäre ihnen gaben, nicht einmal so weit, daß sie ohne diese einen richtigen Kalender hätten entwerfen können. Ihre Naturforschung und Arzneikunde ist auch heute noch in der Kindheit; nach wie vor theilen sie den Menschen in eine rechte und eine linke Hälfte, oder, wenn es hoch kommt in drei Theile, nämlich in Kopf, Brust und Unterleib. Den Puls untersuchen ihre sogenannte Aerzte oft blos durch eine lange Schnur, welche an der Hand des Kranken befestigt wird. Auf eine Art von Pockenimpfung verstehen sie sich übrigens schon seit vielen Jahrhunderten. Am meisten ausgebildet ist ihre philosophische Literatur, welche treffliche moralische Bücher geliefert hat; sie besitzen auch eine Menge von encyklopädischen Büchern, die wir Conversationslexika nennen würden, haben viele und zum Theil in ihrer Weise treffliche Gedichte, drucken ihre Bücher sauber und richten sie bequem ein.

Eine eigentliche Staatsreligion hat China nicht; der Staat als solcher billigt drei verschiedene Religionen, deren Bekenner völlig gleiche Rechte haben. Die meisten reichen und gelehrten Leute sind Anhänger der Lehre des Kong-fu-tse oder Confucius, welche eigentlich mehr Philosophie als Religion genannt werden kann. Ihre Grundzüge sind Glaube an die Ewigkeit der Welt, Gleichgültigkeit gegen ein Jenseits, Streben nach Selbsterkenntniß und Vollkommenheit durch Tugend. Aeusserlich werden Himmel, Erdgeister, die Seelen der Vorfahrer ꝛc. verehrt. Bilder und Priester hat dieser Kultus nicht, seine Bekenner aber nehmen keinen Anstand die Gebräuche und Feierlichkeiten der beiden anderen im Lande gültigen Religionen zu beobachten. Die Tao-Lehre ist die uralte Volksreligion; sie lehrt die Geister als besondere Wesen auch in Bildern anzubeten, und ist, obwohl sie „die Lehre der Vernunft" heißt, völlig in einen sehr handgreiflichen Götzendienst ausgeartet. Sie hat ehelose und verehlichte Priester, die sich viel mit Sterndeutung, Beschwörung, Geldmachen und Verfertigung von Unsterblichkeitstränken und mit Zauberei abgeben, um gute Geister herbeizulocken und böse zu vertreiben; auch bringen sie den Göttern häufige Opfer, und dieser Götter sind so viele als „Sand im Strome Hoang-ho."

Die große Mehrzahl der Chinesen hängt der Lehre des Fo oder dem Buddhismus an, wie derselbe sich im Lande gestaltet hat, wohin er einige hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung aus Indien kam. Er ist hier mit chinesischen und mandschurischen Religionsansichten durchmischt und die Zahl seiner Priester und Mönche soll sich auf einige Millionen belaufen. In der Provinz Honan gibt es Juden schon seit fünfzehnhundert Jahren; mehrere Millionen Mohammedaner leben im Westen, Christen in den Handelsstädten; es sind der letzteren gegenwärtig aber kaum sechszig tausend. Doch haben in der jüngsten Zeit die Missionäre ihre Thätigkeit verdoppelt, und den hohen Mandarinen, ja dem

Kaiser selbst, neue Testamente in chinesischer Sprache überschickt.

In vielen mechanischen Fertigkeiten, im Ackerbau und den Gewerben überhaupt, waren die Chinesen von jeher ausgezeichnet, und erst in den letzten Jahrhunderten können sich die europäischen Völker in dieser Hinsicht mit ihnen messen. Am geachtetsten war im himmlischen Reiche zu jeder Zeit der Ackerbau; die Landbauer nehmen nämlich den zweiten Rang ein, die Gelehrten den ersten, die Handwerker den dritten und die Kaufleute den vierten und letzten. Dem Ackerbau zu Ehren wird alljährlich ein Fest gefeiert, an welchem der Kaiser persönlich Theil nimmt. Der Ursprung dieser Feierlichkeit verliert sich im Dunkel der Zeiten; sie reicht über zweitausend Jahre hinauf. Das Ackerbaufest findet immer am vier und zwanzigsten Tage des zweiten Monates statt, der mit unserm Februar zusammenfällt. Der Herrscher bereitet sich durch dreitägiges Fasten vor, und begibt sich dann, von den Prinzen, den höchsten Reichskollegien, vierzig jungen und vierzig bejahrten Bauern begleitet auf das Feld, wo er zuerst der höchsten Gottheit einige Feldfrüchte zum Opfer darbringt. Dann ergreift er einen Pflug, zieht eine lange Furche, und die übrigen Anwesenden thun nach ihm dasselbe. Nachher säet er, und auch hierin folgen die Begleiter seinem Beispiele. Dasselbe Ackerbaufest wird an demselben Tage in den Hauptstädten der einzelnen Provinzen gefeiert, wo die Vicekönige den Kaiser vertreten. Der Statthalter, mit Blumen geschmückt, hält einen Umzug, und eine zahlreiche Menschenmenge begleitet ihn. Man erblickt viele hunderte von Fahnen, die mit Sinnbildern des Ackerbaues und den Bildnissen verdienter Landwirthe geziert sind. Die Straßen werden mit bunten Laternen und Siegesbögen geschmückt. Vierzig Männer ziehen eine aus einer porzellanartigen Masse verfertigte Kuh von riesenhafter Gestalt umher, und hinter derselben geht ein Knabe einher, welcher den Genius des Fleißes und der Betriebsamkeit vorstellt. Nach beendigtem Umgange wird diese Kuh in Stücke geschlagen, aus dem Bauche fallen viele ganz kleine, gleichfalls aus Porzellanmasse verfertigte Kühe heraus, und diese werden unter das Volk vertheilt. Große Güter gibt es übrigens in China nicht, und die Viehzucht befindet sich deshalb in einem sehr mangelhaften Zustande; der Boden ist in eine unzählbare Menge von sehr kleinen Theilen zerstückelt, die höchstens einige Morgen Flächenraum einnehmen, und meist durch Gräben oder schmale Raine von einander getrennt sind. Dieses Stück Landes bebauet der Inhaber mit seinen eigenen Händen, oder er spannt sein Weib und seine Kinder vor den Pflug zugleich mit einem Esel. Der Ertrag eines solchen Gutes reicht natürlich nicht hin, Rindvieh zu ernähren, sondern höchstens ein Schwein; daher wird auch viel Sorgfalt auf die Schweinzucht verwandt. Schafe aber sind so selten, daß Schöpsenfleisch nur auf den Tafeln der Grossen erscheint. Auf den Dünger wendet der Chinese eine unglaubliche Aufmerksamkeit, er läßt in diesem Betracht nichts umkommen; er hält sein Feld von allem Unkraut rein; ist ein Meister in der sogenannten Terrassenkultur, bauet auch die steilsten Berge an und versteht sich trefflich auf die Bewässerung durch Eimer, Räder, Sprützen und Pumpen. Doch wird der Ackerbau nicht so rationell und nach höheren Grundsätzen wie in Europa betrieben, und steht daher hinter dem unsrigen weit zurück. Selbst der Pflug ist noch sehr mangelhaft. Daß die Ackerbauerzeugnisse und die Bewirthschaftung in einem so ungeheuern Lande nach der Lage und dem Klima der einzelnen Theile verschieden sind, versteht sich natürlich von selbst. Während im Norden von Getraidearten vorzugsweise nur Hirse gebaut wird, hat in den übrigen Provinzen der Anbau des Reis die größte Ausdehnung gewonnen; dieser ist das Hauptnahrungsmittel des Chinesen, neben dem Schweinfleisch; sehr verbreitet ist auch der Waizen, ebenso sind es die Hülsenfrüchte, besonders Bohnen, Kohl, Zwiebeln, Knoblauch und andere eßbare Stauden und Wurzel- und Knollengewächse. Aber trotz des sorgsamen Anbaues entsteht manchmal, in Jahren des Mißwachses, Hungersnoth, die um so furchtbarer wird, weil keine Zufuhr vom Auslande her dieselbe mildert, und die kaiserlichen Vorrathsspeicher, so gefüllt sie auch sein mögen, von der ungeheuern Menschenmenge doch bald geleert sind.

Sehr großen Fleiß verwendet der Chinese auf die Seidenzucht. Die im Lande erzeugte Baumwolle reicht zur Befriedigung des Bedarfs nicht hin, weshalb Zufuhr aus Indien nöthig ist; die Färbestoffe welcher man sich bedient, werden fast durchgängig aus ganz anderen Pflanzen als in Europa oder im westlichen Asien gezogen. Daß China die Heimath des Thees ist, und viel Kampfer in den Handel liefert, brauchen wir kaum zu erwähnen. Große Sorgfalt wird auch auf den Anbau des Tabacks und besonders auf das Bambusrohr verwandt, das den Chinesen durchaus unentbehrlich ist. Sie verfertigen daraus Kähne und Barken, machen aus demselben sogar Tau und Takelwerk, sie verwenden es bei Maschinen und Wasserleitungen, zu Hausgeräthschaften der mannigfachsten Art, und essen die zarten Knospen und jungen Blüthen wie wir den Spargel. Und ausserdem ist ja das Bambusrohr eine Hauptstütze zum

Aufrechterhalten der guten Ordnung im himmlischen Reiche, von einem Ende desselben bis zum andern.

Wir haben schon bemerkt, daß die Chinesen ein sehr gewerbfleißiges Volk sind. Sie verfertigen manche Waaren, welche von den Europäern noch nicht in gleicher Güte geliefert werden können. Ihre Gewebe sind gehaltvoll und dauerhaft, ihre Seidenzeuge namentlich ganz ausgezeichnet; namentlich aber hat ihre Industrie in sogenannten kleinen Waaren und Tand, besonders aber in allen Gegenständen, die das Leben behaglicher und bequemer machen, einen hohen Grad der Ausbildung erreicht. Aus dem Bambus z. B. wissen sie tausend verschiedene nützliche oder niedliche Sachen zu arbeiten, ihr Porzellan hat noch immer großen Ruf; ihre Lacke und Firnisse werden immer bewundert; die Geschirre und Hausgeräthe haben neben einfacher und geschmackvoller Form große Dauerhaftigkeit. Sie sind ausgezeichnet in der Stickerei, in der Färberei und der Bearbeitung von Elfenbein und Ebenholz, ihre Drahtarbeiten sind schön, ihre künstlichen Blumen noch nirgends übertroffen; das Tapetenpapier ist eine chinesische Erfindung. Muster, welche ihnen von Europäern vorgelegt werden, ahmen sie mit der größten Genauigkeit nach; ihr Schreibpapier ist vortrefflich, ebenso sind es ihre eingelegten Arbeiten.

Ein gewerbsames Volk ist von selbst auf den Handel hingewiesen, und die Chinesen sind Kaufleute und Krämer durch und durch; und in Bezug auf die Mittel, durch welche Reichthümer erworben werden, sind sie keineswegs übertrieben bedenklich. Das Volk sieht jede Erweiterung des Verkehrs mit dem Auslande nicht ungern, allein die mißtrauische Politik der Regierung suchte stets die Europäer abzuhalten; wie das auch andere despotische Herrscher in Asien gethan haben, ohne freilich ihren Zweck ganz zu erreichen, weil es unnatürlich ist, daß ein Volk sich ganz von der übrigen Welt absondert.

Ueber die Sitten und Gebräuche der Chinesen, welche von den europäischen so völlig abweichen, sind Bücher in Menge geschrieben worden, und wir kennen das ganze Leben dieses Volkes seit langer Zeit schon sehr genau. So interessant dieser Gegenstand aber auch ist, so gebietet uns doch der Raum, uns auf die Andeutung einiger wenigen Gegenstände zu beschränken.

Die Chinesen gehören dem sogenannten mongolischen Menschenstamme an; sie sind aber im Durchschnitte keineswegs so häßlich, wie sie uns auf Bildern und ihren Porzellangemälden erscheinen. Doch ist das Gesicht im Allgemeinen platt und breit, und das Kinn spitzig, so daß der Kopf einen umgekehrten Kegel bildet, die Backenknochen ragen weit vor, die Augen sind klein, liegen schräg und weit von einander nach der Nase zu, die kurz, und oben zwischen den Augen ganz platt ist. Die Ohren sind groß und breit, das Haar schwarz.

Der gesellige Verkehr, den die Chinesen unter einander haben, ist nicht so frei und ungehindert wie bei uns, sondern vorzugsweise auf den Umgang zwischen Mitgliedern derselben Verwandtschaft beschränkt. Innungen, Zünfte, Körperschaften, welche Gewerbsgenossen miteinander in nähere Berührung bringen könnten, fehlen dem Lande ganz. Große Gesellschaften zur Erreichung eines gemeinsamen wissenschaftlichen, pekuniären oder merkantilen Zweckes mangeln gleichfalls, und politische Partheien sind auch nicht vorhanden, sondern nur geheime Gesellschaften, welche das Gesetz ächtet. Also ist der Chinese vorzugsweise auf sein Haus beschränkt, in welchem er es sich so behaglich macht, als nur immer angeht. Modewechsel kennt man in China nicht; man hält an der alten Kleidung fest. Ein Hemd von Seide oder Baumwolle, Unterwesten ohne Aermel, ein engerer Rock, der bis auf die Füße fällt, ein weites Oberkleid, mit oben weiten, an den Fingern verengten Aermeln, aus Seide, Tuch oder Baumwollenzeug von schwarzer, blauer oder veilchenblauer Farbe, tragen die Männer seit langer Zeit, und nach wie vor wird der Kopf geschoren, bis auf den Scheitelzopf, der lang hinabhängt. In einem herabhängenden Gürtel trägt der Chinese Uhr, Messer, Schreibzeug, Tabacksbeutel, Fächer, Papier, den Beutel mit Arekanuß, und auf dem Haupte seinen trichterförmigen Hut mit den Glasknöpfen, welche seinen Rang bezeichnen, wenn er ein Mandarin ist. In der einen Hand hält er dann die Tabackspfeife, in der andern einen Schirm. Die Frauen und Mädchen nehmen eine sehr untergeordnete Stellung ein, und werden von den Männern hart und streng behandelt; nur die Mutter hat großen Einfluß. Sie verwenden viele Zeit auf Ankleiden und Putzen. Manche ihrer Begriffe von Anmuth und Liebreiz kommen uns freilich etwas wunderlich vor. Eine schlanke, sehr dünne Gestalt wird für besonders schön gehalten; die Männer suchen einen gehörigen Körperumfang zu erzielen, um die Würde ihres Auftretens zu erhöhen. Die größte Mühe geben sich die Mädchen, ihren Fuß unnatürlich klein zu erhalten, und zu diesem Zwecke wird derselbe im Wachsthum aufgehalten. Bald nach der Geburt werden nämlich alle Zehen, mit Ausnahme der großen, so zusammengedrückt, daß sie unter der Sohle liegen. Ist nun das Mädchen erwachsen, so

erscheint der vorderste Theil des Fußes wie amputirt, während das übrige zu einer unförmlichen Masse aufgeschwellt worden ist. Die Mütter lassen sich keine Mühe verdrießen, um ihren Töchtern die Füße recht zusammen zu quetschen, und jeden Versuch der Kinder, sich der schrecklichen Qual zu entledigen, unmöglich zu machen. Wenn freilich die Mädchen soweit herangewachsen sind, daß sie begreifen, wie hochwichtig dieser Gegenstand für ihre Zukunft ist, und wie sehr die Männer eine solche Zierde schätzen, so unterwerfen sie sich willig diesem Martyrthum. Die so entstellten Füße, welche mit sauber ausgearbeiteten Schuhen geziert werden, heißen die „goldenen Lilien," und wenn ein Mädchen mit seiner „Schönheit" kokettiren will, so zeigt es gewiß zuerst seinen zerquetschten Fuß, indem es wohl weiß, daß ein chinesischer Jüngling diesem Liebreize unmöglich widerstehen kann. Ohnehin ist an dieser Verstümmelung gleich zu erkennen, daß die Inhaberin derselben einen hohen Rang hat; denn die arbeitenden Klassen haben diesen sonderbaren Gebrauch nicht angenommen. Er hindert übrigens die Frauen keineswegs am Umhergehen, aber sie wanken und schwanken natürlich, und man hat wohl nicht mit Unrecht ihren Gang mit dem Watscheln einer türkischen Ente verglichen. Uebrigens muß eine rechte Schöne auch ihr Gesicht schminken.

Im Allgemeinen lebt, wie schon bemerkt, der Chinese eingezogen und häuslich, bei einzelnen festlichen Gelegenheiten wird aber der höchstmögliche Glanz entfaltet, so zum Beispiel am Neujahr, bei dem bekannten Laternenfeste, bei Hochzeiten und an Geburtstagen. Dabei spielen die Gastereien eine Hauptrolle, wie denn der Chinese überhaupt zugleich Vielesser und Feinschmecker ist. Seine gewöhnliche Begrüßungsformel lautet nicht etwa: „Wie befindest Du Dich und wie geht es Dir?" sondern: „Hast Du gegessen oder nicht?" Denn Essen ist sein höchstes Gut auf dieser Welt. Nichts ärgert den Chinesen, vom Höchsten bis zum Geringsten, so sehr, als wenn ihn Jemand bei Tische stört. Bei den Gastmählern wird das Fleisch nicht in ganzen Stücken, sondern gleich zerschnitten und in vielen kleinen Schüsseln aufgetragen, welche man symmetrisch übereinander auf einen kleinen Tisch stellt, den jeder Gast vor sich hat, und der so bequem eingerichtet ist, daß man von allen Gerichten nehmen kann ohne aufstehen zu müssen. Das lästige Fragen, Vorschneiden, Vorlegen und Herumreichen der Speisen fällt also weg, da schon Alles vorher in mundgerechte Bissen getheilt worden ist, sogar das Obst. Der Chinese bedient sich beim Essen nicht, gleich uns, der Löffel, Messer und Gabeln, auch nicht, wie die übrigen Morgenländer der Finger, sondern zweier Holz- oder Elfenbeinstäbchen, welche hier, nebst einer Schüssel, in der Reis aufgetragen wird, ab-

gebildet sind. Er weiß sich derselben so geschickt zu bedienen, daß nichts neben her fällt; aber freilich bringen diese Ersatzmittel der Messer und Gabeln einen Europäer, der zu Gaste geladen wird, und mit ihnen umzugehen noch nicht gelernt hat, zur Verzweiflung. Dann erbarmt sich meistens der Wirth des Unbeholfenen und stopft ihm höflich Fleisch und Reis oder andere Speisen mit seinen Stäben in den Mund! Bei jeder passenden Gelegenheit wird ein Schmaus veranstaltet, bei dem es entsetzlich ceremoniös hergeht. Drei Einladungen sind unumgänglich nothwendig, und zwar eine am Tage vorher, eine zweite am Vormittage und eine dritte kurz vor Eintritt der Speisestunde. Jeder nimmt, wie auf Befehl, die Stäbe zur Hand, führt einen Bissen zum Munde, und legt sie eben so wieder hin, da bei jedem einzelnen Bissen der gegessen, bei jedem Schlucke der getrunken wird, ein dazu bestellter Mann das Zeichen gibt. Das Mahl dauert etwa vier Stunden. Was der Gast von den ihm vorgesetzten Schüsseln nicht verzehrt, schickt man ihm ins Haus nach, und am andern Tage bedankt er sich dann in einem an Komplimenten überreichen Briefchen. Unter die größten Delikatessen rechnet der Chinese Dinge, denen kein Europäer Geschmack abzugewinnen vermag, zum Beispiel die Suppe aus eßbaren Vogelnestern, welche fade schmeckt, aber sehr aufregend wirkt. Die Trepangs oder Seewalzen, welche in großer Menge von den malayischen Inseln

kommen, und etwa wie Kaviar genossen werden, sodann besonders Haifischflossen. Freilich kommen solche Leckereien nur auf die Tafeln der Reichen; die armen Leute haben nur selten und wenig Fleisch zu essen; sie verzehren auch Hunde und Katzen.

Daß in einem so großen Reiche besonders der Binnenhandel von Bedeutung sein müsse, leuchtet von selbst ein; er besteht hauptsächlich in dem gegenseitigen Austausche der Boden- und Gewerbserzeugnisse der einzelnen Provinzen untereinander. Der auswärtige Landhandel mit Europa geht besonders über Sibirien nach Rußland, wo er auf den Gränzort Kiacht, welchem innerhalb der chinesischen Gränze Maimatschin gegenüber liegt, beschränkt ist. Für den Seehandel war bisher den Europäern und Amerikanern nur der Hafen von Kanton eröffnet, wo der Verkehr von Seiten der Chinesen durch achtzehn privilegirte Kaufleute, die sogenannten Hong (das Wort bedeutet Waarenlager) besorgt wurde; sie waren die verpflichteten Zwischenhändler bei allen Handelsgeschäften. Die Europäer holen aus China Thee, Nankingzeuge, Porzellan, Rhabarber, Ingwer, Queckſilber, Borax, Zink, Seide, Shawls, Perlemutter und chinesische Fabrikate; sie führen ein: wollene Tücher, rohe Baumwolle, Pelzwerk, Gold- und Silberdraht, Flitterwaaren, böhmisches Glas, Blei, Korallen, berliner Blau, Uhren (auch schwarzwälder), Wein, Haifischflossen, eßbare Vogelnester und manche tropischen Produkte, zum Beispiel Pfeffer. Der Chinese ist schlau, er betrügt, wo er kann, und höheres Ehrgefühl hat er nicht; Schimpfworte läßt er ruhig über sich ergehen. Daher ist im Verkehr mit ihm große Vorsicht nöthig. Kleinkrämer zum Beispiel haben keinen Anstand genommen, statt fetter Enten und guter Schinken dergleichen Sachen zu verkaufen, die auswendig sehr gut schienen; als man sie aber aufschnitt, ergab sich, daß der Inhalt aus Erde und Sägespänen bestand. Münzen von Gold und Silber haben die Chinesen nicht, das erstere kommt im Verkehr niemals vor, das letztere gibt man in Stücken aus, welche in kleinen Wagschalen abgewogen werden, die der Handelsmann stets bei sich führt. Ist ein Stück mehr werth, als die Summe beträgt, welche gezahlt werden soll, so wird ein verhältnißmäßiger Theil abgeschnitten. Die Rechnungen führt man nach Unzen Silbers oder sogenannten Taëls. Die einzige wirkliche Münze hat nur einen geringen Werth, da sie aus einer Mischung von sechs Theilen Kupfer und vier Theilen Blei besteht. Sie ist rund; die einzelnen Stücke werden auf eine Schnur gezogen, welche mit mehreren Knoten versehen ist, so daß jedesmal hundert Stück den Zwischenraum einnehmen. Sechshundert solcher, in der Mitte durchbohrten, Stücke haben den Werth

von etwa vier Gulden rheinisch. Das Gepräge befindet sich nur auf einer Seite und besteht in pomphaften Titeln des Kaisers. Hier wollen wir bemerken, daß schon vor länger als sechshundert Jahren die Chinesen Papiergeld hatten, welches mit dem kaiserlichen Siegel gestempelt war.

Hier wollen wir Einiges über das Opium bemerken, und unsere Ansicht über den Krieg der Engländer mit dem himmlischen Reiche nicht zurückhalten. Das Opium ist bekanntlich der gummiartige oder harzige, verdickte Saft, welcher durch Einschnitte in eine Mohnart gewonnen wird, die in mehreren Gegenden Asiens, z. B. in der Levante, besonders aber in Indien, namentlich in Bengalen, wächst. Es wird zu einer Art von Kuchen geformt, die mit Taback- oder Mohnblättern umwickelt werden und Kistenweis in den Handel kommen. Es hat einen widerlichen Geruch und ekelerregenden Geschmack und ist sehr brennbar. Dieses Opium wird nun von den Chinesen gereinigt, und zu Körnern verarbeitet.

Die Chinesen kauen das Opium nicht, wie die Türken zu thun pflegen, sondern rauchen es in eigens dazu bestimmten Pfeifen, indem sie eine Anzahl Körner desselben mit Taback vermischen; dann berauscht es, und bringt ähnliche Wirkungen hervor, wie der Genuß der Coca in Peru.

Wir sehen hier einen solchen Opiumraucher.

Der Rauchende geräth nach und nach in einen Zustand der angenehmsten Betäubung, wobei ihm alle erdenklichen Phantasiebilder vorschweben. Allmählig aber verliert er die Besinnung gänzlich, und es bedarf einer

geraumen Zeit, bis er wieder zum Bewußtsein gelangt. Die Chinesen lieben diesen Genuß leidenschaftlich, allein die Regierung hat denselben mit schweren Strafen belegt. Ein überwiesener Opiumraucher oder ein Schleichhändler, welcher dieses Gift eingeschwärzt hat, wird mit einigen hundert Bambushieben bestraft, er muß bedeutende Geldsummen erlegen, und zwei oder drei Monate lang die Canga oder den

Halsblock tragen, der von Holz und vierzig bis fünfzig Pfund schwer ist. Der Verbrecher darf denselben nicht ablegen, er muß mit der Bürde gehen und stehen, sitzen oder schlafen, und sich von seinen Verwandten füttern lassen, da er selbst mit den Händen nicht zum Munde reichen kann. Auch muß er gewöhnlich noch eine Kette hinter sich her schleifen. Seinen Freunden bleibt es übrigens unbenommen, ihm die Last dadurch zu erleichtern, daß sie den Block auf ihre Schultern nehmen.

Aber dieser und anderer schweren Strafen ungeachtet hat der Opiumgenuß im Laufe der letzten zwanzig Jahre in wahrhaft erschreckender Weise zugenommen, seitdem die Engländer fanden, daß der Handel mit dieser Waare ihnen sehr bedeutende Summen einbrachte. Sie munterten daher, trotz der kaiserlichen Verbote denselben auf. In Bengalen ist der Anbau des Opiummohnes ein Monopol der Regierung, und etwa in derselben Weise beschränkt, wie der Anbau des Tabacks in Frankreich. In einigen wenigen Provinzen, z. B. in Malwa, ist zwar der Mohnbau freigegeben, dafür aber das Opium mit einer Abgabe belegt. Im Ganzen zieht die indische Regierung von ihrem Monopol jährlich eine Summe von zwölf bis achtzehn Millionen Gulden, und sie spekulirt daher, um ihren gedrückten Finanzen aufzuhelfen, auf den vergrößerten Opiumabsatz im himmlischen Reiche. Im Jahre 1817 gingen aus Indien erst 2400 Kisten Opium nach China, 1824 schon 7000, 1833 aber bereits 23,000 Kisten, und kurz vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten mehr als 30,000 Kisten, welche die Chinesen mit nahe an sechszig Millionen Gulden bezahlten! Das ist die höchste Summe welch irgend ein Volk an ein anderes für ein Rohprodukt ausgibt, die Baumwolle ausgenommen, welche die vereinigten Staaten den Engländern liefern. Diese letzteren haben berechnet, daß nur erst etwa siebenzig Opiumkörner auf den Kopf kommen, und finden es wünschenswerth, daß wenigstens jeder Chinese täglich einige Körner rauchen möchte, wodurch sie dann für ihr Gift jährlich einige hundert Millionen einnehmen würden. Sie suchten sogar in ihren Zeitungen und in Flugschriften darzuthun, daß die Behauptung, der Genuß des Opiums sei schädlich, auf einem kindischen Vorurtheile beruhe, und nannten einmal den chinesischen Kaiser einen unvernünftigen Barbaren, der alberne Gesetze gebe und den „freien Handel" hindere! Mäßig genossen, — und der Chinese sei ja mäßig! — und wohl zubereitet, schade das Opium nicht viel mehr als gebrannte Wasser, und nicht der Gebrauch, sondern nur der Mißbrauch sei nachtheilig, setzen sie altklug hinzu.

Sie organisirten einen ausgedehnten Schleichhandel, verleiteten die chinesischen Beamten durch Bestechungen zur Untreue, und sprachen offen den Gesetzen eines fremden Landes auf die übermüthigste Weise Hohn. Anfangs betrieben sie den Opiumhandel in Macao, verlegten ihn dann nach Whampoa, das die Rhede von Kanton bildet, und endlich nach Lintin. Sie ließen in Bengalen zu diesem Schleichhandel besondere kleine Schnellsegler bauen, die lang und schmal sind, und von den plumpen chinesischen Wachtschiffen nicht eingeholt werden können. Am Bord derselben befindet sich stets ein Kaufmann, der den einkaufenden Chinesen das Opium nur gegen Baar abgibt. Diese werfen die Waare in Säcke, fahren an die Küste zurück, und verbreiten das Gift dann im ganzen Lande; selbst zu Peking im kaiserlichen Palaste wird Opium geraucht.

Die Engländer haben Alles aufgeboten, um die öffentliche Meinung in Europa über ihre Händel mit China irre zu führen. Wer aber durch Sophistereien sich nicht irre führen läßt, sondern sich an die Thatsachen hält, wird ihr Benehmen empörend und übermüthig finden müssen, und als Triebfeder ihrer ganzen Handlungsweise nur den Eigennutz erkennen. Sehen wir die Sache einmal von folgender Seite an. Was würden die Engländer, welche bekanntlich den Eingang ausländischer Fabrikate entweder völlig verbieten, oder mit hohen Eingangszöllen belegen, und die von ihnen so hoch gepriesene „Handelsfreiheit" nur einseitig für sich wollen, Anderen aber jede mögliche Beschränkung auferlegen, — was, frage ich, würde die

englische Regierung thun, wenn sie etwa den Chinesen unter bestimmten Bedingungen den Handel mit England nur in dem einzigen Hafen Liverpool erlaubt hätte, die Chinesen aber diese Bedingungen unbeachtet ließen, und durch einen systematisch eingerichteten Schleichhandel mit Waaren, deren Einfuhr und Gebrauch das Gesetz verbietet, jährlich viele Millionen Pfund Sterling aus dem Lande zögen? Sie würde ohne Zweifel solchen, das Gesetz höhnenden Leuten, ihre Häfen sperren, und hätte gewiß ein Recht dazu. Weiter hat die chinesische Regierung auch nichts gethan; sie hat den Schleichhändlern das unsaubere und gesetzwidrige Handwerk legen wollen, die Schleichhändler aber fanden an der englischen Handelspolitik einen Rückhalt, und haben, Dank den Kanonen, den Dampfschiffen und den Rothröcken, den Sieg über den chinesischen Kaiser behalten, mit dem sie Händel suchten, der sich aber in dem ganzen Streite sehr würdig und vernünftig benommen hat. Wenn die Engländer sich über seine Edikte lustig machen, so thun sie sehr unrecht; ihre Parlamentsbeschlüsse und Regierungsverordnungen sind selten so klar abgefaßt, wie die chinesischen Erlasse! Das Parlament beschloß einst, es solle irgendwo ein neues Gefängniß gebaut werden, und zwar aus den Steinen des alten; dieses alte solle aber so lange stehen bleiben, bis das neue fertig sei! Die Sache ist wahr, so lächerlich sie auch erscheint. Die Engländer hatten kein Recht in China eine Abänderung der Landesgesetze zu ihren Gunsten und zu ihrem Vortheil zu erzwingen. Wenn China, das ziemlich so viele Bewohner zählt als alle europäischen Staaten zusammengenommen, eine Welt für sich bilden will, gibt da der Opiumhandel einen vernünftigen Grund, zum Kriege ab? Japan duldet gar keine Europäer, nur ein Paar holländische Segel dürfen jährlich nach Nangasaki kommen. Der Kaiser von Japan ist Herr in seinem Lande, er will keine Fremden zulassen, und die Fremden haben kein Recht mit ihm darüber Händel anzufangen. Die Engländer verfuhren in China lediglich mit brutaler Gewalt, und wir möchten wissen, wo sie sich je im Rechte befunden hätten. Sehr vernünftig sagt der Kaiser in einem Erlasse: „Seitdem die gedachten Fremden hierherkamen, um Handel zu treiben, war es stets ihre Pflicht, den Befehlen der Regierung ohne Widerrede gehorsam zu sein. Wollen sie sich den nöthigen Beschränkungen nicht gefallen lassen, so brauchen sie sich gar nicht die Mühe zu geben, aus so weit entfernten Gegenden hierher zu kommen." Hier ist Klarheit und Logik. Der Kaiser bemerkt weiter: „Die verächtliche Widerspänstigkeit der Fremden (— denn so muß man sagen, wo die Engländer ein kindisches Spiel mit dem Worte „Barbaren" treiben, und mit dem „rothborstig," was eben nur blond bedeutet, und Leute die keine schwarzen Haare haben,—) rührt von weiter nichts her, als von dem Bestreben Uns Zwang auferlegen zu wollen. Sie glauben das zu können, weil sie hohe Zölle entrichten. Allein das himmlische Reich achtet diese für nicht mehr als den allergeringsten Theil des feinsten Staubkörnchens."

Von ihrem Standpunkte aus betrachtet, ist die chinesische Regierung keineswegs so beschränkt, als man sie gewöhnlich darstellt Der Kaiser weiß ohne Zweifel sehr wohl, wie es denjenigen Ländern Asiens ergangen ist, welche Europäer bei sich aufnahmen. Ostindiens Beispiel liegt ja nahe genug. Erst kamen die Engländer in kleiner Anzahl, trieben friedlich und harmlos Handel und Wandel, ließen eine größere Anzahl Landsleute nachkommen, legten Faktoreien an, zogen Gräben um dieselben und warfen nachher Wälle auf, die bald durch Kanonen vertheidigt wurden. Nun hatten sie festen Fuß, fingen an, sich in die inneren Landesangelegenheiten zu mischen, Zwietracht auszusäen, und dem Einen Hülfe gegen den Andern zu leisten. Das ist in kurzen Umrissen die Geschichte Ostindiens, wo die Engländer durch Klugheit, Umsicht, Treulosigkeit, Tapferkeit und empörende Gewaltthaten sich zu Gebietern des grossen und reichen Landes machten. In China ist allerlei Zündstoff aufgehäuft; wir haben schon bemerkt, daß dort eine Anzahl von Geheimbünden vorhanden sind, deren Mitglieder dahin streben, die seit 1644 herrschende Mandschudynastie zu stürzen; die Mohammedaner in der Bucharei haben schon mehr als einmal die Waffen gegen den Kaiser ergriffen, und dieser weiß, daß sein Reich eine Menge wunder Punkte hat, welche er durch Aufnahme fremder Kaufleute und fremder Religionen nicht noch vermehren will. Von seinem Standpunkte aus gebietet ihm also die Politik, so viel als möglich dem bisher befolgten Systeme der Absonderung und Vereinzelung treu zu bleiben.

Wir wünschen aufrichtig, daß der Segen des Evangeliums auch den Bewohnern Chinas zu Theil werden; aber der Weg, welchen die Sendboten in der neuern Zeit einschlugen, um jenes Land zu bekehren, wird sobald nicht zum Ziele führen. Was soll der Chinese, der nun einmal seine besondere und eigenthümliche Anschauungsweise hat, von christlichen Aposteln denken, deren Eifer er nicht zu begreifen vermag, welche aber das Reichsgesetz übertreten, indem sie auf Schleichhändlerschiffen kommen? Vom Backbord aus werden Bibeln vertheilt, während man vom Steuerbord herab Opiumkisten in die Dschonken wirft. Am strengsten

1.

2.

3.

DIE CHINESEN IM JAHRE 1943.

1. Grofse Cour bei seiner himmlischen Majestät. 2. Einige Dandies im Conflict mit dem Nachtwächter 3. Soirée dansante.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wurde die Opiumeinfuhr 1828 verboten. Damals erließ der Vicekönig von Kanton ein strenges Edikt gegen Alle, welche dasselbe rauchen. Er sagte: „Der Genuß von Speise und Trank soll Harmonie in das Körpersystem bringen, und wer unschmackhafte Dinge verschluckt, muß es nur thun, um Kräfte zu bekommen. Wenn aber ein das Leben zerstörender Pa-fel vorhanden ist, so sollte ein Jeder danach streben, solchen von sich fern zu halten. Die Leute, welche sich einmal an den Pa-fel gewöhnt haben, können nicht wieder von ihm lassen, ihr Gesicht wird so hager wie ein Sperling, der Kopf sinkt zwischen die Schultern herab wie bei einer Taube, das Gift strömt in die innersten, zum Leben nothwendigen Theile; Arznei kann ihre Krankheit nicht heilen, Reue zur Besserung kommt zu spät." — Die wohlmeinenden Männer in England denken ebenso, und verdammen den Opiumhandel. Aus Kanton melden die englischen Behörden, daß ein Bruch des Friedens unvermeidlich sei, wenn dem Schleichhandel nicht von englischer Seite gesteuert werde, und am 14. März 1843 stellte im Parlamente Lord Ashley, einen Antrag: „das Oberhaus möge beschließen, daß die Fortsetzung des Opiumhandels geeignet sei, die zwischen beiden Staaten bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse zu stören, daß derselbe dem Manufakturinteresse Englands Nachtheil bringe und sich mit der Ehre des brittischen Volks nicht vertrage." Das Schicksal dieses Antrags ist uns, indem wir unser Heft schließen, noch nicht bekannt.

Wir verkennen übrigens nicht im Geringsten die großen Vortheile welche ein ungehinderter Verkehr mit China für dieses Reich, wie für Europa und Amerika haben würde; wir ahnen die ungeheuren Folgen, welche nicht ausbleiben können, wenn es in jener ostasiatischen Welt zu gähren anfängt; wir wissen, daß die europäisch-christliche Kultur bestimmt ist, einst die herrschende auf Erden zu sein. Aber die Chinesen werden, wie das auch bei anderen Völkern der Fall war, zuerst die Kehrseite der europäischen Sitten annehmen, wenn sie einmal die Zwangsjacke ausgezogen, und über die alten Uebereinkommnisse sich hinweggesetzt haben. Dann könnte leicht der Scherz unseres Zeichners, der jetzt noch als ein Zerrbild erscheint, sich mehr oder weniger verwirklichen. Wir sehen hier den Sohn des Himmels, wie er seinen chinesischen Rock mit einem europäischen Schlafrocke vertauscht hat; er trägt Schnallenschuhe und seidene Strümpfe, er hält die Opiumpfeife in den Händen; nur des lieben Zopfes hat er sich nicht entledigen mögen, der ja auch in Europa noch viele Freunde zählt. Brüsseler Spitzenmanschetten sind in Peking Mode geworden. Ist der Trabant oder Hartschier neben ihm ein Chinese oder hat der Mandschu sich, wie weiland die spanischen Monarchen, eine wallonische Garde errichten lassen? Wir gestehen, darüber nicht recht im Klaren zu sein. Der Mann zur Linken ist offenbar ein Eingeborner; er meldet zur großen Cour an. Beide Herren sind wohlbeleibt; der edle Frack, der Repräsentant der modernen Civilisation, der Gleichmacher, und der Dreimasterhut haben die Linie passirt, undsind über das gelbe Meer nach Peking gekommen. Daß die schlanken Damen ihre Moden von einer europäischen Putzmacherin erhielten, lehrt der Augenschein. Ja, es sollen Marchandes de Modes, wie diese unentbehrlichen Personen sich nennen, in der Hauptstraße der Hauptstadt des himmlischen Reiches ihre Läden eröffnet haben, zum großen Verdruß der Ehemänner, da seit der Anwesenheit dieser Barbarinnen ein Geist des Widerspruchs in die Frauen gefahren ist, und diese sich in Wünschen so leicht vergessen. Pferdshaarene Unterröcke und Crepes, Straußenfedern und Ohrgehänge, Broches und allerlei „Nouveautés" erregen immer neue Begierden, und die Männer können kaum genug Silber herbeischaffen. Wer möchte auch so unhöflich sein, und einem widerspenstigen Weibe den Halsblock anlegen? Man muß Nachsicht haben mit dem schönen Geschlechte, Galanterie ist selbst am Peho und Hoangho und Jantsekiang einheimisch geworden, und putzen sich die Frauen und Mädchen nicht auch nebenbei für die Männer, um diesen zu gefallen, und nicht blos sich selbst? Wer hätte früher von Bällen gehört? Und doch sind sie da; man sehe nur das Bild an. Und eine ganz neue Klasse von Menschen hat sich gebildet, nämlich Stutzer, die wir wohl Dandies nennen müssen, da die liebe vornehme Jugend der drei brittischen Reiche ihnen offenbar zum Muster gedient hat. Man kann nicht leugnen, daß die Chinesen bildungsfähig sind; die Kopien gleichen den Originalen aufs Vollkommenste. Hat je ein Engländer einen Nachtwächter mit mehr Herzhaftigkeit durchgeprügelt als dieser chinesische Gentleman? Zwar statt der Reitpeitsche bedient sich der civilisirte Ostasiate des Bambusrohres, allein: ländlich sittlich, und der Bambus thut ja offenbar dieselbe Wirkung. Mit wie seligem Lächeln blicken seine taumelnden Freunde auf diese liebliche Scene, die ihnen tausend Spaß macht, und über welche sie noch lange zu lachen haben werden! Es sind guter Leute Kinder; sie tragen modische Hosen und den kleidsamen Paletot über dem noch kleidsamern Fracke mit den Schwalbenschwänzen. Das ist freilich Alles, was sie vorläufig von den Europäern angenommen haben; aber wer will auch Alles auf einmal von Leuten verlangen, die eine waizengelbe Gesichtsfarbe haben? Nur Geduld, sie wird schon weisser werden; die europäische „Gesittung" ist ja allmächtig!

Erfindungen, Handel und Gewerbe.

Ueber wichtige Erfindungen neuerer Zeit.

Nie ist der Menschengeist thätiger gewesen als gegenwärtig. Nachdem einmal der Anstoß zu neuen Erfindungen im Gewerbwesen gegeben war, drängt nun eine die andere, da zugleich die Wissenschaften der Mechanik, der Chemie und Physik, überhaupt die Naturkunde, alljährlich riesenhafte Fortschritte machen. Der Dampf, welcher bisher für eine Art von souveräner Macht galt, ist von dem Elektromagnetismus bedroht, der ihn ohne Zweifel in manchen Fällen ersetzen wird. Man klagt, daß die Feuerung so theuer sei, die Holzpreise sich immer mehr steigern. Dem Uebel kann abgeholfen werden, entgegnen Andern mit Zuversicht. Es werden demnach Berechnungen über den Reichthum der Steinkohlengruben angestellt, und aus diesen ergibt sich das tröstlichste Resultat. Die Steinkohlenmassen, welche allein in der Umgegend der Saar lagern, sind beinahe unerschöpflich, wenigstens reichen sie für das ganze südwestliche Deutschland, das Elsaß und die Schweiz mit inbegriffen, auf einige tausend Jahre hin, wenn auch der gegenwärtige Bedarf sich verzwanzigfachen sollte. Die Kohlenlager an der Ruhr sind gleichfalls unendlich reich; in anderen Gegenden gibt es deren gleichfalls, und man bohrt, mit Hoffnung auf Erfolg, nach neuen. Der untere Theil des Schwarzwaldes, von der Murg bis zum Neckar, scheint ebenfalls unerschöpfliche Steinkohlenlager in seinem Schooße zu bergen. In jene Gegenden, denen die Gruben ferner liegen, bringt man die Kohlen auf Eisenbahnen. Deutschland hat ausserdem eine ungeheure Masse von Torf in allen Gegenden, besonders aber im Norden; auch an der Bergstraße sind mächtige Lager aufgefunden worden, die, gleich den oberschwäbischen, einen Werth von Millionen haben. Nun ist auch in Westfalen das Mittel gefunden worden, den Torf durch Hitze zu schmelzen, und man bereitet aus demselben sogar Erdpech, das nach dem Erfinder, Vorster'scher Asphalt heißt. Bereits wird derselbe in einer Fabrik bei Antwerpen massenweis bereitet. Er eignet sich zu allen möglichen Dingen, schmilzt nicht an der Sonne, haftet an Pappe, Eisen, ja selbst an Glas, unterliegt weder dem Einflusse der Luft noch jenem der Kälte oder Hitze, und kann selbst zu Landstraßen verwandt werden, so daß man glaubt, die Dampfwagen würden ebenso wohl auf einer glatt mit Torfasphalt geplätteten Straße wie auf Eisenschienen fahren können. Derselbe eignet sich ferner zum Guß in feuchten Kellern, zur Bekleidung von Wänden, und zur Ueberdeckung von Mauern bei Neubauten statt der Bleiplatten; zur Abwehrung des Salpeters und jeder aufsteigenden Feuchtigkeit, zur Dachbedeckung auf Schindeln oder Leinwand, zur Bekleidung von Schiffswänden, so daß man meint, er werde die Kupferung überflüssig machen. Weit wichtiger aber ist wohl der Umstand, daß dieser geschmolzene Torf ein wohlfeiles Feuerungsmittel geben wird, weil er, mit einer sechsfachen Menge von Steinkohlen vermischt, eine vier bis zehnfache Heizkraft hat, nicht tröpfelt, völlig zu Asche verbrennt, die Roste nicht verstopft, bei Maschinen die Kessel nur wenig angreift, und bei weit größerer Billigkeit alle Wirkungen des vor ein Paar Jahren von dem Russen Weschniakoff erfundenen Karboleins hat. Wir haben ein Stück in Händen gehabt, das leicht und glänzend schwarz war, es brannte an, als wir es über eine Lampe hielten, gab eine helle Flamme und hatte eine sehr intensive Hitze. Unter diesen Umständen werden denn wohl die zum Theil sehr stark gelichteten deutschen Wälder sich erholen.

Unser großes Vaterland wird binnen wenigen Jahren mit einem Eisenbahnnetze bedeckt sein, wie es nirgend anderswo vorhanden ist. Wir haben schon jetzt dritthalbhundert Stunden Schienenwege zu welchen im Laufe dieses Jahres fernere hundert kommen. Wie lange wird es noch dauern und wir können auf Eisenbahnen von Triest bis Hamburg, Breslau, Stettin und Ostende fahren! Der Bodensee wird mit Nord- und Ostsee, Antwerpen mit Stettin und Breslau, Hamburg mit Lindau, Berlin mit Wien, Leipzig mit Basel verbunden, und auch die wichtigsten Städte im Innern Lande treten unter sich in den lebhaftesten Verkehr! Die große Rheinbahn von Frankfurt zur Schweizergränze ist auf badischem Gebiete zum Theil vollendet; die Strecke von Heidelberg bis Karlsruhe wird im Anfang April eröffnet; jene von Karlsruhe nach Straßburg im Anfang des nächsten Jahres; weiter oberhalb herrscht große Thätigkeit, und auch zwischen Main und Neckar sollen die Arbeiten unverzüglich beginnen. Von Braunschweig werden die Bahnen, einerseits bis Magdeburg, andrerseits bis Hannover nach Verlauf von etwa sechs Monaten dem Verkehre übergeben werden; die Bahn von Osten nach Westen durch Thüringen, wurde gleichfalls in Angriff genommen, und in Kurhessen und Oberhessen legt man gleichfalls Hand ans Werk, wie in Bayern und Würtemberg auch. Wenn im verflossenen Jahre schon auf sämmtlichen deutschen Bahnen beinahe sieben Millionen Menschen fuhren, also mehr als der sechste Theil der Gesammtbevölkerung der Bundesstaaten, so wird im laufenden Jahre, da die Bahn von Köln nach Lüttich, neben so vielen anderen, eröffnet wird, diese Zahl sich um ein beträchtliches steigern.

Erfreulich ist, daß die Lokomotiven, gleich den neuen Dampfschiffen, jetzt schon zum Theil im deutschen Inlande gebaut werden, und daß wir aufhören, den Ausländern in dieser Hinsicht zinsbar zu sein. Unser Eisen ist mindestens so gut wie das fremde, unsere Arbeiter sind eben so thätig, wie die ausländischen; es fehlte nur unseren Maschinenfabriken früher sichere Aussicht auf Absatz, bei der allein größere Kapitalanlagen gewagt werden können, welche ein solches Geschäft erfordert. Die aus deutschen Werkstätten hervorgegangenen Ziehwägen geben den besten fremden nichts nach, und die neuesten Erfahrungen und Verbesserungen, werden immer benutzt, sobald sie zweckmäßig erscheinen. Alle diese neuen Erfindungen bezwecken vorzugsweise dreierlei: die Sicherheit zu vermehren, Unglücksfälle zu verhüten; die Schnelligkeit zu befördern, und den Kohlenbedarf zu vermindern. Mehrere amerikanische Ingenieure liefern jetzt achträderige Lokomotive, mit zwei Triebachsen, wovon die eine vor, die andere hinter dem Heerde liegt, und welche Vorzüge vor den sechsrädrigen haben

sollen, jener mit vier Rädern ganz zu geschweigen. Die Amerikaner Baldwin und Whitney bauen jetzt an einer Maschine, welche fünfzig englische oder zehn deutsche Meilen in der Stunde zurücklegen soll; sie könnte also eine Bahn von Straßburg nach Wien in 24, und die von Wien nach der russischen Gränze in 12 bis 16 Stunden durchlaufen. Auch an einer rauchverzehrenden Vorrichtung arbeiten die Amerikaner; manche zweckmäßige Anstalten, um die aus dem Schlote aufsteigenden Feuerfunken, welche schon so oft zu Feuersbrünsten Veranlassung gegeben haben, und den Passagieren so sehr zur Last fallen, unschädlich zu machen, sind auch getroffen worden. — Der Engländer Marschall empfiehlt eiserne Schwellen statt der hölzernen. Der Stuhl wird mit einem aus Gußeisen gefertigten Riegel von einer ziemlich großen Oberfläche befestigt, welcher mit auseinanderweichenden Ankerschaufeln im Boden haftet. Der die Würfel verbindende Riegel ist aus Schmiedeisen. Solche Schwellen sollen, obwohl sie um die Hälfte theurer sind, als hölzerne, im Ganzen doch billiger sein, da das Eisen, selbst wenn es, ungeschützt, ungehindert oxydiren kann, doppelt so lange aushält, als Buchenholz; aber das Oxydiren kann verhindert werden.

Es ist bekannt, daß der Zustand, in welchem sich die meisten größeren Ströme Deutschlands befinden, nicht der beste ist. Die Elbe, Oder und Weser sind völlig verwahrloset, der Main läßt vieles zu wünschen übrig, am besten steht es noch mit dem Rhein. Auch die Donau erfordert in ihrem obern Laufe große Arbeiten, wenn sie regelmäßig von Dampfschiffen bis nach Ulm soll befahren werden können. Bei der täglich steigenden Wichtigkeit der Dampfschifffahrt tritt dieser Gegenstand immer mehr in den Vordergrund, und es scheint als ob endlich ernstliche Schritte vorbereitet werden, um den Uebelständen abzuhelfen. Bis das geschehen ist, muß eine Erfindung des Schiffbaumeisters Randow zu Grabow in Pommern doppelt hoch angeschlagen werden; sie wird aber auch später noch ihren Nutzen haben. Er bauet Kähne die mit geringem Tiefgange große Tragfähigkeit verbinden. Der von ihm gefertigte Probekahn geht bei 96 Fuß Länge, 15 Fuß Breite und 4½ Fuß Höhe, leer nur sechs Zoll tief, und seine Tragfähigkeit ist für jeden Fuß Einsenkung tausend Centner; er besitzt also Eigenschaften, die bei der Beschiffung flacher Gewässer von unberechenbarem Nutzen sind. Auch ein Engländer, Wilhelm Hodge, hat eine Erfindung gemacht, von welcher man sich eine Umwälzung im Schiffbau verspricht. Seine Erfindung besteht in einem Leime aus Federharz (Kautschuk, Gummi elasticum), gepulverten Austernschalen oder Muscheln überhaupt, und einigen anderen Bestandtheilen, welche das Kautschuk auflösen, die Hodge aber noch nicht nennt. Die Verbindung, welche dieser Leim zwischen zwei Körpern hervorbringt, ist so stark, daß Eisenstücke, die man durch denselben verbunden hat, eher an jeder andern Stelle zerbrochen werden können, als an der zusammengeleimten. Eine in zwei Stücke zerschlagene Kugel ward auf der Londoner Admiralität wieder zusammengeleimt, und dann aus einer Kanone geschossen; sie blieb ganz. Der Erfinder hat von der englischen Regierung 36,000 Pfund Sterling für sein Geheimniß erhalten, und die Admiralität läßt ein Dampfschiff von 850 Pferdekraft, ganz aus Holz, durch Hodges Leim zusammengesetzt, bauen; es werden dabei weder Eisen noch Nägel verwandt.

Wer sollte glauben, daß Mauersteine wie Kork auf dem Wasser schwimmen können? Die Schriftsteller des klassischen Alterthums sprechen von solchen Steinen, aber man glaubte ihnen nicht, obwohl sie Einzelnheiten mit großer Bestimmtheit angaben, z. B. daß es in Spanien und auf einer Insel des tyrrhenischen Meeres bei Italien, eine thonartige Erde gebe, aus der man Bausteine forme, die auf dem Wasser schwimmen. Erst 1791 hat der Italiener Fabroni mit einer Kieselerde, welche Bergmehl genannt und in Toskana gefunden wird, Versuche gemacht, Bausteine daraus zu verfertigen, die wirklich im Wasser nicht untersanken. Sie verbanden sich gut mit Mörtel, widerstanden der Erweichung durch Wasser vollständig, und waren so schlechte Wärmeleiter, daß man das eine Ende eines solchen Steines in der Hand halten konnte, während das andere roth glühend war. Fabroni machte ferner auf einem alten Fahrzeuge das Experiment, eine viereckige Kammer aus solchen Steinen zu wölben, die er mit Schießpulver anfüllte. Das mit Holz bedeckte Schiff brannte ganz ab, und als der Boden der Pulverkammer weggebrannt war, versank es, ohne daß das Pulver sich entzündet hätte. Später wurde in Frankreich und einigen anderen Ländern eine ähnliche Erde gefunden. Jetzt hat nun, vor mehreren Monaten, der berühmte Naturforscher Ehrenberg in Berlin sich überzeugt, daß das ungeheure, an den Spreeufern befindliche Infusorienlager, eine silbergraue, pfeifenthonartige Erde bildet, die jener toskanischen ähnlich ist. Er verfertigte daraus Backsteine von zwei Pfund Schwere, überzog sie mit Wachstuch, und sie schwammen wie Kork auf dem Wasser. Das stärkste Porzellanofenfeuer schmilzt diese Steine nicht und verkürzt sie wenig. Durch Zusatz von etwas Thon oder Lehm wird die Festigkeit den gewöhnlichen Mauersteinen gleich, wohl gar besser, aber die Schwere nicht bis zur Hälfte erhöht. Die Steine lassen sich poliren, formen, eignen sich zum Ausfüttern aller Feuerstellen, zu Brandmauern der Häuser, zum Bauen von steinernen Behältern und Unterlagen auf Schiffen, kurz, sie gewähren mannigfachen Nutzen.

Der Techniker Joseph Faber aus Wien hat eine Sprechmaschine erfunden, welche die menschliche Stimme und Sprache, sowohl im Singen als im lauten Sprechen oder im Flüstern nachahmt. Ein Dresner Arzt Dr. Schmalz erklärt dieselbe für sehr werthvoll. Die Maschine hat Aehnlichkeit mit einer Stubenorgel, ist aber nur mit einer Pfeife versehen. Die Luft wird durch einen Blasebalg hervorgebracht, den der Fuß tritt; die Veränderungen der Sprachwerkzeuge bewirkt man durch Anschlagen von 16 Tasten. Zu diesem Zwecke sind die wesentlichsten Theile der Stimm- und Sprachorgane, größtentheils aus elastischem Gummi, der Natur nachgebildet, und die verschiedensten Stellungen und Bewegungen derselben können durch Drähte hervorgebracht werden, welche sich auf mannigfache Weise an sie befestigen und durch das Niederdrücken der Tasten zu bewegen sind.

Im ganzen übrigen Deutschland finden die Bestrebungen Oesterreichs, im Kaiserreiche den Verkehr zu beleben, und die Gewerbsamkeit zu befördern, verdiente Anerkennung. Gleichen Beifalls erfreuen sich auch die neuen gesetzlichen Bestimmungen, welche zum Schutze der in Fabriken arbeitenden Kinder im Kaiserstaate erlassen worden sind. Ihnen zufolge dürfen in der Regel nur Kinder, welche bereits das zwölfte Jahr zurückgelegt haben, zur regelmäßigen Arbeit in den Fabriken angenommen werden, und ausnahmsweise, für leichte Arbeiten und nur für gewisse Stunden, vom neunten Jahre an. Für Schul- und Religionsunterricht, Entfernung übermäßiger Anstrengung und Bewahrung der guten Sitten sind genaue Vorschriften gegeben, und Ortsbehörden, Seelsorger und Schulaufseher haben dahin zu sehen, daß man dieselben beobachtet.

Mittel, die Levkojen vom Blühen abzuhalten, sie zu einer riesenhaften Größe zu erziehen und dann nach Belieben wieder blühen zu lassen.

Diese interessante Entdeckung hat Bauinspektor Bude in Hildburghausen gemacht und zu wiederholten Malen bewährt gefunden. Es wird nämlich im ersten Herbst der Stengel unterhalb der Krone mit einem Bindfaden ziemlich fest unterbunden. Dadurch wird die Pflanze vom Blühen abgehalten, und ihre ganze Kraft des Wachsthums wirft sich auf die Entwickelung der Aeste und der Zweige. So kann man die Levkoje einige Jahre nach einander fort wachsen lassen, und wenn sie eine Höhe und einen Umfang der Krone erreicht hat, daß sie einem kleinen Baume gleicht, dann löst man den Bindfaden vom Stamme los, und die Blüthen treten im Frühjahre mit ungewöhnlicher Pracht und Schönheit hervor.

Mannigfaltiges.

Ein Abentheuer in Griechenland.

Ein Deutscher, H. P. der seine Erlebnisse in Griechenland beschrieben hat, erzählt folgendes von den Nachkommen der alten Spartaner.

Kaum graute der Morgen des jungen Tages, so war ich auch reisefertig und trieb meinen Führer zum Aufbruch an. Der Weg nach Mistra hin gehört nicht gerade zu den angenehmsten Parthieen Griechenlands; rauhe Berge und klaffende Abgründe machen die Reise sehr beschwerlich. Die Gegend, durch welche sich der neugebahnte Saumweg zieht, ist wüste und menschenleer; obwohl dieselbe manches des Anbaues fähige Land enthält, so erblickt man doch nur höchst selten ein Zeichen der Kultur und die ewige Einförmigkeit der wilden Fluren erregt endlich Mißvergnügen und Ueberdruß.

Erinnerungen aus Griechenlands Vergangenheit vergegenwärtigten mir die Blüthezeit Lacedämoniens, und ich zog eben bei den Ruinen einer alten Wasserleitung, ungefähr noch 3 Stunden von Mistra entfernt, vorüber, als ich plötzlich durch einen in der Nähe fallenden Schuß, dessen Ladung mir recht vernehmlich an den Ohren vorüberpfiff, aus meinen Träumen gerissen wurde. „Klephti" schrie mein Begleiter und, ergriff die Flucht nach der Seite zu, wo wir hergekommen waren, ich aber sah vier Palikaren mit langen Gewehren versehen auf mich zustürzen, und ihre würdigen Gestalten setzten mich sogleich über ihre Absicht außer Zweifel. Meinen Säbel aus der Scheide reißen, den Anstürmenden die Ladung der Pistolen entgegensenden und dem muthigen Maulthiere die Sporen in die Seiten setzen, war das Werk eines Augenblicks. Das kräftige Thier, des Drucks der Sporen ungewohnt, gebehrdete sich einer Furie gleich, und raf'te mit mir in tollkühnen Sprüngen über Felsen und Schluchten; ich bedurfte aller Besinnung und Kraft, um sattelfest zu bleiben. Schon hatte ich Hoffnung durch die Schnelligkeit desselben, wenn auch auf ungewissen Wegen, den Räubern zu entkommen, als ein Sturz des braven Renners den Sattelgurt zersprengte und mich nebst dem Sattel am Boden liegen ließ, während das Thier unbeschädigt das Weite suchte. Kaum hatte ich mich von diesem Sturze erholt, so sah ich auch schon die Räuber herbeieilen; ich hatte sogar, entweder schon früher oder beim Sturze des Thieres, wie ich erst jetzt gewahr wurde, meinen Säbel zerbrochen, und befand mich daher in einem ganz wehrlosen Zustande, doch blieb mir noch so viel Besinnung, eine der ungeladenen Pistolen aus der Halfter zu reißen, die ich den Klephti's mit der Drohung entgegenhielt, den ersten der es wagen würde mir zu nahen, niederzuschießen. Daß sich diese Banditen durch dergleichen Redensarten nicht schrecken ließen, bewiesen sie mir sogleich durch einige derbe Kolbenschläge, die mich zur Erde streckten und in einen fast besinnungslosen Zustand brachten. Einer der Räuber setzte mir ganz gelassen den Fuß auf den Hals und die Uebrigen fielen nun mit der Habgier echt griechischer Räuber über meine Kleider her, die, um die gesuchten Schätze schneller zu gewinnen, zerrissen wurden. In Zeit von zwei Minuten war ich ausgeraubt; eine herrliche Cylinderuhr, meine Baarschaft und die schönen Pistolen schienen dem Gesindel nicht genug zu sein: sie schnitten mir die Knöpfe von der Uniform, rissen die Offizierskrone von der Mütze und befreiten den Säbelgriff von dem silbernen Portépée. Auch einen einfachen Ring, der mir als Geschenk aus der Heimath theuer war, mußte ich dahin fahren sehen, und ich bewunderte in meiner gräßlichen Lage doch die Geschicklichkeit, mit der sie denselben loszumachen wußten. Dieser Ring saß nämlich sehr fest am Finger, so daß man ihn nicht abziehen konnte; die Geschäftsleute aber machten damit wenig Umstände, sie legten den Finger auf einen Stein und schlugen mit einem andern Steine darauf, bis der Ring zersprang. Ich kann es nur als Großmuth der Räuber ansehen, daß sie mir das Leben ließen, und sich begnügten, mir nach der Ausplünderung noch einige Tritte zu geben und davon zu eilen.

Zerschlagen und zerrissen lief ich nun auf's Gerathewohl in dem Gebirge umher, bis ich endlich gegen Abend ein Dorf, Namens Skura fand, wo ich von dem Vorgefallenen sogleich Anzeige machte und für den morgenden Tag um ein Saumthier nach Mistra ersuchte. Die Leute fanden die Sache gar nicht auffallend, denn sie zuckten die Achseln und äußerten, es sei zwar eine schlimme Geschichte, allein ich könne zufrieden sein, daß man mir das Leben gelassen und nicht einmal den Finger abgeschnitten habe, auf dem der losgeschlagene Ring steckte! Wirklich eine sehr vernünftige Philosophie, der sie noch die Krone aufsetzten durch Verweigerung des verlangten Thieres, indem ich ja, wie sie sich umm-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wunden äußerten, ganz ohne Geld sei, und ohne Bezahlung hier Niemand Pferde zu vermiethen habe! — Als die edlen Sprößlinge der biedern Spartaner vernahmen, daß in einiger Entfernung noch der Sattel des Thieres und einige Decken zu finden wären, waren sie sogleich bereit die Räuber zu verfolgen, resp. die verlorenen Gegenstände aufzusuchen und an sich zu nehmen, was ihnen auch gelungen ist, denn ich konnte trotz aller späteren Nachforschungen nichts wieder erlangen, und mußte den Sattel noch obendrein bezahlen.

Ermattet und erschüttert, flüchtete ich mich für heute Nacht in die schmutzige Hütte des Papa's von Skura und trat, von Ungeziefer bedeckt, am andern Morgen meine Wanderung nach Mistra an, das ich gegen Mittag mit sehr prosaischen Gefühlen erreichte. Anderen Reisenden ist es in jenem „klassischen Lande," das sich so unwirthlich gegen die Fremden zeigt, noch viel schlimmer gegangen!

Ein Wort für die Feldtaube.

Jäger und Landwirthe stellen den Tauben nach, die auf's Feld fliegen. In der neueren Zeit aber haben sich Stimmen erhoben, die beweisen, daß die Tauben auf den Aeckern keinen Schaden anrichten. Wir finden in einem Blatte folgendes:

Nachdem in Kurhessen die Frage: ob die Taube der Landwirthschaft Nachtheil bringe und ob solche zur Zeit der Aussaat eingesteckt werden müsse, öffentlich gestellt, besonders von den Mitgliedern des kurhessischen Landwirthschafts-Vereins berathen und nachher die Landstände ihre Zustimmung ertheilt, ist durch die Verordnung vom 15. Februar 1838 gestattet, die Tauben zu jeder Jahreszeit frei fliegen zu lassen. Auch standen vorher in irgend einem öffentlichen Blatte ungefähr folgende Worte: Die Taube und ihr Ausfliegen ist für die Landwirthschaft nicht nachtheilig, im Gegentheil sehr nützlich, weil: 1) die Taube im Felde nicht aufscharrt, sondern im beständigen Laufen nur die Körner auflieft, die auf der Oberfläche des Bodens liegen und die entweder gar nicht aufkeimen oder doch nur einen sehr schwachen Halm treiben, der dann keine reifen Früchte bringt und wodurch im Waizen zum Theil auch der sehr schädliche Brand entstehet. 2) Nur die Taube sucht und liest die sehr schädliche Vogelwicke (Webel, Klebel, vic. cracca), im Felde auf, besonders im Frühjahre, ehe Früchte ausgesäet werden. Wer sich davon überzeugen will, darf vor der Aussaat nur einige wilde Tauben schießen und ihr Futter untersuchen. Bei zahmen Feldtauben werden sich alsdann eben solche Beweise darüber finden. Auch kann sich 3) Jeder überzeugen, der kurz vor der Kornernte ins Feld gehen und Vergleiche anstellen will mit den Feldern, in welche Tauben fliegen, mit denen wo keine Tauben hinkommen: in Ersterem werden sich keine Vogelwicken finden.

Das Stricken.

Stricken in Gesellschaften oder in Schauspielhäusern wird häufig für unpassend erklärt, und wahr bleibt, daß das Klappern der Nadeln nichts weniger als angenehm ist. Diese Sitte hat aber auch ihre Vertheidiger gefunden. So sagt Beckmann in seinen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen: „Es stört die Unterredungen in Gesellschaften nicht, nicht die Aufmerksamkeit, nicht den Witz; hilft in der Verlegenheit, wenn in der Unterhaltung eine Leere entsteht oder wenn ein Gegenstand vorkommt, der zwar gehört oder gesehen, aber nicht ernstlich beachtet werden soll. Da hört und sieht die schlaue Strickerin dennoch, was sie nicht zu hören oder zu sehen scheinen will. Das Stricken schadet nicht der Gesundheit des Körpers und des Geistes, welche bei den Romanen leidet (— beim Romanlesen wird aber auch gestrickt! —) es veranlaßt keine nachtheilige oder unangenehme Stellung, fordert keine Anstrengung der Augen, und geschieht so bequem im Stehen und Gehen, wie im Sitzen. Es kann ohne Schaden unterbrochen, und ohne Mühe wieder vorgenommen werden, und der ganze wohlfeile Apparat zum Stricken verlangt so wenig Raum und ist so leicht, daß er sich in einem Körbchen, dessen Schönheit die Geschicklichkeit, wenigstens den feinen Geschmack der Künstlerin beweiset, verwahren, und mit Anmuth tragen läßt. Stricken gehört zu den wenigen nützlichen Beschäftigungen des hohen Alters, wenn dieses nicht den Gebrauch der Hände verloren hat. Wer dem schönen Geschlechte die Zeit, welche es, um dem andern zu gefallen, unnützlich verbraucht, vorrücken mag, der vergesse nicht, daß es dagegen die Stunden, welche nicht der Arbeit, sondern der Erholung, der Gesellschaft und dem Vergnügen gewidmet sind, oder sonst als verloren unberechnet bleiben würden, zu nützen weiß; die Zeit, in welcher das männliche Geschlecht fast nichts Nützliches zu schaffen vermag." Die Frauen und Mädchen, welche sich mit Recht den Strickstrumpf nicht nehmen lassen wollen, sind dem gelehrten Göttinger Professor einigen Dank schuldig, für diese Lobrede eines Gebrauches, den man jetzt hie und da abschaffen möchte.

Das Stricken ist uralt; Fisch- und Jagdnetze werden schon in der Bibel erwähnt. Manche Indianer Amerikas stricken Netze aus Baumbast, die Grönländer aus den Haaren der Walfischbarten und aus Thiersehnen. Im Mittelalter strickte man aus feinem Garn Netze, um diese zu Kleidungsstücken, zum Putze, zu Verzierungen und Verbrämungen anzuwenden. Man nannte das, was man jetzt mit einem Fremdworte Filet nennt, auf gut deutsch Vinstern, wovon vielleicht das Wort Fenster kommt, wegen der rautenförmigen Maschen, die Vinstern hießen.

Die Strumpfstrickerei ist jünger. Die Römer und die meisten alten Völker hatten keine besondere Kleidung für den untern Theil des Körpers. Hosen oder Beinkleider hatten nur die nördlichen Völker. Erst vor etwa dreihundert Jahren fing man an, aus dem Beinkleide zwei Stücke zu machen; das untere nannte man Strumpf. Dieser waren anfangs von Tuch, und wurde von den Schneidern gemacht. Strümpfe strickte man erst im sechszehnten Jahrhundert. Vielleicht rührt diese Erfindung aus Schottland; Andere schreiben sie den Spaniern zu. Königin Elisabeth von England erhielt 1561 von einer französischen Seidehändlerin ein Paar schwarzseidene gestrickte Strümpfe, und wollte seitdem keine andere mehr tragen. Um jene Zeit wurde das Stricken allgemein; in der Mitte des sechszehnten Jahrhundert kommen in Deutschland schon „Hosenstricker" vor, die in manchen Landen besondere Gilden bildeten; jetzt heißen sie Strumpfweber. Die deutschen Kunstwörter, welche sich auf das Stricken beziehen, sind älter als die Kunst selbst, und fast alle vom Stricken der Netze entlehnt. Die Engländer sagen to **knit**, die mit ihnen stammverwandten Niederdeutschen bis nach Königsberg und Livland sagen knitten, Knoten machen; das französische **tricoter** kommt von **Trica**, Haarflechten; **lacer**, was schürzen bedeutet, von **laqueus**, Strick. Die Engländer nennen die Strümpfe **stockings**, von Stock, Stamm eines Baumes.

Seidene Strümpfe galten lange für einen großen Luxus. Als 1569 der Geheimerath Barthold von Mandelsloh in Küstrin am Hofe des Markgrafen Johann, an einem Wochentage in seidenen Strümpfen erschien, die er aus Italien mitgebracht hatte, sagte der Fürst: „Bartholde, ich habe auch seidene Strümpfe, aber ich trage sie nur des Sonn- und Festtages." Den Strumpfstrickerstuhl erfand der Engländer Wilhelm Lee. Er liebte ein junges Mädchen, das, wenn er es besuchte, mehr auf das Strickzeug achtete, als auf ihn und seine Anträge. Da sann er nach, um eine Maschine zu erfinden, die das Stricken erleichtern und beschleunigen konne. So erzählt die Sage; gewiß aber ist, daß Lee seinen Stuhl 1589 verfertigte. In Deutschland wurde es,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

mit manchen seitdem angebrachten Verbesserungen, ein Jahrhundert später, durch die flüchtigen Hugenotten welche nach der Aufhebung des Edikts von Nantes sich bei uns niederließen, allgemeiner verbreitet.

Ein Sonderling.

Es gibt Naturen, die sich nun einmal nicht in die gesellschaftlichen Uebereinkommnisse und Gebräuche fügen können oder wollen, deshalb allen Verkehr mit der Aussenwelt meiden, und sich völlig auf ihre Häuslichkeit beschränken. Noch weiter ging im vorigen Jahrhundert ein Engländer. Er war reich, unabhängig und konnte seinen Launen nach Belieben nachhängen. Sein fester Vorsatz, den er unter allen Umständen ausführen wollte, war, ganz und gar den Eingebungen der Vernunft gemäß zu handeln; und sich dabei an herrschende Sitten und Gebräuche nicht im Geringsten zu kehren. Daß er dabei in mannigfache Unannehmlichkeiten gerieth, war ihm sehr gleichgültig. Von vorneherein erklärte er es für unvernünftig, daß man zu gewissen festbestimmten Stunden zu Mittag oder zu Abend speise, oder schlafen gehe. Er schlief nur wenn er müde war, aß nur, wenn ihn hungerte, weil er mehr auf die Stimme der Natur hören als willkürlichen Satzungen folgen wollte. Der Appetit muß sich, sagte er, nicht nach der Mahlzeit, sondern die Mahlzeit nach dem Appetit richten. Wenn er mit anderen Leuten sprach, so hätte er sich um keinen Preis eines Wortes oder einer Redensart bedient, die nicht vollkommen wahr gewesen wären und seine innigste Herzensmeinung ausgedrückt hätten. „Ihr ergebener Diener," oder „gehorsamst," und dergleichen Formeln kamen bei ihm nie vor. Er unterzeichnete, sehr vernunftig, seine Briefe mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen alles Gute." Er war dem Könige sehr zugethan, aber um Alles in der Welt hätte er nicht auf des Königs Gesundheit getrunken, wenn er nicht gerade durstig war. Nachdem er sich aus dem Bett erhoben, steckte er den Kopf zum Fenster hinaus, nahm etwa eine halbe Stunde lang ein Luftbad, und deklamirte dabei mit lauter Stimme eine Anzahl von Versen aus seinen Lieblingsdichtern, am liebsten aus Homer, denn er war in der griechischen Literatur sehr bewandert. Damals trug alle Welt Perrücken; er erklärte diese Mode für eine Narrheit, und setzte einen Turban auf. Die moderne Kleidung hielt er für abgeschmackt und unbequem, was sie damals war, und zum großen Theil noch heute ist, weil sie den Blutumlauf hindert. Besonders ärgerten ihn die vielen Näthe, Aufschläge und dergleichen überflüssige Dinge; er ließ sich bequeme Kleider machen. Und so lebte er streng nach den Regeln der Vernunft, wie er sagte, und erreichte ein hohes Alter. Unmäßigkeit im Essen und Trinken hat er sich nie zu Schulden kommen lassen, nie mit einem Andern Zank und Streit gehabt, nie Jemand beleidigt, immer streng eingegangene Verpflichtungen erfüllt. Mich wundert, daß noch kein Romanschriftsteller oder Lustspieldichter der neuern Zeit darauf gekommen ist, einen solchen Charakter darzustellen; er müßte von großer Wirkung sein.

Wunderkuren.

Es gibt Erscheinungen in der Natur und in Krankheiten, die darum Wunder genannt werden, weil ihre Erklärung, das heißt, ihr Zusammenhang mit anderen physischen Erscheinungen noch nicht gefunden ist. Wenn der Schlafwandler unbewußt und mit verschlossenen Augen sich auf dem Dache herumtreibt und herunterfällt, wenn er aufwacht, so ist die Thatsache nicht erklärt durch Redensarten und durch Erklärungen, welche wieder Räthsel sind; und dennoch wird diese Erscheinung kaum für ein Wunder gehalten. Wenn Jemand, der an Magensäure leidet, aus innerem Triebe Kreide ißt, findet man es natürlich, verordnet es aber ein Somnambule, dann ist es schon ein Mirakel. — Haben Sie nicht schon gesehen, daß ein geistig kräftiger Mann durch das Uebergewicht seines Willens einen Tobsüchtigen bändigte, welchen drei riesenstarke Männer nicht zu halten vermochten, und ist Ihnen dabei der Gedanke an übernatürliche Gewalt gekommen? Hätte aber der Muthige seine Handlung mit einer Redeformel begleitet, gemeint, sie sey nöthig, oder gar gesagt, er treibe Teufel aus, dann war der Spukglauben begründet. — Ich habe, wie jeder Arzt, solcher Wunderkuren manche ohne Wunder gemacht, und es ist mir, ebenfalls wie jedem anderen geschehen, daß die Natur meine Kunst demüthigte und ein unvorhergesehener Zufall unerwartete Heilung brachte. Ich will ein Beispiel der ersten und zweiten Art aus meiner Erfahrung mittheilen.

Eines Tages wurde mir gemeldet, ein junges Mädchen auf dem Lande, welches mehrmals an St. Veitstanz gelitten, liege schon Wochen lang, könne nicht gehen, obgleich schon alles versucht, worden, was früher geholfen hatte; dabei wurde von allerlei Wunderbarem erzählt was sich begeben. Nun ist es eine bekannte Sache, daß solche junge Leute oft auch dann noch nicht ihre Glieder zu gebrauchen vermögen, wenn sie wirklich geheilt sind, weil es ihnen an Kraft des Willens fehlt. Ich sagte meiner Tochter: Heute wollen wir Wunder thun. Wir begaben uns zu dem Mädchen; nichts konnte sie zum Stehen bringen, da nahm ich sie und sprach: Du kannst gehen, gehe; stellte sie mitten in die Stube; erst schwankte sie, dann ging sie. Ich suchte nun der Mutter deutlich zu machen, wie wenig Wunderbares bei der Geschichte war; ob es mir gelungen, weiß ich nicht, daß ich mir aber unter dem Landvolke leicht den Namen eines Zauberers oder Propheten hätte erwerben können, ist gewiß; und was wäre zu Weinsberg aus dem Mädchen geworden!

Dagegen hatte ein Fräulein ein chronisches Uebel; ein anderer Arzt hatte sie lange behandelt und ich später mit demselben. Wir hatten vieles, was die Kunst bietet, erschöpft, und glaubten uns zur Annahme eines organischen Hirnübels um so mehr berechtigt, als die eine Pupille beständig erweitert war; sie konnte weder gehen noch stehen und hatte immerfort unendliches Kopfweh. Da kam auf einmal der berüchtigte Prophet Proli im Glanze seiner Schönheit, er sah sie, oder sie ihn, und sie war geheilt.

Wenn Jemand durch die Kraft seiner Worte, durch die Wahrheit seiner Gedanken, durch die Innigkeit seines Gefühles eine große Versammlung begeistert und hinreißt, wenn er sonst kalte Menschen zu den glühendsten Thaten begeistert, sieht Niemand ein Wunder; ist aber irgend eine mystische Formel dabei, dann verlieren sie gleich den Verstand.

Der Schöpfer hat allerdings große Kräfte dem menschlichen Geiste gegeben, aber sie sind nur da brauchbar, wo sie mit Bewußtsein angewendet und beherrscht werden können. Wo unser Wissen an Dämmerung grenzt, da erscheinen neckende Spukgestalten. Lüge, Aberglauben und betrügerische Spielerei mit dem Heiligen führen den Menschen zu Finsterniß, Thorheit und Wahnsinn.

Wie die Phantasie die Kraft hat, nicht vorhandene Dinge scheinbar zu produziren, hat auch der unbewußte Wille durch Vermittelung des Nervensystems die Gewalt, vorhandene Leiden namentlich im Bereiche der Nerventhätigkeit selbst zu entfernen, und dieß ist die Lösung des Räthsels der meisten sympathetischen Kuren. Zahnschmerzen weichen der Furcht vor dem Ausziehen, und Blutigel, welche gesetzt werden sollen, haben schon manchmal aus Angst vor denselben geholfen. Vermögen ja sogar einige Menschen den Takt ihres Herzschlags nach Belieben zu ändern und mit Willkühr hervorzubringen, was sonst Gemüthsbewegung nur unbewßt thut.

Obgleich ich die Ueberzeugung habe, daß durch Kraft des Willens und der Phantasie, der eigenen und fremden, manches geheilt werden kann, rathe ich doch, nie sich solchen Kuren hinzugeben, denn da sie auf noch unbekannten Naturgesetzen beruhen, da man sie nicht immer zu lenken und zu handhaben weiß, führen sie weit öfter zum Unglück und Verderben, als zum Guten.

Wären solche Wunderkuren, sympathetische u. s. w., welche sich seit dem Ursprunge der Medizin immer wieder geregt haben, so heilsam, wie sie von Träumern oder Betrügern ausposaunt werden, sie würden längst allgemein sein.

Wenn ein tüchtiger Arzt Hunderten das Leben rettet, spricht man wenig davon, es ist jenes Mannes Fach; übt dagegen ein Ungelehrter die Heilkunde und läßt hundert ungeheilt, so erzählt es auch Niemand, am wenigsten diejenigen, welche es trifft, denn sie schämen sich; wird aber einer gesund, dann schreit die ganze Stadt, der Bauer hat ihn geheilt, nachdem er zuvor nicht weniger als alle Aerzte gebraucht. Nun rennt alles, was in vierzehn Tagen nicht geheilt ist, auf das Dorf, wo dann der Wirth gewöhnlich noch von vielen großen Kuren erzählt, bis es allmählig wieder still wird, und die Menschen doch dem alten soliden Triumphwagen des Hippokrates von Neuem folgen. (Stiebel, in seinem Büchlein vom rechten Gebrauche des Arztes.)

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein Schiff im Eise.

(Tafel 14.)

Der Mensch trotzt, aus Gewinnsucht oder aus Forschbegierde und Entdeckungstrieb, allen Klimaten; ihn schreckt weder die Gluthhitze, welche unter dem Aequator die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen verbreiten, noch die Kälte und das Eis der Polarmeere. Furchtlos wagt er sich in gebrechlichen Fahrzeugen auf das flüssige Element, er hat es gelernt Wind und Wellen zu beherrschen und diese zu seinen Zwecken zu benutzen, und je größer die Gefahren sind, welchen er sich aussetzt, um so mehr findet er Gelegenheit seinen Muth zu zeigen, seine Kaltblütigkeit zu erproben und seine Geduld und Ausdauer zu bewähren.

Der Seemann besonders kennt keine Furcht, ihn entmuthigt kein Unwetter und kein Sturm, er verachtet die Bequemlichkeit und das ganze Treiben aller, die kein Wasser unter den Füßen haben, und die nicht ein wenige Zoll dickes Brett von der Ewigkeit trennt, wie er sich ausdrückt. Er sieht stolz herab auf die „Landratten," und würde seine Beschäftigung für keine andere austauschen, es sei denn, er wäre alt geworden, und sein morscher Körper bedürfte der Ruhe. Aber auch dann trennt er sich nicht ganz vom Wasser, da es ihm Bedürfniß ist, täglich das Meer oder einen großen Flußhafen zu sehen; er besucht die einlaufenden Schiffe, betrachtet ihren Bau, und wirft einen prüfenden Blick auf die Mannschaft. Auf ein mühevolles Treiben folgt, wenn der Seemann nicht eine Beute der Wellen oder fremder Klimate geworden ist, gewöhnlich ein ziemlich sorgenfreies Alter, und ein ächter Matrose sorgt dafür, daß seine Kinder schon in jungen Jahren auf das Wasser kommen, wie denn auch ein Mädchen „von ächtem Seemannsschrot" die Bewerbungen einer Landratte abweisen wird, wenn auch Vater und Großvater, Brüder und Schwäger den Tod auf dem Meere gefunden haben. Bekannt ist, daß einst ein Handelsherr einen Matrosen fragte: „Aber fürchtest du Dich denn nicht, auf die See zu gehen? Alle deine Verwandten sind ja eines nassen Todes gestorben." Der Matrose antwortete: „Fürchten Sie sich denn nicht, in einem Federbette zu schlafen? Alle Ihre Verwandten sind ja eines weichen Todes gestorben."

Alle Meere der Erde haben für den Schiffer ihre Gefahren, am gefährlichsten sind aber die nordischen Gewässer. In anderen Gegenden läßt sich mit einiger Gewißheit oder doch Wahrscheinlichkeit für bestimmte Jahreszeiten berechnen, welche Winde und Strömungen hier oder dort vorherrschen werden; man kann sich danach richten und einige Vorkehrungen treffen; die häufigen Windstillen unter dem Aequator, besonders zwischen Afrika und Amerika sind lästig und nicht selten, wegen der gewaltigen Hitze, die kaum durch leisen Windeshauch am Morgen und Abend gemildert wird, der Gesundheit nachtheilig; aber es drohet dem Schiffe doch keine Gefahr dabei; gegen die Tarfans oder Donnerstürme in der chinesischen See kann man auf seiner Hut sein, die Korallenriffe im stillen Weltmeere und bei Neuholland kann man gewöhnlich vermeiden. Aber wie gefährlich ist eine Fahrt im hohen Norden, zwischen dem trügerischen Eise, das oft alle Berechnungen und alle Vorsicht täuscht, die besten Hoffnungen zu Schanden macht, und das Schiff in einem Nu zertrümmert!

Am Pole, so vermuthen manche Naturkundige, lagern Eisberge, deren Kern so alt sei, wie die letzte Umgestaltung des Erdkörpers; diese Eismassen sind ewig, sie zergehen nie; nur im hohen Sommer, während die Sonne Monate lang am Himmel steht, vermindert sich ihr Umfang, aber doch nicht beträchtlich. Die schrägfallenden Strahlen haben nicht Kraft genug, diese kalten Massen zu schmelzen, sie können nur daran lecken. Was sie aber ihnen rauben, das ersetzt jeder folgende, gleichfalls Monate lang dauernde, Winter wieder, und so geht es in regelmäßiger Folge fort von Jahr zu Jahr.

Land und Meer nach den Polen zu sind unwirthlich; an den Küsten im Norden wohnen nur einzelne Eskimostämme in völliger Abgeschiedenheit von allen übrigen Erdbewohnern; das Meer ist stürmisch, die Luft rauh, kalt und feucht. Und doch werden diese Gegenden häufig von Schiffen besucht. Denn gerade in jenen Gewässern tummeln sich am liebsten die Walfische und Narwale, an den Küsten werden Walrosse und Seehunde geschlagen, und Thran und Felle, Zähne und Barten sind für die Gewerbe Gegenstände des Bedürfnisses, und bilden gewinnreiche Handelszweige.

Wenn die Fahrzeuge, welche auf den Walfischfang aus den europäischen Seehäfen nach dem grönländischen Meere segeln, in höhere Breiten gelangen, so treffen sie bald auf *schwimmende Eisberge*, die nicht selten bis weit nach Süden hinabkommen, und erst in wärmeren Gegenden allmälig zerschmelzen. Sie werden von diesen mehr fluthenden Massen zuweilen so völlig umlagert, daß selbst vom Mastkorbe herab nirgends ein Ausgang aus denselben zu gewahren ist, und treiben dann Tage, ja Wochen lang in und mit denselben fort. Ist das Fahrzeug endlich aus dieser Gefangenschaft erlöst, und steuert der Schiffer muthig weiter, so wird er bald durch einen hellen Glanz am fernen Gesichtskreise überrascht. Er sieht das, was in der Seemannssprache *Eisblink* heißt. So genau und deutlich kann er aus beträchtlicher Weite denselben unterscheiden, daß er das Eis überschaut, als wäre es eine Landkarte, da das Zurückwerfen der Lichtstrahlen so stark ist, daß er die Gestalt und Größe aller Eisfelder, sowohl der kleineren wie der ausgedehnteren, innerhalb der Gränze des Horizontes bestimmen kann, und je nach dem dunklern oder weniger gelben Schein gleich bemerkt, was dichtes und was lockeres Treibeis ist. Jede Wasserader und jeder See sind im Eisblink durch tiefblaue Streifen oder Flecken bezeichnet. Zwischen diese Eisfelder muß das Schiff nicht selten hineinsteuern, es kann sie nicht umgehen, sondern will das in ihnen befindliche offene Fahrwasser benutzen um weiter zu kommen und Wasserstrecken zu erreichen, die einen ergiebigen Fang versprechen. Solche Eismassen, die auf weite Strecken aneinander hängen, nennt man *Eisfelder*; kleinere, einzeln umherschwimmende Stücke *Eisflarden*, welche häufig das sogenannte Treibeis bilden. So lange das Schiff noch frei sich bewegen und nach Belieben steuern kann, wohin der Kapitän es lenken lassen will, befindet er sich in Segeleis; Landeis ist dicht am Ufer angefroren. Auf Feldern und Flarden wird oft Eis, das einzeln umher treibt, hinaufgeschoben, das sogenannte *Packeis*, welches auf demselben Höcker macht, die manchmal eine beträchtliche Höhe erreichen und die seltsamsten Gestalten bilden. Dagegen gibt es auch Eisfelder, die viele Meilen weit ganz eben sind, so daß sie den Schlitten kein Hinderniß darbieten, und man bequem Boote über sie hinwegziehen kann.

Geräth ein solches Eisfeld ins Treiben und stößt es mit seiner gewaltigen Wucht auf ein anderes, das noch fest sitzt, oder von einer entgegengesetzten Strömung herkommt, so wird dadurch ein Stoß bewirkt, von dessen Heftigkeit man sich kaum einen Begriff machen kann. Der englische Kapitän Scoresby, ein muthiger Seemann, dem wir einige vortreffliche, auch ins Deutsche übersetzte Werke über den Walfischfang im nördlichen Polarmeere verdanken, war Zeuge eines solchen Zusammenpralls. Man denke sich, schreibt er, eine im schnellen Laufe plötzlich aufgehaltene Masse von Zehntausend Millionen Tonnen (jede zu zweitausend Pfund) an Gewicht. Das schwächere Eisfeld wird unter furchtbarem Getöse gänzlich zerstört. Zwanzig bis dreißig Fuß hohe Massen werden übereinander hingeschoben, andere plötzlich versenkt. Es liegt auf der Hand, daß auch das stärkste Fahrzeug dem Widerprall zweier Eisfelder eben so wenig zu widerstehen vermag, wie ein Blatt Papier eine Flintenkugel in ihrem Laufe aufhalten kann. — Kapitän Roß, der berühmte Entdecker schwebte einst in der drohendsten Gefahr auf diese Weise zertrümmert zu werden. Er lag im August 1818 im Eise, das plötzlich anfing, sich zu bewegen, und der Wind nahm an Stärke immer zu. Er wollte ein offenes Wasser benutzen, um zu entkommen, aber der Kanal war von schweren Stücken versperrt, und die Eisflarden drängten mit immer steigender Kraft gegen die Seiten seines Schiffes, dessen Stärke eine furchtbare Probe zu bestehen hatte; es krachte in allen seinen Fugen, die Balken im Raum fingen an, sich zu krümmen, und die eisernen Proviantbehälter geriethen aneinander. Es schien dem Andrange nicht länger mehr widerstehen zu

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

können, Alle glaubten, der letzte Augenblick sei gekommen, da plötzlich erhob es sich mehrere Fuß, und das Eis an seiner Seite brach und prallte auf die größere Masse zurück. Im schrecklichsten Augenblicke schien die Vorsehung dazwischen zu treten, die Gewalt des Eises erschöpfte sich, die beiden Felder wichen plötzlich, und das Schiff war gerettet. Nicht so glücklich ging es einem holländischen Walfischfahrer. Er wurde vom Eise umschlossen und fand keinen Ausweg. Seine Mannschaft arbeitete acht Tage lang, um in den Eisberg einen Hafen einzuschneiden, der dem Schiffe Sicherheit gewähren könnte. Diese Eisberge erreichen oft Thurmes Höhe; ja manche Seefahrer, und unter ihnen Cook, haben deren gesehen, die tausend Fuß Höhe und darüber hatten. Nun denke man sich diese Masse, da gewöhnlich nur der achte bis zwölfte Theil aus dem Wasser hervorragt, das übrige aber in der Tiefe schwimmt! Man sieht sie schon in einer Entfernung von zehn bis zwölf Meilen und weiter, und sie verbreiten besonders in südlicheren Gegenden eine fühlbare Kälte um sich her. Häufig haben sie eine Länge von ein Paar tausend Fuß und mehre hundert Fuß Breite. Manche lassen sich ersteigen, durch andere kann man mit einem Boote hindurchsegeln, weil sie Oeffnungen haben und Brücken gleichen, viele haben die Gestalt von Thürmen, Tischen, Häusern, Thiergestalten, und alle prangen, wenn die Sonne sie bescheint, in wunderbarem Farbenglanze. Stehen sie auf dem Grunde fest, so kann das Schiff sich hinter ihnen fest legen und benutzt sie, gleich einem Hafen, der vor Wind und Wetter sichert; aber dabei ist große Aufmerksamkeit nothwendig, indem sie zuweilen ihren Schwerpunkt verrücken, sich seitwärts wenden, oder wohl gar ihrer ganzen Länge nach spalten.

Jenes holländische Schiff lag also im Eise; vier Wochen lang war es von demselben umschlossen, dann brach die Masse; vier Tage lang schleppten die Matrosen es vorwärts; es gerieth in eine Menge von Treibeis, das sich zu einem Eisfelde zusammenstauete, und wurde von der grönländischen Küste ab, nach Island zu getrieben. Nachdem es länger als acht Wochen im Eise war, wurde es plötzlich Nachts von einem ungeheuren Berge zertrümmert, und viele am Bord waren im Augenblick Leichen. Nur wenige vermochten sich auf ein anderes Schiff zu flüchten, welches bisher dieselben Nöthe getheilt hatte.

Der Walfischfänger, stets von Gefahren umgeben, muß doppelt auf seiner Hut sein, wenn er sich im Treibeise befindet, das Wetter nebelig ist und Schnee fällt. Dann kann er die Richtung, welche die Eisberge nehmen, nicht verfolgen, und nur mit Mühe denselben ausweichen. Er hält sich in solchen Tage gern an demselben Orte möglichst still, refft die Segel ein, und legt, wenn er das Fahrzeug an einem Eisfelde oder Berge befestigt hat, die Aexte zurecht, um in jedem Augenblicke die Taue kappen zu können. Einst ankerte Kapitän Scoresby an einem Eisfelde; zwei Berge kamen auf das Schiff zu; der eine schwamm vorüber, ohne Schaden anzurichten; der zweite stieß zuerst gegen das Steuer und zerquetschte es theilweise, dann ging er längs der Seite des Schiffes hin, und verursachte nur geringe Beschädigung. Wäre er zwei Fuß näher gekommen, so hätte er Alles zerdrückt. Bald nachher trieben von verschiedenen Seiten große Schollen heran, die das Fahrzeug einzuschließen droheten. Um dasselbe vor der Gefahr, ganz zertrümmert zu werden, einigermaßen zu schützen, wurde ein großes Stück Eis mit starken Tauen vor dem Schiffe befestigt, wo die Schollen zunächst erwartet wurden; diese Masse sollte den Stoß abhalten. Das war auch der Fall; aber plötzlich erneuerte sich der Druck des Eises, als eine Stockung in dem Treiben desselben stattfand; jene Schutzwehr wurde tief in das Eisfeld hineingedrückt, und ungeheure Blöcke wurden abgebrochen und aufgethürmt. Der Eisberg welcher vor dem Schiffe lag, fing an sich zu drehen und zurückzuweichen, erreichte dasselbe, bevor noch die Taue losgemacht werden konnten, und preßte es mit der linken Seite gegen das Eisfeld, an welchem es vor Anker lag. Es wurde auf eine breite Eiszunge, die von dem Eisfelde unter dem Wasser ausging, und eine schiefe Ebene bildete, förmlich hinaufgeschoben, bis das Eis unter dem Kiel zusammenstieß. Das Alles war das Werk weniger Augenblicke. Nun lag das Schiff auf dem Eisfelde, welches etwa eine halbe Stunde Wegs im Durchmesser hatte, vierzig Fuß dick war, und fünf Fuß über den Meeresspiegel hervorragte. Jener Berg hatte eine Höhe von zwanzig Fuß, und hing mit einer Masse von Feldern, die sich meilenweit erstreckten, zusammen. Die einzige freie Stelle war gerade hinter dem Schiffe, wo eine schmale Wasserader sich befand. Doch alle menschliche Anstrengung, das Fahrzeug aus einer solchen Lage herauszuarbeiten, wäre vergeblich gewesen; es saß auf der Eiszunge fest, wie eingekeilt, man mußte jeden Augenblick besorgen, daß es plötzlich zertrümmert würde; zum allerwenigsten hielt man einen Schiffbruch für unvermeidlich. Der Sturm tobte, ein mit Schnee untermischter Regen fiel, alle Matrosen waren bis auf die Haut durchnäßt. Endlich entstand eine neue Bewegung im Eise, das Schiff krachte, der Berg bewegte sich, und

diese Bewegung rettete das Fahrzeug. Zwar stieß der gefährliche Nachbar gegen dasselbe an, allein er traf nur den Bug desselben, und zerschmetterte es nicht; aber wie ein Kügelchen durch den Druck zwischen den Fingern fortgeschnellt wird, so wurde das Fahrzeug vom Eise herabgestoßen und flott gemacht, mit einer Schnelligkeit, als ob es vom Stapel liefe. Noch war indessen nicht alles gewonnen; fünf Minuten länger an dem Platze bleiben, wo es sich befand, hätte einen Schiffbruch unvermeidlich gemacht; alle Rettung hing von der Haltbarkeit eines dicken Taues ab, welches zum Werpen oder Fortziehen des Schiffes mit dem Wurfanker gebraucht wird. Es hielt, und so waren Fahrzeug und Bemannung gerettet. So viel hängt oft von der Treue und Gewissenhaftigkeit eines Arbeiters ab. Hätte der Seiler in Liverpool, welcher das Tau verfertigt, nachlässig gearbeitet, so wäre das Tau zerrissen, und der Baffin, so hieß Scoresbys Schiff, mit Mann und Maus zu Grunde gegangen.

Nicht selten wird ein Fahrzeug so von Eisfeldern umschlossen, daß es nur eine Strecke von geringer Länge zum Beispiel eine Viertelstunde Wegs vom Rande desselben und von der offenen See getrennt ist. Eine solche Lage ist peinlich, aber nicht geradezu gefährlich. Dann muß die ganze Mannschaft ans Werk, damit man wieder flott wird. Ist das Eis so dick, daß es sich nicht mit Hacken und gewichtigen Hämmern zerschlagen läßt, so nimmt man seine Zuflucht zu Eissägen, welche sich am Bord befinden, sägt das Eis auf, zieht die Blöcke aus dem Wasser hervor, und hat man eine Strecke Wasser offen, so spannt sich alles, was Hände hat, an die Taue und zieht das Schiff weiter. Die Arbeit hat ihre Schwierigkeiten, die Mühe ist groß, aber in der sichern Hoffnung, dem eisigen Kerker zu entkommen und freies Wasser zu gewinnen, sind Alle munter und guter Dinge und ziehen aus allen Kräften. Eine solche Scene ist hier auf unserer Tafel geschildert, und sie gewährt ein sehr deutliches Bild einer solchen Arbeit.

Die Beschiffung der nördlichen Meere hat, wie aus vorstehenden Schilderungen sich ergibt, große Mühseligkeiten und Gefahren, die nicht zu vermeiden sind. Allein der echte Seemann erträgt sie ruhig; er weiß, daß auch fröhliche Tage folgen, und mit der Hoffnung auf diese tröstet er sich. Der Wallfischfang zum Beispiel ist für ihn keine Beschwerde, sondern er betrachtet ihn als eine Lust, und ertönt von dem Boote, in welchem sich der Harpunirer befindet, der Ruf: Getroffen! so stürzen Alle aufs Verdeck und in die übrigen Boote. Je größer der Wallfisch ist und je ergiebiger der Fang, um so größer fällt auch die Belohnung aus. An warmer Kleidung fehlt es nicht, an Vorräthen eben so wenig, und häufig genießt der Matrose herrliche Leckerbissen, die ihm der Bär liefert, dessen gefährlichster Feind er ist. Die Wildheit des Eisbären schreckt ihn nicht, er muß ihm seine Tatzen, seine Keulen und sein warmes Fell liefern, und gelingt es ihm, Junge zu fangen, so werden diese auf den Schiffen behandelt, wie bei uns im Hause die Hunde, und erreichen sie das Alter in welchem sie anfangen bissig zu werden, so schlachtet man sie. Die Bärenkeulen schmecken wie die saftigsten Beefsteaks, das übrige Fleisch ist gesund und schmackhaft, nur die Leber schädlich und oft tödtlich; wohl das einzige Beispiel von einem giftigen Theile an einem Säugethier. Der Bär ist klug und rasch, um so gewandter muß der Matrose sein, wenn er sich der Beute bemächtigen will. Ein Bär sah einen Seehund auf dem Eise nahe an einem in demselben befindlichen Loche liegen. Um sich desselben zu bemächtigen, tauchte er unter, und schwamm nach dem Loche hin, durch welches der Seehund entfliehen mußte. Dieser sieht den Feind und stürzt ins Wasser; aber der Bär springt ihm nach und verzehrt ihn. Ein Kapitän wollte einen Bären fangen, ohne die Haut desselben zu verletzen, denn das Fell gibt, wenn man es mit den Haaren zurecht macht, ohne daß es aufgeschnitten wird, und man das Haar inwendig kehrt, ein warmes, weiches, sackähnliches Bett, und wird auch, besonders in Grönland, so gebraucht. Der Kapitän legte eine Schlinge in den Schnee, und in dieselbe ein Stück angebranntes Wallfischfett. Diese roch der Bär, er kam und packte die Lockspeise mit seinem Rachen, da aber sein Fuß sich in demselben Augenblicke durch einen Ruck des Strickes in die Schlinge verwickelte, so schob er diese mit der anderen Tatze wieder ab, und trollte ganz gemächlich mit seiner Beute davon, und machte es bald nachher noch einmal so, und als man ihn zum Drittenmal endlich sicher zu haben glaubte, war er abermals klug genug, den Platz rund umher zu beschnobern, den Schnee wegzukratzen, den Strick an die Seite zu schieben, und ganz ruhig seine Mahlzeit zu verzehren. Solche Vorfälle geben dann Stoff zum Lachen und zu Neckereien auf lange Zeit. Doch nehmen Abentheuer dieser Art manchmal auch eine gefährliche Wendung. So ging einst ein Kapitän mit seinem Wundarzte und Steuermann ans Land. Als er um einen Felsenvorsprung bog, überfiel ihn plötzlich ein Bär, und umfaßte ihn mit seinen Tatzen. Er rief dem Wundarzt zu, das Gewehr abzudrücken, was auch geschah. So glücklich war der Schuß, daß die Kugel dem Bären durch den Kopf ging.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Auch Festlichkeiten werden von den Wallfischjägern an gewissen Tagen veranstaltet, namentlich am ersten Mai zieren sie das Takelwerk mit bunten Bändern, und führen Tänze auf. Ihre harmlose Fröhlichkeit äussert sich auf mancherlei Weise. Schon um Mitternacht werden die Glocken angeschlagen, Kränze aufgehängt, und neben diesen Sinnbildern der Fischerei ganz oben bringt man ein Bild an, welches den Neptun bedeuten soll, der ausserdem noch von einem Matrosen dargestellt wird, vor welchem Jedermann erscheinen muß, um vom Barbier im Gesichte mit weißen und schwarzen Strichen bezeichnet zu werden. Die Neulinge, welche zum erstenmal die Fahrt machen, werden gehänselt, und mit einem Theerpinsel eingeseift, man treibt tollen Mummenschanz mancherlei Art, klettert, springt und singt, und ein heiteres Mahl macht den Beschluß. Auf solche Weise suchen die rauhen, kräftigen und derben Seeleute Unterbrechung in ihre einförmige Beschäftigung zu bringen. Und kehren sie endlich mit reicher Ladung, nach überstandenen Mühseligkeiten glücklich heim in den Hafen, so leben sie in Jubel, Saus und Braus, um, sobald das Frühjahr nahet, wieder in See zu gehen und sich ähnlichen Gefahren auszusetzen.

Ehrlich währt am längsten.

(Eine wahre Geschichte.)

„Einen Buben in deinem Alter mag ich nicht in der Bettelei bestärken," sagte ein wohlgekleideter Herr zu einem Knaben von etwa zwölf Jahren, der ihn um ein Almosen bat. „Du bist schon groß und stark; Du solltest arbeiten."

„Ich habe keine Arbeit."

„Hättest Du Lust fleißig zu sein, wenn man Dir Beschäftigung gäbe?"

„Ja," antwortete der Knabe.

„Wer sind Deine Eltern?"

„Mein Vater ist todt, meine Mutter bettelt, und schickte mich auch zum Almosenfordern aus, aber wenn ich nicht Geld genug heim brachte, dann schlug sie mich unbarmherzig; darum bin ich weggelaufen."

„Gehst also gar nicht mehr nach Hause? Und wo schläfst Du Nachts?"

„Wo ich Platz finde, unter einer Hecke, unter einem Thorwege, zuweilen auch auf einem Karren oder in einer Scheune."

„Das ist ein trauriges Leben," sprach der Herr, „komm mit, ich wills mit Dir versuchen. Wie heißt Du?"

„Georg Macmahon."

„Wenn Du Dich ordentlich hältst und brav beträgst, Macmahon, so wird es Dir wohl gehen, und Du sollst es gut haben. Bedenke aber, daß aller Anfang schwer ist. Du erhältst zuerst nur geringen Lohn; zeigst Du jedoch Fleiß und guten Willen dann werde ich weiter für Dich sorgen."

Der Mann, welcher dieses Zwiegespräch mit dem Bettelknaben führte, hieß Herriot und war Oberaufseher bei öffentlichen Arbeiten. Er gab dem Georg einen Hammer in die Hand und ließ ihn Steine klopfen, wofür er täglich eine Summe von etwa vier und zwanzig Kreuzern, und ausserdem eine Schlafstelle erhalten sollte. Georg ging frohen Muthes an seine Beschäftigung; die Steine waren nicht allzuhart, und die Sache ging ihm recht gut von der Hand. Es wurde ihm aber doch bald sauer, er war des Arbeitens nicht gewohnt, ließ daher auch manchmal den Hammer ruhen, und blickte sich um. Endlich legte er den Hammer zur Seite, und da eben einige Fremde des Wegs kamen, so sprach er sie um ein Almosen an, wofür er sich Brod kaufen wolle. Etwa vier Stunden lang mochte er bei dem Steinhaufen sein, als ein anderer Knabe, den er längst kannte, und der auch zum Betteln abgerichtet war, in seine Nähe kam. Er hieß Johann Reid, und seine Mutter war krank.

„Klopfst Du hier Steine, Georg?" fragte er seinen Gefährten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Ja, ein Herr hat mich angenommen, ich erhalte vier und zwanzig Kreuzer und eine Schlafstelle," entgegnete John, mit einer wichtigen Miene.

„Ich wollte er nähme mich auch an; meinst Du, daß ers thut?" sprach Johann.

„Gönne ihm das Wort und frag bei ihm an; er geht dort in jenem Hause aus und ein." Johann ging, und bat um Arbeit, und erhielt, nachdem Herriot einige Fragen an ihn gerichtet hatte, auch einen Hammer. — Man sah bald, daß er von Herzen gern thätig war; er stand gar nicht auf, und als der Abend kam, lag vor ihm ein weit größerer Steinhaufen als vor Georg Macmahon, obgleich er nicht so lange gearbeitet hatte, als dieser. Freilich schlug er mit dem Hammer zu, so viel nur seine Kräfte erlaubten, und paßte auf; er war stolz darauf, daß er nun Geld verdiente und nicht mehr zu betteln brauchte. Abends erhielt er sein Geld, und zwar einen vollen Taglohn, und als am andern Morgen die Glocke zur Arbeit rief, war er wieder auf dem Platze. Georg kam etwas später, und schlug anfangs herzhaft auf die Steine, warf aber nach Verlauf einer halben Stunde plötzlich den Hammer bei Seite und lachte laut auf.

„Worüber lachst Du denn? fragte Johann."

„Ich lache, weil die Leute glauben, wir würden uns für vier und zwanzig Kreuzer abschinden, und große Steine zerschlagen, während wir es doch mit Betteln recht gut auf sechs und dreißig bringen können. Ohnehin geben uns die Leute doch auch Brod genug, und für unser Geld können wir trinken was uns gefällt."

„Aber wir wären doch nur Bettler und jetzt sind wir Arbeiter. Schäme dich, Georg!"

„Wozu mich schämen? Wer bekümmert sich um uns? Wenn ich leben kann, ohne daß ich nöthig habe zu arbeiten, so thue ichs."

„Aber dann wirst Du ewig ein Bettler bleiben, und kommst nicht vorwärts. Sind wir aber schon jetzt fleißig, so können wir es auch bald besser haben, und vielleicht auch von unserm Verdienten so gut leben, wie die vornehmen Leute."

„Da würden wir lange, liebe Zeit warten müssen, und wer kann wissen, ob man's je dahin bringt? Ohnehin, ich bin schon müde, und der Arm thut mir noch weh von gestern her. Sieh, dort kommt eine Kutsche her, einige Frauen sitzen darin." Und bei diesen Worten lief er fort, auf den Wagen zu, und bat die Damen mit kläglicher Stimme um ein Almosen. Sie warfen ihm ein Silberstück zu. „Siehst Du nun," sprach er frohlockend zu Johann, „das ist beinahe schon ein Taglohn, und wie viel Steine hätte ich zerschlagen müssen, um dieses Geld zu verdienen. Komm mit, wirf den Hammer zur Seite; jetzt können wir gehen, Herriot ist nicht da."

„Ich bleibe hier, und thue meine Arbeit. Willst Du aber einmal weg, so geh doch auch zu meiner Mutter, und sag ihr wo ich bin; ich würde am Sonntag zu ihr kommen."

„Am Sonntage? So lange willst Du's hier aushalten? Das erlebe ich nicht; Du wirst wohl schon morgen wieder da sein." Und die Thorheit seines Gefährten verlachend, ging er von dannen, und als er der Johanna Reid den Gruß von ihrem Sohne ausrichtete, meinte er, Johanns Arm würde wohl vor Samstag erlahmen, und das Steinklopfen dann ein Ende haben. Aber er irrte sich. Freilich thaten dem fleißigen Knaben anfangs Arm und Schultern recht weh, aber nach Verlauf einiger Tage verlor sich der Schmerz. Herriot zahlte täglich den Lohn aus, bekümmerte sich aber im Uebrigen nicht um den Jungen, da er nichts besseres erwartete, als daß er gelegentlich doch weglaufen würde. Als aber nach Verlauf einiger Wochen Johann noch immer da war und an Fleiß nicht nachließ, näherte er sich wohlwollend dem Knaben, lehrte ihn einige Handgriffe, welche die Arbeit erleichterten, und schickte ihm auch gelegentlich Brod und Fleisch oder eine Schüssel Gemüse aus seiner Küche. Kurz, Johann Reid kam bald in Gunst, wurde, da er sich anstellig zeigte, von den Steinen weggenommen, und anderweitig beschäftigt. Auch sein Arbeitslohn stieg und nach Ablauf einiger Zeit brachte er es wöchentlich auf sechs Schillinge oder dritthalb Gulden. Nun hatte er gut und satt zu essen, konnte auch in einem Bette schlafen, eine Bequemlichkeit, von der er früher nichts wußte, und da sein Brodherr ihm Vertrauen bezeigte, so wurde er stolzer, und versprach sich fest, immer treu seine Pflicht zu erfüllen, damit er die Achtung auch wirklich verdiene. Freilich war er Abends nicht selten todtmüde, und das Tagwerk war sauer und beschwerlich; wenn er aber Alles bedachte, so freuete er sich doch, daß er dem Beispiele Georg Macmahons nicht gefolgt war. Der blieb ein Bettler, und schlief, wo er gerade hinkam; er hatte dagegen schon einige Stücke gutes Zeug, einen Sparpfennig, und schlief im warmen, weichen Bette. Und wer weiß, dachte er, vielleicht bringst Du's auch wohl noch so weit, daß Du einst ein Herr wirst; kurz er hatte Ehrgeiz, er wollte weiter, und fing an sich selbst zu achten, und weil er sich nützlich machte, hatten ihn Alle gern.

Herriot hatte einen jungen Mann als Buchhalter im Dienste, der seine Bücher führte. Er hieß Gale, gehörte einer wohlhabenden Familie an, hatte aber früh

sein Hab und Gut verthan, und war nur durch Vermittlung einiger Verwandten zu der Stelle gelangt, welche er jetzt bekleidete. Oft klagte er über sein Mißgeschick, das ihn zu einer Beschäftigung zwinge, die er unter seiner Würde hielt; dieses Mißgeschick hatte ihn aber nicht gebessert; er schwärmte gern mit anderen zügellosen Leuten umher, und vernachlässigte seine Arbeit.

Johann Reid war nun schon mehrere Monate in Herriots Diensten. Dieser hatte an einem Samstag Abend seinen Buchhalter angewiesen, in die, eine kleine halbe Stunde entfernt liegende, Stadt, zu gehen, und dort das Geld abzuholen, welches am Abend den in Wochenlohn stehenden Arbeitern ausgezahlt werden sollte. Erst spät Nachmittags fiel dem unachtsamen Menschen ein, daß er seinen Auftrag noch nicht ausgerichtet hatte. Selbst gehen mochte er auch nicht, denn er hatte eben Besuch erhalten, und auf den Abend war ein Zechgelag verabredet worden. „Könntest Du denn nicht einen Anderen schicken?" dachte er. Da fiel sein Blick auf Johann, der wohl auf ein Stündchen abkommen konnte und von Herriot nicht gleich vermißt werden würde, weil er bald hier bald dort zu thun hatte. Er rief also den Knaben, gab ihm einen Zettel mit, wodurch er den, welcher das Geld auszuliefern hatte, anwies, dem Ueberbringer die bezeichnete Summe einzuhändigen, und Johann ging in die Stadt. Dort erhielt er ein Päckchen Banknoten, die er sorgfältig in seiner Tasche barg. Dann knöpfte er das Wamms zu, und trat den Rückweg an.

Das Schicksal wollte, daß er unterwegs Maggy Macmahon, Georgs Mutter, antraf. Sie war auf den Bettel ausgegangen. Als sie nun sah, daß Johann Reid nicht mehr in Lumpen steckte, sondern anständig gekleidet war, meinte sie, er sei ja nun auch ein vornehmer Herr geworden, und könne wohl einer armen Frau auch eine Kupfermünze zuwenden. Johann hatte etwas kleines Geld bei sich; er knöpfte, — vielleicht mehr aus verzeihlicher Eitelkeit wie aus Mitleid, denn er wußte, daß Maggy ein böses Weib war, — sein Wamms auf, um einige Pfennige aus der Tasche hervorzulangen. Dabei kamen die Banknoten zum Vorschein. Diese sehen und die Hand nach ihnen ausstrecken, war eins; sie schalt Johann einen Dieb, und fragte, wo er das viele Geld geraubt habe. Als aber Johann die Papiere sich nicht gutwillig nehmen lassen wollte, packte sie ihn beim Kragen, der gewandte Knabe indeß wußte sich ihr zu entwinden und lief fort. Haltet den Dieb! schrie sie ihm nach, aber Niemand hörte sie, und Johann kam glücklich mit dem Gelde heim, welches er an Gale ablieferte.

Maggy war wüthend, daß eine so schöne Beute ihr entgangen war. Sie wußte von ihrem Georg, wo Reid in Arbeit stand. So klug war sie, daß sie wohl begriff, wozu das Geld dienen sollte, welches der Knabe am letzten Wochentage aus der Stadt geholt hatte; sie meinte auch, daß gelegentlich das, was sie Glück nannte, ihr günstiger sein würde, und beschloß, regelmäßig aufzupassen. Es kam wirklich so, wie sie erwartete. Da Johann sich als treuer Bote bewährt hatte, so wurde er nach Verlauf einiger Zeit, da Gale wieder einmal Abhaltung hatte, nach der Stadt geschickt, um Geld zu holen. Unterwegs dachte er an den Vorfall mit dem bösen Weibe, knöpfte daher die Papiere unter die Weste und beschloß, die Strecke von der Stadt bis zu Herriots Wohnung in einem Zuge zu laufen, und, wenn jene ihm wieder begegnen sollte, ihr nicht zu antworten. Aber Maggy war listiger als er, sie hatte ihn in der Stadt gesehen, war vorausgegangen, um ihm die Straße zu verlegen, und hatte ihren Georg mit sich genommen. Als nun der Bote seines Wegs lief, sprang sie plötzlich hinter einem Busche hervor, packte ihn beim Arme, und drohete ihm den Tod, wenn er nicht gutwillig die Banknoten herausgäbe. Johann aber wehrte sich, so viel in seinen Kräften stand, rief nach Hülfe, und entwand sich endlich den Händen der Räuberin. Aber während des Ringens riß sie ihm Wamms und Weste auf, das Päckchen Banknoten fiel zur Erde, und wurde sogleich von Georg aufgenommen, welcher sich bis dahin als theilnahmloser Zuschauer verhalten hatte. Sobald Maggy sah, daß sie ihren Zweck erreicht hatte, ließ sie den Knaben bei Seite stehen, hörte nicht auf seine Bitten, lachte als er in Thränen ausbrach, und ging eilig fort. Der Unglückliche folgte ihr; allein mit wilden Gebehrden drohete sie ihm, seinen Schädel einzuschlagen, wenn er nicht seines Weges gehe. Johann aber ließ sich dadurch nicht schrecken, er lief ihr dennoch nach, und hoffte Jemand zu treffen, der ihm behülflich sein könne zur Wiedererlangung des Geraubten. Maggy ging nun Feld ein; Johann folgte ihr auf Schritt und Tritt. Da sie ihn mit Drohungen nicht los wurde, so packte sie ihn und versetzte ihm einige so heftige Schläge ins Gesicht, daß er bewußtlos zu Boden sank. Als er wieder aufgestanden war, und sich das Blut abgewischt hatte, war die Räuberin nirgends mehr zu sehen, und dem armen Johann blieb nichts weiter übrig als mit schwerem Herzen und nassen Augen nach Herriots Wohnung zurückzukehren.

Gale gerieth, als er vernahm was geschehen war, in Angst und Wuth. Er hatte sich vergangen; ihm war aufgetragen das Geld zu holen, und Herriot war be-

fugt, sich an ihm für den Verlust zu entschädigen. Er überhäufte den Knaben mit den bittersten Vorwürfen, beschuldigte ihn der Lüge und des Betrugs, drohete mit der Polizei, und schleppte ihn endlich, wie einen Verbrecher, in Herriots Schreibzimmer. Hier wurde dem Buchhalter zuerst ein Verweis wegen seiner Fahrlässigkeit ertheilt, weil er einem Jungen, den man erst vor wenigen Monaten von der Straße genommen, so wichtige Aufträge gegeben, und darauf Johann ausgefragt. Herriot zweifelte kaum, daß der Knabe schuldig sei, und meinte, die Versuchung sei für ihn zu lockend gewesen, als daß er ihr habe widerstehen können. „Wer hat Dich denn so ins Gesicht geschlagen?" fragte er endlich, als er bemerkte, daß Nase und Mund des Kleinen dick aufgeschwollen waren.

„Maggy Macmahon hats gethan, als ich hinter ihr her rannte, um das Geld wieder zu bekommen, da hat sie mich zu Boden geschlagen, daß ich ohnmächtig da lag, und ist weggelaufen. Schicken Sie nur in die Stadt, dort muß sie sein." Der Rath war gut, und Herriot befolgte ihn. Er sandte den Knaben in Begleitung dreier Arbeiter, auf welche er sich in jeder Beziehung verlassen konnte, fort, und befahl ihnen, Johann keinen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren. Allein weder Maggy noch Georg waren irgendwo zu finden, kamen am Abend nicht nach Hause, und blieben auch am folgenden Tage aus. Die Polizei hatte ihnen vergebens nachgespürt. Das war auffallend, und Johann konnte recht haben. Dennoch aber war auch anzunehmen, daß er mit dem übelberufenen Weibe unter einer Decke spiele, und sein Antheil am Raube ihm erst eingehändigt werden solle, sobald er ohne Gefahr für sich denselben werde in Empfang nehmen können. Vielleicht hat er die Banknoten wohl gar seiner eigenen Mutter gegeben!" dachte Herriot, und die Polizei wurde nun angewiesen, auf Johanna Reid ein wachsames Auge zu haben. Diese aber lag krank im Spital, und Alles stellte sich für Johann so günstig heraus, daß er seine Arbeit behielt. Indessen wurde er auf Schritt und Tritt beobachtet, was ihm nicht entging. Er arbeitete nach wie vor fleißig und getreulich, aber daß man Mißtrauen in ihn setzte, war ihm kränkend. Und wie sollte er sich rechtfertigen, da Maggy und Georg nicht aufzufinden, und alle Nachforschungen der Behörde, derselben habhaft zu werden, vergebens waren?

Johann blieb treu und fleißig; nichts änderte sich in seinem Benehmen, und Herriot war endlich fest überzeugt, daß er nicht schuld war am Verlust der Banknoten. Um ihn dafür zu entschädigen, daß er ungerechten Verdacht gehegt, behandelte er den Knaben nun mit größerer Aufmerksamkeit, die dem Unschuldigen um so erquickender war, da der Buchhalter Gale ihm unfreundlich begegnete, und etwas darin suchte, streng gegen ihn zu sein, und zu tadeln wo er nur konnte. Indessen auch das änderte sich, und endlich stieg, nach Ablauf einer Reihe von Jahren, Johann so im Vertrauen Herriots, daß dieser ihm auf seine Kosten Unterricht ertheilen ließ, und endlich an Gales Stelle, mit zwölfhundert Gulden Gehalt, zum Buchhalter und Unteraufseher ernannte. Er war damals fünf und zwanzig Jahre alt, hatte also in zwölf oder fünfzehn Jahren, welche seit jenem unglücklichen Tage verflossen waren, sein Glück gemacht. Es ging ihm wohl, Georg und Maggy Macmahon waren längst vergessen. Aus dem Bettelbuben war ein geachteter Mann geworden, und er pries sein Geschick mit dem er zufrieden war.

Es war ein Festtag, und die Arbeiter machten früher als gewöhnlich Feierabend. Herriot sah gern, daß seine Leute lustig waren und sich des Lebens freueten, aber er duldete keine Unordnungen. Johanns Auftrag war, auch heute darüber zu wachen, daß Alles ordentlich hergehe. Kurz vor Mitternacht zog er den Mantel an, setzte den Hut auf, und ging fort, um sich zu überzeugen, daß alle heim gegangen waren. Es war damals mitten im Winter, der Wind blies kalt und scharf, und der Schnee lag fußtief. Johann Reid überzeugte sich, daß alle Zimmer, in welchen die Arbeiter zu Nacht gegessen und gezecht hatten, leer waren, nirgends war Geräusch zu vernehmen, und so kehrte er denn rasch wieder heim. Der Schnee flog ihm ins Gesicht, er sehnte sich nach dem warmen Heerde und dem weichen Lager. Als er um eine Ecke herumbog, welche durch eine große Bude gebildet ward, in der Vorräthe von Holz und Kohlen lagerten, glaubte er ein tiefes Stöhnen zu vernehmen. Er blieb stehen und horchte; er vernahm das Gestöhn zum zweitenmale. „Wahrscheinlich ein Betrunkener," dachte er, und leuchtete mit seiner Laterne herum. An der Ecke lag ein Bündel Lumpen über einer Menschengestalt; das Antlitz derselben war todtenbleich, das Auge eingefallen und starr. Blieb der Unglückliche dem Winde und dem Wetter dort im Schnee ausgesetzt, so war er am andern Morgen eine Beute des Todes. Johann Reid holte einen Wächter und beide brachten ihn in die Wächterstube. Sie gaben ihm warmen Thee, und boten ihm zu essen, als er sich ein wenig erholt hatte. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und sagte mit schwacher Stimme: früher hätte es ihm wohl dienen können, jetzt aber sei es wohl zu spät. Er hatte recht und doch war er noch jung; aber unregelmäßiges Leben und Ausschweifungen machen früh alt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Herriot hörte am andern Morgen, was sich begeben hatte, und da er ein milder, wohlmeinender Mann war, so ging er zu dem Kranken, der seiner Auflösung nahe war, um ihn zu fragen, ob er nicht irgendwo Verwandte habe, denen man von seiner Lage Nachricht geben könne. Als er Herriots ansichtig wurde, flog eine leichte Röthe über sein bleiches Gesicht. „Ich kenne Sie, Herr, sprach er," aber Sie haben mich wohl vergessen.?"

„Habe ich Euch schon irgendwo gesehen?

„Sie nahmen mich einst in Arbeit, und wollten mir vorwärts helfen; aber ich wußte nicht was mir gut war. Damals trat auch Johann Reid bei Ihnen ein — —."

Herriot fiel ihm in die Rede; nun wußte er, wer der Unglückliche war, — derselbe Knabe, den er einst bettelnd am Wege fand. Jetzt konnte er Aufklärung über Johann erhalten, und es freuete ihn, daß nun auch die letzte Spur eines Verdachtes werde schwinden müssen. „Ich erkenne Euch jetzt, und erinnere mich auch des andern Knaben, des Johann Reid; dem gings aber schlecht, weil er einst Geld zwischen hier und der Stadt verlor. Habt Ihr nichts weiter von ihm gehört?"

„Hat er deshalb seine Arbeit verloren?" fragte der Sterbenskranke ängstlich und mit Hast, und suchte sich von seinem Lager empor zu richten. „Das ist schlimm, denn er hat keine Schuld; meine Mutter und ich haben ihm das Geld genommen. Aber Segen hat es uns nicht gebracht; es war bald verthan, und dann stahl sie wieder, und ich half ihr dabei. Nun ist's zu spät; Gott der Herr segne Sie; lassen Sie mir ein christlich Begräbniß zu Theil werden." Bald nachher starb Georg Macmahon, der Bettler, der in seiner Jugend nicht arbeiten wollte; aber Johann Reid, der arbeitsam war und ehrlich blieb, und ein achtbarer Mann werden wollte, wurde auch ein geachteter Mann, und ist nun ein sehr beliebter und wohlhabender Mann, den Herriot selbst zu seinem Nachfolger ernannte, als er, hochbejahrt, sich von den Geschäften zurückzog. Denn ehrlich währt am längsten.

Mehemed Ali's Sklavenjagden.

Während englische Schnellsegler an den Küsten von West- und Ostafrika kreuzen, um Sklavenschiffe aufzubringen, und den Handel mit Negern, den sie nicht völlig verhindern können, doch wenigstens zu erschweren, wird dieser schändliche Handel mit Menschenfleisch im Nordosten jenes Welttheils mit einer Grausamkeit betrieben, die uns schaudern macht. Es ist ein Monopol, aus welchem der vielgerühmte Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, große Einkünfte zieht. Dieser gewandte, aber durch und durch selbstsüchtige Albanese, der sich vom Tabackshändler in Kavala bis zum Beherrscher des Landes der Pharaonen emporschwang, weiß recht gut, wie mächtig heutzutage die öffentliche Meinung in Europa ist, und hat deshalb immer darauf Bedacht genommen, sie günstig für sich zu stimmen. Zu diesem Behufe gewann er besonders französische Schriftsteller, die ihn als einen großen und weisen Regenten hinstellen mußten, suchte sich Einfluß auf vielgelesene Zeitungen zu verschaffen, und ließ Thatsachen, welche nicht weggeläugnet werden konnten, und die ihn in seinem wahren Lichte zeigten, so drehen und wenden, daß es den Anschein gewann, als sei er unschuldig an Allem, oder als wäre Manches wider seinen Willen geschehen. Die von ihm gewonnenen Leute legten dann immer großes Gewicht darauf, daß er gelehrte Anstalten gründe, junge Aegypter nach Europa schicke, um sie in Sprachen und der Arzneikunde ausbilden zu lassen; auch zeichne er ja europäische Gelehrte aus, und behandle die Reisenden mit großer Aufmerksamkeit. So wurde das Urtheil bestochen, und die öffentliche Meinung für einen Mann gewonnen, der eine Menge von Verordnungen erließ, die sich auf dem Papier vortrefflich ausnahmen, aber freilich den Hauptfeh-

ler hatten, daß sie niemals ausgeführt wurden, weil sie eben nichts weiter bezweckten, als den Europäern Sand in die Augen zu streuen. Vor etwa drei oder vier Jahren, als er eben damit umging, sich vollkommen unabhängig von der Pforte zu machen, hatte er es auf die Engländer abgesehen, welche damals Mittel zur Abschaffung des Sklavenhandels vorschlugen und aufsuchten. Er machte zu jener Zeit eine Reise nach Oberägypten, stellte sich sehr überrascht, als er von den Gräueln hörte, welche dort beim Einfangen der Sklaven, die alle sein Eigenthum wurden, vorfielen, und erließ sogleich einen pomphaft stylisirten Befehl zur unmittelbaren Unterdrückung des Sklavenhandels. Die englischen Philanthropen waren darüber höchlich erfreut, der große Verein in London, dessen Zweck die Unterdrückung des Handels mit Menschenfleisch ist, hielt eine Versammlung, und schickte ein Danksagungsschreiben an den Pascha, welcher seine Milde und Menschenliebe so glänzend bethätigte. Als aber der Ueberbringer der Zuschrift im Sommer 1840 nach Aegypten kam, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß von einer Abschaffung des Sklavenhandels gar keine Rede war, und daß es mit Negerverkauf und Negerjagden noch die alte Bewandniß hatte. Es war auch dem Pascha hierum gar nicht zu thun gewesen, denn er hätte ja dadurch eine reichlich fließende Quelle von Einkünften verloren. Humanität muß billig sein und darf kein Geld kosten!

Der enttäuschte Engländer richtete nun eine ziemlich derb lautende Eingabe an Mehemed Ali, in welcher er nachwies, daß eben damals mehr als dreihundert Sklaven auf den Märkten von Alexandria und Kairo ausgestellt und im Laufe des letzten Jahres zehntausend Neger verkauft worden waren; daß die Regierung diesen Handel nicht nur dulde, sondern ihn vielmehr für eigene Rechnung betreiben lasse, auch des Vicekönigs Soldaten in Nubien zum Sklavenfange verwende, und eine Ausgangssteuer auf die Negerausfuhr gelegt habe. Mehemed Ali wußte das freilich Alles selbst recht gut, denn es geschah auf seine Veranstaltung; er mochte es aber mit den Engländern nicht verderben und warf daher alle Schuld auf den Sultan und das Gesetz!

Die Sklaven verschafft er sich auf folgende Weise. Sobald die Regenzeit vorüber ist, wird eine sogenannte Gasna, ein Sklavenfang veranstaltet. Kameele, Waffen, Lebensmittel und Zelte werden bereit gehalten, und man nimmt den Bauern weg, was man eben braucht. Die Sklavenfänger bilden ein kleines Heer, das aus etwa tausend bis zweitausend europäisch eingeübten Kriegsleuten und einigen hundert berittenen Beduinen besteht, die mit Säbel und Pistolen bewaffnet sind. Dazu kommen noch drei- bis fünfhundert Bauern, die Milizdienste verrichten müssen, und Speere tragen. Im Ganzen besteht die bewaffnete Macht aus vier bis fünftausend Mann. Wenn alles vorbereitet ist, setzt sie sich von der Gränze Oberägyptens in Bewegung. Sie führt gewöhnlich einige leichte Kanonen, Mundvorräthe aber nur für einige Wochen mit sich; denn Vieh aller Art pflegen sie gewöhnlich in Kordofan zu rauben, wenn auch die Steuer, welche der Pascha von den Heerden erhebt, pünktlich entrichtet worden ist. Begegnen sie einer Heerde, so stehlen sie ohne weiteres, so viel ihnen davon ansteht; von Bezahlung ist keine Rede, und Klagen helfen zu nichts, da der Statthalter selbst den Raub gutheißt.

Sobald die Menschenfänger ans Gebirge kommen, wo die Jagd beginnt, so werden die Bewohner aufgefordert, eine bestimmte Anzahl Leute, als den ihnen auferlegten, ordentlichen Tribut abzuliefern. Gewöhnlich erhebt sich dabei keinerlei Schwierigkeit, denn unweit der Gränze von Kordofan, wo Mehemed Ali immer einige Regimenter Soldaten stehen hat, würde jeder Widerstand die nachtheiligsten Folgen haben. Um diese zu vermeiden, liefern sie nun die verlangte Anzahl ab; sie müssen aber ausser dem noch das ganze Heer mit Lebensmitteln versorgen, und was nicht freiwillig verabfolgt wird, nehmen die Aegypter mit Gewalt. Gewöhnlich bleibt, wenn die wilde Horde weiter zieht, den Bewohnern kaum das Allernothwendigste übrig; sie müssen froh sein, daß sie das nackte Leben retten und ihre Hütten behalten. Weiter im Gebirge ist aber der Fang nicht so leicht, denn dort ist Feindesland, und jedes einzelne Dorf muß erstürmt werden. In den Thälern sieht man keine Ortschaften; die Neger, welche wissen, was für ein Schicksal bevorsteht, wenn sie den Leuten des Paschas in die Hände fallen, haben sich auf den steilen Bergspitzen angebaut, und ihre Dörfer wie Festungen verschanzt. Diese müssen also belagert oder erstürmt werden, und die Soldaten schlagen am Fuße derselben ein Zeltlager auf. Erst pflegen sie, um ihren Zweck gütlich zu erreichen, einen Boten an den Dorfältesten oder Vorsteher, den Scheikh, abzuordnen, und verlangen von ihm, daß er so und so viele Sklaven ins Lager liefere. Dieser hält dann Berathung mit der Gemeinde, und glaubt sie den Soldaten nicht widerstehen, das Dorf nicht mit Erfolg vertheidigen zu können, so bewilligt sie das Verlangte. Allein das geschieht doch nur selten. Hat das Dorf eine irgend feste und sichere Lage auf unzugänglicher Höhe, oder an einem steilen Abgrunde, so vertheidigen sich die Bewohner mit einem Muthe und einer Ausdauer gegen die Aegypter,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die Bewunderung verdient. Nur wenige fliehen, wenn der Feind nahet, obwohl sie im Gebirge sichern Schutz finden würden, und die Ankunft des Feindes früh genug bekannt wird. Sie bleiben aber, denn die Flucht gilt für schimpflich und der Kampf mit den Würgern für ehrenvoll.

Sobald der Scheikh erklärt hat, daß er keine Sklaven geben will, so wird der Angriff vorbereitet. Die Reiter und die Speerträger suchen den ganzen Berg zu umzingeln, und das Fußvolk bemüht sich, die Höhe zu erklimmen. Früher pflegten sie die Dörfer mit Kanonen zu beschießen, allein bei der Unfähigkeit der Kanoniere war jeder Schuß vergeblich, und die Neger, welche sich anfangs vor dem Knalle entsetzten, gewöhnten sich bald daran. Sie verrammeln alle Zugänge zum Dorfe mit Steinen, versehen sich auf mehrere Tage mit Wasser, treiben das Vieh weit weg, und erwarten dann gefaßt den Angriff. Die Männer nehmen Jeder eine Lanze in die Faust, und schaaren sich an den Punkten, welche zunächst bedroht scheinen. Auch die Frauen sind nicht unthätig, denn sie ermahnen die Kämpfer durch ermunternde Reden, durch Wehklagen, Geschrei und Gesang, tragen Waffen herbei, und mischen sich auch wohl selbst mit in den Streit. Die Spitzen der Lanzen, die alle von Holz sind, werden in ein mit Gift gefülltes irdenes Gefäß getaucht. Dieses Gift erhalten die Neger aus dem Saft einer gewissen Pflanze; es ist weißlich und sieht aus wie gestandene Milch; wie aber die Pflanze heißt, aus welcher man es zieht, das ist ein Geheimniß, welches sich immer nur in einer Familie fortpflanzt, die es um keinen Preis verrathen würde.

Die ägyptischen Offiziere lassen trommeln oder zum Angriffe blasen, und der Sturm beginnt. Aber unzählige Speere, große und kleine Steine und Kloben Holz werden auf die Angreifenden hinabgeschleudert; hinter jedem Fels lauert ein Neger, und rennt entweder dem Feinde seine vergiftete Waffe in die Seite, oder sucht ihn dadurch hinabzuwerfen, daß er mächtige Steine gegen ihn schleudert. Auf diese Weiße verliert ein beträchtlicher Theil der Soldaten das Leben, was indeß die übrigen keineswegs entmuthigt. Gewöhnlich gelingt es ihnen, der Neger Meister zu werden, und dann ist die Rache, welche sie nehmen, entsetzlich. Die Kinder und die Greise werden niedergehauen, die Hütten dem Boden gleich gemacht, und alle Kräftigen und Gesunden entsetzlich geschlagen, und dann fest zusammen geknebelt. Sobald die Neger sehen, daß aller Widerstand vergeblich geworden ist, beginnt ein Auftritt, den keine Feder beschreiben kann. Viele nämlich ziehen den Tod der Sklaverei vor; der Vater rennt erst seiner Frau, dann seinen Kindern, endlich sich selbst den Speer in die Brust, damit seine Angehörigen dem Feinde nicht lebendig in die Hände fallen. Andere suchen sich zu retten und kriechen in Höhlen, wo sie Tage lang ohne Nahrung aushalten, und wo sie manchmal so eng zusammengedrückt sind, daß sie kein Glied rühren können. Der Feind spürt gewöhnlich diese Zufluchtsstätten aus, und hat ein entsetzliches Mittel ersonnen, um die Unglücklichen ans Tageslicht hervorzutreiben. Er häuft nämlich eine Masse stark qualmender, übelriechender Gegenstände, Pech und Schwefel und dergleichen vor dem Eingange der Höhle an, treibt den Qualm in sie hinein, und erreicht auf diese Weise seinen Zweck. Denn entweder kommen die Flüchtlinge heraus oder werden erstickt.

Nun sind die Sklaven gefangen, jetzt geht es ans Beutemachen; die Hütten werden ausgeplündert, die Heerden weggetrieben, die Berge durchsucht, um die in Sicherheit gebrachte Erndte zu zerstören, damit die, welche etwa so glücklich waren, zu entfliehen, wenn sie nach Abzug der Agypter wieder kommen, nichts mehr finden, womit sie ihren Hunger stillen.

Sobald man fünf- oder sechshundert Neger beisammen hat, werden diese nach der Stadt Obeid gesandt, und von fünfzig Soldaten unter einem Offizier geleitet. An Entfliehen ist nicht zu denken, weil man jedem Erwachsenen ein Scheba umhängt. Ein Scheba ist ein etwa acht Fuß langer, junger Baum, der vorne eine Gabel hat. Diese wird dem Gefangenen um den Hals gelegt, und zwar so, daß der Stamm nach vorne zu hängt, während die Gabel hinten am Halse mit einem Kreuzholze geschlossen, oder mit Riemen zusammengebunden wird. Um gehen zu können muß natürlich der Sklav den Baum vorne mit den Händen emporheben und tragen, was er unmöglich lange auszuhalten im Stande ist; er legt ihn daher seinem Vordermann auf die Schulter, und so sind alle ohne Ausnahme belastet, können den Kopf nicht bewegen, und müssen sich willenlos treiben lassen. Die Knaben sind noch nicht stark genug, um ein Scheba zu tragen; sie werden, je zwei und zwei, mit den Armen aneinandergeknebelt; kleinere Kinder, Mädchen und Frauen laufen nebenher. Manche Mutter schleppt ihren Säugling mit sich, bejahrte Männer, welche dem Blutbade entflohen, wanken an Stäben einher, und erliegen oft den Kolbenstößen oder Peitschenhieben, und der Soldat läßt sie liegen; in seiner Brust wohnt kein Erbarmen. Ehe der Zug seinen bestimmten Haltplatz am Abend erreicht, wird Keinem zu essen und zu trinken gegeben.

Und solche Raubzüge läßt Mehemed Ali Jahr für Jahr veranstalten; alle dagegen erhobenen Vorstellungen haben nichts gefruchtet, denn, wie gesagt, diese Sklavenjagden sind für ihn eine ergiebige Finanzquelle! Nichtsdestoweniger gibt es noch Leute, welche von diesem Manne etwas für die Civilisation und die Wiedergeburt des Morgenlandes hoffen.

Die Erdbeben und Vulkane.

(Mit einer Erdbebenkarte und 4 Holzschnitten.)

(Tafel 15.)

Die entfesselten Elemente haben in den letzten Monaten furchtbar gewüthet und unbeschreiblichen Schaden angerichtet. Im vergangenen Herbst, und im Winter stürmten entsetzliche Orkane auf dem Meere und auf dem Lande; viele Schiffe, besonders an den Küsten des nordwestlichen Europas, wurden an den Strand geworfen und scheiterten, und eine kaum geringere Anzahl anderer ging auf hoher See zu Grunde. Täglich liefen Trauerposten ein; tausende von Menschen wurden von den Wellen verschlungen. Vulkane, welche lange Zeit geruhet hatten, wie der Aetna, warfen Feuer aus, und während wir aus Sicilien Berichte über diese Erscheinungen lasen, lief fast gleichzeitig aus Westindien die Nachricht ein, daß die Insel Guadeloupe von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht worden sei, bei welchem an sechstausend Menschen den Tod fanden, und Städte und Dörfer in Trümmerhaufen umgewandelt wurden. Wir wollen die Schreckensscene von Guadeloupe nicht näher schildern, weil alle Zeitungen ausführliche Beschreibungen derselben mitgetheilt haben, und Jedermann sie kennt; wir bemerken aber, daß man auf sämmtlichen Antillen Erdstöße verspürt hat, Jamaika allein ausgenommen. Das Innere der Erde muß auf einer weiten Strecke in Thätigkeit gewesen sein, denn auch in unserer unmittelbaren Nähe, zu Basel und Lörrach, und in Holland hat man Erschütterungen bemerkt.

Kein Theil der Erdoberfläche von den Polen bis zum Gleicher, ist von Erdbeben befreit, jedes Land ist denselben unterworfen, keine Oertlichkeit vor ihnen gesichert, obwohl freilich einzelne Gegenden ihnen mehr ausgesetzt sind als andere. Man kann sie in der Geschichte hinaufverfolgen bis höher als dreitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, und allein in den Jahren 1740 bis 1806 zählte man mehr als dreihundert Erdbeben. Sie sind Zuckungen des Erdkörpers, bei denen die Oberfläche unseres Planeten erschüttert wird, entweder in wagerechter Richtung, durch Schwingungen, die den Wellen des Meeres gleichen, oder scheitelrecht, wenn ein Theil des Bodens emporgehoben wird, während ein anderer einsinkt, oder endlich kreisförmig, wobei mächtige Erd- und Felsmassen sich um sich selbst drehen, wie um eine Achse. Diese furchtbaren Naturerscheinungen, denen Keiner entfliehen kann, sind eine entsetzliche Geissel, gefährlicher als Feuersnoth und Wasserfluthen; ihre Zerstörungskraft ist unermeßlich und unabwendbar, ihnen gegenüber steht der Mensch, der sich den Herrn und Gebieter der Erde nennt, machtlos da. Er vermag nicht abzuwenden, daß ganze Landstrecken so gänzlich verändert werden, daß man sie nur mit Mühe wieder erkennt; weite Erdspalten bilden sich, wie wenn das Schattenreich den Sterblichen zugängig gemacht werden solle, und aus diesen Spalten steigen Flammen und verpestende Dünste empor; oder es werden hier Berge verschlungen, und unweit dem Schlunde erheben sich neue; oder Berge klaffen und fallen auseinander, oder werden, wenn sie vorher durch tiefe Thäler getrennt waren, dicht zusammengerückt, so daß sie von je nur eine einzige Masse ausgemacht zu haben scheinen. Manchmal lösen sich Erdstrecken in der Höhe und sinken ins Thal hinab, das sie ausfüllen und in eine Ebene verwandeln; Weinberge werden mitten in Getreidefelder versetzt, einzeln liegende Gehöfte wie durch Zauber mit entfernten Dörfern verbunden. Teiche und Seen bilden sich plötzlich auf vorher dürrer Flur, und aus dem Meere steigen Inseln empor; Quellen versiechen, hier und dort entspringen neue, Flüsse erhalten einen andern Lauf, wenn der alte ihnen gesperrt wird. Niemand kann sagen, wann ein Erdbeben kommt und wann es aufhören wird; es gibt

Die Erdbeben und Vulkane

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

keine sicheren Vorzeichen nach welchen man den Anfang oder das Ende bestimmen könnte. Wer hat auch in die geheimnißvolle Werkstätte der Natur geblickt? Zwar vernimmt man, ehe es nahet, ein unterirdisches Getöse; aber kaum hat man dieses gehört, so bebt auch schon der Boden. Nimmt der Stoß nur eine Richtung, so wankt von den Wurzeln der Berge bis zu den Gipfeln die Erde, aber oft ohne große Verheerungen anzurichten; manchmal sind auch die Stöße so schwach, daß gar kein Schaden geschieht und der Boden sich bald wieder beruhigt. Aber wehe, wenn sich verschiedene Erschütterungen begegnen, wenn wagerechte, scheitelrechte und kreisförmige Bewegungen aufeinander treffen, wie beim Erdbeben von Messina, welches wir weiter unten schildern. Dabei wurden ein Mann, ein Weib und ein Maulesel zusammen unbeschädigt, mit dem Boden welcher sie trug, über ein Fluß geworfen, von Ufer zu Ufer. Ein Mann im Städtchen Seminara, der eben auf einem Baume stand und Citronen pflückte, ward mit dem Baume und der Erde, unverletzt weit fortgeschleudert. Manche Menschen wurden von fluthenden Erdschollen, wie von Wasserwogen verfolgt, ereilt und verschlungen, aber unversehrt aus geöffnetem Schlunde wieder ans Tageslicht geworfen. Ströme wurden gefangen in ihrem flüchtigen Lauf, und durch plötzlich emporgehobene Dämme in Landseen verwandelt. Es entstanden Rechtshändel ungewöhnlicher Art, zwischen den Eigenthümern der überschüttenden und Besitzern der überschütteten Erde, zwischen dem, welcher einen Baum gepflanzt hatte, und Jenem, auf dessen Boden er nach dem Erdbeben stand.

Von jeher hat man sich bemüht, entweder eine gewisse Periode der Wiederkehr der Erdbeben oder wenigstens Vorzeichen derselben aufzufinden, allein vergeblich. Bestimmtes läßt sich darüber nicht ausmachen. Im Alterthum wollte man übrigens bemerkt haben, daß vor einem Erdbeben häufig die Wolken sich auf eine eigenthümliche Weise zusammenballen, die Meereswogen sich anders brechen, als gewöhnlich, das Wasser in den Brunnen trübe werde, und einen besondern Geschmack erhalte. Manche Thiere scheinen ein Vorgefühl zu haben, namentlich die Katzen und Hunde; auch die Affen in den Urwäldern Amerikas sollen durch ein lautes Heulen das Bevorstehen eines Erdbebens verkündigen.

Wie die Erdbeben entstehen? Niemand vermag es mit Bestimmtheit zu sagen. Die Alten schrieben sie dem Einflusse der Planeten zu, wie noch jetzt die Ungebildeten einen Zusammenhang zwischen Kometen und Erderschütterungen zu behaupten pflegen. Naturkundige der neueren Zeit haben versucht, die letzteren sowohl als die vulkanischen Ausbrüche durch entzündete Dämpfe von Eisenkies zu erklären; sie nahmen an, das unterirdische Feuer entstehe durch Verwittern der Kiese beim Zutritt von Luft und Wasser. Andere glaubten die vulkanischen Erscheinungen durch brennende Steinkohlenflötze erklären zu können, noch andere lassen unbekannte Kräfte im Innern der noch nicht consolidirten Weltfeste wirken. Manche glauben die vulkanischen Erscheinungen aus Zersetzung des Wassers durch die leicht oxydirbaren Metalle erklären zu können; wieder andere lassen Bergöl Schwefel, Schwefelkies eine Hauptrolle spielen, oder Wasserstoffgas mit den Dämpfen vereint. Viele nehmen an, daß die specifische Wärme in der Erde zunehme, daß in einer gewissen Tiefe Erden und Metalle brennen und schmelzen, und elastische Dämpfe die geschmolzenen Stoffe in die Höhe treiben; sie halten die Vulkane gewissermaßen für intermittirende Erdquellen, aus welchen die flüssigen Gemenge von Metallen als Laven ausfließen. Diese unterirdischen Schmelzungsprocesse und Gasarten die sich entwickeln, sollen die Ursache der Erdbeben sein. Allein man weiß weiter nichts zuverlässiges als daß die Erdbeben alle vulkanischer Natur sind; alles Uebrige ist Vermuthung.

Aber zwischen den Vulkanen und Erschütterungen einzelner Theile der Erdoberfläche waltet eine gewisse Verbindung ob, und beide werden durch ein und dieselbe in der Tiefe vorhandene Ursache bedingt. In der Mitte zwischen Vulkanen oder in dem sie zunächst umgebenden Gegenden sind die Bebungen des Bodens am häufigsten, und den vulkanischen Ausbrüchen pflegen insgemein Erdbeben voranzugehen; während der Boden kreist, thun sich oft feuerige Schlünde auf, machen gewissermaßen der Erde Luft, und die Stöße und Zuckungen hören dann auf. Am häufigsten und furchtbarsten sind die Erdbeben immer in der Nähe der Meeresküsten, und Syrien, die Gestadeländer und die Inseln Amerikas, wie jene des mittelländischen Meeres sind ihnen am meisten ausgesetzt. Sie hängen von keinem Klima und von keiner Tageszeit ab.

Gewöhnlich sind die Erdbeben nicht heftig, und bestehen in einem Stoße oder in mehreren, die nur schwach sind, und oft kaum bemerkt werden; die Erde zittert und schwankt nur leise. Sind sie aber stärker und fühlbarer, so kommen die Stöße meistentheils zuerst als senkrechte Hebungen, dann als wagerechte Wellenbewegungen; am seltensten ist die schon oben angeführte kreisförmige Bewegung, welche immer am zerstörendsten

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wirkt. Wer zum erstenmale ein Erdbeben erlebt, wird, mag er liegen oder sitzen, geschaukelt, und glaubt, von einem plötzlichen Schwindel befallen zu sein. Die Stöße nehmen stufenweise an Heftigkeit zu; sie dauern manchmal, allerdings mit einigen Unterbrechungen, Wochen, ja Monate lang, besonders in Syrien, und zuweilen haben sie eine unglaubliche Ausdehnung. Manchmal ist ein Mittelpunkt vorhanden, wo die Stöße am heftigsten sind, und zuweilen wechselt dieser Mittelpunkt und wird anderswo hinverlegt, so daß das Erdbeben gewissermaßen Sprünge macht und auch wechselt. Man kann auch wohl eine Linie nachweisen, nach welcher diese Kraft sich zu bewegen scheint. Diese Schütterkreise sind oft von unglaublicher Ausdehnung und erstrecken sich über ein Viertheil des Erdballs. Das Erdbeben von Lissabon, am ersten November 1755, wirkte auf einem Raume von wenigstens 600,000 Geviertmeilen; man spürte es in Grönland und Westindien, in Norwegen und in Afrika; jenes von 1601 erschütterte ganz Europa und einen Theil von Asien, das von 1803 wurde fast gleichzeitig in Algier und in Moskau, in der Walachei und in Konstantinopel gefühlt. Auch das Meer wird von den Erdbeben berührt; 1755 stieg das Wasser des Tajo bei Lissabon plötzlich um dreißig Fuß, und strömte wenige Augenblicke später mit einer so furchtbaren Heftigkeit wieder zurück, daß der Strom in der Mitte trocken lag. Vier Minuten später wiederholte sich dieselbe Erscheinung. Aehnliches hat man am Meere auf den Inseln Madera, Guadeloupe und Martinique beobachtet. Bei dem Beben, durch welches Lima, die Hauptstadt von Peru 1746 in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde, und wo von sämmtlichen Gebäuden nur zwanzig Häuser stehen blieben, alle Kirchen und Klöster aber, vier und siebenzig an der Zahl zusammenstürzten, — bei diesem Erdbeben brach das Meer plötzlich einige Stunden weit ins Land ein, verschlang alle Schiffe, welche im Hafen von Callao lagen, und warf die kleineren Fahrzeuge weit über die Stadt hinaus. Diese Seebeben kommen oft mitten im Oceane, unabhängig von den Erschütterungen auf dem Lande vor, hängen aber auch oft mit ihnen zusammen.

Wir geben hier auf der beiliegenden Karte eine Uebersicht der vulkanischen Erscheinungen, besonders derjenigen in und um den atlantischen Ocean, welcher die Darstellung in dem vortrefflichen physikalischen Atlas von Heinrich Berghaus zum Grunde liegt. Zur Erläuterung dieser Karte, auf welcher der Leser die Gegenden bezeichnet findet, in welchen die Vulkane am thätigsten sind, und Erdbeben am häufigsten vorkommen, bemerken wir Folgendes.

Die Vulkane werfen nicht fortdauernd Flammen oder Schlamm aus, und die Lava fließt nicht unaufhörlich. Nur wenige, zum Beispiel der auf Stromboli, einer der liparischen Inseln bei Italien, sind in ununterbrochener Thätigkeit, während Aetna, Vesuv, Hekla, und die übrigen sich oft lange Zeit ruhig verhalten, und nur von Zeit zu Zeit Rauchsäulen aus ihrem Abgrunde oder dem Kessel, dem Krater, den man ihr Mundstück genannt hat, emportreiben. Diese Rauchsäulen bestehen vorzüglich aus Wasserdampf, der mit gasigen Bestandtheilen geschwängert ist. Der Rauch ist grau, weiß oder bräunlich schwarz, auch wohl rußfarbig und riecht wie Erdpech. Die vulkanische Asche ist ein grauer oder weißer, ziemlich leichter und sehr feiner Lavastaub, der einen Brei bildet, wenn man ihn ins Wasser wirft. Diese Asche bildet in der Luft ungeheure Wolken, welche zuweilen die Sonne verdüstern und Tag in Nacht verwandeln; sie ist bei manchen Ausbrüchen schon hundert, ja zweihundert bis dritthalbhundert Meilen weit geschleudert worden.

Die feuerspeienden Berge theilt man in zwei verschiedene Klassen, nämlich in Centralvulkane und Reihenvulkane. Die Centralvulkane bilden immer den Mittelpunkt einer größern oder kleinern Anzahl anderer, welche um sie herumliegen; die Reihenvulkane liegen hintereinander, wie Essen auf einer großen Spalte, zehn, zwanzig, ja dreißig, die sich über eine weite Strecke hinziehen. Sie erheben sich entweder als einzelne Kegelinseln aus dem Meere, oder bilden die Gipfel hoher Gebirgsrücken.

Centralvulkane sind der Aetna auf Sicilien; die liparischen Inseln, welche in der Mitte des Erschütterungskreises im mittelländischen Meere liegen; die phlegräischen Felder mit dem Epomeo auf der Insel Ischia und dem Vesuv bei Neapel.

Diese ganze Gegend ist durchaus vulkanischer Natur, und man hat triftige Gründe, anzunehmen, daß das ganze große Meeresbecken von Neapel gegen die Insel Capri hin, einst ein Krater gewesen sei. Ueberall auf dem Lande sind noch Spuren der früheren Thätigkeit,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

aber längst sind nun diese phlegräischen Felder, wie man sie schon im Alterthume nannte, erloschen; nur der Vesuv wüthet und tobt noch fort, und hatte vom Jahre 79 bis 1834 nicht weniger als fünf und siebenzig Ausbrüche. Unweit Neapel liegen die bekannte Solfatara oder Schwefelgrube; die Hundsgrotte zwischen Neapel und Pozzuoli; die Seen Agnano und Averno in vulkanischen Vertiefungen, der Monte nuovo oder neue Berg, welcher 1538 durch unterirdisches Feuer entstand, und die misenische Höhle. Häufig findet man in den phlegräischen Feldern tiefe Erdspalten, wie jene von Polistena, und kreisförmige Höhlungen, theils mit Wasser angefüllt, die offenbar Krater erloschener Feuerschlünde sind, wie das Bild zeigt.

Ferner sind Centralvulkane: die Insel Island mit vielen feuerspeienden Bergen, namentlich dem Hekla, dem Krabla, dem Oerafa Jökul und vielen anderen; die azorischen Inseln; die canarischen Inseln; die Inseln des grünen Vorgebirges; die Gallapagos- oder Schildkröteninseln vor der Westküste von Mittelamerika; im indischen Ocean Bourbon, und im großen oder stillen Weltmeere die Sandwichinseln, die neulich von den Franzosen besetzten Marquesas, und die Freundschaftsinseln. Auch auf dem Festlande gibt es zum Theil erloschene Centralvulkane; dahin gehört namentlich der Ararat.

Gehen wir nun zu den Reihenvulkanen über, so gehören dahin in Europa nur die griechischen Inseln, weil hier die Natur fortwährend Versuche macht, Vulkane zu bilden. Desto zahlreicher sind sie in anderen Erdtheilen, besonders im großen Ocean. Dort erstreckt sich die westaustralische Reihe von Neu-Seeland bis Neuguinea; wir finden weiter die Reihe der sundischen Inseln auf Banda, Amboina, Sumbawa, Sumatra, Java ꝛc.; die Reihe der Molukken und Philippinen; der japanischen und kurilischen Inseln, die Vulkane auf Kamtschatka, und auf den Aleuten; und weiter südlich jene der Marianen oder Diebsinseln. Amerika hat deren eine große Menge; sie werfen theils nur Feuer, theils nur Schlamm und Wasser aus. Man findet in der neuen Welt die Reihen: von Chile und von Quito; die der Antillen oder westindischen Inseln, auf welchen die feuerspeienden Berge in einer fortlaufenden Kette hintereinander liegen, ohne von nicht vulkanischen Inseln unterbrochen zu sein; sodann die Reihen von Guatemala und Mexico. Auch in Kalifornien ist ein feuerspeiender Berg, und an der Küste von Arabien der stets rauchende Djebel Tarr

Diese Vulkane sind hier aufgeführt, damit namentlich unsere jüngeren Leser einen Ueberblick über die vulkanische Thätigkeit der Erde gewinnen, und damit sie dieselben auf der beiliegenden oder einer andern Karte verfolgen. Sie können nun gleich sehen, welche Gegenden den Erdbeben am meisten ausgesetzt sind. Welche ungeheure Ausdehnung hat das schon erwähnte Erdbeben von Lissabon; wir verfolgen es von der Küste Afrikas und der pyrenäischen Halbinsel bis nach Irland, bis nach Madera und Finnland. Dieser Bezirk ist durch dunklere Zeichnung angedeutet; aber das Erdbeben wirkte auch über denselben hinaus durch Schwingungen und Wellenschläge, bis nach Westindien und zu den großen Seen in Kanada, wie der grüne Ring bezeichnet. In ähnlicher Weise ist, mit rother Farbe, der Umfang des Erdbebens von Caraccas im nördlichen Südamerika dargestellt, und mit blauer Farbe jenes im südöstlichen Europa vom 22. Januar 1838, das im Verhältniß zu jenen beiden nur gering war.

Nachdem wir diese allgemeinen Umrisse gegeben haben, erscheint es passend auf Einzelnheiten überzugehen, um das Bild zu vervollständigen, indem wir zunächst Weiteres über die Wirkungen der Erdbeben hinzufügen. Bei dem Lissaboner wurde in Folge der Bodenerschütterung oder einer unterseeischen Landerhebung, über welche man nichts Näheres weiß, das Meer an den Küsten von Schweden, England und Spanien, bei Antigua, Barbadoes und Martinique in Amerika, mit Heftigkeit über das Gestade getrieben; bei Barbadoes stieg es plötzlich um zwanzig Fuß, und in der Bucht von Carlisle sah das Meerwasser tintenschwarz aus. Bei Guadeloupe wich die See zweimal weit zurück, und stieg dann zehn Fuß höher als gewöhnlich. Eine sechszig Fuß hohe Woge überfluthete einen Theil von Cadiz, und die Seen in der Schweiz, namentlich der Genfer, war, bald nachdem der erste Stoß in Lissabon erfolgte in auffallender Bewegung. Die Stöße folgen gewöhnlich in kurzen, oft aber auch in längeren Zwischenräumen. Nicht selten entstehen durch dieselben Erdspalten

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wie wir deren oben bei den phlegräischen Feldern erwähnt haben. Sie sind von verschiedener Größe und Gestalt. Bei dem furchtbaren Erdbeben, welches Calabrien 1783 heimsuchte, bildeten sich viele solcher Erdspalten; in der Umgegend von San Fili entstand eine solche, die eine Viertelstunde Wegs lang und dritthalb Fuß breit, und fünf und zwanzig Fuß tief war; eine andere im Bezirke Plaisano eine halbe Stunde lang, hundert und fünf Fuß tief, und viele kleinere an manchen Orten, z. B. die von Polistena, welche hier abgebildet ist.

Oft hebt und senkt sich der Erdboden auf eine entsetzliche Weise. Im Jahre 1772 brach einer der größten Vulkane auf Java aus; ein großer Theil desselben und des umliegenden Landes, vier Stunden lang und drei Stunden breit, wurde nebst einem Theile des Feuerberges verschlungen; dabei verloren mehre tausend Menschen das Leben und vierzig Dörfer verschwanden. Bei dem Erdbeben auf Jamaika 1692, stürzte eine Landstrecke von tausend Morgen binnen einer Minute ein, und wo bisher trockener Boden war, fluthete das Meer; in anderen Gegenden der Insel entstanden große Seen; in Chile hob sich 1822 die Küste auf einer Strecke von mehr als hundert Meilen hoch in die Höhe und so steht sie bis auf diesen Tag.

In Lissabon verloren mehr als 60,000 Menschen durch die Wasserfluthen das Leben. Es war gegen halb zehn Uhr Morgens, als man ein donnerähnliches Getöse im Innern der Erde vernahm. Unmittelbar nachher fing sie an zu beben, und ehe fünfzig Sekunden vergingen, waren die meisten großen Gebäude der portugiesischen Hauptstadt nur ein Trümmerhaufen. Eine entsetzliche Pause folgte, dann tobte die Erde wieder, es war als wenn ein Wagen mit Gewalt über rauhe Steine gestoßen wurde, und nun stürzten Wohnhäuser, Kirchen und Klöster, welche der erste Stoß verschont hatte, unter furchtbarem Gekrach zusammen. Das Ganze hatte etwa sechs Minuten lang gedauert. Einige Leute, welche sich wohl eine halbe Stunde von der Stadt auf dem Tajo in einem Boote befanden, glaubten, dasselbe renne auf den Grund, obwohl an jener Stelle das Wasser tief war. Sie blickten auf, und sahen, wie Alles an den Ufern zusammensank. Bei jedem folgenden Stoße wiederholte sich dasselbe; Schiffe wurden von den Ankern gerissen und gegeneinandergeworfen; die große Mauer, welche den Hafendamm bildet, sank mit tausenden von Menschen, welche sich auf dieselbe geflüchtet hatten, in einem Nu in die Tiefe, die sich über ihr schloß. Das Meer stürzte, einem Berge gleich, rollend in die Strommündung, und stieg beim Schlosse Belem fünfzig Fuß hoch, und wenn der Stadt gegenüber nicht eine geräumige Bucht gewesen wäre, so hätte das Meer sie völlig überschwemmt.

Es drang bis auf die Speicher der Gebäude und die Menschen mußten auf die benachbarten Höhen flüchten. Um Mittag kam wieder ein Erdstoß, die Mauern einiger Häuser, welche noch stehen geblieben waren, spalteten sich von oben bis unten einen halben Fuß breit, und schlossen sich dann wieder, ohne daß man die Risse nachher hätte bemerken können. Merkwürdig ist, daß ein Jahr später, am 1. November 1756 die Stadt wieder von einem, freilich schwachen, Erdbeben heimgesucht wurde. Bei jenem gräßlichen Ereignisse, welches Lissabon zerstörte, wurden die höchsten Berge in Portugal bis auf den Grund erschüttert; viele öffneten ihre Gipfel, rissen und barsten auseinander, und gewaltige Felsenmassen wurden in die Thäler hinabgeschleudert. Damals wurde auch Oporto arg verwüstet. Gegen zehn Uhr Morgens vernahmen die Bewohner dieser Stadt, bei völlig heiterm Himmel, ein hohles, dumpfes Getöse, das dem Donner glich, und beinahe in demselben Augenblicke spürten sie eine Erschütterung, die sechs oder sieben Minuten dauerte und Alles rüttelte und schüttelte; mehre Kirchen bekamen Risse, in den Straßen hob und senkte sich die Erde unter den Füßen der Umherwandelnden, der Douro schwoll an und fiel wieder, und dieses letztere dauerte Stunden lang fort; aus manchen trocken gelegten Stellen strömten Luftmassen empor, und das Meer war in wildem Aufruhr. An demselben Tage wurden furchtbare Erdstöße auch zu Ayamonte an der Bucht von Cadiz gespürt; sie dauerten wohl eine Viertelstunde lang, beschädigten die meisten Gebäude, und nach Ablauf einer halben Stunde trat das Meer über seine Gestade, die Guadiana über ihre Ufer, und beide setzten weit und breit das Land unter Wasser. Die heranrollenden Wassermassen glichen großen schwarzen Bergen mit weißen Schaumspitzen; auch aus den plötzlich entstandenen Erdrissen drangen Wassermassen hervor. In Cadiz stürmte ein sechszig Fuß hoher Wasserberg gegen die Stadt heran, drang von der Westseite her über die Bollwerke und schleuderte Massen von zehn Tonnen Gewicht fünfzig Ellen weit weg. Auch in Gibraltar hoben die schwersten Geschützstücke sich, wäh-

rend sie an einer andern Stelle sich senkten; viele Menschen wurden von Unwohlsein und Schwindel befallen, andere stürzten betäubt zu Boden.

Gleich furchtbar und verheerend war das Erdbeben von Messina. Diese Stadt liegt auf der Insel Sicilien, zwischen dem Aetna und dem berühmten Wasserstrudel Charybdis, und nicht sehr weit entfernt von den Vulkanen der liparischen Inseln, gewissermaßen in einem Mittelpunkte zwischen lauter vulkanischen Wirkungen. Sie ist daher auch von je Erdstößen ausgesetzt gewesen. Diese waren in älteren Zeiten nicht so häufig und weit weniger heftig als während der letztverflossenen Jahrhunderte. Im Jahre 1693 wurden viele Städte auf der Insel durch eine gewaltige Erschütterung heimgesucht; Messina namentlich litt damals und später 1742, und 1780 ruhete der Boden ein halbes Jahr lang nicht, aber man gewöhnte sich endlich an diese unterirdischen Bewegungen.

Der Herbst des Jahres 1782 war ungewöhnlich kalt und naß, der Wärmemesser fiel tief, der folgende Winter war trocken und mild, aber es weheten häufig Sturmwinde aus Westen, was sonst in dieser Jahreszeit selten geschieht. Die Lootsen in der Straße von Messina bemerkten, daß Ebbe und Fluth nicht die regelmäßige Zeit einhielten, und daß die Charybdis mit ausserordentlicher Heftigkeit wüthete. Am fünften Februar 1783 war die Luft schwül und ruhig, der Himmel mit dicken Wolken überzogen, welche sich überall zusammengeballt hatten, und der ganze Dunstkreis schien in Feuer zu stehen. Es blitzte und donnerte unaufhörlich. Da begann gegen halb ein Uhr Mittags plötzlich die Erde zu krachen und sich zu bewegen, ein Stoß folgte dem andern mit reissender Schnelligkeit; die Erschütterungen wurden bald so heftig, daß die Erde an vielen Stellen auseinander klaffte, und binnen zwei oder drei Minuten ganz Messina über den Haufen geworfen war. Am nordwestlichen Himmel zog eine lange weiße Wolke herauf, und unmittelbar hinter derselben eine zweite, rabenschwarze, die sich wie durch Zauber weit auseinander dehnte, und dann einen furchtbaren, mit Hagel untermischten Platzregen, gleich einem Wolkenbruch auf die Stadt herabschüttete. Die Bewohner flohen in eiliger Hast auf das freie Feld und auf große Plätze, oder suchten Schutz auf den im Hafen liegenden Fahrzeugen. Das Erdbeben dauerte, beinahe ohne Unterbrechung von Mittag bis fünf Uhr Nachmittags; dann erst wurden die Stöße schwächer. Es war eine furchtbare Scene. Eine unzählige Menge Menschen lag als Leichen unter den Trümmern, andere schwer verwundet, jammerten laut und riefen um Hülfe, wieder andere fluchten entsetzlich und suchten sich aus dem Schutte hervorzuarbeiten. Viele lagen auf den Knien und beteten.

Hier suchte ein Kind seinen Vater, dort eine Mutter ihr verlorenes Kind, und setzte sich den augenscheinlichsten Gefahren aus, um es zu retten, wenn sie es gefunden hatte. Nachdem die Erde sich einigermaßen beruhigt, begann eine zweite Schreckensscene. Das furchtbare Naturereigniß hatte alle bürgerlichen und moralischen Bande aufgelöst, denn Haufen von Mördern und Räubern zogen umher und plünderten die unglückliche Stadt. Am andern Tage gelang es, die Ordnung einigermaßen herzustellen, und Lebensmittel herbeizuschaffen, aber Niemand wagte jetzt schon nach Messina zurückzukehren. Die große Volksmasse lagerte sich auf der Ebene von Porto Salvo bei Salleo; die Edelleute, die Beamten und die Kaufleute hatten einen andern Platz gewählt, und die Soldaten sich bei Terra nova aufgestellt. Am siebenten Februar bebte die Erde wiederum, und am acht und zwanzigsten März erfolgten noch einmal so heftige Stöße, daß in Messina nun Alles in Trümmer sank, was etwa noch stehen geblieben war. Wunderbarer Weise blieben die Getreidespeicher verschont, und die Wasserleitungen wurden nicht stark beschädigt. So konnte man wenigstens Brod backen; auch wurden Lebensmittel aus der Umgegend herbeigeschafft, von Malta kamen fruchtbeladene Galeeren, und die Malteserritter ließen es sich angelegen sein, die Verwundeten zu pflegen; denn gleich nachdem sie Kunde von dem gräßlichen Erreignisse erhalten hatten, schifften sie Wundärzte und Arzneikisten ein, und leisteten treffliche Dienste.

Das Erdbeben von Messina dauerte volle zwei Monate, bis in den April hinein, und in diesem Zeitraume wurden mehr als zweihundert Stöße gezählt. Auch im gegenüberliegenden Kalabrien richtete es schauderhafte Verwüstungen an. Besonders litt die kleine Stadt Sciglio oder Scilla. Als die Erdstöße begannen, flüchteten die meisten Einwohner ans Meeresufer;

auch der Fürst von Scilla verließ sein Schloß, und glaubte größere Sicherheit am flachen Gestade zu finden, als auf der Höhe. Plötzlich stürzt ein ganzer Berg ins Meer, die mit unwiderstehlicher Gewalt vom Lande getriebenen Fluthen kehren mit verdoppeltem Ungestüm zurück, überschwemmen Alles und raffen beinahe fünfzehnhundert Menschen mit sich fort. Einige hatten in mehren am Strande liegenden Schifferbooten Zuflucht gesucht; sie wurden mit denselben ergriffen, und nie ist weder von ihnen noch von den Fahrzeugen eine Spur jemals zum Vorschein gekommen. Auch der Fürst von Scilla kam um.

Nur ein Fischerknabe wurde gerettet, wie durch ein Wunder. Eine hohe Welle muß ihn ergriffen und weit hin sanft auf eine entfernte Anhöhe getragen haben, denn dort fand man ihn betäubt liegen. So entsetzlich war der Andrang der Wogen, daß sie das dicke steinerne Gewölbe eines Hauses sprengten, und sie gingen so hoch, daß eine Frau durch ein Fenster des dritten Stockwerks in eben dieses Haus hineingeworfen ward. Eine andere blieb mit den Haaren in einem hohen Maulbeerbaume hängen und ward gerettet; eine ganze Gesellschaft blieb verschont, weil ihr am Ufer befestigtes Boot zwar so hoch emporgehoben wurde, als das Tau zuließ, aber doch nicht weggerissen ward.

Am sechsten Januar 1784 wurde das unglückliche Messina noch einmal heimgesucht.

Zum Schlusse geben wir noch eine Schilderung des fürchterlichen Erdbebens von Caraccas, welches Alexander von Humboldt so meisterhaft beschrieben hat. Vom Anfange des Jahres 1811 bis zu 1813 wurde ein ungeheurer Erdstrich zwischen den azorischen Inseln, dem Ohio, den Gebirgen Neugranadas, den Küsten von Venezuela und den Antillen fast gleichzeitig durch Erdstöße erschüttert. Im Januar 1811 brach bei der azorischen Insel San Miguel ein Vulkan aus dem Meeresgrunde hervor, den man die Insel Sabrina nannte; St. Vincent, eine der Antillen, hatte binnen einem Jahre mehr als zweihundert Erdstöße; vom 16. Dezember an, war das Thal des Mississippi und seiner großen Nebenflüsse fast beständig bewegt. Im Dezember 1811 erlitt Caraccas, die Hauptstadt von Venezuela, die erste Erschütterung; diese war aber die einzige, welche den schrecklichen Ereignissen vom 26. März 1812 voranging. In Caraccas und neunzig Meilen in der Runde war während fünf Monaten unmittelbar vor der Zerstörung, kein Tropfen Regen gefallen. Der sechs und zwanzigste März begann als ein ausserordentlich heißer Tag; die Luft war ruhig, der Himmel wolkenlos, die Mehrzahl der Bewohner, — am grünen Donnerstage — in den Kirchen versammelt. Sieben Minuten nach vier Uhr Abends verspürte man die erste Erschütterung; sie dauerte nur fünf bis sechs Sekunden, war aber stark genug die Glocken in Bewegung zu setzen. Unmittelbar darauf folgte eine zweite von zehn bis zwölf Sekunden, während welcher der Erdboden in beständiger Wellenbewegung wie eine Flüssigkeit zu kochen schien. Man glaubte die Gefahr schon vorüber, da vernahm man ein heftiges unterirdisches Getöse. Diesem Donner folgte unmittelbar eine senkrechte, ungefähr drei bis vier Sekunden anhaltende Bewegung, welche von einer etwas länger dauernden wellenförmigen begleitet ward. Die Stöße erfolgten in entgegengesetzten Richtungen von Norden gegen Süden und von Osten nach Westen. Dieser Bewegung von unten nach oben, und diesen sich durchkreuzenden Schwingungen, vermochte nichts zu widerstehen. Caraccas ward gänzlich zu Grunde gerichtet; zwischen neun und zehntausend Einwohner fanden unter den Trümmern der Kirchen und Häuser ihr Grab. Noch hatte der Umgang nicht angefangen, aber das Hinströmen zu den Kirchen war so groß, daß zwischen drei und vier tausend Leute unter dem Einsturz ihrer Gewölbe erdrückt wurden. Die Kirchen der Dreifaltigkeit und Alta Gracia, die mehr als 150 Fuß Höhe hatten und deren Gewölbe durch zwölf bis fünfzehn Fuß dicke Pfeiler getragen wurden, lagen in einen Trümmerhaufen verwandelt, der nicht über fünf bis sechs Fuß Höhe hatte, und die Zermalmung des Schuttes war so beträchtlich, daß von den Säulen und Pfeilern fast keine Spur mehr kennbar geblieben ist. Eine Kaserne verschwand fast ganz, ein Regiment Linientruppen stand unter den Waffen und sollte sich eben zur Prozession begeben; wenige Einzelne ausgenommen, wurden Alle von dem großen Gebäude verschüttet. Neun Zehntheile der schönen Stadt wurden gänzlich zerstört und die Häuser, welche nicht völlig eingestürzt waren, hatten solche Risse, daß sie nicht weiter bewohnt werden konnten. Die Domkirche, durch gewaltige Strebepfeiler unterstützt, blieb stehen.

Wie gesagt, zehntausend Menschen kamen um; aber dabei sind die Unglücklichen noch nicht in Anschlag gebracht, welche schwer verwundet, erst nach Monaten, aus Mangel an Nahrung und Pflege umkamen. Die Nacht vom Gründonnerstag auf Charfreitag bot den Anblick eines unsäglichen Jammers und Unglücks dar. Die dichte Staubwolke, welche anfangs von den Trümmern aufstieg, und die Luft gleich einem Nebel verdunkelte, hatte sich zur Erde geschlagen. Die Erschütterungen hatten aufgehört, und die Nacht war so hell und ruhig als je zuvor. Der fast volle Mond beleuch-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der indische Casuar.

1 Bd. 16

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

tete die runden Kuppen des benachbarten Gebirgs. Mütter trugen Kinderleichen im Arm, durch die Hoffnung getäuscht, sie wieder ins Leben zu rufen. Jammernde Familien durchzogen die Stadt, um einen Bruder, einen Gatten, einen Freund zu suchen, dessen Schicksal unbekannt war. Man drängte sich in den Straßen die nur noch an den Trümmerreihen kenntlich waren. In Carraccas wiederholte sich alles Unglück, das man an den Schreckenstagen von Lissabon, Lima und Messina erlebt hatte. Aber nie hat das Mitleid sich rührender und sinnreich thätiger bezeigt, als in den Anstrengungen, welche gemacht wurden, um den Unglücklichen Hülfe zu reichen. Es fehlte gänzlich an Werkzeugen zum Nachgraben und zum Wegräumen des Schuttes; man mußte sich der Hände bedienen, um die Lebenden hervorzugraben. Die Verwundeten und die aus den Krankenhäusern Geretteten, wurden am Ufer des kleinen Flusses Guayra gelagert, wo ihnen nur das Laub der Bäume ein Obdach gewährte. Die Betten, Leinwand zum Verbinden der Wunden, die Werkzeuge der Wundärzte, Arzneistoffe, kurz alle Gegenstände des nächsten Bedürfnisses, waren unter dem Schutt begraben; in den ersten Tagen mangelte Alles, sogar Nahrungsmittel, und im Innern der Stadt war auch das Wasser selten geworden, da die Erdstöße theils die Brunnenleitungen zerschlagen, theils die Quellen verstopft hatten. Es fehlte an Gefäßen, Wasser aus dem Flusse zu schöpfen. Der Todten waren zu viele, als daß man sie hätte begraben können; sie wurden, mehre Tage hintereinander, auf Scheiterhaufen verbrannt, und mitten unter dem allgemeinen Jammer vollzog das Volk die religiösen Gebräuche, mit denen es am ersten den Zorn des Himmels besänftigen zu können glaubte. Die einen hielten feierliche Umgänge, bei denen Leichengesänge ertönten; andere von Geistesverwirrung befallen, beichteten laut, mitten auf den Straßen. Viele Ehen wurden zwischen Leuten geschlossen, die seit Jahren ohne priesterlichen Segen zusammengelebt hatten. Kinder bekamen Eltern, von denen sie bis dahin nie anerkannt waren; Rückerstattungen wurden von Leuten verheißen, die Niemand eines Diebstahls beschuldigt hatte, Familien welche lange mit einander in Feindschaft gelebt, versöhnten sich im Gefühl des gemeinsamen Unglücks!

Hier am Ende wollen wir noch bemerken, daß die Erdbeben, welche 1796 Cumana und 1797 Rio Bamba zerstörten bald nach dem Ausbruche des Vulkans auf Guadeloupe (27. Sept. 1796) folgten.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Der indische Kasuar.

(Taf. 16.)

Die brennenden Sandwüsten Afrikas und Arabiens durchläuft der Strauß; in den Ebenen Chiles und den ausgedehnten Steppen von Buenos Ayres lebt der Nandu oder amerikanische Strauß; Neuholland hat gewissermaßen als den Repräsentanten dieser beiden, den Emu oder neuholländischen Kasuar; und auf mehreren Inseln im indischen Ocean finden wir den indischen Kasuar, Casuarius indicus oder galeatus. Der Kasuar gehört in die Ordnung der Lauf- oder Rennvögel, welche wegen ihrer kurzen Flügel sich nicht in die Luft erheben können, dieselben aber vortrefflich beim Laufen zu benützen wissen. Der Emu auf Neuholland ist vom indischen Kasuar verschieden, wird sieben Fuß hoch, und ist graubraun. Der Hals, nur dünn befiedert, erscheint bis gegen den Kopf hin bläulich; diesen letztern zieren am Scheitel dünne Haare, welche schopfartig in die Höhe stehen. Er läuft ausserordentlich rasch, sein Weibchen legt eine große Anzahl von Eiern, er wiegt oft siebenzig Pfund, ist größer als der indische Kasuar, und bildet einen Uebergang zwischen diesem und dem Nandu.

Den Namen hat der indische Kasuar von dem malayischen Worte Kassuwaris, denn so nennen die Malayen, und namentlich die Bewohner der Molukken, diesen Vogel. Er hat einen kurzen, graden, vorne abgerundeten Schnabel, und auf dem Kopfe einen hornigen helmähnlichen Kamm, weshalb er galeatus, heißt, der Hals ist nackt, und zwei Troddeln oder Zotteln

hängen an demselben; er steht auf kräftigen, starken Beinen, die Füße haben drei ungleiche Zehen, der äussere Nagel oder die Kralle ist dreimal so lang wie die übrigen. Die Flügel sind klein. Durch seinen innern Bau unterscheidet er sich wesentlich von seinem Stammbruder oder Verwandten, dem Strauß, namentlich hat er kürzere Gedärme, im Knochenbau dagegen manche Aehnlichkeit mit demselben. Sein Helm ist ein Vorsprung oder Auswuchs des Stirnbeins, und eine Art von Zellgewebe; je älter der Vogel wird, um so mehr vergrößert sich dasselbe. Es ist mit einer Hornhaut überzogen. Das kleine Auge hat einen hellgelben Augapfel, und ist mit einer Reihe schwarzer Haare umgeben, welche gewissermaßen Braunen bilden, und dem Thiere einen wilden Ausdruck verleihen. Der Kopf und obere Theil des Halses sind nackt, besonders an den Ohrenlöchern oder nur mit spärlichem Haar versehen. Am untern Theile des Halses ist die Haut schieferblau, an den Seiten mehr blau, hinter dem Halse roth und faltig oder runzelig. Die schwammigen Fleischauswüchse am Halse sind halb blau, halb roth. Vor dem Brustbein hat er keine Federn, sondern eine nackte, schwielige Stelle, weil er auf diesem Körpertheile ruht, wenn er liegt. Seine Federn, falls man seine Bedeckung so nennen soll, gleichen, selbst in der Nähe betrachtet, den Haaren im Bärenfelle oder den Schweinsborsten; sie sind schwarzbraun oder bläulichschwarz und glänzend; nehmen vom Halse bis zum Steißbein an Länge zu, und bedecken das letztere völlig. Einen Schweif hat dieser Vogel nicht. Seine Flügel sind, wie schon bemerkt, kurz, und Manche haben behaupten wollen, daß er sich ihrer zur Vertheidigung bediene, doch ist diese Versicherung keineswegs erwiesen. Während der Emu eine Höhe von sieben Fuß erreicht, wird der indische Kasuar nur etwa fünf Fuß hoch, aber sein ganzer Körper ist massiger und eben so schwer.

Er lebt, wie bemerkt, auf den indischen Inseln, namentlich auf den Molukken, und ist am häufigsten auf der, südlich vom Aequator liegenden, Insel Ceram; dort hauset er in den dichtesten Waldungen. Auch auf Amboina trifft man ihn, er ist aber dort nicht einheimisch, sondern wird von den weiter östlich liegenden Inseln in gezähmtem Zustande dort hingebracht. Er war überhaupt nie häufig, und schon 1597, als ihn die Holländer zum erstenmale aus Java nach Europa brachten, hatten sie ihn als eine Seltenheit zum Geschenke erhalten.

Der Kasuar ist im Naturzustande wild und bösartig; wenn er angegriffen wird, so wehrt er sich mit seinem Fuße, und schlägt heftig aus; er soll damit auch Steine auf seine Widersacher schleudern, und sich überhaupt desselben zu mannigfachem Behufe bedienen. So heißt es, er schlage so lange mit Heftigkeit an die Baumstämme, bis die Früchte, nach welchen er Gelüste trägt, von den Zweigen herabfallen. Auf Isle de France wenigstens will man dieses beobachtet haben. Das Thier ist gefräßig und dumm, läßt sich aber leicht zähmen. Es läuft mit unglaublicher Schnelligkeit, so plump auch sein gewöhnlicher Gang ist. Im freien Zustande meidet es die Nähe der Menschen, nährt sich meist von Früchten und Eiern, verschlingt aber auch kleinere Thiere, ohne diese erst vorher zu zerstückeln. Gezähmt nimmt es mit Allem vorlieb, Brod, Obst und Gemüse frißt es mit gleicher Gier; auch säuft es viel und oft.

Der Kasuar lebt nicht gesellig, sondern abgesondert mit seinem Weibchen. Zur Paarungszeit ist das Männchen wild und streitsüchtig. Jenes höhlt ein Loch in den Sand, und legt in denselben drei oder vier ins Graue spielende Eier, die nach dem dicken Ende zu ins Grünliche spielen und hier dunkelgrüne Flecken oder Knötchen haben. Sie sind nicht so dick wie die Straußeneier, auch länglicher und die Schaale ist zerbrechlich. Am Tage brütet die Sonne, das Weibchen sitzt nur Nachts, und das Männchen gar nicht. Nach acht und zwanzig bis dreißig Tagen kriechen die Jungen aus, die dann noch keinen Helm haben, der erst allmählig wächst, und mit hellrothen und weißlich grauen Dunen bedeckt sind. Der Kasuar brütet auch in seiner Gefangenschaft, daher kennt man ihn ganz genau. Seine Stimme ist keineswegs angenehm, und gleicht einem Knurren, das er aus der Kehle hervorpreßt, und zu einem Brummen steigert wenn man ihn reizt und zornig macht. Sein Fleisch ist eßbar aber keineswegs wohlschmeckend.

Der Krake.

Die rege Einbildungskraft der Küstenbewohner und Seeleute hat die Tiefen der Meere mit Wesen bevölkert, deren Dasein seit Jahrhunderten von jenen behauptet, von den Gelehrten aber in Abrede gestellt wird. Zu leugnen ist nicht, daß die Schilderungen welche von der Seeschlange und vom Kraken gemacht werden, jedenfalls sehr übertrieben sein mögen, und äußerst wunderbar lauten. Noch nie hat ein Naturforscher Gelegenheit gehabt, jene bestrittenen Thiere zu untersuchen; man findet sie, weder ganz noch theilweise, in den Sammlungen von Naturmerkwürdigkeiten,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

deren es jetzt so viele gibt, und das Vorhandensein dieser seltsamen Wesen wird besonders schon darum von den Meisten geradezu in das Reich der Fabeln verwiesen.

Hierin geht man doch vielleicht zu weit. Was vom Kraken erzählt wird, scheint nicht völlig aus der Luft gegriffen, sondern nur durch arge Uebertreibung verunstaltet worden zu sein. Warum sollte auch nicht das Meer, das unermeßlich, und immer nur an seiner Oberfläche erforscht worden ist, Wesen in seinem Schooße bergen, welche nach einem größern Maaßstabe gebaut sind, als die uns bekannten Seethiere, die häufig ans Tageslicht kommen, und mit leichter Mühe vom Menschen beobachtet werden. Birgt ja doch die Erde Gerippe von vorweltlichen Thieren die weit größer waren als die größten der jetzt lebenden. Und sind, wie allgemein angenommen wird, die letzten großen Veränderungen, welche die Erdoberfläche erlitten hat, durch Wasser entstanden, so erscheint es keineswegs unmöglich oder unwahrscheinlich, daß Thiere, deren Element das Wasser ist, aus jener Periode der Fluth sich bis in unsere Zeit fortgepflanzt haben. Die Angaben, welche das Dasein des Kraken behaupten, sind so bestimmt, und rühren zum Theil von Männern her, die als Augenzeugen sprachen und deren Glaubwürdigkeit man nicht kurzerhand in Abrede stellen darf, daß sie jedenfalls einige Berücksichtigung verdienen. Gibt es doch Walfische, die sechszig, achtzig, ja über hundert Fuß lang werden; warum sollte die Natur nicht auch Kraken geschaffen haben?

Allen Schilderungen zufolge scheint dieses Thier eine Art von Tintenfisch oder Sepia zu sein. Die Sepien, deren es mehre Gattungen gibt, haben keine äussere Schale, wie die Schnecken, aber zwei Augen und Ohren, denen die äussere Oeffnung fehlt, einen papageiartigen, hornigen Schnabel, und in diesem eine mit hornigen Spitzen bedeckte Zunge. Der Kopf ist mit vielen, (acht bis zehn) Armen umgeben, an deren Enden und Seiten Saugnäpfe sitzen, womit sie sich an Felsen oder an ihrer Beute ansaugen können, und deren sie sich auch gewissermaßen als ihrer Ruder bedienen. Sie sind fleischfressende Thiere, leben von Fischen, und fallen auch badende Menschen an, die zuweilen von ihnen so gar bis aufs Land verfolgt worden sind. Es gibt Sepien von verschiedener Größe, von zwei oder drei Zoll bis zu drei Fuß, die Arme, welche eben so lang und oft bedeutend länger sind, nicht mit gerechnet.

Nachdem wir diese Bemerkungen vorausgeschickt, wollen wir vom Kraken reden, der sich besonders in dem Meerestheile aufhalten soll, welcher Norwegen bespült. In diesem Lande behauptet man, er erscheine von Zeit zu Zeit bei ruhigem Wetter auf der Oberfläche der See, gleiche einer schwimmenden Insel, und sei ringsum mit mächtigen, weithin reichenden Armen versehen. Ueber die Größe des Thiers weichen die Berichte derer, welche es sahen von einander ab, Alle aber sind einig darüber, daß es ein riesenhaftes, ungeheures Geschöpf sei; es soll gewöhnlich beinahe eine Viertelstunde Wegs im Durchmesser haben, und sein Rücken mit Seetang und Meergewächsen bedeckt sein. Es sonne sich eine Zeit lang; dann sinke diese lebendige Insel wieder hinab in die dunkle Tiefe, mächtige Wasserwirbel über sich lassend.

Schiller hat wohl in seinem Taucher an die Berichte vom Kraken gedacht, als er schilderte, was der kühne Schwimmer auf dem Meeresgrunde gesehen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachliche Roche, der Klippenfisch,
Des Hummers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne,
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.
— — — Da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig. — —

Wenn die norwegischen Fischer zur Sommerzeit sich auf der See befinden, so zeigt manchmal das Senkblei an Stellen, die sonst achtzig bis hundert Faden Tiefe haben, und die ihnen wohl bekannt sind, schon bei zwanzig oder dreißig Faden Grund. Dort ist insgemein der Fischfang am ergiebigsten, weil sich Stockfische und Langfische gerade hier am liebsten aufhalten. Die Fischer schließen dann, daß der Krake in der Nähe sei, entfernen sich aber schnell, wenn sie am Senkblei merken, daß das Wasser noch seichter wird. Aus der Ferne, wo sie sicher sind, betrachten sie dann das gewaltige Ungeheuer, welches an die Wasserfläche emporsteigt; sie können dasselbe deutlich und genau sehen, obwohl ein Theil der Riesenmasse sich nicht über den Meeresspiegel erhebt. Der Rücken oder der obere Theil soll manchmal weit über eine Viertelstunde Wegs im Umfange haben; er gleicht anfangs einer Menge kleiner Eilande, und ist mit Etwas umgeben, das sich hin und herbewegt, wie Seetang. Endlich erscheinen einige glänzende Spitzen oder Hörner, die immer dicker werden, je höher sie aus dem Meere emporragen; manchmal stehen sie senkrecht empor und gleichen Schiffsmasten. Es sollen die Arme des Kraken sein, und die Fischer behaupten, sie würden das größte Linienschiff in den Abgrund ziehen können, wenn sie sich an ein solches anklammerten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der norwegische Bischof Pontoppidan, welcher zuerst ausführlicher dieses Wunderthieres erwähnt, bemerkt noch, daß dasselbe einen eigenthümlichen Geruch verbreite, der die Fische, welche es frißt, in seine Nähe locke.

Ein Walfisch oder ein anderes fischartiges Seethier kann hier nicht gemeint sein, denn diese haben keine Arme, deren doch ausdrücklich erwähnt wird. Schon das Alterthum weiß von solchen Thieren, und einer Erzählung des Plinius zufolge, gab es einst ein solches in der Straße von Gibraltar, „das mit langen Armen versehen war, die es so weit ausreckte, daß dadurch die Schifffahrt gesperrt wurde." Pontoppidans Bericht wird von mehreren neueren Schriftstellern bestätigt.

Im nördlichsten Europa, bei der norwegischen Festung Wardöehus erschien einst an einem schönem heitern Tage ein Ungeheuer auf dem Wasserspiegel; sein Umfang war so groß, „daß ein Trupp Reiter sich bequem darauf hätte herumtummeln können." Es legte sich so, daß die Sonne den Rücken beschien, der wie ein mit Moos und Unkraut bedeckter Felsen aussah; es verschwand langsam wieder. Man nannte es, seiner langen Arme wegen, Herkuleskrabbe, und die Fischersleute wollen wissen, daß es mit diesen Fühlhörnern die in seine Nähe kommenden Boote packe und mit sich in den Abgrund ziehe. Auch in der, freilich sehr fabelhaften Reise des heiligen Brandanus wird erzählt, daß derselbe im Norden einst eine Insel im Meere erblickte. Er wollte an derselben mit seinem Schiffe vor Anker gehen, und ein Feuer anzünden. Aber plötzlich sank die Insel ins Meer, der Bischof und seine Gefährten entrannen nur mit genauer Noth dem Untergange; sie überzeugten sich, daß sie ein lebendes Wesen für eine Insel gehalten hatten.

Im Jahre 1680 hat der Prediger Früs zu Bodöen in Norrland, ein glaubwürdiger Mann, Folgendes mit seinem Worte mündlich und schriftlich bekräftigt. Im Kirchspiel Alstahong bemerkte man ein Riesenthier, welches sich in einem engen Felsenkanale verwickelt oder festgequetscht hatte, und nicht wieder loskommen konnte. Man bemerkte an ihm lange mächtige Arme, die es um einige in der Nähe stehende Bäume geschlungen hielt, während die Körpermasse zwischen Felsen eingeklemmt war. Alle Anstrengungen des Ungeheuers, sich wieder loszumachen, waren vergebens, es starb an jener Stelle und verfaulte. So lange dauerte der Verwesungsproceß, daß jener Kanal wegen des unerträglichen Geruches, den jenes Thier verbreitete, Monate lang nicht zu befahren war. Die Fischer glaubten, das Thier sei ein junges gewesen, weil die Alten, ihrer Annahme nach, sich nur selten in der Nähe des Landes sehen lassen, oder sich auch wohl gar nicht bewegen.

Diese und andere Berichte ähnlicher Art, welche hier übergangen werden, lauten so bestimmt, und rühren von so achtbaren Leuten, daß man sie unmöglich für blose Luftgebilde oder offenbare, vorsätzliche Lügen erklären kann. Es muß ein Thier dieser Art im norwegischen Meere geben, einen Riesenpolypen, eine Sepia, größer, als die den Naturforschern bekannten und von ihnen beschriebenen Arten. Es gibt dergleichen auch im indischen Weltmeere, und zwar von solcher Größe, daß ihr Hauptkörper volle zwölf Fuß, (zwei Klafter oder Faden) im Durchmesser hat; und an diesem Körper befinden sich acht Arme, deren jeder neun Klafter lang ist. Das Dasein einer solchen Riesenkuttel (Sepia, Tintenfisch) im indischen Weltmeere, wird von keinem Naturforscher bezweifelt; auch im atlantischen Weltmeere, an der südafrikanischen Küste hat man sie beobachtet; warum sollte sie nun an den norwegischen Küsten in das Reich der Fabeln gehören?

Der dänische Kapitän Dens verlor einst drei Mann durch einen solchen Kraken. Seine Erzählung lautet im Wesentlichen folgendermaßen.

Als er sich zwischen der Insel St. Helena und dem Vorgebirge der guten Hoffnung unter dem fünfzehnten Grade südlicher Breite befand, überfiel ihn eine Windstille, welche einige Tage lang anhielt. Er wollte diese Gelegenheit benützen, um sein Schiff von Muscheln und Seegewächsen, die sich auf langen Reisen anzusetzen pflegen, reinigen zu lassen. Zu diesem Behufe ließ er mehrere, an Tauen befestigte, Bretter von den Seiten des Verdecks hinab, und einige seiner Matrosen, die auf den Planken standen, gingen an die Arbeit. Da stieg plötzlich eines jener Ungeheuer, welche die Dänen Ankertrolds nennen, aus der Tiefe empor, umklammerte zwei Leute mit einem seiner Arme, und zog sie, sammt den Brettern zu sich hinab. Unmittelbar nachher wurde ein dritter Matrose von einem andern Arme gepackt; er war aber schon oben auf der Strickleiter, und das Thier konnte ihn nicht hinabziehen, sondern nur anpacken und drücken. Er erhob ein klägliches Geschrei; die Mannschaft kam ihm zu Hülfe; einige schnitten mit ihren Messern in jenen Arm, andere hieben mit Aexten darauf los, und in den Körper des Ungeheuers warf man Harpunen. Es gelang, den Matrosen los zu machen. Der Kapitän versuchte, auch der beiden andern wieder habhaft zu werden. Das Thier wollte in die Tiefe hinab, hatte aber fünf Harpunen im Leibe; Dens ließ die Leinen eine Strecke weit nach, und sie dann wieder anziehen. Es gelang, den Feind für einen Au-

genblick an die Oberfläche zu ziehen, allein mit einem ungeheuern Rucke zerriß es vier Harpunenleinen; und die fünfte Harpune, welche weniger tief gefaßt haben mochte als die übrigen, ging wieder aus dem Fleische heraus. Die beiden Matrosen blieben so eine Beute des Feindes, der Dritte, den man befreiet hatte, starb noch an demselben Abend, mehr vor Schrecken und Angst als an den übrigens bedeutenden Verletzungen, welche das Thier ihm zugefügt hatte. Den Kopf des Ungeheuers sah Dens nicht, nur ein Theil des Körpers kam ihm zu Gesicht; man mag aber auf das übrige schließen, wenn man weiß, daß der Theil des Arms, welchen die Matrosen abhieben, fünf und zwanzig Fuß maß, und unten so dick war wie ein Besaanmast. Dens meint, der ganze Arm müsse eine Länge von fünf und dreißig bis vierzig Fuß gehabt haben.

Ein ähnlicher Vorfall ist in der St. Thomaskapelle zu St. Malo in Frankreich bildlich dargestellt. Ein Krake oder Polyp (Sepia) hatte vor der Küste von Angola sich mit seinen Armen an ein französisches Fahrzeug festgeklammert, und bot alle Kräfte auf, dasselbe in den Abgrund hinabzuziehen; es gelang aber der Bemannung noch zu rechter Zeit, die Arme abzuhauen, und ihr Schiff zu retten. Als die Gefahr am größten war, legten sie das Gelübde ab, der Thomaskirche ihrer Vaterstadt Geschenke zu verehren, und in dieser hängt nun das Bild.

Die Schmarozerthiere.

Diese Thiere gehören zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen, und sind für die ganze Oekonomie der thierischen Welt von einer ausserordentlichen Wichtigkeit. Eine unzählige Menge von Wesen lebt in und auf andern Thieren, und zieht aus diesen seine Nahrung. Man kann sich nur schwer einen Begriff von der Menge und Mannigfaltigkeit dieser Schmarozerwesen machen. Es gibt wohl kaum ein Thier auf Erden, es sei so klein oder so groß wie es wolle, das gänzlich frei von ihnen wäre; manche sind den Angriffen und Plagen mehrer Parasiten zugleich unterworfen, während andere nur von einer einzigen Gattung oder Art zu leiden haben. Sie suchen jeden Körpertheil heim; manche leben auf der Haut, am Haare, oder in den Federn, andere, die man unter dem wissenschaftlichen Gesammtnamen Entozoa begreift, leben im Körper der thierischen Wesen, z. B. im Gehirn, in der Leber, in den Lungen, den Eingeweiden, und sind oft die Ursache gefährlicher Krankheiten. So mannigfaltig und verwickelt erscheint das System des Schmarozerlebens, daß sehr häufig ein Parasitenthier von einem andern Schmarozerthiere sich nährt, und dieses zweite eine Beute des dritten wird. Manche dieser Thiere sind so sehr zu einer Plage geworden, daß man eigentlich kaum begreift, wozu sie auf der Welt sind. Bei anderen ist der Nutzen einleuchtend, und einige müssen als eine wahre Wohlthat betrachtet werden. Die niederen Thiergattungen, zum Beispiel die Insekten, pflanzen sich in ungeheurer Menge fort, nehmen über alles Maaß und Verhältniß zu, und würden eine weit größere Unannehmlichkeit werden, als sie es jetzt schon sind, wenn diese Parasiten ihnen keine Gränzen setzten, ihre Anzahl verminderten, und ein richtiges Verhältniß und Gleichgewicht herstellten.

Der Mensch, welcher sich so gern den Herrn der Erde nennt, ist auch nicht frei von solchen Schmarozern. Wir wollen die bekannten Thiere, welche besonders bei unreinlichen Leuten sich aufhalten, nicht namhaft machen; die Pediculi und die Acari sind lästig und ekelhaft, sie bilden aber nur den geringsten Theil der Parasiten, welche der Mensch nährt. Blos im Innern unseres Körpers leben mehr als zwanzig verschiedene Schmarozer. Einige dringen bis ins Gehirn, andere in die Galle, wieder andere kreisen mit dem Blute durch unsere Adern, oder halten sich in der Leber und den Muskeln auf. Man hat schon achthundert und siebenzig Schmarozerwürmer in der Leber eines einzigen Menschen gefunden! Bandwürmer werden von dreißig bis über einhundert und fünfzig Fuß lang. In den heißen Ländern zwischen den Wendekreisen ist der mehr als klafterlange Nervenwurm oder Guineawurm (Filaria medinensis) eine wahre Landplage; er frißt sich unter die Haut der Füße und Beine, und bleibt dort Jahre lang sitzen, manchmal ohne große Schmerzen zu verursachen, oft aber wird er so gefährlich, daß er die Menschen fast dem Wahnsinn und der Entkräftung nahe bringt. Der Kranke muß so lange geduldig ausharren, bis ein Theil des Wurms aus der Haut hervorkommt, und dann das Ganze vorsichtig herausziehen, damit er nicht zerreißt. Der Sandfloh in den heißen Ländern, Pulex penetrans, ist weit lästiger als der bei uns, Pulex irritans; denn jener bohrt sich beim Menschen unter die Nägel der Fußzehen, bei den Hunden unter die Fußballen, und der Hinterleib des Weibchens schwellt zu einem Säckchen auf, das die Eier enthält. Sobald die Jungen auskriechen, entstehen Geschwüre, die sehr schwer zu heilen und manchmal sogar tödlich sind. Alexander von Humboldt fand in Südamerika eine Bremsenart, Oestrus hominis, welche ihre Eier auf Menschen legt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Viele der hier erwähnten Thiere kommen auch bei verschiedenen Arten Säugethieren vor, während diese daneben noch ihre besonderen Schmarozer haben. Fast jede Gattung Vierfüßer hat eine ihr eigene Läuseart, und zuweilen sogar eine für jeden verschiedenen Körpertheil. Das ist z. B. beim Rindvieh der Fall, bei welchem überdies noch bei den Jungen eine besondere Art vorkommt, von welcher die Alten nicht heimgesucht werden. Ein sehr geplagtes Thier ist das Schaf. In seinen Luftröhren findet sich häufig der Schaf-Palissadenwurm, Strongylus Filaria, der den sogenannten Schafhusten erzeugt. Die Quesen finden sich im Gehirn der Schafe (Coenurus, Hydatis cerebralis) und bringen die gefährliche Drehkrankheit hervor; das Thier wird dann unruhig, wirft den Kopf hin und her, springt und läuft, und steht dann plözlich still. Auch der Leberegel ist diesem nüzlichen Thiere gefährlich, und durchhöhlt ihm zuweilen die ganze Leber; die Schweine und die wiederkäuenden Thiere sind gleichfalls von diesem Insekte nicht verschont. Es hat die Gestalt eines kleinen, länglich runden Blattes, das hinten spiz ist und vorne eine spize Verlängerung hat. An derselben befindet sich der erste Saugrüssel, der sich in eine Art von Schlund öffnet; dieser ist mit Kanälen versehen, durch welche die Galle, wovon das Thier lebt, in alle seine Körpertheile sich verbreitet.

Ein höchst merkwürdiges Insekt ist die bekannte Pferdebremse. Das Weibchen hat ein röhrenförmiges Werkzeug, welches in eine Angel ausläuft, und dazu dient, die Eier abzulegen. Sobald es sich ein Pferd ausersehen hat, welchem es seine Brut anvertrauen will, so summt es einige Zeit um dasselbe herum, hält dabei das Ei in jener Angel, setzt sich dann auf das Pferd nieder, und befestigt sein Ei vermittelst eines harzigen Saftes an einem Haare. Damit hat es seinen Mutterpflichten Genüge geleistet und fliegt weg. Das Ei aber erleidet mannigfache Schicksale. Es muß nämlich im Leibe des Pferdes ausgebrütet, und durch dieses selbst in den Magen gebracht werden. Bekanntlich pflegen die Pferde sich gern zu lecken, wenn sie von den Fliegen gestochen worden sind. Dabei heftet sich nun das Ei der Bremse an die Zunge oder die Lippen fest, und findet dann bald den Weg zum Munde. Das Weibchen legt seine Eier gewöhnlich an solche Stellen, bis wohin die Zunge reicht, versieht es aber dieses auch einmal, so ist dennoch nichts verloren, weil ja die Pferde einander lecken, und das Ei so stets seine Bestimmung erreicht. Die Wärme und Feuchtigkeit im Pferdsmaule begünstigt das Auskriechen der Larve aus dem Ei, und diese wandert nun mit dem Futter in den Magen, oder bricht sich selbst bis dahin Bahn. Jezt ist sie am rechten Orte; mit ihren zwei Mundhäkchen befestigt sie sich in der inneren Magenhaut, deren Absonderung ihr zur Nahrung dient. Der Magensaft schadet ihr nicht im Geringsten, und sie behält den einmal eingenommenen Platz von Anfang bis zu Ende. Nach Verlauf eines halben Jahres läßt sie endlich los, und geht mit dem Miste vom Pferde ab. Auf der Erde verpuppt sie sich dann und aus der Puppe kommt nach Ablauf einiger Zeit die Bremse hervor.

Die Ochsenbremse läßt ihre Jungen auf der äußern Haut des Thiers ausbrüten. Kommt die Larve aus dem Ei, so bohrt sie sich in die Haut, und ringsum bildet sich ein Geschwulst, die zum Wohnplatze und zum Nahrungsbehälter dient, denn von der Lymphe, welche die Wunde absondert, lebt das Thier. Die Schafbremse legt ihre Eier in die Nasenlöcher und Stirnhöhlen; die Larven verursachen große Schmerzen. Den Schafen sind ferner gefährlich: die Schmeißfliege und die Fleischfliege, Musca vomitoria und carnaria. Sie legen ihre Eier auf die Haut, am liebsten an geschabte und wunde Stellen, besonders gern bei kranken Thieren. Die Larven fressen sich gleich ins Fleisch, und wenn der Schäfer nicht sehr aufmerksam ist, so entstehen große Wunden, und das Schaf wird buchstäblich bei lebendigem Leibe aufgefressen.

Auch die im Wasser lebenden Thiere sind von lästigen und gefährlichen Schmarotzern keineswegs befreit. Dahin gehören die Asseln, (Oniscus), namentlich die Walfischlaus, Oniscus ceti. Sie hat einen schaligen Leib, der länglich rund ist, und aus neun Ringeln besteht; jeder der acht Füße läuft in eine starke Kralle aus. Sie sind zuweilen in solchen Massen am Walfische vorhanden, daß dieser mit ihnen ganz bedeckt ist und schon aus der Ferne ganz weiß aussieht. Wo sie sitzen, da fressen sie die Haut weg. Die Eier liegen bei der Mutter in einer Art von Sack am untern Theile des Körpers, und selbst die Jungen bleiben noch eine Zeit in demselben, wie bei den Kängeruhs. Sie leben am liebsten an den Lippen und Finnen des Walfisches.

Der Fledermausschmarotzer (Pteroptes) setzt uns durch die ausserordentliche Schnelligkeit seiner Bewegungen in Erstaunen. Er hat keine Flügel, und lebt auf den Fittigen der Fledermaus, namentlich an dem entblößten Theile in der Nähe der Klaue, womit das Thier sich festhängt und anklammert. Damit das Insekt sich festklammern kann, hat es unten an seinen Füßen eine kleine Blase, die zugleich als Sauger dient; ausserdem kann es nach Belieben seine Beine aufwärts richten

und auf dem Rücken gehen; ja es kann auch einen Theil seiner Beine in die Höhe stellen, und die übrigen in ihrer natürlichen Lage lassen; es vermag demnach so zu gehen und sich fortzubewegen, daß es von zwei Flächen zugleich gestützt wird, und dieses auf zwei verschiedenen Seiten des Körpers.

Wie sehr die Vögel von Schmarotzerthieren geplagt werden, ist bekannt; die welche auf und in Fischen vorkommen, sind wieder ganz anderer Art. Jedes Wasserthier hat seine Parasiten, am meisten heimgesucht sind aber die gefräßigsten Fische. Der Argulus foliaceus (die Karpfenlaus) lebt auf kleinen Süßwasserfischen; er hat zwölf Beine, die beflosst und gewissermaßen befiedert sind, ausgenommen die beiden vordersten, deren er sich als Sauger bedient; alle übrigen gebraucht er zum Schwimmen. Sein Mund ist spitzig, mit diesem saugt er Blut aus dem Fische, und zwar mit solcher Gier, daß dieser oft sein Opfer wird und abstirbt. Am meisten sind die Kiemen den Angriffen der Schmarotzer ausgesetzt, namentlich jene des Schwertfisches, den sie oft so quälen, daß er es im Meere nicht mehr aushalten kann, und, von ungeheuerm Schmerze gepeinigt, auf den Strand rennt und stirbt.

Aber diese Schmarotzer sind ihrerseits demselben Schicksale unterworfen, welches sie anderen Thieren bereiten; sie haben auch wieder ihre Parasiten. Die größeren Käfer werden von Drahtwürmern (Gordii) geplagt; fast alle haben ihre besonderen Parasiten am Körper, und man kann sie häufig auf dem Felde und auf Wegen ganz bedeckt mit solchen Thieren liegen sehen, deren Beute sie geworden sind. Die so nützliche Biene hat einen lästigen Feind an der Braula caeca, einem Thiere mit bräunlichem Körper, der aus einer zähen, lederigen Substanz besteht. Sie ist blind, und hat statt der Augen ein Paar Fühlhörner. Am Ende der Füße sind keine Krallen, sondern kreuzweis ineinandergreifende Angeln, mit denen sie sich an die feinen Haare der Biene anklammert. Die Biene wird von ihr sehr gemartert, ist unruhig, rennt hin und her, um Ruhe zu finden oder sich ihres Feindes zu entledigen; und kommen diese Schmarotzer an die Königin, so hört diese auf, Eier zu legen. Die Fadenmilbe (Uropoda vegetans) bedeckt manche Insekten massenweise vermittelst eines feinen Fadens hinten am Leibe; dieser Faden bildet eine Röhre, und durch diese saugt sie die Insekten aus. An den Thieren, welche dem Menschen zur Plage sind, übt also die Natur ein Vergeltungsrecht aus. Ein großer Bockkäfer oder Holzbock, ganz mit Milben bedeckt, wurde von einem Naturforscher unter ein Vergrößerungsglas gesetzt. Er war nicht im Stande zu gehen, und wand und krümmte sich vor Schmerz. Ein Parasit hatte seinen Saugrüssel in das Insekt eingebohrt, und zog ihm den Saft aus, an diesem Schmarotzer hing ein zweiter, an diesem ein dritter und so fort; und alle bildeten eine fortlaufende Röhre, wodurch sie dem Insekte sein weißes Blut abzapften und sich nährten, obwohl nur einer sich unmittelbar an der Quelle befand, aus der sie doch alle schöpften.

Von großem Nutzen sind die Schlupfwespen, (Ichneumon). Wie das vierfüßige Ichneumon in Aegypten die Eier der Schlangen und Krokodile zerstört, so tödten diese Schlupfwespen andere Insekten. Sie haben eine lange Legröhre, zwischen zwei Borsten; mit jener legen sie ihre Eier unmittelbar auf oder in die Larven und Puppen anderer Insekten, selbst in die der Blattläuse und Spinnen. Manchmal versetzen sie einer Raupe zwanzig bis dreißig Stiche, und legen die Eier so hinein; manche kleben dieselben blos auf, und die Larven fressen sich selbst ein, vermeiden aber die empfindlichsten Theile der Raupe anzugreifen, damit diese nicht eher sterbe, als bis die Larve alt genug ist, ihre weiteren Verwandlungen durchmachen zu können. Sie bringen ihre Eier sogar in die Eier von Schmetterlingen hinein, und tödten überhaupt eine ungeheure, gar nicht zu berechnende Menge schädlicher Insekten. Ohne sie würde es den Menschen kaum möglich sein, Getreideerndten zu erzielen. Eine Schnacke nämlich, (Cecidomya tritici), die man kaum ohne Vergrößerungsglas erkennt, würde gar keinen Waizen aufkommen lassen, wenn sie ihrerseits nicht drei besondere Parasiten hätte. Sie ist so zahlreich, daß in einem großen Scheffel Waizenspreu 406,000 solcher Thiere gefunden wurden. Noch nachtheiliger ist die sogenannte hessische Fliege (Cecidomya destructor), welche angeblich während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges mit Waizenladungen nach den Vereinigten Staaten gekommen sein soll, wo sie den Erndten großen Schaden zufügt; sie hat aber auch ihre Schmarotzer. Manche Raupenart hat deren sechs, acht und mehre.

So sucht die Natur selbst ein Gleichgewicht herzustellen.

Sommer und Winter.

(Alte Lieder und Volksgebräuche.)

Der Winter hat mit seiner Kält,
Uns Freuden viel zerstöret;
Alles, Das war wohl gestellt,
Das hat er uns erfröret.
Die Blümlein und den grünen Klee,
Röslein, Viol und Lilien,
Die machet fallen der kalte Schnee,
Er will sie ganz vertilgen.
Er zwinget uns die Vögelein
Die in dem Wald erklingen,
Daß sie nicht mögen froh gesein,
Man hört sie selten singen.

* * *

Des Mayen Zeit
Uns wieder geit
Was uns der Winter nahm.
Die Vöglein singen wiederstreit
Gar wohlgemuth ihr Metten in dem Gehage.

Aus zwei Liedern des fünfzehnten Jahrhunderts.

Kein Volk ist reicher an Liedern, welche die Wonne des Frühlings besingen, als das Deutsche; kaum ein anderes hat die Freuden, welche die Wiederkehr der bessern Jahreszeit dem Menschen bereitet, einfacher, sinniger und gemüthlicher geschildert. Die „lustige Frühlingszeit" spielt bis auf den heutigen Tag eine große Rolle in den Volksliedern.

Seit den ältesten Zeiten ist das Wiedererwachen der Natur vom Volke in eigenthümlicher Weise gefeiert worden. Manche dieser Gebräuche haben sich freilich jetzt verloren, aber viele erhielten sich bis auf die Gegenwart herab. Unsere Alten stellten sich die Jahreszeiten als Persönlichkeiten vor. In der Edda ist der Sommer der Sohn eines freundlichen, wohlwollenden Mannes, der Winter dagegen stammt aus einem grimmigen, bösen, Alles vernichtenden Geschlechte. Beide sind Riesen; jener ein gutartiger, dieser ein bösartiger. Sommer und Winter sind bei uns noch jetzt Eigennamen, und waren es wohl schon in der frühesten Zeit.

Die Spuren jenes persönlichen Verhältnisses der Jahreszeiten zu einander, sind auch noch jetzt in unserer Sprache vorhanden. Wir sagen: der Sommer oder der Winter kehrt ein, tritt ein, ist vor der Thür ꝛc., wie ein ersehnter oder unwillkommener Gast. In den alten Gedichten heißt der Sommer vorzugsweise „der liebe," der Winter „der leide"; beide kommen, jenen Vorstellungen zufolge, mit ihren Leuten und Gefährten aufgezogen, weil sie einander bekriegen. Die eigentliche gute Jahreszeit beginnt in unseren nordischen Gegenden mit dem Mai; daher ist dieser der Repräsentant des Sommers; er „hält seinen Einzug," er „löst die Blumen aus des Reifes Banden." Gleich einem Könige, der nach langer Abwesenheit siegreich wieder einzieht, kündigt er seine Ankunft „durch Briefe" an. Es werdem ihm Hände beigelegt, er wird von den Menschen mit Dank und Neigen, gleich einem Gott oder König verehrt. Er legt sein grünlaubiges Kleid an, oder sendet dem Walde Kleider. Im Gefolge des Winters, gewissermaßen als dessen Vasallen, ziehen Reif und Schnee; sie sind auch Riesen, welche mit ihrem Lehnsherren gegen den Sommer kämpfen.

Die Ankunft des Sommers, des Mai's, oder überhaupt, nach unserm gegenwärtigen Sprachgebrauche, des Frühlings, wurde vor Alters festlich begangen. Das nannte man: die Zit empfahen, — die Zeit empfangen. Das Eintreffen des Sommers erfolgte aber nicht auf einen bestimmten Tag des Jahres, sondern wurde nach zufälligen Zeichen wahrgenommen, nach aufblühenden Blumen oder anlangenden Vögeln. Wer das erste Veilchen, oder wie man sagte: „den ersten Viol" schaute, zeigte es an; das ganze Dorf lief hinzu, die Bauern steckten die Blume auf eine Stange und tanzten um dieselbe. Eben so werden der erste Storch und die erste Schwalbe als Frühlingsboten begrüßt, und die

Kinder singen zu ihrem Preis Lieder. Das war auch Sitte bei den alten Griechen und Römern. Daß man auch bei uns in Deutschland schon im Mittelalter auf die erste Schwalbe achtete, lehrt ein alter Aberglaube, der lautet: „Wer die erste Schwalbe sieht, stehe alsbald still, und grabe unter seinem linken Fuß mit einem Messer in die Erde; dann findet er eine Kohle, die ist das ganze Jahr über gut für das kalte Fieber." Das schwedische Landvolk bewillkommnet sie mit dreimaligem Jubelruf. Schwalbe und Storch gelten in allen germanischen Ländern für geheiligte, unverletzliche Thiere. Wer bei den Griechen die Einkehr des Storchs zuerst ansagte, empfing Botenlohn. Noch im vorigen Jahrhundert waren die Thürmer in manchen unserer Städte angewiesen, den Frühlingsherold anzublasen, wofür ihnen ein Ehrentrunk aus dem Rathskeller verabreicht wurde. Wie schön und gemüthlich hat Hebel den Storch besungen!

Die Gebräuche und die Lieder waren und sind sehr mannigfaltig. Oft wird blos ein Kranz, eine Puppe oder ein Thier im Korb herumgetragen und von Haus zu Hause eine Gabe eingefordert. An manchen Orten tragen Kinder einen Hahn, oder eine Krähe, oder einen Fuchs umher; anderwärts nehmen auch Erwachsene an der Sommerverkündigung Theil. — Ein vermummter Sommer und Winter, jener in Epheu oder Sinngrün, dieser in Stroh oder Moos gekleidet, treten auf, und kämpfen so lange miteinander, bis der Sommer siegt. Dann wird dem zu Boden geworfenen Winter seine Hülle abgerissen, zerstreut und ein sommerlicher Kranz oder Zweig umhergetragen. Diese Sitte finden wir hauptsächlich in den Gegenden am Mittelrhein, jenseits in der Pfalz, diesseits zwischen Neckar und Main im Odenwalde. Da singen sie:

Trarira, der Sommer der ist da;
Wir wollen hinaus in Garten,
Und wollen des Sommers warten.
Wir wollen hinter die Hecken,
Und wollen den Sommer wecken.
Der Winter hat's verloren,
Der Winter liegt gefangen,
Und wer nicht dazu kommt
Den schlagen wir mit Stangen.

Anderwärts wird gesungen:

Jajaja, der Sommertag ist da,
Er kratzt dem Winter die Augen aus
Und jagt die Bauern zur Stube hinaus.

Oder folgende Verse:

Stab aus! dem Winter gehn die Augen aus,
Veilchen, Rosenblumen,
Holen wir dem Sommer,
Schicken den Winter übern Rhein,
Bringt uns guten kühlen Wein.

Solche Gesänge sind sicher durch lange Jahrhunderte gegangen, denn Alles ist darin noch ganz heidnisch gedacht; der herbeigeholte, aus seinem Schlafe geweckte tapfere Sommer; der überwundene, in den Koth niedergeworfene, in Banden gelegte, mit Stäben geschlagene, geblendete und ausgetriebene Winter sind Halbgötter oder Riesen des Alterthums. An einigen Orten ziehen die Kinder mit weißen, geschälten Stäben, hölzernen Gabeln und Säbeln aus, entweder in der Absicht, um dem Sommer zu helfen, und mit auf den Feind loszuschlagen, oder die Stabträger sind des Winters Gefolge, weil nach altem Gebrauch, Besiegte und Gefangene mit weißen Stäben entlassen werden. Einer aus dem Haufen der Knaben, gewöhnlich der größte, stellt den Winter dar; er ist in Stroh gehüllt; ein anderer, mit Epheu verziert, ist, wie bemerkt der Sommer; dieser siegt, jenem werden die Augen ausgestochen. Das weist ins höchste Alterthum zurück. Je mehr man sich, vom Odenwalde aus, dem innern Franken, dem Spessart und der Rhön nähert, pflegen die Worte zu lauten:

Stab aus, Stab aus,
Stecht dem Tod die Augen aus. — —
Wir haben den Tod hinausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Maien,
Mit Blümlein mancherleien.

Hier tritt der Tod an die Stelle des Winters; man kann sagen, weil im Winter die Natur schlummert und ausgestorben scheint; vielleicht hat aber auch früh schon ein heidnischer Name des Winters der christlichen Vorstellung vom Tode weichen müssen. In manchen Liedern kommt der Sommer gar nicht vor, um so stärker wird der ausgetriebene Tod heraus gehoben. In Nürnberg durchzogen Landmädchen in ihrem besten Putz alle Straßen; auf oder unter dem linken Arme trugen sie einen kleinen, offenen Sarg, aus welchem ein Leichentuch herabhing; unter dem Tuche lag eine Puppe. Aermere Kinder trugen nur eine offene Schachtel, worin ein grüner Buchenzweig lag, mit in die Höhe gerichtetem Stiel, waran ein Apfel statt des Kopfes steckt. Ihr eintöniges Lied begann:

Heut ist Mitfasten,
Wir tragen den Tod ins Wasser, wol ist das,
Tragen ihn 'nein und wieder 'raus,
Tragen ihn vor des Biedermanns Haus.
Wollt ihr uns kein Schmalz nicht geben,
Lassen wir euch den Tod nicht sehen.
Der Tod der hat ein Panzer an.

Aehnliche Gebräuche und Lieder herrschten im übrigen Franken, in Thüringen, Meissen, Vogtland, Schlesien und der Lausitz; nur wechselte der Eingang des Liedes und man sang: wir treiben den Tod aus, den alten Weibern in das Haus, oder hinters alte Hirtenhaus. Der Schluß lautet:

Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben,
Wär er das Jahr noch inne geblieben.

Gewöhnlich wurde eine Puppe, ein Bild von Stroh oder Holz herumgetragen, und ins Wasser geworfen oder verbrannt; war die Figur weiblich, so trug sie ein Knabe; war sie männlich, trug sie ein Mädchen. Man stritt darum, wo sie gemacht und gebunden werden sollte; aus welchem Hause sie hervorgebracht wurde, in dem starb das Jahr über Niemand. Die den Tod weggeworfen hatten, liefen schnell davon, aus Furcht, daß er sich wieder aufraffe, und hinter ihnen herkomme. Begegnete den Heimkehrenden Vieh, so schlugen sie es mit Stäben, weil sie glaubten, daß es dadurch fruchtbar werde. In Schlesien wurde häufig ein bloßer Tannenbaum mit Strohketten, gleichsam gefesselt, umhergeschleppt. Hin und wieder trug ein starker Mann, mitten unter Kindern, einen Maienbaum. Unter jenem ausgetriebenen Götzenbild scheint man aber nicht überall den Winter oder den Tod gedacht zu haben, heidnische Vorstellungen liegen indeß überall zum Grunde.

In der Rhein- und Maingegend fällt der Tag dieser Feier auf Lätare, und heißt vorzugsweise der Sommertag. Das Nordland hat dafür den sogenannten Mairitt. Olaus Magnus, von dem wir eine Geschichte der mitternächtigen Völker besitzen, erzählt Folgendes:

Die Schweden und Gothen haben einen Brauch, daß in den Städten die Obrigkeit den ersten Tag Maiens zwei Geschwader Reiter von starken jungen Gesellen und Männern versammeln läßt, nichts anders als wollte man zu einer gewaltigen Schlacht ziehen. Das eine Geschwader hat einen Rittmeister, welcher unter dem Namen des Winters mit viel Pelzen und gefütterten Kleidern angethan, und mit einem Winterspieß bewappnet ist; der reitet hoffährtiglich hin und wieder, wirft Schneeballen und Eisschemel von sich, als wollte er die Kälte erlängern; macht sich ganz unnütz. Hergegen hat das andere Geschwader auch einen Rittmeister den heißt man den Blumengrafen, der ist von grünem Gezweig, Laub und Blumen bekleidet, auch mit anderen Sommerkleidern angethan, und nicht fast wehrhaft; reitet mit sammt dem Winterhauptmann in die Stadt ein, doch ein Jeder an seinem besondern Ort und Ordnung, halten alsdann ein öffentlich Stechen und Turnier, in welchem der Sommer den Winter überwindet und zu Boden rennt. Der Winter und sein Gefolge werfen um sich mit Asche und Funken; das sommerliche Gesinde wehrt sich mit Birkenmaien und ausgeschlagenen Lindenruthen; endlich wird dem Sommer von dem umstehenden Volk der Sieg zugesprochen.

Dieses nordische Führen des Mai in die Stadt, nimmt sich, mit seinem turniermäßigen Gepränge reinlicher und stattlicher aus, als der ärmliche Aufzug bettelnder Kinder, und ist eine poetische, das Gemüth ergreifende Vorstellung. An solchen Maispielen nahmen nicht selten auch Adel und König Theil; sie waren eine allgemeine Volkslustbarkeit. Der Maigraf zog blumenbekränzt unter mächtigem Geleit durch Straßen und Dörfer, Gastmahle und Reihentanz folgten. In Dänemark begann der Zug auf Walpurgistag; man nannte das: den Sommer ins Land reiten. Der Maigraf trug zwei Kränze, die übrigen hatten nur einen; im Orte wurden Lieder gesungen; alle Jungfrauen bildeten einen Kreis um den Maigrafen, und dieser wählte sich eine darunter zur Majinde, indem er ihr einen Kranz zuwarf.

Dieses Maireiten und diese Maigrafen waren auch in Niederdeutschland althergebracht; und eben darum ist wohl dort auch das mitteldeutsche Sommerankündigen auf Lätare nicht vorhanden. In Hildesheim dauerte der schöne Brauch des Mairitts bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein. Sobald der Maigreve, gegen Pfingsten, erwählt war, hatten die Holzerben in der Ilse aus sieben Dörfern den Maiwagen zu hauen. Alles gehauene Buschwerk muß aufgeladen werden, im Walde dürfen nicht mehr als vier Pferde vorgespannt werden. Ein feierlicher Zug aus der Stadt holt den Wagen ab; Bürgermeister und Rath empfängt von den Holzerben den Maikranz und übergibt ihn dem Maigreve. Der Wagen enthält sechszig bis siebenzig Bunde Mai (Birken), welche dem Maigreven zukommen, und dann weiter ausgetheilt werden. Klöster und Kirchen empfangen große Bunde, auf alle Thürme wird davon gesteckt, der Boden der Kirche ist mit geschorenem Buchsbaum

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und Feldblumen bestreut. Der Maigreve bewirthet alle Holzerben, muß ihnen aber nothwendig Krebse vorsetzen. Von einem Kampfe, welchen dieser Maigraf gegen den Winter zu bestehen hätte, ist hier nicht mehr die Rede, der Sommer wird nur eingeholt; aber früher mag dieser Kampf wohl auch nicht gefehlt haben. Im Braunschweigischen sind zum Pfingstfeste die Thüren des Hauses, der Wohnstube und die Eingangsthüren der Ställe mit Birkenmaien geziert; selbst das Vieh soll sich des wiedergekommenen Frühlings freuen, und auch ihm stellt man Zweige in den Stall. Ein mit bunten Bändern und Blumen geschmückter Knabe, der Pfingstkönig, durchzieht Flecken oder Dorf und empfängt Gaben. In holsteinischen Kirchspielen begeht man den Anfang des Mais so, daß man einen Burschen und ein Mädchen mit Laub und Blumen bekränzt und unter Musik in ein Wirthshaus geleitet, wo gezecht und getanzt wird; sie heißen Maigreve und Maigrön, d. h. Maigräfin. In Schwaben gehen die Kinder mit Sonnenaufgang in den Wald; die Knaben tragen Tücher, die Mädchen Bänder an Zweigen; der Führer ist ein Maikönig, der sich eine Königin wählen darf. Auch England hatte diese alte deutsche Sitte bis ins siebenzehnte Jahrhundert allgemein erhalten, und in einzelnen Gegenden mögen die Maigames oder Mayings wohl noch vorhanden sein. Am ersten Maitag zogen kurz nach Mitternacht, Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen mit Musik und Hornbläsern in einen nahen Wald, wo sie Aeste von den Bäumen brachen und diese mit Sträußen und Blumenkränzen schmückten. Dann kehrten sie heim, und pflanzten bei Sonnenaufgang diese Maibüsche in Thüren und Fenster der Häuser. Vor allem aber brachten sie aus dem Wald einen großen gehauenen Maibaum, Maipole oder Maipoll genannt, mit nach Haus; zwanzig oder vierzig Joche Ochsen, deren jeder einen Blumenstrauß zwischen den Hörnern trug, zogen ihn. Dieser Baum wurde im Dorfe aufgerichtet, und man tanzte um ihn herum. Den Vorsitz über das ganze Fest führte ein eigens erwählter Lord of the May, dem dann noch eine Lady of the May beigegeben wurde. Hier ist kein Winter und kein Zweikampf mit ihm, aber der Maipole ist ganz der niedersächsische Maiwagen and der Lord of the May der Maigraf. Hieraus schließt man, daß die Angelsachsen diesen Brauch, der also weit über die Zeiten des Christenthums in unserem Norden hinausreicht, mit aus Niederdeutschland nach Britannien brachten.

Jakob Grimm erwähnt in seiner deutschen Mythologie, worin Alles was wir hier angemerkt nnd allgemein faßlich dargestellt haben, tief gelehrt und in Bezug auf unser deutsches Alterthum behandelt worden ist, noch besonders der Laubeinkleidung. Nach ihm zeigt das Einkleiden der beiden Vorkämpfer in Laub und Blumen, in Stroh und Moos, ihre wahrscheinlich geführten Wechselreden, der zuschauende, begleitende Chor, die ersten rohen Behelfe dramatischer Kunst, und von solchen Aufzügen müßte die Geschichte des deutschen Schauspiels beginnen. Die Volkssitte bietet noch eine Menge Abänderungen dar; hier hat sie ein Stück, dort ein anderes des ältern Ganzen bewahrt. In der niederhessischen Grafschaft Ziegenhain, bei Wittingshausen, wird ein Knabe über und über mit Laub bedeckt; andere Knaben haben ihn am Seil und lassen ihn als Bären tanzen; dafür wird eine Gabe gereicht. Die Mädchen tragen einen Bügel mit Bändern ausgeziert. In Augsburg wurde der sogenannte Wasservogel, ein Bursch, den man vom Kopfe bis auf die Füße mit Schilfrohr umflochten hatte, zur Pfingstzeit, von zwei anderen, die Birkenzweige in den Händen hielten, durch die Stadt geführt, und dann in den Fluß getaucht. In thüringischen Dörfern wählt man am dritten Pfingsttag den grünen Mann oder Lattichkönig; ein junger Bauer wird in den Wald geleitet; in grüne Büsche und Zweige gehüllt, auf ein Pferd gesetzt und jubelnd zurückgeführt. Im Dorfe steht die Gemeinde versammelt; der Schulze muß dreimal rathen, wer in der grünen Hülle verborgen sei. Fehlt er, so hat er sich mit Bier zu lösen. Anderwärts wird schon am ersten Pfingsttage der Knecht, welcher sein Vieh am spätesten zur Weide treibt, in Tannen- und Birkenzweige gehüllt, und unter lautem Geschrei: „Pfingstschläfer, Pfingstschläfer!“ durch das Dorf gepeitscht. Abends wird gezecht und getanzt. Im Erzgebirge klatscht der am ersten Pfingsttage zuerst austreibende Hirt mit der Peitsche; der zuletzt austreibende wird verlacht und „Pfingstlümmel“ gescholten; so auch in jedem Hause, der welcher zuletzt im Bett angetroffen wird. Das Verschlafen der hehren festlichen Zeit und die damit verbundene Strafe, scheint anfangs nur Nebensache gewesen zu sein, welche man noch festhielt als die Hauptfeier längst untergegangen war.

Der Himmel erhalte dem deutschen Volke seine Lieder und was von alten Bräuchen sich bis in diese Zeit gerettet hat!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Minetarenhäuptling.

(Tafel 17.)

Unter den nordamerikanischen Indianern sind die Minetaren zwar einer der am wenigsten zahlreichen Stämme, aber sie bieten oder boten dem reisenden Beobachter manche interessante Züge dar. Wir sagen, sie boten, denn wahrscheinlich sind auch sie nun schon vom großen Geiste abgerufen, und spurlos von der Erde verschwunden, weil gerade in der Gegend, welche sie bewohnten, vor einigen Jahren die Menschenblattern so furchtbar hausten, daß von den zahlreichen Sioux, und Mandanen nur einige wenige verschont blieben, alle übrigen aber eine Beute des Todes wurden.

Die Minetaren zählten vor etwa sechs oder acht Jahren höchstens fünfzehnhundert Seelen in drei Dörfern, am Messerflusse, der ein fruchtbares Land bewässert, und sich in den obern Missouri ergießt. Sie befanden sich hier einsam unter fremden Stämmen, da sie ihrer Sprache zufolge, offenbar dem Volke der weiter westlich am Fuße der Felsengebirge wohnenden Krähenindianer angehörten. Einst waren viele streitbare Männer, von Weibern begleitet, auf einen Kriegs- oder Jagdzug nach einer entlegenen Gegend gezogen. Da versperrten Feinde die Rückkehr, und ihnen blieb nichts übrig, als ihre jetzigen Nachbaren, die Mandanen, um Gastfreundschaft zu bitten, die auch gewährt wurde. Seitdem standen sie mit ihren Beschützern in enger Verbindung, und bewiesen sich für den erlangten Schutz stets dankbar. Wir kamen, sagen sie, arm ins Land, und hatten weder Wigwams noch Pferde; unsere meisten Krieger waren vom Feinde erschlagen, Weiber bildeten die Mehrzahl. Nun nahmen uns zwar die Mandanen nicht in ihre Dörfer auf, aber sie wiesen uns Plätze an, wo wir uns anbauen konnten. — Ihre Dörfer gleichen auch völlig denen der Mandanen. Seltsam ist dabei, daß, trotz des langen und häufigen Verkehrs, in welchem beide dicht nebeneinander wohnende Stämme schon seit langer Zeit miteinander stehen, die Minetaren wohl manche Sitten und Gebräuche von den Mandanen angenommen haben, aber kaum ein Mann im ganzen Stamme zu finden ist, der zehn oder zwanzig Wörter von der Sprache der Mandanen verstände, während diese letzteren doch jene ihrer Schützlinge sehr leicht erlernen und geläufig sprechen.

Das größte Dorf der Minetaren liegt auf einer Anhöhe, unmittelbar am Ufer des Messerflusses (knife river), und besteht aus etwa vierzig oder fünfzig mit Erde bedeckten Hütten, von denen jede vierzig bis fünfzig Fuß im Durchmesser hält. Die beiden anderen Ortschaften liegen etwas tiefer, mitten in einem an Welschkorn ungemein ergiebigen, sehr fruchtbaren Gefilde. Im Sommer wird von früh bis spät der Fluß von Badenden nicht leer; Weiber und Kinder sind im Schwimmen so geübt, wie Jünglinge und Männer; auch verstehen sich Alle auf das Rudern ihrer Nachen, welche aus Büffelhäuten verfertigt werden, und die freilich nicht sehr zierliche Gestalt einer großen Kufe haben. Dampfbäder, gleich den russischen, sind als erprobte Heilmittel vielen Indianern, namentlich aber auch den Minetaren bekannt; sie gießen, um den Dampf zu erzeugen, Wasser auf glühend gemachte Steine, und wenn der, welcher sich des Dampfbades bedient, um irgend einem Unwohlsein abzuhelfen, lange genug in seinem Kasten gesessen hat, dann springt er plötzlich, aus dem am Ufer errichteten Badezelte heraus, und stürzt sich in den kalten Fluß.

Der Häuptling oder Sachem dieses Stammes war vor sechs oder sieben Jahren ein würdiger Patriarch, dessen Bildniß wir auf nebenstehender Tafel mittheilen. Er hieß Ih-tohk-pah-schi-pi-schah, das heißt: der schwarze Mokassin, und zählte mehr als hundert

Der Minetaren-Häuptling

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Jahre, oder, wie die Indianer sagen, mehr als hundert Schnee. Der, unsern Lesern aus einer frühern Schilderung bekannte, Maler Catlin, wohnte mehre Tage lang in der Hütte dieses gastfreien Mannes, den sein Stamm hoch verehrte, und auf dessen Rath sie großen Werth legte. Seine Stimme und seine Sehkraft waren fast ganz dahingeschwunden, aber die Bewegungen seiner Hand noch so kräftig, wie die eines Jünglings.

Er erinnerte sich noch sehr wohl der beiden Reisenden Lewis und Clarke, die zuerst, vor nun beinahe vierzig Jahren jene Gegenden besuchten, als sie ihren Zug über die Felsengebirge unternahmen; sie erwähnen in ihrem Reiseberichte der zuvorkommenden Freundlichkeit, mit welcher der schwarze Mokassin sie empfing, welchen sie dem Stamme zum Häuptlinge vorschlugen. Er hat auch diese Würde bis an sein Lebensende behalten, und sprach von jener beiden Weissen mit großer Theilnahme. Was macht „Rothhaar," nämlich Lewis, und was „Langmesser"? war seine erste Frage. Rothe Haare sind bei den Indianern etwas ungemein Auffallendes, und kommen unter ihnen niemals vor; das „lange Messer" bezog sich auf Clarke's Schwert, desgleichen Ih-tohk-pah-schi-pi-schah zuvor noch nie gesehen hatte.

Die Minetaren sind schlank und kräftig gebaut, und von sehr kriegerischem Sinne; unaufhörlich unternehmen sie Züge gegen andere Stämme, und verwickeln dadurch die weniger streitsüchtigen Mandanen nicht selten in blutige Fehden. Diese letzteren sind auch Schuld, daß die Anzahl der Weiber weit beträchtlicher ist, als jene der Männer. Der alte Häuptling war zwar nicht mehr im Stande, die Seinigen anzuführen; sein Kriegschmuck, mit dem Büffelhaupte, mit Bogen, Pfeilen, Köcher und Schild, den wir auf unserer Tafel gleichfalls abgebildet sehen, bedeckte nicht mehr den Leib des alten Streiters, aber sein Sohn, Jaschinschia oder der rothe Donner, galt weit und breit für den gewaltigsten Krieger. Er warf sich nackt, — ein indianischer Berserker — in das wildeste Schlachtgetümmel; nachdem er den ganzen Körper roth und schwarz bemalt. Auf dem Kopfe trug er einen Busch wallender Federn, die seinen Leuten zum Merkzeichen im Gefechte dienen, dem Feinde aber eine Zielscheibe für seine Pfeile abgeben sollen, und einen Beweis, daß der Krieger tödliches Geschoß nicht fürchte.

Die Minetaren bauen Getreide, namentlich Welschkorn. Wenn dasselbe der Reife nahe ist, so stellen sie ein großes Erndtedankfest an. Die Körner dürfen aber nicht hart werden, weil man sie lieber genießt, so lange sie noch weich und grün sind. Man schneidet sie ab, kocht sie, richtet Danksagungen an den großen Geist, und tanzt und singt. Die Festlichkeiten dauern etwa zehn Tage; so lange braucht nämlich das Korn dann noch, um völlig reif zu werden; und in dieser Zeit denkt Niemand an Jagd oder Krieg, man gibt sich vielmehr gänzlich dem Wohlleben hin. Sonderbares Fest! Der Indianer dankt dem höchsten Wesen für die Wohlthaten, welche ihm zu Theil werden, und denkt doch nicht einmal daran, für den Winter sich einen Vorrath von Getreide aufzuspeichern; er läßt nur einige wenige Aehren auswachsen, deren Ertrag eben nothdürftig zur Aussaat im nächsten Frühjahre hinreicht.

Am Bemerkenswerthesten bei diesen Feierlichkeiten ist der „Grünkorn-Tanz." Nahet die Zeit der indianischen Erndte heran, so schickt der angesehenste Medizinmann, d. h. der beste Wahrsager, welcher im Besitze der stärksten Wunderkraft ist, einige alte Frauen ins Feld. Jeden Morgen müssen diese bei Sonnenaufgang nachsehen, ob das Korn so weit gereift ist, wie sie es wünschen, und Bericht darüber in einem Wigwam abstatten wo sich die Väter des Dorfes zum Berathschlagen versammelt haben, und wo ein großer Kessel in Bereitschaft gehalten wird. Bringen die Frauen günstige Nachricht, so laufen Ausrufer durch das Dorf, und schreien vor jeder Hütte: der große Geist sei gütig gewesen, und die ganze Gemeinde solle sich am nächsten Tage versammeln, um Dank dafür zu sagen. Dann muß Jeder seinen Magen leeren und ganz nüchtern zur Feier kommen. Am andern Morgen wird dann der Kessel mit Getreide gefüllt; während er kocht, tanzen vier Medizinmänner, welche sich die Haut mit Lehm beschmiert haben, unter lautem Gesang um den Kessel herum; in der einen Hand tragen sie eine Kornähre, in der andern eine Klapper. In einem weitern Kreise tanzen zu derselben Zeit die Krieger, und die übrigen Dorfbewohner, welche keine thätige Rolle spielen, bilden den dritten Kreis. Der Tanz währt so lange, bis die vier Medizinmänner erklären, das Korn sei gut. Dann werden noch mehrere geheimnißvolle Gebräuche beobachtet, und ist Alles erledigt, dann beginnt das lustige Mahl. Die Minetaren essen übrigens den Brei nicht, wie andere Indianer, mit den Fingern, sondern von Holztellern und mit Löffeln, welche sie aus Büffelhörnern bereiten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Mannigfaltiges.

Regeln zur Beförderung des Wohlstandes.

1) Zeit ist Geld.

Eine Lehre, welche, so oft sie auch schon gepredigt worden ist, dennoch nicht oft genug wiederholt werden kann! Das Benutzen der Zeit ist die Heerstraße zum Reichwerden. Das wußten schon unsere Voreltern sehr wohl. Daher die Sprüchwörter: Früh auf, spät nieder, bringt verloren Gut wieder. — Morgenstund hat Gold im Mund. — Man kann den Satz auch umkehren: Geld ist Zeit — gleichsam in Substanz. Ob der Staat von seinen Unterthanen Geld, oder Arbeit, oder Naturalien, oder Fabrikate fordere, ist an sich eins. Aber indem er nur Geld von ihnen fordert, setzt er sie in den Stand, von ihrer Zeit den vortheilhaftesten Gebrauch zu machen. Auch in dem Sinne ist Geld Zeit, daß Geld die Macht ist, über die Zeit Anderer zu gebieten.

2) Kaufe, wenn man dir eine Waare zum Verkaufe anbietet; verkaufe, wenn man eine Waare von dir zu kaufen verlangt.

In dem erstern Falle darf man den niedrigsten Preis zu bezahlen — in dem letztern den höchsten Preis zu erhalten hoffen. Ein sehr reicher Kaufmann und Banquier wurde befragt, wie er es angefangen habe, zu solchem Reichthume zu gelangen; er antwortete, daß er seinen Reichthum der Befolgung dieser Maxime verdanke.

3) Scheue mehr die kleinen Ausgaben, die täglich, — als die großen Ausgaben, die nur selten wiederkehren.

Wer täglich einen Kreuzer mehr ausgibt, als er zu geben braucht, macht jährlich einen unnöthigen Aufwand von 6 fl. 6 kr. Ausgaben dieser Art werden am leichtesten zu einem Bedürfnisse. Eine Gewohnheit läßt sich am schlechtesten ablegen. Wer nicht einen Pfennig so lieb hat wie einen Gulden, wird es nicht leicht dahin bringen, daß er einen Gulden wechselt.

4) Ein kleiner Gewinn, den man oft macht, ist besser, als großer Gewinn, den man selten macht.

Ein unbilliger Gewinn, sei er auch noch so groß, ist sogar ein Verlust. Denn wer die Unbilligkeit einsieht, kauft mir selten zum zweiten Male etwas ab. — Wer seine Grundstücke gut verpachten will, der verpachte sie niedrig.

5) Was besser ist als eine Laus (warum sollte das arme Thierchen nicht mit seinem ganzen Namen geschrieben werden?), das nimm du klüglich mit in's Haus.

Es ist wie mit dem Lernen. Man lerne, was man lernen kann. Denn man weiß nicht, wo und wann man das Gelernte brauchen wird.

6) Wer sich ohne Noth einen Vorrath anschafft, ist ein Verschwender.

Denn ein solcher Vorrath ist ein todtes Kapital, ein Kapital, das keine Zinsen trägt. Viele Brauchlichkeiten verlieren mit der Zeit an Werth, oder ihren Werth. Mit einem Vorrathe geht man selten haushälterisch um. Man kann leichter kaufen, als verkaufen. Besonders unräthlich ist es, viel Geld im Hause zu haben. Vom Gelde läßt sich nur unter der Bedingung ein Nutzen ziehen, daß man es ausgibt.

7) Wer nichts wagt, gewinnt nichts.

„Erst wäg's, dann wag's!' sagte ein deutscher Herzog. — Büsch macht die Bemerkung, daß ein Kaufmann, der sich gegen jede Gefahr zu sichern suche, nicht reich werden könne, ja vielleicht Gefahr laufe, zu verarmen. —

8) Es ist besser, ein Gewerbe allein, als es in Gesellschaft mit Andern zu betreiben.

Büsch macht die Bemerkung, daß Handelsgesellschaften nur selten gedeihen. Besonders sei man auf seiner Hut, wenn ein Gewerbsmann einen Gesellschafter sucht.

9) Der Hab' ich ist besser, als der Hätt' ich.

Man rechne auf keine Einnahme, bis daß man sie gemacht hat. Man weise keinen Schuldner ab, der Geld bringt. Wer weiß, ob er wiederkehrt, oder wohin sich das Geld verläuft, mit dem er zahlen wollte.

10) Der Hauswirth gehe bei dem Staatswirthe in die Lehre.

Es ist eine vortreffliche Einrichtung der neuern Zeit, daß man die Einnahme und Ausgabe des Staates im Voraus nach einer Wahrscheinlichkeitsrechnung anschlägt und beide mit einander in's Gleichgewicht zu setzen sucht, daß man einen Ausgaben-Anschlag entwirft. So sollte ein jeder Hausvater von Jahr zu Jahr seinen Einnahmen- und Ausgaben-Anschlag entwerfen. Dabei hat er nicht die außerordentlichen Ausgaben und, nach Befinden, die Tilgung seiner Schulden zu vergessen. Auch wird er wohl thun, wenn er (wie die Staatshaushalter zu thun pflegen) die Ausgaben zu hoch, die Einnahme zu niedrig anschlägt. — Doch ist zwischen dem Anschlage des Staates und dem eines Privatmannes der Unterschied: der Staatswirth muß die Einnahmen so hoch stellen, als die Ausgabe steht. Aber der Privatmann soll nur so viel ausgeben, als er einnimmt. — Ein Jeder strecke sich nach seiner Decke.

11) Eine jede Entdeckung oder Erfindung, welche einen Geldvortheil zu gewähren verheißt, ein jeder Verbesserungsvorschlag dieser Art verdient wenigstens Prüfung.

Und die beste Prüfung ist die, daß man einen Versuch mit der Entdeckung macht; denn der Vortheil neuer Erfindungen ist oftmals mit der Lokalität, den Umständen und der Gegend verbunden, und daher nicht überall mit Nutzen auszuführen. —

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Daher hat der Landmann nicht ganz unrecht, wenn er nicht glaubt, ohne zu sehen; denn nur selten hat er die Mittel, Erneuerungen auf seine Gefahr zu versuchen.

12) Ersparnisse sind Einnahmen.

Ich wäre ein reicher Mann, wenn ich das Papier hätte, das jährlich in Deutschland ohne Noth zum Schreiben verbraucht wird. Ich verlange nicht etwa, daß weniger geschrieben werden soll; dieses wäre zu viel verlangt. Ich behaupte nur, daß eine weit geringere Masse hinreichen würde, um darauf Alles das zu schreiben, was in Deutschland geschrieben wird. — Ein Reisender hatte einen Empfehlungsbrief an einen Kaufmann in Marseille. Als er den Brief abgab, fand er den Kaufmann auf dessen Geschäftszimmer mit dem Abschneiden und Sammeln des weißen Papieres, das sich an Briefen ꝛc. ꝛc. befand, beschäftigt. Er wurde von dem Kaufmanne zum Mittagessen in ein anderes Haus eingeladen. Man kann sich denken, mit welchen Erwartungen der Fremde die Einladung annahm und ihr entsprach! Aber er trat in einen Palast und wurde königlich bewirthet. Da ging ihm ein Licht auf. — Ein Ehemann, der nach Geld geheirathet hat, macht nicht selten die Erfahrung, daß Wirthschaftlichkeit die beste Mitgift eines Weibes sei.

13) Der ist ein Thor, der sich mit dem Verdienste eines Taglöhners begnügt, wenn er Herrenlohn verdienen könnte.

Ein Pächter, der ein großes Landgut in Pacht genommen hatte, arbeitete Tag und Nacht, wie ein gemeiner Knecht. Nach wenigen Jahren wurde er zahlungsunfähig, obwohl er ein ansehnliches Wirthschaftskapital auf das Gut mitgebracht hatte, auch nicht von Unglücksfällen betroffen worden war.

Ihm folgte ein anderer Pächter, der keine Hand anlegte, sondern nur auf seinen Feldern und Wiesen herumritt und sah, ob und wie gearbeitet wurde. Diesem wurde von Vielen ein noch schnelleres Verarmen prophezeit Aber er wurde während seines Pachtens ein reicher Mann.

14) Wer sich verbürgt, muß zahlen.

Ich habe mich ein einziges Mal in meinem Leben verbürgt und habe auch richtig zahlen müssen. Wer einen Bürgen verlangt, wittert Gefahr.

15) Hast fremdes Geld du im Verwahr, droht deinem Hause Feu'rsgefahr.

Auch der reichste Mann kann in eine augenblickliche Geldverlegenheit kommen. Die Hoffnung, daß man das, was man von dem anvertrauten Gelde nimmt, baldigst ersatzen könne; der Gedanke, daß man nur borge und nicht entwende, kann auch den sonst ehrlichen Mann anlachen. Darum nehme man fremdes Geld nicht ohne Noth in Verwahrung. Man schaffe es, wie einen unwillkommenen Gast, aus dem Hause, sobald man kann.

16) Schlage bei einer Spekulation eher den zu hoffenden Gewinn, als den zu besorgenden Verlust zu niedrig an.

Denn man hat bei einem Voranschlage dieser Art sich selbst zu fürchten, d. h. das ungemessene Vertrauen, das der Mensch zu seinem Glücke hat. (Wie könnten sich ohne dieses Vertrauen Lotterien erhalten?) Besonders kann die vorliegende Maxime denen nicht dringend genug empfohlen werden, welchen von Anderen der Vorschlag zu einer Spekulation gemacht wird. Diese haben gewöhnlich den Stein der Weisen gefunden. Uebrigens kann diese Maxime auf alle Berechnungen der Zukunft ausgedehnt werden.

17) Zahle nur gegen Empfangschein.

Es ist um Lebens und Sterbenswillen! sagt ein deutsches Sprüchwort. Doch auch unter den Lebendigen ist die Vorsicht, nur gegen Quittung zu zahlen, sehr rathsam. Denn für zwei Dinge hat man ein schwaches Gedächtniß: daß man schon bezahlt worden ist, und daß man noch nicht gezahlt hat.

18) Fürchte die Augen der Menschen.

Sie können dich zu Grunde richten, und sie haben schon Viele zu Grunde gerichtet. Aller Prunkaufwand ist ein Opfer, welches man ihnen bringt. Auch die eigenen Augen sind Mäuler. Was man an Andern sieht, will man nachthun.

19) Ein guter Herr, ein guter Diener.

Ein guter Diener ist ein Schatz. Aber Treue und Anhänglichkeit läßt sich nicht erzwingen, sondern nur verdienen. Wer seine Dienstleute als Freunde behandelt (sie können seine besten Freunde sein), braucht dennoch nicht für sein Ansehen zu fürchten. Wer zu befehlen versteht (eine nicht leichte Kunst), findet dennoch Gehorsam, und mehr als ein Anderer, den nur das Glück zum Herrn gemacht hat. (Daher ist es mehr als zweifelhaft, ob es zu billigen sei, wenn man durch die Polizeigesetze eine Scheidelinie zwischen Dienstherrschaften und Dienstboten zu ziehen sucht). Darum ist es so wichtig, wenn man Jemanden in seine Dienste nehmen will, eine gute Wahl zu treffen. Meine Großmutter hatte die eigne Mode, wenn sie eine Magd in ihren Dienst nehmen wollte, diejenigen zu prüfen, welche sich zu dem Dienste meldeten. Sie gab ihnen zu essen. Wie der Mensch ißt, so arbeitet er. — Eben so ist es rathsam, mit Dienstboten so selten als möglich zu wechseln. Darum sprach jene Magd, welcher von ihrer Dienstfrau der Dienst aufgekündigt wurde, ein sinniges Wort, als sie ihr antwortete: „Behalten sie mich immer, eine Andere ist noch schlechter, als ich bin."

20) Ordnung ist die Seele der Wirthschaftlichkeit.

Aber unter dem Gesetze der Ordnung ist sehr viel begriffen: daß man Alles zu seiner Zeit thue; daß man Nichts ohne Noth aufschiebe, (was heute noch zu thun, verspare nicht auf morgen!) daß man den Stand seines Vermögens in jedem Augenblicke übersehen könne; daß man seine Wirthschafts- und Handlungspapiere gehörig aufbewahre und sondere u. s. w.

21) Man arbeite nicht zu viel. Man gönne sich und Andern auch Feiertage und Freistunden.

Wir verdanken dem Christenthume auch das, daß es jeden siebenten Tag zu einem Ruhetag geweiht hat. Nach der Arbeit ist gut ruhen, sagt das Sprüchwort. Aber ebenso ist auch nach der Ruhe gut arbeiten.

22) Pflanze viel, baue wenig.

Ein Schottländer gab auf seinem Sterbebette seinem Sohne den Rath, Obstbäume zu pflanzen, wo er sie und so viel er nur pflanzen könne. „Während du schläfst" setzte er hinzu, „wachsen sie." (Doch brauchst du nicht zu schlafen, damit sie wachsen, kann man hinzusetzen), Daß Gebäude nicht wachsen, weiß Jeder. —

23) Man verliere nicht gleich den Muth, wenn schwere Zeiten kommen.

Vielleicht wechseln in keinem Geschäfte die guten und schlimmen Zeiten so häufig, als in dem des Landmannes. Und doch wird man fast immer finden, daß die Natur, was sie mit der ei-

genen Hand versagt, mit der andern gibt. Wenn in einem Jahre die Früchte nicht gedeihen, gedeiht oft desto besser das Futter ꝛc.

Auch in den Gewerben, in welchen nur der Mensch und nicht die Natur mit ihm arbeitet, bieten sich fast immer Mittel und Gelegenheiten dar, wenn das eine oder das andere Gewerbe leidet, oder eingeht, das zerstörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Wer dann mit Aufmerksamkeit um sich sieht, wird leicht auf die Herstellung oder Anschaffung eines Handelsartikels fallen, der zeitgemäß, in sein Fach einschlägt und gern gesucht wird, und hierin mag er sich wieder zu entschädigen suchen; denn wer gleich Alles verloren gibt, der hat schon Alles verloren. Wohl dem, der dann das Talent und den Entschluß hat, wenn es ihm in seinem bisherigen Berufe mißlingt, rasch zu einem andern überzugehen. In den Vereinigten Staaten versteht man sich ganz besonders auf diese Kunst.

24) Wer da will, daß das, was er sauer verdient, und mühsam erspart hat, nicht von seinem Sohne leichtsinnig verthan werde, der gebe diesem frühzeitig Geld in die Hände.

Nur zu oft hat ein guter Wirth einen Verschwender zum Sohne. Nicht weniger ist auf den Enkel zu rechnen. Denn nur der kennt den Werth des Geldes, der das Geld erworben hat. Ererbtes Geld gleicht einem Lotterie-Gewinne wie gewonnen, so zerrinnt es. — Nun kann man zwar die Frage: Was muß der Vater thun, daß ihm der Sohn in der Wirthschaftlichkeit nacharte? kurz mit der Antwort abfertigen: Er muß ihn gut erziehen. Aber eine gute Erziehung kann im Allgemeinen gut zu nennen sein, und dennoch dem besondern Zwecke, das Kind zu einem guten Wirthe zu bilden, nicht entsprechen. Das kann um so mehr der Fall sein, da einerseits der Sohn nicht immer zu beurtheilen vermag, was und wie viel der Vater arbeite und schaffe, und da anderseits Eltern geneigt sind, ihre Kinder für einen höhern oder weniger beschwerlichen Stand, als der ihrige ist, zu erziehen. Hat man dem Kinde Geld zu einem freiwilligen Gebrauche anvertraut, so habe man ein wachsames Auge über die Anwendung desselben. Man halte das Kind vom Geize ab, gewöhne es zu einer nützlichen Sparsamkeit und halte auf eine zweckmäßige Verausgabung des Geldes. — (Aus der Wirthschaftspolitik des kürzlich verstorbenen Professors Zachariä von Lingenthal in Heidelberg.)

Eine neue Taucherglocke.

Diese hat ein Franzose, Payerne, erfunden, und ein Lyoner Blatt theilt darüber Folgendes mit. „Die von unserem Landsmann erfundene Taucherglocke wurde zuerst in der Themse probirt. Admiral Codrington schloß sich selbst mit Hrn. Payerne in derselben ein. Auf ein gegebenes Zeichen verschwand die Glocke und stieg auf den Grund des Flusses, der hier ein Kiesbett hat, hinab. Hier unten in der tiefsten Einsamkeit besprachen sich die beiden Experimentatoren, lasen die Zeitungen und frühstückten dann sehr gemächlich. Die Probe dauerte vier Stunden, und sie fühlten nicht die mindeste Ungelegenheit, weder im Athmen, noch sonst. Am Ufer erwartete eine unzählbare Menge Menschen die Rückkehr der Glocke, und als sie endlich erschien und der Admiral mit dem Erfinder ganz heiler Haut heraustrat, wurden sie mit donnerndem Zuruf empfangen. Man behauptet, Payerne's Glocke könne eine furchtbare Maschine in Seeschlachten werden, von der aus die Taucher den Boden der Schiffe einstoßen oder sie in Brand stecken könnten. Die Erhaltung der Luft in der Glocke, die Erneuerung derselben und ihre Bewahrung in dem zum Athmen nöthigen Zustand der Reinheit, dieß war die schwierige Aufgabe, welche Payerne zu lösen hatte, und die er auch auf eine Weise gelöst hat, daß er seine Vorgänger und seine gleichzeitigen Rivalen weit hinter sich ließ. Der Grundsatz seiner Entdeckung läßt verschiedene Anwendungen zu, und Hr. Payerne ist mit einer Probe in den Bergwerken beschäftigt, indem er überzeugt ist, daß die schlagenden Wetter, die schon so vielen Minenarbeitern das Leben gekostet haben, durch eine nach seinem Verfahren eingerichteten Verdünnung der Luft verhindert werden können. Zu diesem Endzweck hat er kürzlich eine Reise nach St. Etienne gemacht, hat hier die Minen untersucht, und jetzt in Lyon die Geräthschaften bestellt, die er zum Erfolg seiner neuen Unternehmung nöthig hat."

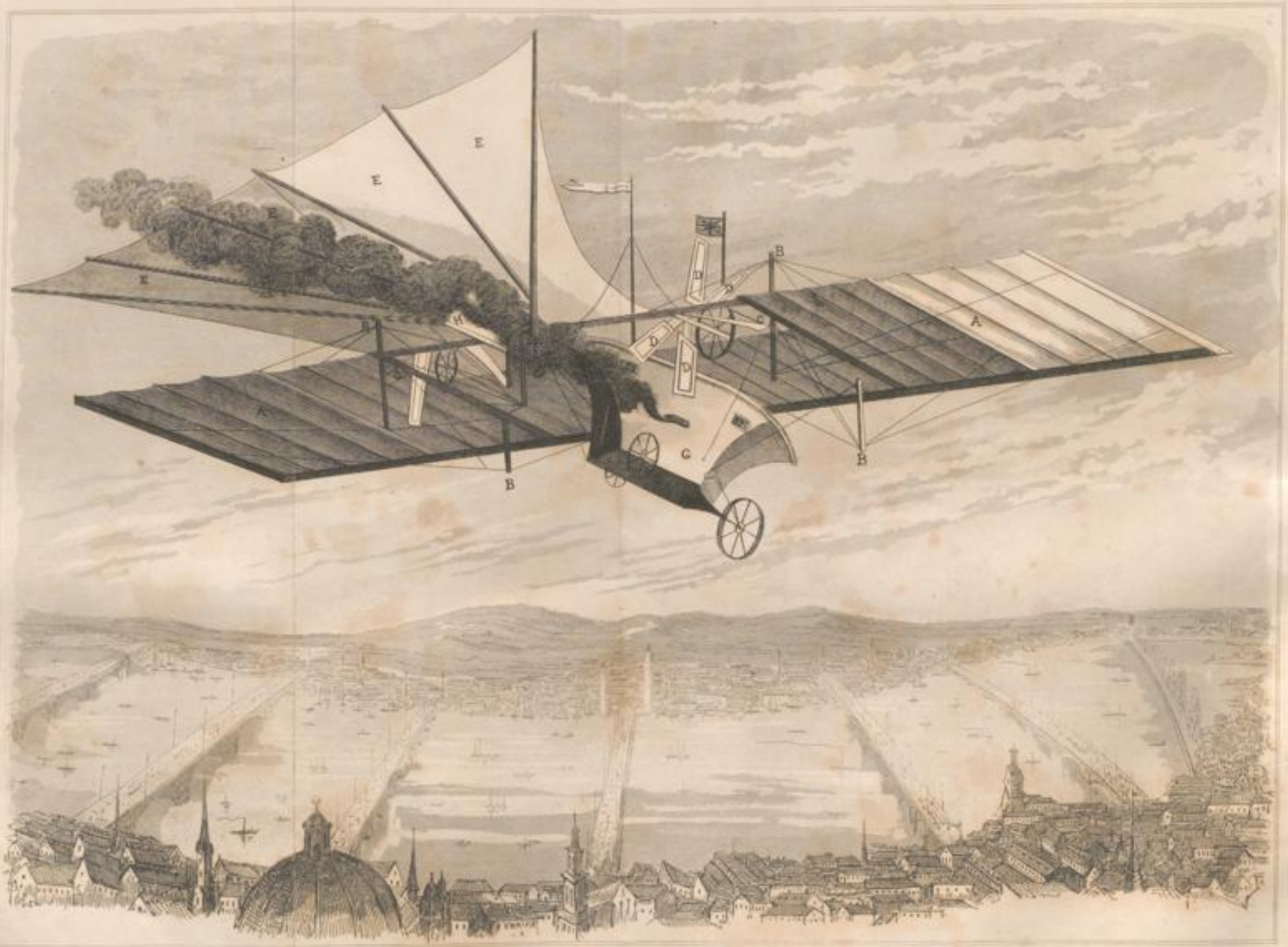
Wahrzeichen verschiedener Städte.

Früher hatte jede irgend bedeutende Stadt ihre Wahrzeichen; jetzt sind sie veraltet, werden nicht, wie vormals oft geschah, in Büchern und Reisebeschreibungen besprochen, aber der Handwerksbursch, der das weite deutsche Land durchwandert, hält noch treu am Alten. Man nahm gern zum Wahrzeichen irgend etwas, das anderswo sich nicht fand. Das von Urach in Schwaben ist der auf dem Schlosse abgemalte Eber; Ulm hatte ein Brettspiel und eine Katze; Regensburg den größten und kleinsten Stein der Donaubrücke, und einen an dieser angebrachten Mann, welcher nach einem andern, am Dom befindlichen und sich daselbst gleichsam herabstürzenden blickt. Das hat Bezug auf die Sage, daß Zwei über die Erbauung der Brücke mit einander gewettet, und der eine den Satan dabei zu Hülfe genommen habe. Das passauer Wahrzeichen ist ein großes Gesicht, mit weit aufgesperrtem Mund, an einem dortigen Gasthause. Von Ansbach heißt es: drei Thürme ohne Dach, eine Mühle ohne Bach (Windmühle), Neun Schlöt auf einem Dach, das sind die Zeichen von Ansbach. Das nürnberger Zeichen ist ein großer, in Stein gehauener Ochse an der Fleischbrücke, Landshut hat einen Todtenkopf über einer Eingangsthür, welche zum hohen Thurme führt; Frankfurt am Main, den auf der Brücke stehenden eisernen Hahn und einen im Römersaale angebrachten Raben; Wetzlar eine an der Stiftskirche in Stein gehauene Nonne, auf deren Schultern ein Dämon sitzt; Halle bei Leipzig hat einen auf Rosen gehenden Esel, der in der Marienkirche in Stein gehauen ist. Die Zahl Sieben ist das Wahrzeichen von Rostock, weil es dort je sieben Thore, Brücken, Hauptstraßen, Thüren der Marienkirche, Thürme am Rathhause, Glocken und Linden im Rosengarten gibt oder gab. Die Sieben haben auch Brüssel und Avignon; überhaupt suchte man gern sieben Merkwürdigkeiten auf, und der Ausdruck Siebensachen hat darin seinen Grund. Hamburg hat zum Wahrzeichen einen Esel am Dom, welcher auf dem Dudelsack bläst. Man liest dabei die Inschrift: de Werld heft sik omgekehrt, drum hebb ick arme Esel pipen lehrt. Lübeck hat eine an dem ausgehauenen Laubwerk der Marienkirche angebrachte Maus; Bremen eine Henne mit ihren Küchlein unter den Flügeln im Rathskeller; Welschleyden oder Lyon vier an der Thür der Johanniskirche angebrachte Hasen, an denen man aber nur vier Ohren sieht.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg



HENSONS LUFT-DAMPF-WAGEN

Henfons Luft-Dampfwagen.

(Tafel 18.)

Wieder eine Flugmaschine!

Der menschliche Geist wird nicht müde, auf Mittel zu sinnen, die es ihm möglich machen die Luft zu durchsegeln. Zehn glauben das richtige Mittel gefunden zu haben, sie kündigen laut an, das große Problem sei von ihnen gelöst, und immer, ungeachtet die Hoffnungen noch stets getäuscht wurden, finden sie Gläubige. Wenn nun aber das, was man mit großer Anstrengung in schlaflosen Nächten ersonnen, zur Ausführung gebracht werden soll, dann ergibt sich, daß die angenommene Theorie sich nicht rechtfertigt, und das, was auf dem Papiere vortrefflich aussah, keine praktische Anwendung verträgt. Indessen alle die ungünstigen Ergebnisse haben doch unternehmende Geister nicht abgeschreckt; und so viele auch mit ihren Bemühungen gescheitert sind, immer betreten andere denselben Pfad. Es ist wie in einer Schlacht; die Lücke wird immer wieder ausgefüllt. Herr Leinberger, der jetzt nach London gereist sein soll, ist mit seinem Luftschiffe gescheitert; Herr Henson läßt sich dadurch nicht irre machen; er bauet eins von anderer Art; der Londoner stimmt aber darin mit dem Nürnberger überein, daß er sein Projekt gleichfalls für unfehlbar ausgibt. Wir wünschen ihm das Beste; es wird sich aber wohl auch diesmal wie bei allen früheren Versuchen, ein Haken zeigen, den man nicht zu beseitigen weiß.

Nachdem unser Aufsatz über die Luftschifffahrt und Herrn Leinbergers Projekt (im zweiten Heft des Familienbuchs) schon gedruckt war, fanden wir in einem ziemlich geist- und geschmacklos abgefaßten Buche: „Reimmanns Versuch einer Einleitung in die Historiam literariam derer Deutschen, Halle 1709" einige, freilich dürftige, Nachweisungen über ältere Versuche, die Luft zu durchschiffen, und Bemerkungen, die zeigen können, welch unvollkommene Begriffe man damals vom Luftschiffen hegte. Es war lange vor Montgolfier, und während es sich jetzt darum handelt, ein Luftschiff zu lenken, zweifelte man damals wohl noch ob es überhaupt möglich sei, in die Luft aufzusteigen. Der Pedant meint in der damals gebräuchlichen, barbarischen Sprache: „Aber was ist das vor eine Ars navigandi per aerem (Kunst durch die Luft zu schiffen) und wer ist derjenige, der auf diesen Concept zum erstenmale gerathen?" und antwortet: es sei der gelehrte Polyhistor zu Rostock und Helmstädt Magnus Pegelius, und durch diesen sei der italienische Jesuit Franciscus Lana erstlich auf die Meditation geführet worden. „Es geht aber seine Absicht insonderheit dahin, daß man ein Schiffchen von Holze zurichten, und mit demselben vermöge derer dazu gehörigen Ruder und Segel durch die Luft schiffen können." „Im übrigen was das Werk an sich selbst anbelangt, so hält der deutsche Trismegistus, Herr G. G. Leibnitius, dasselbe vor was Mögliches, der Herr Morhoff aber achtet es vor was Unmögliches, und der Hr. Dr. Becher setzet es mit an unter denen Weisheiten, die auf eine Narrentheidung ausgelauffen. Denn so schreibt er: Was der Jesuite P. Lana in seinem Traktat von einem fliegenden Schiff, und in der Luft zu schwimmen oder fahren meldet, welches geschiehet durch Kugeln, welche leichter sind als die Luft selbsten, da möchte ich von dem P. Lana dergleichen Kugeln eine sehen, welche nur leer von sich selbst in die Höhe ginge, wenn sie gleich nichts mit sich nehme. Wie nun unmöglich aber solches sein könne, beweiset gar wohl der Herr Boyle durch seine Machinam, gehöret also dieses Jesuiters Luftschiff vor

allen unter die Weise Narrheiten ꝛc. So Becher. Was aber die Aëronauticam in Abstracto, und in denen terminis generalioribus anbelanget, da sie der Pegelius zum erstenmale auf das Tapet gebracht, da glaube ich selbst, daß dieselbe nicht schlechterdings impracticable und mit zu denen Impossibilitaten zu rechnen sei."

Reimmann redet dann von Dädalus und Ikarus, und bemerkt, wie die fliegende hölzerne Taube des Tarentiners Archytas uns eine deutliche Ueberzeugung gebe, daß die Alten schon vorlängst auf dergleichen Machinas volantes studiret hätten. „Und wenn das gewiß ist, daß der Johann Müller, sonst Regiomontanus genannt, zu Nürnberg einen Adler verfertigt, welcher dem Kaiser Carolo V ad quintum usque lapidem entgegengeflogen, und ihm von da wiederum bis an das Stadtthor begleitet, da er seinen Einzug daselbst halten wollen. So haben wir Ursach denen Deutschen zu gratuliren, daß sie die ersten sind, welche dergleichen fliegende Kunstwerke nach der Wiedergeburt der freien Künste wieder zu verfertigen versuchet und auch glücklich zu Stande gebracht haben. Die Deutschen sind die ersten, welche von dieser Sache was rechtes aufgesetzet und zu Papier gebracht haben." Reimmann erwähnt übrigens auch Roger Baco's und des Italieners Porta, dessen Abhandlung über die Kunst zu fliegen, sogar ins Arabische übersetzt wurde.

Becher in seinem Buche von der närrischen Weisheit sagt: „Es sind in dem Fliegen unterschiedliche Dinge zu consideriren. Erstlich ob der Mensch den Athem im Fliegen werde gebrauchen können; zweitens: was vor ein Centrum gravitatis er werde halten können, daß er nicht umstürze; drittens: ob einige Thiere, oder Körper, so schwer als der Mensch, von der Luft getragen werden können. Viertens: ob die Nerven des Menschen so stark sein, daß sie die Bewegung ausstehen können, die dazu erfordert wird. Endlich ist der Beschluß, meinem Gutachten nach, dieser: daß Alles was fliegen soll, müsse eine größere vim elasticam haben, als es wieget, z. Exempel, 10 Pfund Kraft thun, und nur ein Pfund wiegen, welche Kraft, gleichwie sie in denen stählernen Federn ist, also ist sie auch in denen Nerven und Sehnen der Vögel, welches wir sehen an denen Stoßvögeln, die mit ihren Flügeln einem Rehe die Rippen einschlagen, einem Hasen das Genicke brechen, einer Ente den Kopf abschlagen. Ja, es gibt in denen tyrolischen Gebirgen Vögel, welche ein Schaff mit in die Luft nehmen. Wir sehen, wie erschreckliche Kraft in dem Gebiß eines Löwen und den Tatzen eines Bären. Wie aber einem Menschen die Kraft seiner Nerven solchergestalt zu stärken, daß sie vierfach verdoppelt werde, und zu dem Fliegen die Kräfte gebe, davon will ich hie nicht handeln, denn der Platz ist zu enge. Es mag einem so närrisch vorkommen wie es will, so behaupte ich doch, daß es möglich sei, auf solche Weise durch die vim elasticam." Becher erzählt dann, Barottini, ein Italiener am polnischen Hofe, habe ein Schiff von Stroh oder Bast verfertigt, und es so weit gebracht, daß er sich selbst von der Erde aufgeschwungen. Aber es habe allezeit etwas daran gefehlet und sei niemals zur Perfektion gekommen. Dasselbe gilt von allen übrigen Luftschiffen bis auf den heutigen Tag, und wir fürchten, daß auch an Henfons Luftwagen, den wir jetzt näher ins Auge fassen wollen, „noch etwas zur Perfektion" fehle.

Das Haupterforderniß besteht in der Anwendung von leichten Rahmen, welche mit Seide oder Leinwand zu bedecken sind und in eine solche Lage gebracht werden müssen, daß sie mit dem Körper des Luftwagens einen Winkel in ähnlicher Weise bilden, wie die Flügel eines Vogels, welcher in der Luft fliegt. Um den Wagen in Bewegung zu setzen, läßt man ihn von einer schiefen Ebene hinabgleiten; das Rahmenwerk oder die Flügel sind etwa 150 Fuß lang und 30 Fuß breit; es hat weder Gewerbe noch die besondere Beweglichkeit der Flügel, sondern ist vollkommen straff von einem Ende zum andern; eine der längeren Seiten geht voran und ist etwas erhaben, in der Mitte der andern ist das 50 Fuß lange Segel befestigt unter welchem ein Ruder angebracht ist. Der Wagen, und eine sehr leichte doch mächtige Dampfmaschine hängt von der Mitte der Flügel herab. Die Maschine hat etwa 20 Pferdekraft, und wird vermöge der eigenthümlichen Bauart des Kessels und Verdichters mit etwa 20 Gallonen Wasser bewegt und in Folge der ausserordentlichen Leichtigkeit der Maschine wiegt solche mit angefülltem Kessel nur 600 Pfund.

Von Henson's Erfindung haben englische Zeitungen großes Aufheben gemacht; mehre gaben eine Abbildung und weitläuftige Beschreibung derselben.

Dieser entlehnen wir Nachstehendes: „Die große Schwierigkeit, welche der Erfinder einer Fliegmaschine vor Allem zu überwinden hat, besteht darin, eine Kraft zu entdecken, welche sowohl mit dem Gewichte der Maschine selbst, als auch mit dem einer vortheilbringenden Last im Verhältniß stehend, dieselbe zu bewegen im Stande ist. Hierbei darf aber nicht ausser Acht gelassen werden — und dies ist der wesentlichste Punkt, welcher Herrn Henson über alle seine Vorgänger erhebt — daß die Kraft, welche eine Maschine in Bewegung setzen und zu einem gewissen Grade der Geschwindigkeit befördern

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

soll, viel stärker sein muß, als jene Kraft, durch welche besagter Grad der Geschwindigkeit unterhalten wird. Die einmal gewonnene Geschwindigkeit dauert fort, mit einer Kraft, hinreichend, um den Widerstand des Mediums zu besiegen, durch welches der Körper sich bewegt. Hr. Henson gründet seine Erfindung auf diese mechanische Wahrheit. Er setzt seine Maschine in Bewegung mittelst einer Vorkehrung, welche die Maschine nicht mit sich fortträgt, vielmehr führt dieselbe nur so viel Kraft mit sich, als zur Fortsetzung der Bewegung erforderlich ist. Hiermit ist zwar eine Hauptschwierigkeit beseitigt, aber ausserdem ist seine Erfindung noch so eingerichtet, daß eine außerordentliche Verminderung im Gewicht des Dampfapparats stattfindet. Wir wollen eine kurze Beschreibung der Maschine versuchen, welche wenigstens für den technischen Leser verständlich sein wird. Eine Art Wagen, welcher den Dampfapparat, die Reisenden und die Ladung enthält, bildet den Kern der Maschine. Von demselben gehen zwei Flügel aus, von 150 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, bestehend in einem äußerst leichten, mit Seide oder Leinwand bedeckten Gerippe. An der Mitte der Flügel ist eine Art Schweif von 50 Fuß Länge befestigt, welcher auf- und abgesenkt werden kann, und so die Maschine fallen und steigen macht. Unter den Flügeln befindet sich ein Ruder, zur Beförderung der horizontalen Bewegung. Vor dem Beginne der Fahrt steht die Maschine an einem Abhange, und erhält hier durch eine Dampfmaschine den ersten Impuls der Bewegung, stark genug, daß der Grad der Geschwindigkeit hinreicht, um ihr ganzes Gewicht zu tragen. Der Dampfapparat, welchen die Maschine mit sich führt, ist aber nicht stärker als nöthig, um diesen Grad der Bewegung zu unterhalten. Diese Mechanik ist analog dem Fluge eines schweren Vogels, welcher, sich vom Boden erhebend, große Anstrengungen macht, in einer gewissen Höhe aber angelangt, ohne Anstrengung seinen Flug fortsetzt. Der Vogel, wie die Maschine werden eine Zeit lang getragen durch die zuvor erworbene Geschwindigkeit und durch die Mitwirkung des Widerstandes der Luft. — Nun entsteht die Frage, hat die Maschine Kraft genug, die Schwerkraft ihres Ballastes zu besiegen? Hr. Henson vermindert diese Schwerkraft ungemein durch die Anwendung eines neu erfundenen Kessels und Verdichters. Der erstere besteht aus etwa 50 umgekehrten Kegeln, welche über dem Ofen befestigt sind und so eine Oberfläche von ungefähr 100 Quadratfuß der unmittelbaren Einwirkung des Feuers in strahlender Hitze darbieten. Nach genauer Berechnung hat diese Maschine, selbst wenn die größere Wirkung des Feuers auf eine weit größere Oberfläche ausser Acht gelassen wird, etwa 20 Pferdekraft. Der Verdichter besteht aus einer Anzahl schmaler Pfeifen, welche dem Luftzuge, erzeugt durch den Flug der Maschine, ausgesetzt sind, und dadurch erstaunlich schnelle Wirkung hervorbringen. Nicht mehr als 20 Gallonen Wasser sind erforderlich, den Dampfer in Bewegung zu erhalten. Das Gewicht des Dampfapparats, mit Einschluß des Wassers, ist etwa 600 Pfund. Das Gesammtgewicht, Passagiere, Ladung und alles Zubehör eingeschlossen, wird auf etwa 3000 Pfund gesetzt. Die Maschine mißt in ihrer ganzen Ausdehnung 4500 Quadratfuß, das Verhältniß des Gewichts zur Ausdehnung ist also etwa ⅔ Pfund auf den Quadratfuß, ein Verhältniß, welches, verglichen mit dem Gewicht und der Größe mancher Vögel, die Maschine in Vortheil stellt.

Die hensonsche Flugmaschine besteht aus folgenden Theilen. Es sind:

A. A. Der Hauptrahmen oder die Flügel.

B. B. B. B. Aufrecht stehende Theile, an deren Enden metallene Haken oder Bänder angebracht sind, um mehrere Punkte des Rahmens zu unterstützen.

C. C. Ein Längestück, welches die äußere Gränze des für die Fahnen oder Beweger nöthigen Raumes bildet.

D. D. D. D. Die Fahnen oder Beweger.

E. E. E. E. Das Schwanzstück, welches sich in einem Gewerbe dreht bei F.

G. Der Wagen, die Dampfmaschine, die Conducteurs und Passagiere ꝛc. enthaltend.

H. Das Ruder.

Unter der Maschine erblickt man eine skizzirte Ansicht von London, der sieben Brücken über die Themse und der auf der anderen Seite der Themse liegenden Stadttheile.

Die Kometen.

(mit 4 Holzschnitten.)

Was die Kometen eigentlich sind, und welche natürliche Beschaffenheit sie haben? Die Gelehrten sind noch nicht einig darüber, und stellen sehr von einander abweichende Meinungen auf. Im Alterthum hielt man sie für blose Lufterscheinungen, welche, wie die Sternschuppen und Feuerkugeln, rasch entständen und eben so schnell wieder aufhörten; später glaubte man, sie seien Anhäufungen leuchtender Stoffe, die ohne merkliche Ordnung im Weltraume zerstreut seien. Es sind, sagen Einige, Weltkörper, erst im Entstehen begriffen, Anhänge, aus denen Sternensysteme sich bilden werden, und dergleichen mehr.

Die Masse der Kometen, meint ein Berliner Sternkundiger, ist ein gegen die Sonne gravitirender Stoff, aber diese Masse ist gering, denn die Annäherung eines Kometen hat, so viel wir wissen, noch niemals eine bemerkbare Störung im Laufe eines Planeten zur Folge gehabt, obschon der Komet selbst dadurch beträchtliche Veränderungen in seinem Laufe erleidet. Die Kometen haben eine ausserordentliche Länge, ihre Masse ist daher so locker und fein, daß wir sie vielleicht kaum mit unseren Luftarten vergleichen dürfen. Nur bei jenen, welche einen deutlich begränzten Kern zeigen, besteht die Masse vielleicht aus tropfbar flüssiger Materie, bei denen ohne festen Kern ist dies schwerlich der Fall. Die Kometen müssen aber aus einem selbstleuchtenden Stoffe bestehen, der das Sonnenlicht nicht merklich zurückwirft, denn diese Körper erscheinen auf der Seite, welche von der Sonne abgewandt ist, eben so hell, als auf der entgegengesetzten. Denn auch durch die dichteren Stellen des Schweifes, ja durch den Kern sieht man deutlich selbst kleinere Sterne hindurchschimmern, der Stoff muß also ungemein zart und durchsichtig sein, und das Auge eines Menschen, den man in einen Kometen versetzte, würde daher wahrscheinlich gar nichts von demselben gewahr werden.

Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß der Schweif des Kometen sich immer von der Sonne abwärts wendet. Der Astronom Fischer nimmt daher eine doppelte Materie auf dem Kometen an; die eine, sagt er, gravitirt gegen die Sonne, wird von derselben angezogen, die andere äussert aber nicht nur keine Schwere gegen dieselbe, sondern wird von ihr abgestoßen. Jene erstere Materie, die positive, bildet, ihm zufolge, den kugelförmigen Kern des Kometen, der sich daher, nach den Gesetzen der Gravitation, im Weltraume bewegen muß; die zweite Materie, die negative, bildet um den Kern herum einen selbstleuchtenden Dunstkreis, welche sich von dem Kometen trennen würde, wenn sie durch ihre Verwandtschaft zur erstern, der positiven, nicht zurückgehalten würde. Sie bildet einen von der Sonne abwärts gekehrten Schweif, weil sie von der Kraft der Sonnenmasse abgestoßen wird, und dies je mehr, je näher sie der Sonne ist. Bewohnt, meint Fischer, könnten die Kometen auch sein, aber unendlich zartere Stoffe als z. B. auf der Erde, könnten geistigen Kräften zur Hülle und zum Verbindungswerkzeug mit der äussern Sinnenwelt dienen.

Der bekannte münchener Sternkundige Gruithuisen, sagt: die Kometen sind junge Weltkörper, die sich erst bilden; sie entstehen an den äussersten Gränzen der Sonnensysteme, wo eine große Masse von Lichtstoff sich zu einem kugelförmigen Ganzen zu bilden anfängt, und von Hause aus eine Bewegung um sich selbst erhält; so daß alle Theile der Masse nach dem Mittelpunkte streben, wo demnach die Verdichtung am stärksten ist. Hier bildet sich allmählig ein fester, erdiger Kern. Gleich im Entstehen wird der Komet von der ihm nächsten Sonne, in deren Anziehungsgebiet er sich befindet, zu einer Fortbewegung von seinem Entstehungsorte veranlaßt, und dadurch erhält er eine Bahn um diese Sonne. Allmählich bildet er sich weiter aus, und wird endlich so fest, wie ein Planet. Alle Planeten waren in ihrer Jugend Kometen, und die vier neuentdeckten, Vesta, Juno, Pallas und Ceres, sind jetzt noch halbe Kometen, und die Jupitersmonde sind auch von mehr kometen- als planetenartiger Natur.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ob diese Astronomen richtige Vermuthungen aufstellen, weiß bis jetzt nur Gott allein; wir verlassen nun die Nebelwelt der Muthmaßungen, und wenden uns zu dem, was wir mit Bestimmtheit wissen.

Die Kometen sind nicht immer sichtbar, wie Sonne, Mond und Sterne, sondern erscheinen meist ganz plötzlich, ohne daß irgend Jemand ihr Dasein ahnt, wie denn der diesjährige, welcher sich durch seinen mächtigen Schweif auszeichnete, Jeden überraschte und von Niemand erwartet wurde. Anfangs ist der Komet klein, wie ein kaum sichtbarer Stern, nimmt dann an Größe und Schnelligkeit zu, und nachdem er seine größte Höhe erreicht, nimmt er wieder ab, entfernt sich und verschwindet ganz. Noch ist kein Komet, auch durch das beste Fernrohr, länger als achtzehn Monate sichtbar gewesen. Die Kometenbahnen durchlaufen das Himmelsgewölbe nach allen Richtungen.

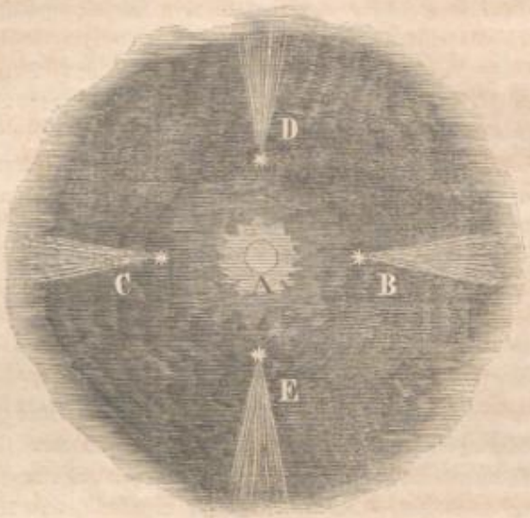
Den Namen haben diese Himmelskörper von dem griechischen Worte Komä, welches Haar bedeutet. Der Kern wird gewöhnlich von einer trüben Dunstmasse umgeben, welche dem Körper ein haariges Ansehen gibt; daher der Name Haarstern. Man nennt ihn auch Schweifstern, weil die meisten Kometen einen hellen Schweif haben. Sie zeigen immer volles Licht, das aber nie so stark ist, wie jenes der Planeten, und bald ins weißliche, bald ins gelbliche oder röthliche hinüberspielt. Bei manchen ist der Kern ausserordentlich klein, bei anderen dagegen größer, und zwar bis zum Umfang der Mondscheibe. Gewöhnlich haben sie die Gestalt, welche nachstehende Figur zeigt.

Die Kometen kreisen im Sonnensysteme wie die Planeten, aber in elliptischen Bahnen von ungeheurer Excentricität, um die Sonne. Einige laufen um dieselbe in einem kleinern Raume, als der ihr zunächst stehende Merkur, ziehen dann durch die ungemessenen Himmelsräume, weit ferner als Uranus und bedürfen vieler Jahrzehnte, ehe sie wieder der Sonne nahe kommen; andere bewirken den Umlauf in wenigen Jahren. Die wahre Gestalt einer Kometenbahn stellte zuerst ein Prediger im sächsischen Voigtlande, Dörfel ins Klare. Er beobachtete den großen Schweifstern von 1680 und 1681, der im November erschien und im Anfang des Dezembers in den Sonnenstrahlen verschwand. Am 22. Dezember erschien er, in veränderter Gestalt auf der andern Seite der Sonne wieder, und entfernte sich von derselben. Im März 1681 verschwand er ganz. Eben weil er zum zweiten Male ganz anders aussah, als da man ihn zuerst erblickte, wurde er nach seinem zweiten Erscheinen auch für einen ganz andern Kometen gehalten. Dörfel bewies aber, daß er derselbe sei. Der Engländer Newton bestätigte Dörfels Ansichten und Berechnungen, daß die Kometenbahnen, gleich jenen der Planeten länglichrund, Ellipsen, sein müßten, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befinde. Die Kometen bewegen sich, wie die Planeten, in der Sonnennähe schneller, und in der Sonnenferne langsamer; daher sind sie oft so lange unsichtbar. Auf Dörfels und Newton's Beobachtungen stützte nun der Engländer Halley seine Berechnungen der Kometen, welche von 1337 bis 1698 erschienen waren. Er fand, daß drei derselben, welche 1531, 1607 und 1682 sichtbar gewesen, derselbe Komet seyen, der in 75 bis 76 Jahren wiedergekehrt war. Hatte er recht, so mußte derselbe auch 1758 oder 1759 erscheinen, und seine Berechnung traf zu. Dieser seitdem nach Halley benannte Komet erschien auch 1835 wieder und erreichte am 16. November seine Sonnennähe.

Seitdem sind auch die Bahnen anderer Kometen berechnet worden, z. B. von Professor Encke und vom Hauptmann von Biela. Der sogenannte enckesche Komet wurde im Spätjahr 1818 sichtbar; er hat eine Um-

laufszeit von etwa 3 Jahren und vierthalb Monaten; im Mai 1822, im September 1825 ꝛc. ist er regelmäßig wieder erschienen. Der erste bielasche Komet braucht beinahe 147 Jahre zum Umlaufe, der zweite bielasche dagegen nur sechs Jahre und neun Monate.

Es folgt aus der Bewegung des Kometen, daß der Schweif desselben bald vor, bald hinter dem Kern ist. Der Komet nähert sich entweder der Sonne oder entfernt sich von ihr; in jedem Falle ist aber der Schweif von ihr abgewandt.



Hier ist A die Sonne, B ein Komet, welcher sich der Sonne nähert, C zeigt ihn, wie er sich von derselben abwendet. B hat den Schweif hinter, C vor dem Kern, denn uns scheint, daß er bei B dem Kometen folge und bei C vor demselben herlaufe; bei D und E hat er den Schweif über oder unter sich, oder er steckt in dem Schweife, hat einen Schein um sich. Es gibt auch Kometen, die gar keinen Schweif oder Bart haben, sondern nur einen Kern und Kopf, gleichfalls durchsichtig. Immer aber ist das Licht schwach und nebelig.

Der Schweif hat oft eine ungeheure Länge; bei dem von 1769 hatte er eine solche von nicht weniger als vierzig Millionen Meilen. Kein Wunder, daß man in früheren Zeiten, als man mit der Beschaffenheit und dem Wesen der Himmelskörper noch weniger bekannt war, als gegenwärtig, sich vor den Kometen fürchtete. Man hielt sie für die Vorboten von Pest und Krieg, oder Hungersnoth; den Schweif nannte man eine Zuchtruthe, mit welcher Gott dem sündigen Menschengeschlechte Zorn und Strafe drohe. Man wollte in der Gestalt vieler Kometen Schwerter sehen, und traf es sich ja, daß auf die Erscheinung eines solchen Himmelskörpers Krieg oder Krankheit folgte, so hing man um so steifer und fester an den alten Vorurtheilen. Hat man nicht sogar gegenwärtig die Dürre und Theurung des vorigen Jahres mit dem diesjährigen Kometen in Verbindung bringen wollen! Da sind die Weinbauer weniger trübsinnig und furchtsam; sie geben sich der Hoffnung hin, daß dieses Kometenjahr auch einen Kometenwein bringen werde wie 1811, und wir wünschen ihnen die Erfüllung ihrer Hoffnungen von ganzem Herzen, obgleich wir überzeugt sind, daß der Komet und die Reben durchaus nichts miteinander zu schaffen haben.

Bei dem merkwürdigen Kometen von 1744 war der Kern nicht, wie bei dem eben erwähnten von 1811 durch einen dunkeln Raum von der Lichthülle getrennt, sondern hing durch zwei, rechts und links von ihm ausgehende Lichtarme mit demselben zusammen. Er hatte eine mehrfache Lichthelle und einen sechsfach getheilten Schweif. Einen getheilten Schweif hatte auch der von 1807, welcher etwa 2000 Jahre braucht, um seine ungeheure Bahn zu durchlaufen, und der von 1824 hatte einen Doppelschweif. Man bemerkte nämlich an ihm ausser dem gewöhnlichen, von der Sonne abgewandten Schweife noch einen zweiten auf der entgegengesetzten Seite, also der Sonne zugekehrten, doch war dieser nicht zu allen Zeiten sichtbar. Der halley'sche Komet erschien zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden; als er im August 1835 sichtbar wurde, sah er aus wie eine runde, lichte Dampfmasse anfangs ohne Schweif, wechselte seine Gestalt auffallend, oft binnen wenigen Stunden; vom Kerne liefen nicht selten Strahlen zweigartig aus, selbst durch den Schweif. Dieser Kern war länglichrund, und glich, wie der Astronom Struve sich ausdrückte, einer brennenden Kohle, aus welcher, meist in einer dem Schweife entgegengesetzten Richtung Flammen sich verbreiteten, so daß es schien, als lasse der Kern brennendes Gas von sich ausströmen.

In unserm Sonnensystem treiben sich, nach Aragos Behauptung, mehr als sieben Millionen Kometen umher, und sie durchlaufen die Räume desselben nach allen Richtungen. Ist nun nicht zu besorgen, daß einer dieser Körper mit unserer Erde zusammentreffe oder ihr wenigstens so nahe komme, daß er sie in ihrer Bewegung störe? Eine solche Möglichkeit ist allerdings vorhanden; wir Erdenbewohner aber brauchen deshalb keine Besorgnisse zu hegen, weil die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes, und in Folge desselben ein „Weltuntergang," sich etwa wie die Möglichkeit verhält, aus einer Anzahl von einer Million Loosen auf den ersten Griff das einzige herauszuziehen, welches den Treffer enthält. Zwischen Körpern, die im Vergleich zu dem ungeheuern Raume, in welchem sie sich bewegen, so unendlich klein, und in dem Millionen Meilen wie ein Nichts sind, die sich nach allen Richtungen in bestimmten Bahnen mit ungemeiner Schnelligkeit bewegen, ist so leicht kein Zusammenstoßen zu befürchten, und es können viele Reihen von Jahrtausenden vergehen, ehe ein solches sich ereignet. Der Komet von 1819 kam der Erde so nahe, daß die Erde gewissermaßen in seinen Schweif gehüllt war, und unsere Erde blieb doch was sie war.

Ein eigentliches Zusammenstoßen der Erde mit einem Kometen würde freilich die entsetzlichsten Folgen haben; es könnte z. B. die Erdachse verrücken und die Bewegung unseres Planeten verändern. Dann würden die Wasser des Weltmeeres aus ihrer Lage geworfen werden und dem neuen Aequator zustürzen. Dann wäre es auch unvermeidlich, daß der größte Theil des Menschengeschlechts und der Thierwelt in einer solchen Ueberschwemmung zu Grunde ginge, oder schon bei dem Zusammenprallen zermalmt würde; alle Spuren der menschlichen Thätigkeit wären im Nu vernichtet, verschwänden plötzlich; denn daß von Fluthen auch die höchsten Berggipfel nicht verschont blieben, ist klar, weil wir auch jetzt auf den Hochgebirgen Spuren einer frühern neptunischen Wirksamkeit finden. Und retteten sich Menschen, so würden sie in die hülfloseste Lage versetzt werden, und in derselben schon nach einigen Menschenaltern alle Erinnerung an den frühern Zustand der Gesittung und Bildung verloren haben; sie würden dann ihre Kulturentwickelung ganz von vorne wieder beginnen müssen.

Eine solche Fluth hat einst unsere Erde heimgesucht, und die Erinnerung an sie lebt bei allen Völkern, der alten wie der neuen Welt. Man nennt sie die Sündfluth, die Fluth Deukalions, die ogygische Fluth ꝛc. und hat behauptet, daß sie einst durch den halleyschen Kometen hervorgebracht worden sei. Die Umlaufszeit desselben 575¼ Jahre, und Rückrechnungen ergeben, daß um die Zeit, in welche unsere Sündfluth gesetzt wird, dieser Komet damals erschienen sein müsse; er habe, sagt man, mit seinem Schweife die Erde eingehüllt, und ungeheuere Regengüsse verursacht. Ob aber diese Annahme eine richtige sei, wer kann das wissen?

Die gefahrvolle Nacht.

(Eine Erzählung.)

Eines Abends, — es war im Jahr 1836 — ging Albert Riquetti, ein junger Arzt in Florenz, spät nach seiner Wohnung zurück. Unweit von der Thür stolperte er über einen Gegenstand, den er anfangs, in der Dunkelheit, nicht genau zu erkennen vermochte. Bald überzeugte er sich jedoch, daß es ein Mann war, der in Ohnmacht lag. Rasch eilte Riquetti ins Haus, holte seinen Diener herbei, und brachte jenen Menschen in eins seiner Zimmer. Da sah er denn, daß der Unbekannte mehrere gefährliche Stichwunden erhalten hatte,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und in Folge eines starken Blutverlustes dem Tode nahe war. Riquetti verband die Wunden, aber am andern Morgen war der Zustand des von Meuchelmördern Ueberfallenen so schlimm, daß er nicht daran denken durfte, ihn in ein Krankenhaus zu schaffen. Am dritten Tage verzweifelte er völlig an der Rettung, und gab sich nun alle mögliche Mühe, herauszubringen, wer der Fremde wohl sein könne. Er fragte ihn nach Namen und Stand, und ob er in der Stadt Freunde oder Verwandte habe, denen er irgend eine Mittheilung über seine gegenwärtige Lage zu machen wünsche. Der Kranke antwortete auf alle diese Fragen nur, daß er Gasparo heiße; weiter war nichts aus ihm herauszubringen Doch verlangte er nach einem Beichtvater, dem er sich anvertrauen wolle.

Der Beichtvater kam. Was aber der Unbekannte ihm offenbart hat, ist natürlich ein Geheimniß für alle Uebrigen geblieben. Als der Geistliche aber das Krankenzimmer verließ, war er im höchsten Grade aufgeregt; seine Gesichtszüge drückten Abscheu und Schrecken aus, seine Wangen waren bleich, seine Lippen blau, und die zitternden Hände hob er mehrmals empor, und es schien als bete er inbrünstig für die Seele eines schwer belasteten Sünders. Ehe er von dannen eilte, rief er noch dem Arzte zu, man möge ihn sogleich benachrichtigen, wenn der Kranke gestorben sei.

Allein Gasparo starb nicht. Er war kräftig gebaut und hatte gesunde Säfte; seine gute Natur, seine Jugend und die Kunst des Arztes, der keine Mühe sparte ihn zu retten, halfen ihm wieder auf. Als er sich so weit erholt hatte, daß er an einem Stabe zu gehen vermochte, verließ er das Haus seines Wohlthäters der ihn vom Tode gerettet. An Versicherungen der Dankbarkeit ließ er es nicht fehlen, aber Auskunft über seine Heimath oder seinen Stand gab er nicht; auch während seiner Krankheit war ihm weder im Traume noch im Wachen ein Wort entschlüpft, das über seine persönlichen Verhältnisse irgendwie eine leise Andeutung hätte geben können. Der junge Arzt nannte ihn seitdem nur Gasparo, den verwundeten Unbekannten.

Im Winter 1839 fing Riquetti an zu kränkeln; angestrengte Berufsarbeiten und allzueifriges Studiren, hatten seine Gesundheit geschwächt. Erholung war ihm unbedingt nöthig; er beschloß daher, im Frühling einen Ausflug nach Rom zu unternehmen, von dem er sich großen Genuß versprach; denn während er sich seinen gewöhnlichen Arbeiten entrückte, durfte er von dem Eindrucke, welchen die ewige Stadt auf ihn machen würde, nur günstige Wirkungen für seine Gesundheit hoffen; auch wollte er die etruriſchen Gräber besuchen, von denen bekanntlich vor einigen Jahren wieder viele bisher unbekannte aufgedeckt wurden.

Für diejenigen unserer Leser, welche mit der Geschichte dieser merkwürdigen Ueberbleibsel aus dem Alterthum nicht näher bekannt sind, bemerken wir, daß die Etrurier unter den Völkern Italiens hochberühmt waren, und sich schon lange vor Gründung Roms durch eine hohe Gesittungsstufe auszeichneten. Sie wohnten im Westen der Tiber; ihr Land, welches keinen sehr bedeutenden Umfang hatte, war in zwölf Staaten getheilt, deren jeder sein eigenes Oberhaupt hatte, und den Titel Lukumo führte. Im Verhältniß zu den benachbarten Völkern erscheinen aber die Etrurier sehr mächtig, und in allem was zur Verfeinerung des Lebens gehört, waren sie ihnen jedenfalls weit überlegen. Sie trieben Gewerbe und Handel, beschäftigten sich mit schönen Künsten und zeigten überall einen sehr geläuterten Geschmack, den wir noch jetzt bewundern. Denn das ganze Wesen und Treiben dieses Volks tritt uns aus seinen Gräbern entgegen, die sich Jahrtausende hindurch, bis auf den heutigen Tag, unversehrt erhalten haben. Es sind kleine Gemächer in Hügelabhängen, und in diesen Gräbern wurden die Reichen und Angesehenen des Volks beigesetzt. Ihre Leiber sind freilich längst in Staub und Asche versunken, aber aus dem, was die Leichen umgab, sehen wir, wie die Etrurier lebten, auf welche Weise sie Krieg führten, Berathungen hielten, was für religiöse Gebräuche sie hatten, welcher Hausgeräthschaften sie sich bedienten, denn die Gemälde an den Wänden der Gräber sind frisch geblieben und zeigen uns die Etrurier fast in allen Lebensverhältnissen. Wir sehen sie auch bei Zechgelagen und Lustbarkeiten, bei Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten, bei körperlichen Uebungen, bei Spiel und Tanz. Viele Gefäße und Waffen sind sowohl in den Gräbern als in den Särgen gefunden worden. Die Etrurier waren übrigens erbitterte Feinde der Römer, von denen sie erst bezwungen wurden, nachdem sie sich in langwierigen und blutigen Kämpfen fast gänzlich erschöpft hatten.

Doch wir kehren von dieser Abschweifung zu unserer Geschichte zurück. Albert Riquetti also wollte diese etruriſchen Gräber besehen, und brach an einem schönen Frühlingsmorgen in aller Frühe von Rom auf nach der Todtenstadt, oder den Grabmälern des alten Veji, von welcher in der Geschichte Roms so oft die Rede ist, weil deren Einwohner mit den Römern stete Fehden hatten, und endlich, nachdem sie zehn Jahre lang von ihren Feinden eng umschlossen waren, der Uebermacht und der Ausdauer derselben erlagen. Die Trümmer des alten Veji liegen nur wenige Stunden

von Rom entfernt. Anfangs wird der Weg dahin von der nach Florenz führenden Heerstraße gebildet, weicht aber dann beim Dorfe Fossa von derselben ab, und geht etwa dreiviertel Stunden weit durch Felder nach der Ortschaft Isola Farnese. Hier befindet sich ein Gasthaus, in welchem die Reisenden gewöhnlich einkehren, weil sie sich weiterhin keines Wagens mehr bedienen können; denn nach dem, noch über eine halbe Stunde entfernten Veji führt nur ein rauher Pfad.

Isola Farnese ist ein aus zerstreut liegenden Häusern bestehender Weiler auf einer Anhöhe, umgeben von Felsen und Wasserfällen. Die Bewohner sind Hirten und Winzer, zeigen sich gegen den Fremden äusserst zuvorkommend, und erscheinen so treuherzig und ländlich einfach, daß die Städtebewohner, welche im großen Gewühl diese Eigenschaften nur allzuoft vermissen, von diesen schlichten Leuten ganz entzückt sind. Hier, dachte Riquetti, sind die Laster und Verbrechen der großen Städte gottlob noch unbekannt, hier sehe ich keine Spur von Elend und Hunger und Kummer; hier ist ja warlich ein kleines Paradies. Die Leute begnügen sich mit dem was sie haben; der Acker gibt ihnen Brod, das Schaaf Kleidung, und der Wein heitert sie auf; Ehrgeiz scheint ihnen unbekannt; hier ist Glück, wie es die Dichter in ihrer Einbildungskraft sich ausmalen.

Der Besitzer des Gasthauses war der gefälligste und freundlichste Mann der sich nur denken läßt, ein wahres Muster von einem Wirthe, und unserm Florentiner behagte es bei ihm so vortrefflich, daß er einige Tage in Isola Farnese zu bleiben beschloß; es sollte der Mittelpunkt sein, von welchem aus er seine weiteren Wanderungen anzutreten gedachte. Den Anfang wollte er mit dem Besuche der Todtenstadt von Veji machen. Nachdem er sich mit Brod und Wein erquickt und ein Stündchen Ruhe gegönnt hatte, nahm er einen Führer. Dem Wirthe, der ihm noch allerlei nützliche Weisungen und Winke gab, erklärte er: „Ich werde am Tage kaum mit Besehen fertig werden, komme also Mittags nicht zurück; aber ein gutes Abendessen könnt Ihr mir bereit halten, denn nach einem solchen Tage wird mein Hunger mächtig sein.“ Der würdige Wirth Bonifazio entgegnete: „Sorgt nur nicht, Herr, es soll Euch schon wohlschmecken; ich koche selbst, und verspreche Euch, ein Ragout zu bereiten, wie Ihrs in euerm Leben noch nicht gegessen habt. Meine Ragouts sind berühmt, und ich kann wohl sagen, daß viele Reisende, welche einmal davon gekostet, sie so vorzüglich finden, daß sie niemals in Versuchung gerathen, ein anderes zu schmecken.“

„Das heißt doch wohl solche, die nicht von Euch zubereitet wurden?“ fragte Riquetti lächelnd.

„Ei, versteht sich,“ war die Antwort Bonifazios, und unser Arzt trat seine Wanderung an. „Ein ganz gescheidter Kerl,“ murmelte er vor sich hin, und sein Führer schien derselben Meinung zu sein, denn er kicherte und lachte, und schien sich über das Selbstvertrauen, welches der Wirth in seine Kochkunst setzte, sehr zu ergötzen.

„Es kommen wohl häufig Reisende zu Euch?“ fragte Riquetti.

„Im Winter eben nicht, und Ihr seid der erste, den wir seit mehreren Monaten gesehen haben. Ihr kommt von Florenz, Herr?“

„Ja wohl von Florenz. Aber wie könnt Ihr das wissen?“

„Der Postknecht der Euch fuhr, hats dem Wirth gesagt. Ihr wollt reisen, um Eure Gesundheit wieder herzustellen.“

„Ganz richtig,“ entgegnete der Arzt. Er war nicht wenig verwundert, daß der Postknecht über seine Verhältnisse und Absichten so genaue Kunde hatte. Von seiner Seite war mit jenem darüber kein Wort gesprochen.

„Ganz allein zu reisen hat seine Unannehmlichkeiten,“ begann der Führer nach einer Pause, „besonders wenn's mit der Gesundheit nicht ganz so ist, wie es sein sollte. Aber vielleicht seid Ihr unverheirathet, und werdet also zu Hause nicht von Weib und Kindern vermißt?“

„Freilich habe ich keine Familie,“ entgegnete Riquetti, der an dem gesprächigen und, wie es schien, wißbegierigen Führer Gefallen fand. „Eine noch unverdorbene Natur,“ dachte er, „Wilde und Halbgebildete sind ja immer mit Fragen bei der Hand.“ Und so beantwortete er denn alle weitere Fragen, welche an ihn gestellt wurden mit der besten Laune.

Beide zogen so, in lebhaftem Zwiegespräch, auf dem nach Veji leitenden Pfade fürbaß, blieben stehen, wo sich ihnen eine schöne Aussicht bot, und betrachteten Alles was dort an Trümmern aus dem Alterthum übrig geblieben ist. Eben bogen sie um einen Felsenvorsprung. Da gewahrten sie vor der Thüre einer kleinen im Felde stehenden Hütte einen Mann, welcher ein Bündel Rebstöcke auseinander nahm. Als sie näher kamen, schauete er auf; sein Blick traf den Arzt, und offenbar überraschte es jenen Mann diesen Fremden hier zu sehen. Es war, als wolle er die Lippen zum Sprechen öffnen, schloß sie aber wieder, blickte auf jene Beiden noch einmal mit scharfem Auge, und schien dann sie nicht wei-

ter zu beachten. Riquetti kam der Mann bekannt vor, er mußte ihn schon gesehen haben, er wußte aber im Augenblicke nicht, wo und unter welchen Umständen. Er war jetzt auf den Trümmern von Veji, dachte an die Vergangenheit Italiens, und der Winzer beschäftigte ihn nicht mehr. Als er aber gegen Abend, nachdem er sich Stunden lang unter den etrurischen Gräbern aufgehalten hatte, den Heimweg antreten wollte, sah er am Eingange der Todtenstadt denselben Mann sitzen. Dieser schien sich den Fuß beschädigt zu haben, und verband eben seine blutende Wunde. Der Führer trat auf ihn zu und fragte:

„Was habt Ihr denn gemacht; schmerzt es?"

„Gestern den Fuß gestreift. Wollte zum alten Joseph gehen, mit dem ich nothwendig zu sprechen hatte, da ist die Wunde wieder aufgegangen; thut recht weh." Dabei knüpfte er das Taschentuch zu, und stand auf. Stimme und Gesichtszüge dieses Menschen hatte Riquetti offenbar schon einmal gehört und gesehen, ein Irrthum war nicht möglich; auch schien Jener zu bemerken, daß er erkannt worden sei, denn er wandte sein Gesicht ab. Nichts destoweniger schlug er denselben Weg ein, den die beiden Anderen nahmen, ging aber nicht neben, sondern hinter ihnen, und lahmte etwas, wie es schien, wegen seiner Fußwunde. Als aber der Führer etwa ein Dutzend Schritte voraus war, und um eine Ecke bog, fühlte Riquetti, daß ihm Jemand auf die Schulter klopfte. Er sah sich um; es war der Winzer, der die Finger der einen Hand auf seine Lippen hielt, um anzudeuten, daß Jener schweigen solle, mit der anderen Hand streckte er dem Arzte ein mit Blut besudeltes Leinwandläppchen entgegen, schüttelte dabei den Kopf heftig, runzelte die Stirn und blickte düster um sich. Riquetti konnte aus alle dem nicht recht abnehmen, was der Mann eigentlich wollte. Vielleicht gab er ihm ein Zeichen der Warnung; dem Fremden, der hier völlig unbekannt war, mochte wohl Gefahr drohen. Aber befand er sich nicht in Isola Farnese, unter so freundlichen Leuten, die ganz patriarchalisch zu leben schienen? Indessen konnte es nichts schaden, wenn er auf seiner Hut war, und ohnehin sagt ja das alte Sprüchwort, daß der Schein oft trügt. Zunächst wurde er nun aufmerksamer auf den Führer, den er nicht mehr neben sich, sondern stets vor sich her gehen ließ. Nach einer Weile fragte er so unbefangen als möglich: „Wer war der Mann, welcher eine Strecke Wegs mit uns ging?"

„Gasparo, ein Winzer von hier."

Jetzt wußte Riquetti auf einmal, wer Jener war; er durfte nun aber auch überzeugt sein, daß ihm eine ernstliche Gefahr drohete, denn Scherz trieb doch ein Mann, welchem er das Leben gerettet, den er so sorgsam gepflegt hatte, ganz bestimmt nicht mit ihm. Allein was sollte er in dieser schwierigen Lage beginnen? Er war noch eine gute halbe Stunde von dem Wirthshause entfernt, weit und breit kein Mensch zu sehen und der Abend brach herein, kaum den Weg konnte man noch unterscheiden. Waffen trug er, der kein Arges ahnete, nicht bei sich, aber der Andere konnte bewaffnet sein, und lagen nicht etwa Banditen im Hinterhalt? Wie dem nun aber sein mochte, ihm blieb nichts übrig, als Alles über sich ergehen zu lassen. Daß er seine Schritte beeilte, bedarf wohl keiner Versicherung; der Führer gab aber nicht die geringste Veranlassung zum Argwohn, und beide erreichten wohlbehalten das Wirthshaus.

„Ich habe doch wohl Gasparos Zeichen falsch gedeutet," sagte er nun zu sich selbst; „kann er nicht etwa auch gemeint haben, ich möchte über das, was ich von ihm weiß, schweigen, damit er in keine Verlegenheit komme? Die blutige Leinwand sollte wohl nur dazu dienen, mir seine Wunden, die ich heilte, ins Gedächtniß zurückzurufen. Er will nicht, daß die Leute hier von jenem Vorfalle in Florenz etwas wissen. Es scheint mir nun Alles klar; unter den wackeren Menschen hier habe ich weder für mein Leben noch für meine Börse etwas zu fürchten. Aber ich will Gasparos Wunsch erfüllen, Niemand soll auch nur ahnen, daß ich ihn kenne." Und nun rief er den Wirth, forderte sein Abendessen, und setzte sich wohlgemuth an den Tisch. Hungrig und müde war er, die lange und weite Wanderung hatte ihn angegriffen.

Das erste Gericht, welches Bonifazio auftrug, bestand in einem Süßwasserfisch, von dem Riquetti nur wenig genoß, weil er auf das vielgerühmte Ragout wartete, nach welchem ihm der Mund wässerte. Es wurde gebracht, und der Dampf, welcher aus der Schüssel emporstieg, hätte auch einen verwöhnten Feinschmecker lüstern machen können.

„Ich denke," sprach er zu dem Wirth, der sich am Tische allerlei zu schaffen machte, Euer Prachtragout verdient in Gesellschaft eines bessern Weins genossen zu werden. Habt Ihr nicht Bordeaux oder guten Florentiner?"

„Bordeaux ist nicht im Hause, aber köstlicher Florentiner liegt auf Flaschen im Keller. Ich will davon herauf holen.

„Thut das."

Inzwischen hatte Riquetti in die Schüssel gelangt, und von dem Ragout auf seinen Teller gethan. Kaum war der Wirth aus der Thür, so führte der Arzt nicht etwa die saftigen Stücken zum Munde, sondern zog in

aller Eile sein Taschentuch hervor, schüttete das Ragout hinein, und steckte das Tuch rasch wieder ein. Er genoß keinen Bissen, als aber Bonifazio wieder kam, schien es, als sei allerdings von dem Teller gegessen worden, und Riquetti bewegte die Kinnladen. Die Schüssel war beinahe leer, nur einige Knochen lagen darin. „Ein vortreffliches Ragout habt Ihr mir da angerichtet, Herr Wirth, und ich habe nie ein schmackhafteres genossen," rief er, und schenkte ein Glas voll. Einem aufmerksamen Beobachter hätte es nicht entgehen können, daß seine Lippen zuckten und seine Hand zitterte; allein der vortreffliche Wein that rasch seine Wirkung, und der Wirth bemerkte nicht, daß etwas Ungewöhnliches in seinem Gaste vorging. Das Ragout wurde abgenommen, und Käse aufgetragen, aber Riquetti genoß nur wenig, und der Wirth, der eben abgerufen wurde, entfernte sich. Sogleich rückte der Arzt einen Stuhl vor die Thür, um nicht überrascht zu werden, zog das Tuch aus seiner Tasche, untersuchte dessen Inhalt, steckte Alles sorgfältig wieder bei, stellte den Stuhl an den frühern Platz, und ging dann, in hohem Grade aufgeregt, im Zimmer umher. Er warf einen Blick nach dem Fenster, und erwog hin und her, ob er fliehen oder bleiben sollte. „Aus dem Fenster kann ich zwar entkommen; aber wie soll ich den Weg nach Fossa finden in dieser tiefen Dunkelheit? Und darf ich es wagen, mich hier im Orte irgend einem Menschen anzuvertrauen? Käme ich nicht vielleicht aus der Scylla in die Charybdis? O Gasparo, wärst Du doch hier!" Diese letzte Worte murmelte er halblaut vor sich hin, und kaum hatte er sie gesprochen, als ihm dünkte, es antwortete Jemand darauf. Er horchte. Wahrhaftig, es klopfte eine Hand leise an die Fensterscheibe. Riquetti schob den Kattunvorhang zurück und das Fenster in die Höhe.

„Geht so bald als möglich in Euer Schlafgemach," raunte ihm eine Stimme zu, „blast das Licht aus, und wenn ich Euch ein Zeichen gebe, so öffnet ganz sacht das Fenster. Ihr findet eine Leiter, die steigt hinab. Laßt nun dies Fenster nieder und seid vorsichtig." Der Mann verschwand.

„Gut von Dir, Gasparo!" sprach Riquetti zu sich selbst; „bist Du ein Bösewicht, so bist Du doch ein dankbarer Missethäter." Nun setzte er sich, als sei nichts vorgefallen an den Tisch, zog ein Buch hervor, legte es vor sich hin, rief nach dem Wirth und forderte Kaffe. „Bringt ihn mir so schnell als möglich, denn ich bin todmüde von der heutigen Anstrengung, und möchte morgen wieder recht früh auf den Beinen sein."

Nachdem der Arzt den Kaffe getrunken, ließ er sich in sein Schlafgemach bringen. Es war ein kleines Zimmer im obern Geschoß und die Thür ohne Riegel oder Schloß, wie er nicht anders erwartet hatte. Er stellte den Tisch davor, untersuchte Alles genau, vergaß nicht, unter das Bett zu leuchten, nahm seinen Mantelsack zur Hand, blies die Kerze aus, und setzte sich, das Zeichen erwartend, auf einen Stuhl.

Er brauchte nicht lange zu warten, denn kaum mochte eine halbe Stunde verflossen sein, als einige kleine Steine gegen das Fenster geworfen wurden. Sogleich öffnete er. Die Leiter konnte er nicht sehen, aber er fühlte sie, und stieg sorgfältig hinab. Kaum hatte sein Fuß den Grund berührt, so nahm Gasparo ihn bei der Hand, zog ihn fort, und flüsterte: „Nun gilt es Euer Leben, eilt, eilt!" Und damit zog er ihn fort, über Hügel und Thal, durch Feld und Gebüsch, durch Bäche und über Hecken, bis er, nach Verlauf einiger Stunden, als die Heerstraße erreicht war, endlich anhielt. „Nun seid Ihr nicht mehr weit von der Stadt," sprach Gasparo, der bis dahin kein Wort geredet hatte, „hier habt Ihr nichts mehr zu befürchten. Lebt wohl; der Himmel geleite Euch; ich habe meine Schuld bezahlt." Er drückte dem Arzte die Hand, und dieser rief ihm vergeblich nach, er möge doch noch einen einzigen Augenblick verweilen. Gasparo eilte aber von dannen, und war bald verschwunden.

Es begann zu tagen. Riquetti ließ sich auf den Rasen nieder, athmete endlich wieder frei auf und dankte dem Himmel für seine Rettung. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, machte er sich wieder auf den Weg, und ging, als in der Stadt angelangt war, ohne sich zuvor einige Ruhe zu gönnen, stracks zum obersten Polizeibeamten. „Ich habe Ihnen, „sprach er," eine sehr wichtige Mittheilung zu machen; aber bevor ich meine Eröffnungen beginne, muß ich Sie ersuchen, das Leben eines Mannes zu verschonen, den ich Ihnen näher bezeichnen werde, denn ich verdanke ihm meine Rettung." Nachdem diese Bedingung willig zugestanden worden war, erzählte Riquetti sein Abentheuer und breitete den Inhalt des Tuches aus. Bald stellte sich heraus, daß jene tugendhaften, höflichen, harmlosen und zuvorkommenden Hirten allesammt eine Bande der gefährlichsten Raubmörder bildeten. Jener Gastwirth Bonifazio war ihr Hauptmann. Im Märzmonat des Jahres 1839 wurden nicht weniger als vierzig dieser Bösewichter gefänglich eingezogen, und manche von ihnen mit dem Tode bestraft, und viele andere auf die Galeeren oder in die Gefängnisse geschickt. Bonifazio, der so vortreff-

liche Ragouts zu bereiten verstand, hauchte seine verruchte Seele auf dem Blutgerüste aus. Abgesehen von dem Zeugnisse des Arztes, ergab sich aus anderen Umständen und Aussagen, daß Bonifazio, wenn es an Vorräthen gefehlt, nicht selten Menschenfleisch zu seinen Ragouts genommen hatte. Riquetti hatte verstanden, was Gasparo mit der blutigen Leinwand andeuten wollte, als er einen Blick auf die Schüssel warf, und in derselben ein Stück von einer menschlichen Hand erkannte. Die Bewohner von Isola Farnese sagten übrigens aus, daß sie nie Engländer ermordet hätten, weil sie wußten, daß sorgfältige Nachfrage nicht ausgeblieben wäre, wenn man einen derselben in Rom vermißt haben würde; sie tödteten nur einzelne Fremdlinge, welche die Trümmer von Veji besuchten.

Gasparo aber ist seit jener Nacht in Isola Farnese nicht mehr gesehen worden.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Die Aloe.

(Tafel 19.)

Die Aloen gehören zu den lilienartigen Gewächsen. Die meisten Arten derselben wachsen im südlichen Afrika; andere in Ostindien und Südamerika; auch im südlichen Europa findet man einige, und häufig sieht man sie jetzt in unserem kälteren Himmelsstriche in Treibhäusern und Gärten. Als Kennzeichen gibt Oken an: Blume walzig, regelmäßig sechstheilig (Fig. 1.), unten saftig, Staubfäden pfriemenförmig auf dem Boden (Fig. 2.), Narbe stumpf (Fig. 3.), Kapsel dreifächerig (Fig. 4.), Samen dreieckig, geflügelt am Klappenrand, Wurzel faserig. Aus einer Rose von sehr dicken, fleischigen nnd stechenden Blättern erhebt sich gewöhnlich ein dünner, fast holziger Stengel mit schönen, meist rothen oder gelben Blumen in Aehren. Sie enthalten meistens ein bitteres Harz, welches abführend wirkt.

Zu den schönsten Aloearten gehört namentlich die Aloe fruticosa, welche unsere Tafel im zehnten Theile ihrer natürlichen Größe, in voller Blüthe, darstellt. Die Sokotra-Aloe, die vorzugsweise auf der afrikanischen Insel Sokotra wächst, hat zwei Fuß lange Blätter und einen Schaft, der bis vier Fuß Höhe erreicht. Die auch bei uns so häufige gemeine Aloe stammt gleichfalls aus Afrika.

Diese Pflanzen sind für die Arzneikunde von Erheblichkeit, besonders wird der Roßaloesaft von den Thierärzten angewandt. Unter der Oberhaut der Blätter liegt ein bitterer Saft. Die Blätter werden abgeschnitten, der aufgefangene Saft wird abgedämpft. Jene kocht man auch in heißem Wasser und sie geben dann eine schwächere Sorte von Aloe. Es kommen vier Sorten Aloe in den Apotheken vor.

Die Aloe, und besonders die sokotrinische, haben noch eine treffliche Eigenschaft, welche bis jetzt wenig bekannt ist, und auf die wir deshalb besonders aufmerksam machen. Wenn man nämlich das Mark der Blätter auf Brandwunden legt, so hört der Schmerz fast augenblicklich auf und fährt man damit zwei oder dreimal vier und zwanzig Stunden fort, so werden viele gefährliche Zufälle, welche solchen Brandwunden zu folgen pflegen, verhindert.

Die sogenannte Aloe, von der man sagt, daß sie nur alle hundert Jahre blühe, ist eine Agave, ein in Amerika einheimischer fast baumartiger Strauch, aus dessen stechenden Wurzelblättern ein oft zwanzig Fuß hoher Schaft mit tulpenartigen grünlich gelben, wohlriechenden Blumen emporsteigt, deren Zahl sich zuweilen auf viertausend belaufen soll. Der Schaft stirbt nach dem Blühen ab, treibt aber viele Wurzelsprossen. Diese Agave wächst besonders häufig in Mexico, wo man aus dem süßen Safte einen Art Wein bereitet, das sogenannte Pulque, welches einen nicht unwichtigen Handelsartikel bildet; aus den Fasern der Blätter verfertigt man Seile, Tücher und das sogenannte Magueypapier, dessen sich schon die alten Mexikaner bedienten.

Das sogenannte Aloeholz, welches im Handel vorkommt und besonders zu Räucherpulver benutzt wird, stammt nicht von diesen Aloearten, sondern von Euphorbienarten, namentlich von der löffelförmigen Euphorbie, die in China und Hinterindien wächst, oder vom Aloexylon agallochum.

Die Aloë.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Deutsche Hausthiere.

(Tafel 20.)

Eine schöne Gebirgslandschaft mit Wald und grünen Haiden, oder eine mit Wiesen bedeckte, von einem klaren Bach durchschlängelte Ebene bietet schon an sich einen angenehmen und wohlthuenden Anblick dar. Aber erhöheten Reiz gewinnt eine solche Landschaft erst wenn sie durch Menschen oder Thiere belebt wird. Ein Gemälde, das uns nur leblose Gegenstände vorführt, befriedigt nicht ganz; aber es zieht an, sein Eindruck auf unser Gemüth wird stärker, sobald wir z. B. eine weidende Viehheerde auf demselben erblicken. Wer hat auf seinen Wanderungen nicht den Reiz empfunden, den es gewährt, wenn man nach einer mühsamen Reise aus einem düstern Walde heraustritt, und dann zu seinen Füßen ein liebliches Thal liegen sieht? Hin und wieder liegen Gehöfte zerstreut, an den Bergabhängen klettern Ziegen umher, auf den Matten weiden Rinder, deren helle Halsglocken weithin durch die klare Luft ertönen; die Sonne neigt sich, und die Bäume werfen lange Schatten; der Hirt, seinen treuen Hund zur Seite, entlockt der Schalmei liebliche Töne, und treibt das Vieh dem Hofe zu, wo die Mägde mit blankgescheuerten Eimern oder Gelten bereit stehen um es zu melken. Dem Wanderer reichen sie, wenn er einspricht, freundlich einen Labetrunk.

Es gibt kein nützlicheres Hausthier als das Rindvieh. In vielen Gegenden wird es als Zugthier gebraucht, und man spannt es vor den Lastwagen, besonders in gebirgigen Gegenden, oder vor den Pflug; seine Milch wird entweder verkauft, oder zur Bereitung von Butter und Käse verwandt; sein Fleisch ist das nahrhafteste, und wird frisch, gesalzen oder geräuchert verspeist; sein Talg wird zu mannigfachem Behufe verbraucht, seine Hörner verarbeiten Kammmacher und Drechsler; sein Leder ist unentbehrlich, selbst die Haare, die Knochen und die Klauen und das Blut bleiben nicht unbenützt; kurz der Mensch kann Alles, auch das Geringste, von diesem Thiere zu seinem Vortheile verwenden. Darum kommt auch auf die Rindviehzucht so viel für ein Land an, und man bietet Alles auf, um den Stand derselben zu verbessern.

Rindvieharten sind über die ganze Erde verbreitet, vom nördlichen Polarkreise bis in die Nähe der Magellansstraße. Sie dauern unter allen Klimaten aus, denn auch die Hitze in den Gegenden des Gleichers ertragen sie gut, wenn die Weide nur saftig ist. So haben die Mandingo-Neger einen trefflichen Viehstand, aber in Guinea, wo das Futter schlecht ist, bleiben die Kühe klein und hager. Dagegen ist der Büffel im südlichen Afrika, im Lande der Hottentoten und der Kaffern, mit seinen mächtigen Hörnern, ein wildes und gefährliches Thier, das den Jäger nicht fürchtet, sondern ihn angreift. Wird er angeschossen, so kennt seine Wuth keine Gränzen; wie rasend stürzt er seinem Verfolger nach, über Berg und Thal, durch Feuer und Wasser, und rettet sich der Jäger in ein Schiff, so springt der Büffel ins Meer und schwimmt nach, so lange er noch Athem in sich hat. Wild und unbändig ist auch der Moschus- oder Bisamochs in den höheren Breiten Nordamerikas; wo er in Heerden beisammen gefunden wird. So plump er ist, so rasch kann er doch laufen, selbst Anhöhen vermag er mit Leichtigkeit hinanzuklettern. Im Winter ist er mit langem zottigen Haar bedeckt. Den amerikanischen Büffel oder Bison kennen unsere Leser bereits aus einer frühern Schilderung. Der gewöhnliche Büffel, welcher auch in mehreren Ländern Europas, z. B. in Italien vorkommt, lebt in großer Menge wild in Ostindien, wo man ihn schon seit den ältesten Zeiten auch als Zugvieh benützt. Er hat ungewöhnlich lange Hörner, die oft eine Höhe von anderthalb Ellen erreichen, nimmt mit schlechtem und dürftigem Futter vorlieb, kann aber nur in warmen Gegenden leben.

Der Aurochs oder Urochs, — das Wisent, wie er bei unseren Vorfahren hieß, — durchstreifte noch im sechsten Jahrhundert und später das damals mit dichten Wäldern bedeckte Deutschland. Bis in die neueste Zeit glaubten manche Naturforscher, unser zahmes Rind stamme von dem Ur ab, Andere bestreiten indessen diese Meinung, weil Kopfbildung, Hörner, Anzahl der Rippen ꝛc. beider Thiere verschieden sind. Jetzt lebt er nur noch im bialowitzer Walde in Lithauen, wo er gehegt wird; es darf keiner ohne besondere Ermächtigung von St. Petersburg geschossen werden. Man behauptet, daß er auch in der Moldau und im Kaukasus vorkommt.

Unser Hausochse oder der gemeine Stier, Bos taurus, der in asiatischen Wäldern noch in wildem Zustande gefunden werden soll, ist, wie Jedermann weiß, und wie unsere Tafel zeigt, ein zwar plumpes aber doch stattliches und kräftiges Thier. Sein Blick ist wild, seine Muskeln sind stark, und seine Hörner furchtbare Waffen. Er erreicht eine bedeutende Größe, lebt aber nicht lange und wird nur höchst selten achtzehn bis vier und zwanzig Jahre alt. Die Spanier brachten ihn nach Südamerika, wo er nun auch wild lebt und sich besonders in den Grassteppen von Buenos-Ayres so ungeheuer vermehrt hat, daß man jährlich mehrere hunderttausende

bloß der Hörner, des Fettes und der Häute wegen erlegt.

Die Farbe des zahmen Rindviehs ist, je nach den einzelnen Abarten verschieden; ausgewachsen ist ein Ochs wohl sieben Fuß lang. Er lebt vorzüglich von Gras und Klee; doch nährt man ihn auch mit Kohl und Rüben, mit Heu und Stroh, geschrotenem Getreide ꝛc.

Die Rindviehzucht hat, weil sie Nahrungsmittel liefert, von Einfluß auf Handel und Gewerbe ist, und weil die Blüthe des Ackerbaus von ihr abhängt, besonders in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der deutschen Landwirthe mehr in Anspruch genommen, als früher der Fall war; sie bildet den wichtigsten Zweig unserer landwirthschaftlichen Thierzucht. Ihr Zustand ist gegenwärtig so, daß sie die Hauptbedürfnisse der Bevölkerung an rohen und verarbeiteten Produkten der Viehzucht so ziemlich befriedigt, doch könnte sie, noch viel bedeutender sein, und wird es, bei der Sorgfalt welche man in neuerer Zeit auf sie verwendet, auch ohne Zweifel werden. In vielen Landesgegenden findet noch Mangel an Vieh, und, zum Beispiel in Westfalen, an gutem Vieh statt. Dagegen ist Deutschland im allgemeinen reicher an trefflichen Rindviehschlägen, als irgend ein anderes Land. Die Anzahl des gesammten Hornviehes in den deutschen Bundesstaaten beläuft sich auf etwa sechszehn Millionen Stück. Davon rechnet man auf die deutschen Provinzen Österreichs 3,930,000; auf Preußen 3,490,000, auf Baiern 2,350,000; auf Sachsen 550,000, Hannover 900,000, Würtemberg 795,000, Baden 480,000, Kurhessen 170,000, Hessen Darmstadt 244,000, Nassau 182,000; die übrige Summe vertheilt sich auf die kleineren Staaten. Am ausgebreitetsten und ausgedehntesten ist die Rindviehhaltung in den Gebirgsgegenden und den Niederungen, besonders in den Marschländern. Als Hauptstämme unterscheidet man: die Niederungsstämme der Nordseeküstenländer; die Gebirgsstämme der südlichen Provinzen, und die Landstämme im innern Deutschland. Die ersteren sind einheimisch in Ostfriesland, Oldenburg und Holstein, haben meist hohe Beine, starken Körper, breites, nach hinten meist abhängiges Kreuz, hervorstehende Hüftknochen, kurze nach vorne geneigte Hörner, schmalen Kopf und mehr dünnen als starken Hals. Sie sind ausserordentlich milchergiebig, eignen sich wegen ihres zarten, saftigen Fleisches gut zur Mast; sind meist scheckig oder bunt, zuweilen schwarz und weiß, auch wohl mausefarbig; Haut und Haare sind fein. Den zweiten Hauptstamm findet man besonders in Tyrol und Steyermark; sein Knochenbau ist stark, der Körper gedrungen, gewölbt, abgerundet und niedrig gestellt; Kreuz hoch, Hals und Wamme stark, Hörner seit- und aufwärts gebogen, Kopf breit und kurz, Farbe meist dunkel, Haut dick. Der dritte Stamm kommt am reinsten in Böhmen und Mähren vor, auch in Franken und Baiern, gibt gutes Zug- und Mastvieh, ist mittelgroß oder noch kleiner, hat feinen Knochenbau, etwas hohe Beine und schmales Hintertheil, Kopf meist schmal, Hörner groß und auswärtsgebogen; Farbe meist rothbraun oder gelb. Von diesen Hauptstämmen gehen eine Menge Neben- und Unterstämme ab, welche über ganz Deutschland verbreitet sind. Merkwürdig ist das Rindvieh im Lavant und im Gurkthale in Kärnthen; es hat milchweiße Farbe und gelbe Hörner, großen tonnenförmigen abgerundeten Körper, der oft eine ungeheure Schwere erreicht, und, wenn Herr von Lengerke in seiner landwirthschaftlichen Statistik der deutschen Bundesstaaten recht hat, oft 4000 Pfund lebendes Gewicht hat.

Ein Ausflug nach Allerheiligen im Schwarzwald.

(Tafel 21.)

Die Gegenden von Heidelberg und Baden-Baden sind bekannt als die schönsten des südwestlichen Deutschlands, und auch diejenigen von Freiburg, Badenweiler und Konstanz haben den Ruf ausgezeichneter Schönheit. Wer aber kennt die Landschaft von Achern und Oberkirch mit ihrem Sasbachwälder-, Kappler-, Lierbacher- und Rench-Thal? Welcher Einheimische hat sie beschrieben und welcher Fremde besucht? Und gleichwohl finden sich hier Punkte, welche von nichts Aehnlichem übertroffen sind, was jene viel berühmten Gegenden darbieten. Ja, wo findet sich auf so kleinem Raume eine so reiche Abwechselung charakteristischer Par-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

tien? — Drei Tage reichen hin, um aus den üppigsten Gefilden der Ebene über einen der höchsten und wildesten Rücken des Schwarzwälder Gebirgs und durch sechs verschiedene Thäler zu vier Städten, zehn bedeutenden Dorfschaften, sieben Badorten und gegen zwölf alten Schlössern zu gelangen, wo der Reisende häufig von An- und Aussichten überrascht wird, welche des berühmtesten Pinsels würdig wären.

Die Krone dieses landschaftlichen Reichthums aber sind das Panorama auf dem Brigittenschloß und die Wasserfälle bei Allerheiligen.

Auf einer Anhöhe bei Achern hat man die weite Ebene des Rheinthales vor sich, wie sie von unzähligen Dörfern, von Wiesen, Feldern und Waldungen bedeckt, vom Rheinstrom, von der Landstraße und Eisenbahnlinie durchschnitten, bis zu den fernen Vogesen sich ausdehnt; andrerseits die ganze westliche Abdachung des ortenauischen Schwarzwaldes von den sanften mit Weinreben, mit Kirschen- und Kastanienbäumen besetzten Vorhügeln über die waldigen Abhänge bis zu den nackten Scheiteln des Hochgebirgs. Diese Ansicht ist ausserordentlich schön und mannigfach. Zunächst stellt sich die neuerbaute Irren-Heilanstalt auf der Illenau wie eine kleine Stadt höchst wohlgefällig dem Blicke dar, sodann gegen Süden folgt Oberachern mit seinen Papiermühlen, die Sankt Antoniuskapelle auf ihrer lieblichen Anhöhe, endlich der weinbekränzte Bienenbuckel, an dessen Fuß das Kapplerthal und das Waldulmer Nebenthal mit ihren herrlichen Wiesen und Kirschenpflanzungen sich aufthun, freundlich beherrscht von dem alterthümlichen Schlößchen Rodek; gegen Mitternacht aber erscheint die üppige Hügelgegend des Erlenbades und Lauferthals, von wo das neue Schlößchen Aubach und die Ruine von Neuwindek herüberschauen; weiterhin alsdann das stolze Thurm-Paar von Altwindek, ja selbst noch die ferne Iburg. — In der Mitte dieses herrlichen Rundgemäldes erhebt sich großartig der mächtige Granitkoloß des Brigittenschlosses, hinter welchem der langgedehnte Rücken der Hornisgründe sich hinzieht.

Ueber das Erlenbad und den Berghügeln auf welchem sich die Ruine von Neuwindeck erhebt, ging ich, zur Osterzeit, von einem Freunde begleitet nach der Felsenhöhe des Brigittenschlosses.

Die Trümmer des Brigittenschlosses bestehen noch aus der östlichen Wand eines Gevierthurmes, welche auf einem kolossalen Granitblocke ruht, dessen Gestalt sich wie ein natürliches Bollwerk von dem übrigen Rücken des Berges unterscheidet. Er ist gegen Norden gelegen und verhinderte uns, die Aussicht eher zu genießen, als bis wir seine Höhe erstiegen hatten — hier aber, wer beschriebe den Anblick, der sich dem halbbetäubten Auge aufthat! Mir schwindelte anfangs. — Gleich einem farbigen Meere schwamm die Landschaft zu meinen Füßen wie in wogender Tiefe und wie ins Unermeßliche. Erst nachdem ich allmählig einen sichern Halt gewonnen, erschien sie mir in ihrer großartigen Ruhe, mit den reizenden Einzelheiten der Nähe und dem zauberhaften Schleier der Ferne. Die ganze fruchtbare und wohlbewohnte Ortenau, das ganze mittlere Elsaß, lagen vor uns ausgebreitet — ein herrlicher Teppich, vom Silberstrome des Rheines durchschlängelt, und von der Riesenkette der Vogesen begrenzt.

Während sich aber hier vor unserm Blicke eine blühende Landschaft ausbreitete, auf welche die Streiflichter der Abendsonne ein magisches Licht warfen, trat ihm auf der andern Seite das schwarzwäldische Gebirge entgegen, — die langgedehnte mit Schnee bedeckte Rücken der Hornisgrinden, von düstern Wolken überragt, und die schauerliche Tiefe des Seebacher Thals, welches schon wie in den Schleier der Nacht gehüllt war.

Der Gegensatz dieser Aussichten, der Wechsel von Sonnenblicken nnd Schneegestöbern, worunter wir auf dieser wilden Höhe verweilten, der Anblick der kühnen Ruine und der mährchenhaften Granitblöcke, welche wie Trümmer von Kyklopenmauern sich auf der Berghaide erhoben — all' das gab unserer Lage etwas höchst Abentheuerliches, das man näher nicht bezeichen kann.

Wir nahmen unsern Rückweg auf dem alten Burgpfad, welcher bequem zu gehen ist, und erreichten auf der Westseite des Berges einen Bauernhof, der uns gastlich unter sein Dach aufnahm.

Im Verlaufe des Gespräches mit unserm Bewirther erkundigten wir uns dann näher über das Brigittenschloß, und vernahmen zunächst, daß ehedem weit mehreres Mauerwerk und der Thurm beinahe noch ganz gestanden, daß aber einige Bauern aus der Gegend, um einen vergrabenen Schatz zu heben, den größten Theil mit Pulver gesprengt hätten. Von diesen Schatzgräbern habe sich hernach einer im Rauchfang seines Hauses erhängt und der Leichnam sei nach Jahr und Tag völlig ausgetrocknet gefunden worden. Die Sucht der Schatzgräberei ist ein eigner Zug in unserm Landvolke; ich wüßte kaum eine Gegend, wo man nicht ähnliche Historien erzählt, und keine Burg- oder Klosterruine ist verschont geblieben von der umwühlenden Hacke dieses Aberglaubens. Ich habe Untersuchungs-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Akten eingesehen, welche von jahrelangen Vorbereitungen, von vielfachen Reisen und Verbindungen, selbst von den größten Geldopfern sprechen, denen sich die Bauern oft unterzogen. Freilich steckte meist ein Betrüger dahinter, welcher den Aberglauben und die Geldgier solcher Thoren für seinen Beutel benüzte.

Nach dieser Schatzgräbergeschichte erfuhren wir noch einige Sagen aus der mittelalterlichen Vorzeit, welche sich an den Namen Brigitte und an die kühne Lage des Schlosses knüpften. Denn es war wirklich ein abentheuerlicher Gedanke, auf einer so rauhen, unwirthbaren und schwer ersteigbaren Höhe eine bleibende Wohnstätte, einen Burgsitz zu erbauen. Der Volksaberglaube erfand daher das Mährchen, die Veste sei ursprünglich am Fuße des Berges gestanden, von der Zauberin Brigitte aber unter Donner- und Blitzschlägen durch die Luft auf die steile Felshöhe versetzt worden. Und in der That enthält dieses Bild etwas sehr bezeichnendes — so sieht die Ruine noch heut zu Tage aus auf ihrer Felsunterlage, hoch über aller Landschaft, von kolossalen Granitblöcken und zahllosem Gerölle umgeben. Geschichtlich ist wenig von dem Schlosse bekannt.

Der Rückweg führte uns durch das Sasbachwälderthal herab, wo Buchen- und Kastanienhaine, Bergäcker und Thalwiesen, Erlen am Bach, Aepfel-, Nuß- und Kirschbäume an den Abhängen, mit den verschiedenen Bauernhöfen auf eine Weise abwechseln, daß das Auge des Wanderers sich nicht satt genug sehen kann. Es wird einem wohl und heimisch in diesen Thälern; die Leute sind freundlich und gefällig, und sehen es nicht ungerne, wenn man sich mit ihnen in ein Gespräch einläßt. Es kann nicht fehlen, wenn die badische Eisenbahn vollendet ist, so wird diese Gegend von Fremden zahlreich besucht werden und ihre Schönheiten werden die verdiente Anerkennung finden.

Am andern Morgen, es war Ostersonntag, machten wir uns frühe auf den Weg nach Allerheiligen. Das schönste Wetter begünstigte den Ausflug. Wir betraten das Kapplerthal, welches von blühenden Kirschbäumen wie bedeckt war. Bald hatten wir den großen Flecken Kappel erreicht, wo die Leute eben zur Kirche gingen. Wir bewunderten die Kräftigkeit vieler Männer und das zarte Antlitz manches Mädchens; nur die Tracht, — wenigstens des weiblichen Geschlechts, wollte uns nicht gefallen, da sie nichts entschieden Charakteristisches hat, und den natürlichen Wuchs verunstaltet. Es geht immer für eine schöne Gegend viel verloren, wenn der Tracht ihrer Bewohner ein entsprechendes Gepräge mangelt, weil der Einklang zwischen Landschaft, Wohnort und Kleidertracht eine Gegend wahrhaft malerisch und poetisch macht.

Nach einer kleinen Erfrischung bestiegen wir den Hügel, von welchem die Burg Rodek einladend in das Dorf herabblickt. Der Weg ist mehrfach geschlängelt und führt zuletzt noch ein paar Schritte weit durch eine Felsschlucht, deren mittlere Stelle mit einem großen Sandstein so bedeckt ist, daß sie ein natürliches Thor bildet. Das Schlößchen verräth den Styl des fünfzehnten Jahrhunderts, ist noch bewohnt und von einigen Anlagen des Vergnügens umgeben. Die Aussicht, welche man aus seinen Fenstern genießt, darf mit Recht eine wundervolle genannt werden; denn sie beherrscht das herrliche Kappler-, wie den Eingang des Waldulmer- und einen Theil des großen Rheinthales. Ungerne scheidet man von diesem lieblichen Landsitze, welcher das blühendste Leben der Gegenwart mit dem Gepräge des Alterthums vereinigt.

Von Kappel führte uns der Weg thalaufwärts nach Ottenhöfen, in dessen Nähe sich die verschiedenen Wasser der umgebenden Nebenthäler vereinigen und die Acher bilden. Die Gegend verdient einen Besuch wegen der Burgruine von Bosenstein und des Wasserfalls beim Edelfrauengrab, ohnweit hinter Ottenhöfen. Das Thal verengt sich hier bedeutend und nimmt schon einen wildern Charakter an, ist jedoch immer noch freundlich und heimisch genug.

Eine Viertelstunde hinter dem Bosenstein verengert sich das kleine Nebenthal des Gottschlägbaches zu einer schmalen Schlucht, in deren Hintergrund dieses Waldwasser von hoher Felsenwand in ein natürliches Becken herabstürzt und den herrlichsten Wasserfall bildet. Neben demselben bemerkt man in dem Felsen eine nischenartige Vertiefung, welche die Umwohner das Edelfrauengrab nennen, und davon erzählen, wie ein Ritter von Bosenstein nach endlicher Heimkehr aus dem heiligen Lande seine Gemahlin auf einer abscheulichen Untreue ertappt und sie zur Strafe lebendig in jenen Fels habe einmauern lassen. Solche Sagen sind noch mehrere unter den Bewohnern dieser Thalgegenden vorhanden, und es lohnte sich wohl der Mühe, sie aufzuzeichnen, da einige davon gewiß auch auf geschichtlichem Grunde ruhen.

Von Ottenhöfen steigt der Weg immer strenger aufwärts durch eine angenehme Tannwaldung bis zur Höhe des Sohlberges, wo die Kapelle der heiligen Ursula und der Eselsbrunnen sind. Von da führt ein Fußpfad auf der andern Seite steil wieder hinab, anfangs durch ein verdeckendes Wäldchen, plötzlich aber

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sieht der Wanderer einen tiefen Bergtobel vor sich aufgethan, und in Mitte desselben die grauen Trümmer eines zerstörten Klosters zwischen dem freundlichen Grün des wuchernden Gebüsches. Der Anblick ist ausserordentlich überaschend, und wenn die Sonne in die Tiefe scheint, wo die schönsten Bergwiesen mit Tannen-, Buchen- und Kastanienhainen abwechseln, so muß der kleine Platz im höchsten Grade malerisch sein. Wir konnten diesen Genuß in Wirklichkeit leider noch nicht haben, weil das Buchen- und Kastanienlaub kaum erst aus den Knospen drang, ersetzten ihn aber durch unsere Einbildungskraft, und vollendeten in freundlicher Erregung den kurzen Weg bis hinab zum Kloster.

Bevor wir nach den Wasserfällen gingen, war es billig, den Trümmern des Klosters noch einen Besuch zu schenken. Sie sehen aus, als stünden die dachlosen Hallen schon Jahrhunderte dem Elemente blosgegeben, und doch ertönte noch vor vierzig Jahren der Gesang in der Kirche und das Gebet in den Zellen. Sonderbares Schicksal! Während das Klostergebäude mehrmals ein Raub der Flammen geworden, aber immer wieder schöner aus seiner Asche erstanden war, so lange dasselbe seinem ursprünglichen Zweck gedient, sollte es nach dem gewaltsamen Schlage der Säkularisation, als man sich über seine Benützung zu einem Spinn- oder Zuchthause stritt, dieser Profanation durch die Flammen für immer entgehen. Am sechsten Juni achtzehnhundert und drei nachdem die Mönche kaum einige Wochen zuvor nach Lautenbach ausgewandert, schlug der Blitz in die Kirche, von deren Dach das Feuer so um sich griff, daß in wenigen Stunden das ganze Kloster bis auf einige Nebengebäude seine Beute war.

Die Kirche von Allerheiligen soll sehr schön gewesen sein. An den Trümmern erkennt man noch den reinen Styl aus der Blüthezeit altdeutscher Baukunst, und mit schmerzlichem Gefühle vernimmt man es, wie die rohe Hand des Eigennutzes vollends zerstört hat, was vom Brande noch verschont geblieben. Von der erleuchtetern Neuzeit wollen wir erwarten, daß nicht etwa auch hier eine Schatzgräberbande nächtlich sich herbeischleiche, um die unter dem Schutt begrabenen Gebeine der frommen Väter frevlerisch aus ihrer Ruhestatt aufzuwühlen. Sechs volle Jahrhunderte hatte das Kloster gedauert; denn es ward gegründet zu Ende des Zwölften, von der fürstlichen Matrone Uta, welche auf dem Schlosse Schauenburg am Eingange des Renchthales ihr einsames Alter verbrachte.

„Diese Frau, erzählt uns die Geschichte, war das einzige Kind des mächtigen Pfalzgrafen Gottfried bei Rhein und der zäringischen Prinzessin Luitgard gewesen, hatte sich mit einem Grafen von Eberstein vermählt, nach dessen frühzeitigem Tode der Herzog Welf die Hand der reichen und reizenden Wittwe zu gewinnen wußte. Welf aber war der Bruder Herzog Heinrichs von Baiern und Oheim Heinrich des Löwen; er besaß von den welfischen Erblanden einen schönen Antheil und erwarb sich von Kaiser Barbarossa das Lehen des Herzogthums Spoleto, des Fürstenthums Sardinien, die Markgrafschaft Tuscien und die mathildischen Güter in Italien. Diese Lande und jene mit der pfälzischen Erbtochter erheiratheten Besitzungen machten ihn zu einem der reichsten Herren damaliger Zeit. Dabei war er jung und mannhaft, und sein glänzender Hof eine wahre Schule der ritterlichen Lebensart. Wer erwartete, daß Uta in einer solchen Verbindung nicht würde zu beneiden sein? Die alten Zeitbücher ertheilen ihr das Lob einer edlen Gesinnung und seltenen Sittenstrenge. Sie beschenkte ihren Gemahl mit einem Knaben, wodurch das Glück desselben den Gipfel erreichte."

„Das Glück aber ist falsch — der Sohn dieser Ehe ward schon im zarten Kindesalter ein Raub des Todes, und es folgte kein zweiter nach. Das Gemüth des Herzogs ward unzufrieden und verbittert; er wandte sich ab von der unglücklichen Mutter und suchte bei andern Frauen die Vergessenheit seines Grams. Eine Trennung war unvermeidlich, — und jetzt, ohne Gemahlin, ohne Kinder, an das Vergnügen gewöhnt und von ausschweifenden Freunden umgeben, überließ sich Welf völlig dem Zuge der Leidenschaften, während Uta, in irgend einem Winkel Italiens, wohin sie geflohen war, die Schmach ihres verlassenen Zustandes beweinte."

„Herzog Welf hatte schon früher auf dem glänzendsten Fuße gelebt, zweimal eine kostspielige Reise nach dem heiligen Lande gethan, und sich in viele Fehden verwickelt. Nach dem Tode seines Sohnes verkaufte er all' seine Lande an den Kaiser und verschwelgte das Geld. Einer so vielfachen Uebertreibung des Maßes im Genuße sinnlicher Freuden folgte endlich die Strafe. Welf wurde blind und die Sünde verließ ihn. Da kam die Reue. Es wurde die verstoßene Gattin zurückgerufen und versöhnt; es wurden Gelübde gethan, Kirchen gestiftet oder beschenkt und arme Nothleidende verpflegt. Mochte aber das Gewissen sich auch einschläfern lassen durch das Lob dieser frommen Werke — der Tod ließ nicht mit sich markten. Herzog Welf verschied, mitten unter seinen Büßungen, im Jahre eilfhundert ein und neunzig, als der Vierte und letzte seines Namens im welfischen Haus."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Nach dem Hingange ihres Gemahles zog sich Uta auf die Veste Schauenburg zurück, welches ihr mütterliches Erbgut war. Dort verlebte sie, nach dem Geiste damaliger Zeit, ihre Wittwenjahre in stiller Abgeschiedenheit, unter strengen Uebungen und Verrichtung gottgefälliger Werke. Zumal aber beschäftigte sich die edle Frau mit der Stiftung eines Klosters für Prämonstratenser, deren Regel sie besonders liebte. Vielleicht war es ein Vermächtniß des verstorbenen Welf, da er neben Herzog Berthold von Zäringen als Mitstifter erscheint".

Ueber die Wahl der Gegend erzählt die Kloster-Chronik folgende Sage: Nachdem die Herzogin lange Zeit unschlüssig gewesen, an welchem Orte das Gotteshaus errichtet werden solle, stellte sie diese Wahl endlich dem Himmel anheim. Sie ließ am Tage der heiligen Ursula mit dem Gelde, welches für den Bau bestimmt war, einen Esel beladen, denselben frei davon gehen und nur von einigen Männern aus der Ferne beobachten, um die Stelle zu bemerken, wo er sich zuerst legen werde — dort müsse alsdann das Kloster sich erheben. Das schwer beladene Thier lief zwei volle Stunden bergan, bis der Durst es nöthigte, bei einer Quelle Halt zu machen, welche noch heutzutage der Eselsbrunnen heißt. Von da setzte es neugestärkt seinen Weg durch das Dickicht des Waldes fort bis auf die Höhe des Sohlberges, wo es sich seiner Last entledigte. Dieser Ort aber war viel zu windig und rauh, um eine menschliche Wohnung zu gedulden; man errichtete also blos eine Kapelle zur Ehre der Tages-Heiligen, daselbst, und wählte für das Kloster die in dem benachbarten Bergtobel am Grindenbach gelegene Wiesenau. So weit die Sage.

Der Klosterbau wurde begonnen im Jahre eilfhundert ein und neunzig und nach einem Jahrfünft in so weit vollendet, daß die Zellen von etlichen Mönchen unter der Obhut eines Probstes besetzt werden konnten. Das ursprüngliche Stiftungsgut war hinreichend für deren Unterhalt, der benachbarte Adel bereicherte es aber bald in dem Maaße, daß Allerheiligen freudig emporzublühen begann und ein Kleinod der Gegend ward. Denn nicht nur durch einen geordneten Haushalt zeichnete es sich aus, sondern auch durch den Geist einer strengen Regelzucht. Als der Erzbischof von Mainz das berühmte Stift Lorsch im Rheinthal, welches die Benediktiner aus Uebermuth und Unduldsamkeit verlassen hatten, wieder neu beleben wollte, besetzte er es mit Mönchen von Allerheiligen. Dieser Geist erhielt sich bis in die neueste Zeit, wo das Kloster durch seine Schule berühmt war. Man lehrte darin vorzüglich Mathematik, Rhetorik, lateinische, griechische und hebräische auch französische und englische Sprache; sie zählte oft über fünfzig Jünglinge, und es sind einige verdiente Gelehrte aus ihr hervorgegangen.

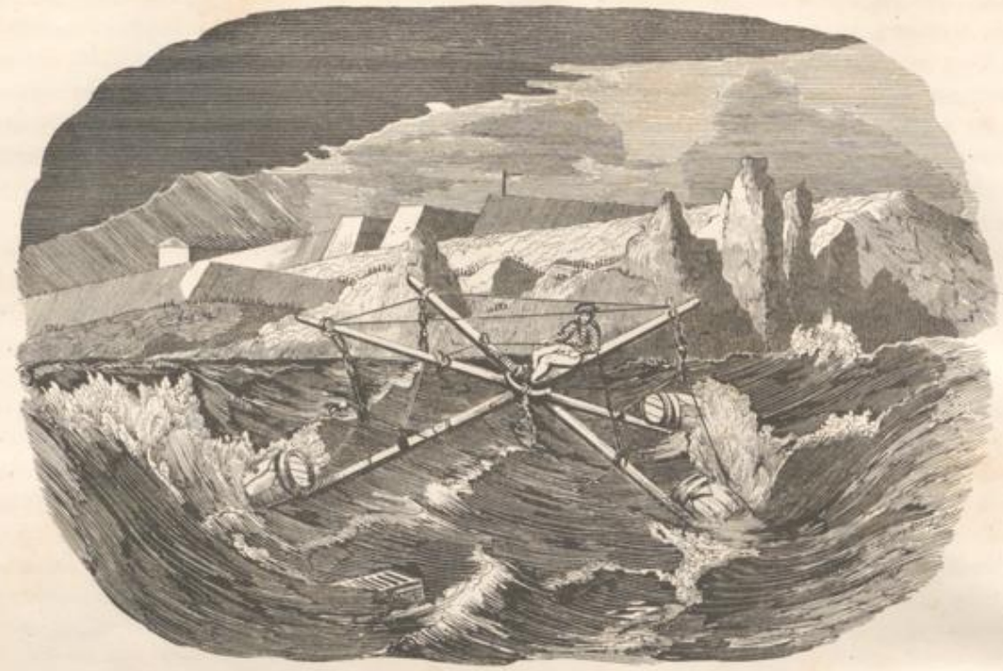
Nachdem wir den Trümmern des alten Gotteshauses und dem Andenken seiner einstigen Bewohner den gebührenden Zoll geleistet, ging es munter thalabwärts den Wasserfällen zu. Um eine Vorstellung von diesem „Wunder der Natur" zu gewinnen, muß man sich das noch ziemlich enge Thal des Griedenbaches plötzlich in die Quere verlegt denken, von einem ungeheueren Felsenwall, welcher einen drei bis vierhundert Schuh tiefen Abfall hat, und in der Mitte zikzakartig geborsten ist. Durch diesen Riß nun stürzt der Thalbach in die Tiefe und bildet eine ganze Reihe von Wasserfällen, unter welchen sich drei durch ihre Größe und malerische Gestaltung besonders auszeichnen. Diese sämmtlichen Fälle nennt man die sieben Bütten, den ganzen Felskoloß aber den Büttenstein oder Büttenschrofen, und unterscheidet daran das Känzelein, eine kleine Felsenterasse, von wo der Wanderer mit Schauer in den schäumenden und tosenden Abgrund blickt; die Zigeunerhöhle, eine ehedem von Zigeunern bewohnte Felsenkluft; das Rabennest, eine Vertiefung hoch an der Felsenwand, welche der Reitersprung genannt wird, weil nach der Sage im dreißigjährigen Krieg ein von kaiserlichen Soldaten verfolgter schwedischer Reiter über sie hinabgestürzt sein soll; endlich das Büttenloch, ein rundes, ziemlich tiefes Becken, worin sich das Wasser der Fälle sammelt.

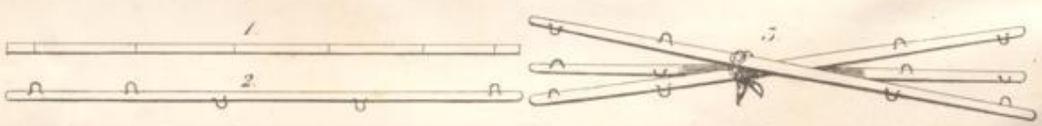
Gleich unter der Zigeunerhöhle bildet sich der erste größere Wasserfall, zu welchem man rechts an der Granitwand hin theils auf schmalem Felspfade, theils über zwei abschüssige Stege gelangt. Kaum sind diese zurückgelegt, so sieht man das Wasser aus einem Becken, eingezwängt zwischen die zakigen Felswände, sich jäh in ein anderes ergießen, aus demselben alsdann schäumend und in Strahlen auseinander schießend über mehrere kolossale Granitblöcke herabstürzen. Fast unmittelbar hierauf, nachdem sich der Bach zwischen eben liegendem Gerölle von seinem Sturze gleichsam wieder erholt hat, folgt der zweite bedeutendere Fall, wo das Wasser ebenso in zwei Abtheilungen, schäumend und zerfahrend in die Tiefe stürzt. Links und rechts erheben sich mächtig hohe Felswände mit einzelnen Gebüschen und Tannen bekleidet. Da hier der staffelartig in das Gestein gehauene Pfad nicht mehr ausreicht, so ist als Fortsetzung eine lange Stiegenleiter angebracht, welche über den steilen Abhang hinabführt und der überraschenden Scene ein um so malerischeres Ansehen gibt.

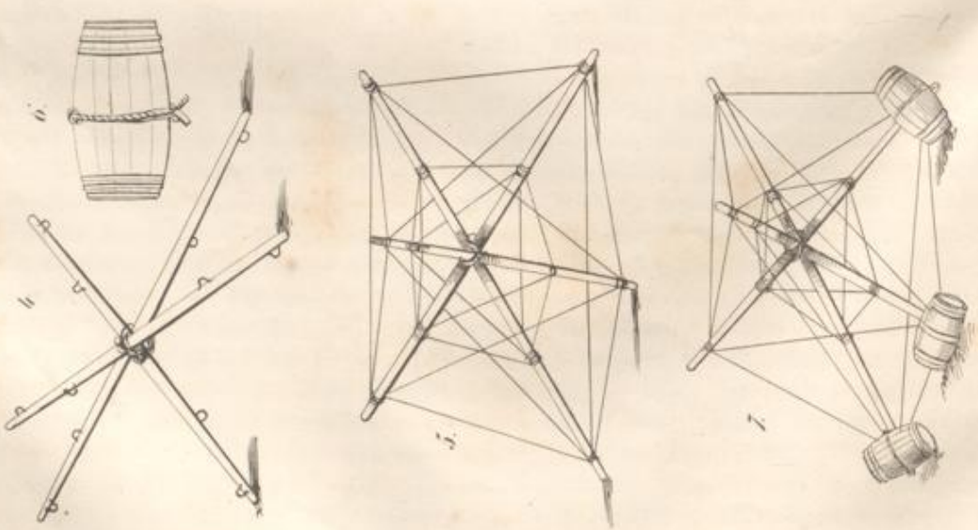
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg







1 Bd. 21.

Canning's Rettungsapparat.

Der Wanderer befindet sich jetzt in einer schon bedeutenden Tiefe und erwartet das Ende der Schlucht; aber er täuscht sich, denn noch folgt ein starker Abschuß, über welchen der Bach sich in das Büttenloch ergießt, und so den dritten größern Wasserfall darstellt. Hier endlich erweitert sich die Felsschlucht; neben den starren Granitklippen erheben sich ansehnlichere Baumgruppen, und bald erscheint der grüne Thalgrund wieder, welcher dieser Stelle, wo man das Rauschen der Fälle noch vernimmt, einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht. Der Griedenbach hat die Granitblöcke überwunden, und fließt jetzt unter dem Namen des Lierbaches ruhig durch die Wiesen hin.

Es würde eine sehr gewandte Feder erfordern, um die Schönheit der Büttensteiner Fälle würdig zu schildern. Das Großartige und Wildromantische habe ich noch nirgend so gefunden, und was diesem herrlichen Naturbilde die malerische Vollendung gibt, das ist das üppige Grün, welches hier mit der Nacktheit des starren Felsens und dem blendenden Schaume des tosenden Sturzbaches so reichlich abwechselt. Gleichwohl sind diese Schönheiten alle bisher ein verborgener Schatz gewesen, denn erst vor einigen Jahren hat ein Forstmann dieser Gegend sich ihrer angenommen, die Felsschlucht gangbar machen lassen, und so dem Naturfreunde eines der großartigsten Schauspiele eröffnet.

B.

Cannings Rettungsapparat.

(Tafel 22.)

Man hat in der neueren Zeit in Bezug auf den Schiffbau manche wichtige Verbesserungen gemacht, aber noch immer werden alljährlich hunderte von Fahrzeugen ein Raub der Wellen und viele tausend Menschenleben gehen verloren. Auf der hohen See, fern von den Küsten, ereignen sich indessen verhältnißmäßig wenige Schiffbrüche, die meisten kommen in engen Durchfahrten z. B. im Kanale zwischen England und Frankreich vor, der zu den allergefährlichsten Gewässern gehört. Noch im vorigen Herbste und bei den Stürmen während der ersten Monate dieses Jahres gingen dort eine Menge von Schiffen im Angesichte der Küste unter, ohne daß es den am Lande befindlichen Menschen möglich gewesen wäre, die Schiffbrüchigen zu retten.

Von jeher hat man auf Mittel gesonnen, einen einfachen und sicheren Rettungsapparat herzustellen, dessen sich die Schiffbrüchigen bedienen könnten, und das zugleich einfach war und doch im Schiffe keinen allzugroßen Raum einnehmen durfte. Wenn jetzt ein Fahrzeug verunglückt, so bleibt den Menschen, die sich retten wollen, fast nichts weiter übrig, als sich an eine Tonne, einen Mast oder eine Planke anzuklammern. Freilich gibt es auch Rettungsboote, und man hat auch allerlei, ohne Frage sehr sinnreiche, Maschinen erfunden, die in gewissen Fällen ihren Nutzen haben; sie sind aber theils kostspielig und zu umfangreich, theils nicht so eingerichtet, daß sie unter allen Umständen die gewünschten Dienste zu leisten vermöchten. Die Schiffbrüchigen waren dem guten Glücke, dem Zufalle überlassen, und das Beste bei der Rettung mußten gewöhnlich die vom Lande herbeieilenden Boote thun. Von der größten Wichtigkeit war es daher, einen Apparat zu ersinnen, der es möglich machte, von einem gescheiterten Fahrzeuge mit Sicherheit ans Land gelangen zu können. Bisher suchte man eine Verbindung mit dem Lande auf verschiedene Art zu bewerkstelligen, z. B. durch Drachen, Tonnen, Raketen, Kanonenkugeln ꝛc. Auf die Wirksamkeit dieser Mittel war aber mit Sicherheit nicht unter allen Umständen zu rechnen, viele waren auch von Leuten ersonnen worden, die das Seeleben und Seewesen nicht praktisch kannten. Daher legten Kapitäne und Matrosen auf ihre Erfindungen kein Gewicht, wie sie denn

überhaupt sorglos und unbekümmert wegen ihres Lebens zu sein pflegen, und sich mehr auf ihr Glück als auf Rettungsmaschinen verlassen.

Es liegt auf der flachen Hand, daß ein Mann, der sich an einen schwimmenden Balken anklammert, ein Spiel des Meeres und der Winde ist, und sich bei kaltem Wetter unmöglich lange Zeit gehörig daran festhalten kann. Gelingt es ihm auch, an die Küste getrieben zu werden, so zerschmettert ihm die Brandung nicht selten Beine oder Arme, und wenn die Küste felsig ist, so hat er kaum Hoffnung heilen Leibes das Land zu erreichen. Korkjacken, mit Gummi elastikum gesättigte Röcke, Macintoshs und dergleichen, halten den Menschen, welcher sie trägt, wohl über dem Wasser, so daß er immer wieder aus den Wellen auftaucht, die über ihm zusammenschlagen; aber er wird doch dabei durchnäßt, durch den steten Kampf mit dem wilden Elemente abgemattet, und ist der Gefahr ausgesetzt, entweder von den umhertreibenden Stücken des Wracks oder an der Küste schwer beschädigt oder gar zerschmettert zu werden.

Man hat auch Rettungsboote gebaut, die allerdings manchem Schiffbrüchigen das Leben erhielten, aber sie sind nur da anwendbar, wo die Oertlichkeit sie begünstigt, z. B. bei einer Einfahrt in einen Hafen, in eine Strommündung, oder an sandigen Gestaden. Aber selbst dort lassen sie sich bei sehr heftigem Sturme und wenn die See ungewöhnlich hoch geht, nicht anwenden, leisten also gerade in den dringendsten Fällen nicht, was sie leisten sollten. An felsigen Küsten sind sie sogar gefährlich, weil sie an denselben jedesmal in Trümmer geschlagen werden, sobald sie von Wind und Wellen gegen sie getrieben sind.

Ein englischer Seemann, Herr Canning, der begriff, wie unzulänglich alle bisher bekannten Rettungsapparate sind, bauete nun einen solchen, der alle Vorgänger weit übertrifft, sich durch große Einfachheit und Wohlfeilheit auszeichnet, und wie die Erfahrung zeigt, kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Er bauete ein Floß, welches unsere Tafel dem Leser veranschaulicht.

Im September 1830 war er mit dem Baue desselben fertig geworden. Auf der im Kanale liegenden Insel Jersey ließ er dasselbe aus dem Hafen von St. Helier bis in die Nähe von Elisabeth Castle schleppen, kappte dann das Tau und überließ sich der Wuth des Windes und der Wellen, welche ihn gegen die von allen Schiffern so sehr gefürchteten Felsen von La Colbette trieben. Er saß mitten in seinem Floß, rückwärts gelehnt, mit übereinandergeschlagenen Armen, wie in einem Sofa, ließ sich schaukeln und pfiff ein Lied, während er gegen die spitzigen Felsvorsprünge geschleudert wurde. Eine wüthende Welle warf ihn endlich ans Land, und wohlgemuth stieg er von seinem Throne herab, freudig bewillkommnet von der zahlreichen Menschenmenge, welche sich an der Küste versammelt hatte, um seinem halsbrechenden Versuche zuzusehen. Kaum war er eine Minute am Lande, so zog er einige Raketen hervor, befestigte an diese ein Tau, ließ sie steigen, und that auf diese Weise die Möglichkeit dar, einem in Noth befindlichen Schiffe unverzüglich helfen zu können. Mehrere erfahrene Schiffskapitäne bestätigten, daß seine Erfindung von dem größten Nutzen, sein Boot ungemein einfach und sehr sinnreich, der Erfolg sicher sei. Canning wiederholte seine Versuche in der Themse bei stürmischem Wetter, und auch hier gelangen sie vollkommen.

Nach Cannings Beschreibung hat es mit diesem Rettungsfloß folgende Beschaffenheit. Man nimmt drei kleine Bramsegelstangen oder Raen, oder im Nothfalle auch nur drei Bretter. Für kleinere Fahrzeuge können dieselben acht bis zehn, für größere zwölf bis fünfzehn, für sehr große von fünfzehn bis zwanzig Fuß lang sein, aber alle von möglichst gleicher Länge. Jede Stange wird in sechs Abtheilungen getheilt, und jede Abtheilung mit einem Merkzeichen versehen, (Fig. 1.); sodann werden fünf Krampen hineingeschlagen, und zwar so wie Figur 2 zeigt, weil dann die Stangen selbst nicht geschwächt werden, und sich nichts scheuert und reibt, wenn das Floß fertig ist.

Sind die drei zwölf Fuß langen Stangen so vorgerichtet, und liegen, wie Figur 3 zeigt auf dem Verdeck, umwunden von einem Tau, welches durch die 3 mittleren Klammern hindurchläuft, so werden sie aufrecht aufs Verdeck gestellt und das Seil in der Mitte angezogen und festgemacht, wodurch sie die Figur 4 bekommen.

Nun werden die einzelnen Stangen vermittelst eines zwölf Klafter langen dreizölligen Taues, welches durch die Klammern gezogen und um die Stangen geschlungen wird, miteinander verbunden, wie Figur 5 zeigt und bilden so ein starkes, haltbares, leichtes und ungemein elastisches Gestell, welches den heftigsten Stößen und Schlägen widersteht, ohne daß Gefahr einer Zertrümmerung vorhanden wäre.

Wenn drei oder vier rüstige Männer, welche auf die Arbeit einigermaßen eingeübt sind, Hand ans Werk legen, so ist dieselbe schneller geschehen, als wir Zeit brauchten, sie hier zu beschreiben und die Anleitung zu geben. Um nun dem Flosse Schwimmfähigkeit zu verschaffen, nimmt man entweder leere Fässer oder Bramstangen und andere große Segelstangen und Ma-

sten, oder andere geeignete Gegenstände, z. B. Korkholzbündel.

Werden Fässer dazu verwandt, so befestigt man solche mit Tauen, welche um den Bauch der Fässer geschlungen und, um das Abgleiten derselben zu vermeiden, vermittelst eines Pflockes im Spundloch festgemacht sind an dem untern Ende der 3 Stangen und erhält somit Figur 7. Auf diese Weise kann man an jede der Stangen ein Faß, oder zwei, drei bis vier Fässer befestigen, je nachdem eine größere oder geringere Schwimm- und Tragfähigkeit hergestellt werden soll. Drei Fässer, jedes von etwa achtzig Gallonen, sind schon vollkommen hinreichend, um die gewöhnliche Mannschaft einer Brigg über dem Wasser zu halten. Drängt die Zeit nicht allzusehr, und ist die Leeküste, (die Küste unter dem Winde) sehr gefährlich, so wird es oft nöthig, in jedem Falle aber räthlich sein, Hangmatten, Matratzen, Segeltuch, Kissen oder dergleichen um die Fässer zu binden, damit diese letzteren durch die Umhüllung geschützt werden.

Sind aber keine Fässer zur Hand, so nimmt man große Stangen, befestigt sie mittelst der Klammern an die untern Enden des Flosses und bildet so ein Dreieck, welches durch das Gestell des Flosses zusammengehalten wird. Man hat aber wohl darauf zu achten, daß Stangen, Bretter, überhaupt Alles, was man anwendet, um dem Flosse Schwimmfähigkeit zu verleihen, nicht etwa innerhalb des Dreiecks angebracht werde, weil es sonst umstürzen könnte, indem es Wind und Wellen Widerstand leistete. Dadurch erhielte es gerade die Nachtheile eines gewöhnlichen platten Flosses, die ja vermieden werden sollen.

Ist nun dasselbe ins Wasser gelassen und dem Schiffe zur Seite, so wird jedenfalls immer das obere Ende einer der Stangen über das Deck des Schiffes reichen, und vermöge der angebrachten Taue gewissermaßen eine Treppe vom Verdeck bis in die Wiege bilden, wohin die Schiffsmannschaft und die Reisenden hinabsteigen, und wo sie sich dann vertheilen. Die Männer können sich rittlings auf die Stangen setzen, welche wegen der Taue, einen ganz sichern Sitz darbieten; Frauen und Kinder bringt man in die Mitte.

Nehmen wir nun an, das Floß werde mit seiner Ladung vom Hintertheile oder dem Quarterdeck des Schiffes aufs Gerathewohl abgetrieben. Dann bedarf man keiner Ruder und keiner Segel, um es an die Leeküste zu schaffen, denn derselbe Wind, welcher dem Schiffe unheilbringend ist, kommt für das Floß erwünscht, indem er es so schnell als möglich an die Küste treibt. Weil es nämlich hoch aus dem Wasser hervorragt, wirkt der Wind auf dasselbe verhältnißmäßig weit stärker ein, als die See; es wird also nicht, wie jede Art von Booten oder platten Flößen, auf welche die Fluthen mehr wirken als der Wind, von den Wellen wieder zurückgetrieben werden. In der Brandung haben die Wellen auf ein offenes Gestell, das ihnen keinen Widerstand entgegen setzt keine beträchtliche Einwirkung; sie schlagen durch das Floß hindurch, unter den Füßen der auf demselben befindlichen Menschen weg; und eine Gefahr, daß es umschlagen könne, ist gar nicht vorhanden.

Daß ein solches Floß, praktisch vom größten Werthe sei, bedarf keines Beweises.

Jedes Schiff kann mehrere derselben am Bord haben, ohne daß sie Raum wegnehmen; Canning hat sie so zu verfertigen gewußt, daß man sie zusammenlegen kann, wie Regenschirme, und binnen einer Minute lassen sie sich so weit fertig machen, daß sie die See halten. Ist ein Schiff in der Nähe des Landes, so können die auf dem Floße mit demselben vermittelst eines Taues in Verbindung bleiben. Strandet es auf einem Riff, aber so, daß man noch nicht alle Hoffnung aufgeben muß, es wieder losbringen zu können, so rettet sich die Mannschaft auf das Rettungsfloß, hält dasselbe vermittelst einiger Taue am Schiffe in beliebiger Entfernung fest, und wartet ruhig ab, wie sich die Sache gestaltet. Das hat namentlich seine Vortheile an Küsten die von grausamen Wilden bewohnt werden, z. B. bei den Inseln im stillen Weltmeer. In ähnlicher Weise kann man verfahren, wenn ein Schiff auf offener See ein Leck erhält oder in Brand geräth. Die, welche mit Löschen oder dem Verstopfen des Lecks beschäftigt sind, haben die Gewißheit, daß sie, vermittelst einiger Seile, im schlimmsten Falle immer auf das Floß gelangen können. Dasselbe kann auch dazu dienen, in stürmischem Wetter, wenn keine Boote sich herauswagen dürfen, die Verbindung zwischen zwei Schiffen zu unterhalten; man kann weiter mit demselben an einer schwer zugängigen Küste Truppen, Vorräthe ꝛc. landen, kurz, das Floß ist höchst nützlich, und in mannigfacher Weise zu verwenden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein amerikanischer Waldbrand.

(Aus den Erinnerungen eines Wanderers.)

Wohl ist ein Waldbrand grimm und fürchterlich,
Wenn er skalpirt der Berge laub'ge Stirnen,
Nichts hält ihn auf; er wälzt durch Ströme sich,
Verkohlt den Wald, verglast der Felswand Firnen.
Ferd. Freiligrath.

Es war mir stets ein unendlich behagliches Gefühl, wenn ich nach einer langen, mühevollen Wanderung, am Abend irgend eine Hütte oder ein Blockhaus erreichte, und meine von Wind und Frost erstarrten Glieder am lodernden Feuer eines Heerdes wieder erwärmen konnte. Dann habe ich mit Vergnügen durch das Fenster geblickt, und zugesehen, wie Millionen Schneeflocken sich durcheinander trieben und die Erde weit und breit mit einem dichten weißen Mantel bedeckten.

Die sorgfältige Mutter wiegte zärtlich ihr jüngstes Kind in den Schlaf, und die blondköpfigen Knaben kauerten sich zur Seite des Vaters, der vor einer halben Stunde von der Jagd heimgekommen war, seine Beute draußen vor der Thür oder in der Küche abgelegt hatte, und jetzt die Erlebnisse des Tages den Kleinen erzählte. Die auf den Heerde glimmenden oder flackernden Feuerbrände warfen ein röthliches Licht auf die anziehenden Gruppen; die Jagdhunde lagen in der Nähe des Heerdes und leckten die aufthauenden Eisstücken ab, die Katze schnurrte gemüthlich und streichelte sich mit den Pfoten die Ohren, oder leckte mit ihrer rauhen Zunge das Haar glatt.

Ich bin viel umhergewandert im Leben, ich kenne die alte nnd die neue Welt, und im Lande vom Sankt Lorenzstrome, wo der Winter sechs Monate dauert bis zum merikanischen Meerbusen wo die Palme wächst, und vom Gestade des atlantischen Weltmeeres bis zu dem Felsengebirge, bin ich überall einheimisch, ich habe Jahre lang in der Steppe gelebt und in den Hinterwäldern gehaust, und verkehrte mit Indianern wie mit Weißen;— wenn ich aber matt und müde an einem einsam stehenden Hause anpochte und um Einlaß bat, bin ich nie zurückgewiesen worden. Ich fand stets freundliche Aufnahme und ein gastlich Obdach; häufig theilten gerade die am willigsten ihren Vorrath mit mir, die selbst eben nicht reichlich mit Lebensmitteln versehen waren. Ich habe in Hütten und Blockhäusern, auf der See und in den Wäldern, die Menschen mehr achten und lieben gelernt, als im lauten Gewühl der Städte, wo sie gekünstelter und berechnend erscheinen, und wo die Einfachheit verschwunden ist.

Einst durchzog ich Maine, das bekanntlich einen von den sechs und zwanzig Staaten bildet, aus welchen gegenwärtig der große angloamerikanische Bund zusammengesetzt ist. Ich kam ziemlich spät bei einem Ansiedler an, der mich gastlich empfing. Mein Schlaf war höchst erquickend. Am andern Morgen wollte ich meine Reise fortsetzen, aber der Regen goß in Strömen herab- und mein freundlicher Wirth bat mich so offen und herzlich, den Tag über bei ihm zu bleiben, daß ich mit Vergnügen seinen Wunsch erfüllte. Wir sprachen beim Frühstück von alten und neuen Zeiten, dann ging Jeder an sein Geschäft, die Hausfrau holte das Spinnrad herbei, von den Knaben mußte der eine schreiben, der andere lesen und rechnen; die Hunde lagen träg im Winkel, und die Katze schnurrte wieder, wie am Abend zuvor, mit dem Spinnrade um die Wette. Ich und mein Wirth, der Jäger, saßen uns gegenüber am Tische, die Frau ging ab und zu, um in der Küche das Nöthige zu besorgen.

Er war ein gesprächiger Mann und erzählte mir unter vielen Abentheuern die ihm begegnet waren, auch folgendes, das ich mit seinen eigenen Worten zu schildern den Versuch machen will. —

Es mag nun wohl ein Vierteljahrhundert her sein. Damals richteten Insekten in den Nadelwaldungen ungeheure Verwüstungen an; Sprossenfichten, Lerchen und Tannen litten gleichsehr von ihnen, und die mächtigsten Bäume wurden dermaßen heimgesucht, daß sie absterben und zu vielen tausenden zu Boden stürzten. Das gab

ein treffliches Brennholz für uns Ansiedler, aber auch furchtbaren Nahrungsstoff für das Feuer, welches der Blitz entzündete, oder irgend ein Böswilliger anlegte, oder ein nachlässiger Waldmann nicht ausgelöscht hatte. Ich kann Sie versichern, daß es an einzelnen Oertlichkeiten Jahre lang, Sommer und Winter ununterbrochen fortgeglimmt hat, den Verkehr zwischen einzelnen Landstrecken hemmte, da die harzigen Theile die fußtief liegenden Nadeln durchdrangen, und weder Regen noch Schnee den Brand löschte. Ich mußte damals auch von Haus und Hof fliehen. Fragen Sie nur mein Weib, Herr, und meine älteste Tochter, die jetzt verheirathet ist; sie haben jene Tage der Noth noch nicht vergessen, und werden ihr Leben lang daran denken. Es läßt sich schwer beschreiben, was wir damals erlebt und gelitten haben, doch will ich den Versuch machen, ihnen Alles so treu als möglich zu schildern.

Wir lagen Nachts in unserer Hütte im Schlafe; damals wohnten wir aber noch vierzig Stunden weit von hier entfernt. Da fingen etwa zwei Stunden vor Tages Anbruch die Pferde zu stampfen an, die Kühe wurden unruhig und blöckten ängstlich; einige Stück rissen sich von den Bäumen los, an welche wir sie gebunden hatten, und rannten wild umher. Was mag das zu bedeuten haben? sprach ich, nahm jene Flinte dort, und ging an die Thür, um nachzusehen. Da strömte mir ein heller Lichtglanz entgegen, der fast mein Auge blendete, und so weit ich sehen konnte, stand der ganze Wald in lichterlohen Flammen. Ich band rasch die Pferde ab; sie schnaubten entsetzlich, die Kühe liefen mit hochemporgestreckten Schweifen von dannen, die Hunde erhoben ein ohrzerreissendes Geheul, und alles Vieh rannte wirr durcheinander. Ich ging rasch wieder nach dem Hause zurück; da sah ich, daß auf jener Seite schon das Unterholz in Feuer stand, und hörte das Knistern aus weiter Ferne; ich sah auch, daß die Flammen mit Sturmeseile mir entgegen flogen. So schnell als möglich warf sich mein Weib in die Kleider und nahm unser Kleines auf die Arme; ich raffte unsere besten Habseligkeiten zusammen und sattelte zwei Pferde. Das Alles war das Werk von etwa fünf Minuten, denn daß jeder Augenblick kostbar war, sah ich wohl ein.

Hier galt es eilen; wir bestiegen die Gäule, und sprengten fort, nach der einen Richtung hin, wo der Wald noch nicht brannte. Mein Weib reitet wie das Wetter; es hielt sich dicht neben mir; das Kleine saß vor ihr. Als wir eine Strecke weit geritten waren, wagte ich es einen Blick zurück zu werfen. Ein gräßliches Schauspiel, Herr! Das Feuer war uns auf den Fersen; mein Haus stand schon in heller Lohe. Ich blies in mein Horn, womit ich meinem Vieh das Zeichen, aus dem Walde zurückzukommen, zu geben gewohnt bin; es hörte auf das Zeichen, folgte mir, und tobte wie toll durch die Bäume, und mit ihm rannten in wirrem Gemisch Rehe und Füchse und Hirsche und andere Thiere, und meine Hunde heulten und klafften, aber der Brand war eben so schnell wie der Lauf der meisten Thiere, und nur wenige haben sich gerettet. Meine Nachbaren stießen auch in die Hörner; sie waren in derselben Gefahr und Noth. Wie sollten wir unser Leben retten? Die Habseligkeiten waren alle verloren; aber daran dachten wir nicht. Einige Meilen von uns lag ein kleiner See; vielleicht gebot hier das Wasser den Flammen Einhalt. Dorthin wollte ich. „Peitsche deinen Gaul, Frau, haue auf ihn los, daß er läuft wie der Wind," rief ich meinem Weibe zu; und sie that, was ich ihr sagte. Die Gäule hielten sich wacker, in gestrecktem Laufe rannten sie durch den Wald und sprangen über gefallene Bäume. Wir spürten damals schon die Hitze an unserm Leibe; eine entsetzliche Angst überfiel uns, denn was wurde aus uns, wenn den Pferden die Kräfte ausgingen. Keine Sekunde durften wir die armen Thiere sich verschnaufen lassen. Ein heißer Gluthwind strömte über uns hin, Alles war hell wie bei lichtem Sonnenschein; mein Kind schrie und weinte bitterlich.

Drei Wegstunden sind mit guten Pferden bald zurückgelegt. Als wir endlich das Seeufer erreichten, konnte meine Frau kaum noch den Zügel halten, sie war bleich wie der Tod, und ich selbst, von Schweiß ganz durchnäßt, zitterte an Händen und Füßen. Die Hitze und der entsetzliche Qualm waren fast unerträglich, Massen von brennenden Zweigen flogen durch die Luft, und fielen zischend ins Wasser. Unter tausend Gefahren ritten wir noch eine Strecke weit, um die andere Seite des Sees, wo der Wald nicht bis dicht ans Ufer hinanreichte, zu gewinnen, und glücklicherweise gelang es uns auch. Dort ließen wir die Pferde frei, die uns das Leben gerettet. Was aus den armen Thieren geworden ist, weiß ich nicht. Wir haben sie nicht wieder gesehen, dachten auch nicht daran, was aus ihnen werden würde, sondern stürzten uns ins Wasser, und legten uns platt nieder. Die kühle Fluth erfrischte uns, und stärkte unsere Lebensgeister.

Das Feuer raste und wüthete und tobte inzwischen im Walde. O Herr, Sie haben so etwas wohl nie gesehen, und ich wünsche Ihnen, daß Sie nie einen solchen Tag erleben. Der Himmel selbst muß erschreckt gewesen sein; denn der ganze weite Gesichtskreis war eine ungeheure, glühende Lohe, die aus dicken Rauch-

wolken emporstieg, und diese Wolken wälzten sich massenweise durch und übereinander. Unsere Leiber im Wasser waren wohl kühl, aber die der Hitze ausgesetzten Köpfe schmerzten uns furchtbar.

So lagen wir denn, bis es Abend ward, im Wasser. Dann kam der böse Hunger. Viele wilde Thiere kamen vom Lande her, und suchten die Kühlung auf, andere waren bis in unsere Nähe von jenseits herübergeschwommen. Ich schoß, so schwach ich war, doch ein großes Stachelschwein, und davon sättigten wir uns. Und nun brach die Nacht ein; sie war nicht dunkel, aber doch entsetzlich furchtbar. Die Bäume glüheten wie rothe Steinsäulen; wenn sie zu Kohle gebrannt waren, stürzten sie, oft haufenweise, über einander. Am quälendsten für uns war der Rauch, und die glühende Asche, welche die ganze Luft anfüllte und uns nur schwer zu athmen erlaubte. Wir waren kaum noch unsrer Gedanken mächtig, und ich kann in der That nicht sagen, wie wir jene Nacht hingebracht haben.

Gegen Morgen war zwar die Hitze nicht schwächer geworden, aber der Rauch war weniger beläſtigend, und hin und wieder ging doch schon ein frischer, kühlender Luftzug über uns hin, der unseren fieberischen Köpfen unendlich wohl that. Nach einigen Stunden war endlich Alles ruhig, der Qualm stieg jetzt kerzengerade in die Höhe, allein der Geruch war noch scharf und beissend. Wir wagten uns aus dem Wasser hervor, taumelten aber hin und her, wie Kranke, die nach heftigem Fieber das Lager verlassen. Bald fröstelte uns, und wir gingen näher zum Feuer hinan, um uns zu wärmen. Was sollte nun aus uns werden? Meine Frau hielt das Kind im Arme und weinte bitterlich. Doch sprach ich ihr Muth ein, und dankte Gott von Herzen; denn wenn auch unsere Habe verloren war, so hatten wir doch das Leben gerettet. Hunger plagte uns nicht, denn meine gute Flinte hatte ich ja bei mir, und an Wild war kein Mangel. Wir hielten ein leckeres Frühmal und fühlten uns dadurch nicht wenig gestärkt.

Der Feuerstrom war nun weit über uns hinaus, allein an vielen Orten glimmte es noch, und wir durften nicht daran denken durch den ausgebrannten Wald zu gehen, da bald hier, bald dort ein Baum stürzte. Nachdem wir uns ausgeruhet und unsere Kleider getrocknet, suchten wir lichte, ungefährliche Stellen, und traten unsere Wanderung an. Ich nahm das Kind und ging voraus; der Boden war heiß und meine Schuhsohlen verbrannten. Nachdem wir zwei Tage und drei Nächte hindurch gewandert waren, erreichten wir endlich wieder Waldstrecken, die ganz verschont geblieben waren, und kamen an ein Haus, in welchem wir gastfrei aufgenommen wurden. In dessen Nähe, und das ist hier an dem Orte, wo wir sind, siedelte ich mich an. Gott und Arbeit und Unverdrossenheit lassen nicht zu Schanden werden. Hier bin ich nun; was der Herr genommen, hat er mir mit reichlichem Zins wiedergegeben; ich bin zwar nicht reich, aber was ich brauche, besitze ich, und was noch mehr ist, ich bin zufrieden.

Die vier Mangelhaften.

Vier alte Kriegsknechte, welche in den letzten Kämpfen gegen Frankreich manchen harten Strauß bestanden, und manche Wunde erhalten hatten, sind nun längst aus dem Heerdienste geschieden. Drei von ihnen bekleiden bürgerliche Aemter; sie haben eine sogenannte Civilversorgung erhalten, der vierte bezieht Pension. Die alten Freunde wohnen in derselben Stadt, und pflegen sich Tag für Tag, sobald die Sonne herabsinkt, bei einem Glase Wein oder Bier zu versammeln und von alten Zeiten zu reden. Der Faden reißt ihnen nie ab, und wenn auch nicht jeden Abend etwas Neues kommt, so kommt doch das schon hundert und aber hundert mal erzählte

Alte, von dem moskauer Brande oder der Einnahme von Paris, von den Tyrolern oder dem alten Blücher, vom Schill oder dem braunschweiger Herzoge mit seinen Schwarzen, von den Bergschotten die keine Hosen tragen, wenn es auch noch so kalt ist, von Abenteuern in diesem oder jenem Quartier und dergleichen mehr. Und damit geht die Zeit hin, und wenn es Zehn schlägt, sagt sich das „Carré," wie die Vier sich selbst nennen, eine „wohlschlafende" gute Nacht.

Es waren vier Sonderlinge; alle recht gutmüthig, dabei etwas ruhmredig wie alte Soldaten zu sein pflegen; jeder hatte aber seine besonderen Liebhabereien und Grillen. So entstand jeden Abend zwischen zweien ein Wortwechsel über Pfeifen und Tabak. Der eine hätte um Alles in der Welt keinen andern Knaster als ächten abgelagerten Hamburger von Friederich Justus geraucht, und zwar aus einer goudaer Thonpfeife; der andere dagegen rauchte nur amsterdamer Bontepaerd und mochte doch die irdenen Pfeifen nicht leiden. Die beiden Anderen schnupften, und während dieser nur wohlriechenden Marino nahm, verschmähete Jener, der „nichts Präparirtes" leiden konnte und sich an reinen Naturtaback hielt, solch verfeinertes Fabrikat. Es fand daher zwischen den vier Freunden, so einträchtiglich sie auch an ihrem runden Tische saßen, niemals ein Austausch von Taback statt.

Auch körperlich war es seltsam mit dem Carré bestellt. Der eine hatte zwei Reihen falscher Zähne, der zweite ein Glasauge, der dritte statt des Beines von Fleisch, welches eine Kanonenkugel ihm genommen hatte, ein Bein von Korkholz, dem vierten wackelte der Kopf in einem fort. Kein Abend verging, an welchem nicht Jeder seine Anspielung auf die körperlichen Gebrechen der anderen gemacht hätte, und regelmäßig wurde er dafür mit dem herkommlichen Lachen belohnt. Sie nannten sich harmlos selbst die Mangelhaften.

An einem Juliabend des vorigen Jahres saßen drei der alten Kriegsknechte schon lange beisammen, aber der Vierte war noch nicht da. „Wo nur der Hauptmann bleiben mag" fragten sie einander, „es wird ihm doch nicht etwa eine Krankheit zugestoßen sein?" Sie gingen der Reihe nach vom Tische ans Fenster, und wieder zurück vom Fenster an den Tisch, und schüttelten die Köpfe. So lange war der mit dem Korkholzbeine seit langen Jahren nicht fortgeblieben.

Endlich, nach halb neun Uhr, trat er ein, mit leuchtenden Augen, fester auftretend als gewöhnlich und mit seinem Bambusrohre den Boden stampfend. Was ihm nur begegnet sein mochte, denn etwas Ungewöhnliches mußte sich mit ihm begeben haben. Es sah so pfiffig aus und schmunzelte.

„Kinder," sprach er, als die Fragen, womit man ihn bestürmte endlich aufhörten, „Kinder, Ihr glaubts nicht, was einem alten Knaben wie mir noch Seltsames begegnen kann! Rathet einmal, Kinder;" denn die ehrenwerthen Carrémitglieder vom runden Tische, die alle nahe an den Sechszigen waren, nannten sich nur Kinder, selten, und nur wenn der kriegerische Eifer den höchsten Grad erreichte, Kameraden.

Die Kinder riethen hin und her. Der eine meinte, der Hauptmann, denn das war der Pensionirte mit dem Korkholze, sei wohl gar närrisch geworden und wolle seinem Junggesellenstande entsagen; der andere vermuthete, er habe dem Wein entsagt; der dritte, es war der, welcher nur holländer Bontepaerd rauchte, meinte spöttisch, der Hauptmann habe wohl gar den Justus verschworen und wolle sich zu seinem oft geschmäheten Blatte bekehren. Aber der Hauptmann schüttelte mit dem Kopfe, stopfte ruhig seine Pfeife, zündete sie an, blies einige Ringe ins Licht, und weidete sich an dem Staunen seiner Freunde. Endlich begann er:

„Ich wills Euch sagen, Kinder. Geerbt habe ich, Geld habe ich geerbt; sechszehnhundert und etliche achtzig Thaler habe ich geerbt! Begreift Ihr nun, weshalb ich so lange ausblieb? Hört mich weiter an. Die achtzig und etliche Thaler gebe ich zum Besten, und darüber will ich Euch meinen Vorschlag machen. Wir haben jetzt die schöne Jahrszeit; laßt uns auf die Reise gehen; Ihr seid meine Gäste, und wenn das Geld verjubelt ist, so gehen wir wieder nach Haus."

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Ueber das Ziel der Reise erhoben sich indeß verschiedene Meinungen. Die Stadt, in welcher das Carré wohnt, liegt im mittlern Deutschland. Der Eine schlug einen Ausflug in den Harz oder in die sächsische Schweiz vor, wogegen der Hauptmann Bedenken erhob, indem er an sein Korkholzbein klopfte, das ihn am Bergsteigen hindere; der Zweite wollte auf die See, wozu indeß die Summe nicht ausreichte, der Dritte machte gar keinen Vorschlag, sondern überließ, wie billig, die Wahl dem Hauptmann, der auch schon einen Plan gefaßt zu haben schien, wenn er auch aus Höflichkeit, und um die Wünsche seiner Freunde zu vernehmen, bisher damit hinter dem Berge zurückgehalten hatte.

Jetzt begann er: „Kinder, Ihr wißt, von jeher habe ich Vorliebe für unsern alten deutschen Rhein. Im Jahre 14 bin ich in der Neujahrsnacht bei Kaub mit dem alten Blücher über den Rhein gegangen und habe,

wie Ihr, dazu geholfen, daß wir unser Eigenthum den Franzosen wieder abnahmen. Rheinwein habe ich auch mein Lebenlang gern getrunken, und Dampfschiffe, von denen sie jetzt so großes Aufheben machen, haben wir alle vier auch noch nicht gesehen. Wie wär's wenn wir an den Rhein gingen, und es einmal mit dem Dampfe versuchen? Seid Ihr mit mir einverstanden, so lege ich meinetwegen noch ein Paar Pistolen zu, mache hundert Thaler voll, und statt daß wir hier am runden Tische unser Glas trinken, lassen wir uns in Rüdesheim oder Bingen vom besten Alten geben, und Vier und dreißiger trinken wir an der Quelle auf dem Johannisberge. Ich sage Euch, Kinder, es wird ein Götterleben, denn an Nektar soll es nicht fehlen. Bei mir sind die Musikanten eingerückt!" schloß der Hauptmann, und schlug an seine Westentasche.

Die drei anderen Mangelhaften sahen einander an, nickten, und endlich meinte der, welchem der Kopf wakkelte, der Vorschlag sei so übel nicht, und er sei mit dem, welcher aufs Wasser wolle, weil er mit seinem Korkholzbeine der Gefahr des Ertrinkens wohl schwerlich ausgesetzt sei, völlig einverstanden. Er meine, die drei anderen könntens auch wohl wagen, wenn gleich der Rhein keine Balken habe, und Elfenbein und bemalte Glaskugeln eben nicht schwimmen könnten."

Der Leser versteht die boshafte Anspielung, welche in den letzten Worten lag. Die Verspotteten aber lachten, und der Wackelkopf lachte selbst genügsam mit.

Der Hauptmann nahm abermals das Wort, um einen weitern Vorschlag zu machen. „Kinder wir haben nun den Tag der Abreise zu bestimmen; losmachen könnt Ihr Euch alle, denn Weiber halten uns Junggesellen ja nicht zurück. Denn warum, Kinder? Weil wir keine haben! Also wir haben keine, und darum sind wir Herren unserer Zeit und können thun und lassen, was wir wollen. Und nun, abgesehen von den Weibern, die uns hier nichts angehen, sage ich Euch, wir können einen köstlichen Spaß haben, über den wir lachen müssen bis uns der große Zapfenstreich in den Himmel ruft, und der Meister der Heerschaaren wird uns den Spaß nicht übel nehmen; ich wenigstens getraue mir, ihn einst auf der Seelenparade zu verantworten. Nun hört zu Kinder. Ich habe nur ein Bein; Du da hast keine Zähne, Du nur ein Auge, und Du bist ein Wackelkopf. Vier Exemplare wie wir, findet man auf der weiten Welt so leicht nicht wieder beisammen." Dann entwickelte er seinen Plan, der gleich dem frühern, Beifall fand, und einige Tage nachher stand der Wagen vor der Thür. Die Nachbaren wunderten sich nicht wenig über den Luxus, welchen die sonst ziemlich sparsamen vier Junggesellen trieben. Diese aber lachten, und sangen, während sie aus dem Thore fuhren: Frisch auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, ins Feld, in die Freiheit gezogen!

Es war ein schöner Sommertag. Der Himmel war klar und heiter, und eben so heiter war es in der Brust der vier Mangelhaften. Seit Jahren waren sie nicht so fröhlich gewesen, und der Liebhaber des Justus stopfte sogar, zum erstenmale im Leben, aus dem Beutel, in welchem Bontepaerd war, und der Marinoschnupfer nahm eine Prise „unpräparirten Natur! Heiß wurde das Wetter, die Sonne that redlich das Ihrige, um den guten zwei und vierziger zu erzeugen. Ist bei so warmem Wetter Durst nicht eine erklärliche Sache, und kann man es den Mangelhaften verargen, daß sie da Schutz vor brennenden Strahlen suchten, wo der liebe Herrgott seinen Arm herausstreckte? Ohnehin muß man ja dem armen Vieh nicht allzuviel zumuthen, und der Kutscher ist auch ein Mensch, der eine Gurgel hat.

Es war ein Herrenleben. Am zweiten Tage waren die Mangelhaften am Rhein, dessen Silberspiegel sie mit Jubel begrüßten. Und nun begann das, was der Hauptmann „den Spaß" nannte. Sie zechten in einer Gaststube, und das Anstoßen nahm kein Ende. Dabei schielten sie alle vier, daß man fast nur das Weiße im Auge sah, und als sie späterhin sich auf eine Bank vor der Thür setzten, versammelte sich die liebe Jugend, und konnte die vier Schielenden nicht genug anstaunen. Auch dem Wirth, der doch schon vielen tausend Gästen Flaschen vorgesetzt hatte, waren vier solche Käuze noch niemals vorgekommen. Die Mangelhaften machten aber ihre Sache vortrefflich, es war ein reger Wetteifer unter ihnen, und Jeder wollte den Andern übertreffen.

Endlich, Abends gegen neun Uhr, kehrten sie ein, um Nachtlager zu halten. Sie setzten sich an den Tisch, um zu speisen. Hier wurde nicht geschielt, sondern alle vier schienen jeder ein Korkholzbein zu haben. Am nächsten Tage stellten sie sich Morgens taub, Mittags dagegen zeigten sie sich in der gewöhnlichen Gestalt, ohne sich Zwang anzuthun. Den "Hauptspaß" hatten sie für den Abend aufgespart.

Sie bestellten im Gasthofe ein großes Zimmer mit vier Betten. In der Mitte desselben stand ein runder Tisch. Es war Schlafenszeit. Der Kellner hatte den Herren hinaufgeleuchtet, stellte die Lichter aus der Hand, und verließ das Zimmer. Er wurde zurückgerufen.

„Kellner, nehmen Sie mir meine Zähne weg."

„Ihre Zähne, Herr?"

„Ich sage Ihnen, meine Zähne. Hier biegen Sie an dem Drathe, und mein Gebiß wird in Ihren Händen sein. Nun, was zögern Sie denn noch?"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Kellner that, wie ihm geheißen ward, legte die Zähne auf den Tisch, und ging dann aus dem Zimmer. Er wurde noch einmal zurückgerufen.

„Was befehlen die Herren?"

„Guter Mann, nehmen Sie mir doch mal mein Auge aus."

„Wie, mein Herr, Ihr Auge?"

„Nun, wozu fragen Sie denn? Ja freilich mein Auge, und nichts anderes. Hier heran mit Ihnen, dies Augenlied hier in die Höhe geschoben, und dann den Bettel herausgenommen."

Der Kellner gehorchte, legte das Auge neben die Zähne, und war froh als er die Thür hinter sich hatte. Er wurde zum Drittenmale zurückgerufen.

„Was, zum Teufel nehmen Sie denn so schnell reißaus, Kellner?" rief der Hauptmann barsch; „hier wird auf dem Posten geblieben. Und nun rasch, nehmen Sie mir mein Bein weg."

„Ihr Bein, Herr?"

„Ja, mein Bein."

Der Kellner ergab sich in Alles; hatte er Zähne und Augen genommen, warum sollte er sich vor einem Beine fürchten? Er nahm es also ab, und legte es zu den anderen Siebensachen. Der Spaß wird nun wohl zu Ende sein, dachte er, wünschte eine schöne gute Nacht und ging. Er wurde aber zum Viertenmale wieder hereingerufen, kam auch zurück, und wartete nun der Dinge, die da kommen sollten.

Der vierte Herr hatte gerufen, und sprach jetzt mit so dumpfer, hohler Stimme, daß es schauerlich anzuhören war; „Hier, Kellner, nehmen Sie mir meinen Kopf ab!"

Der Kellner sah den Mann an; der Kopf wackelte ihm auf den Schultern, wie man es bei den bekannten Porzellanfiguren sieht, die man Pagoden nennt; er schien kaum noch auf dem Rumpfe fest zu sitzen. Das war dem vielgeprüften Kellner denn doch zu arg; hier mußte Teufelsspuk im Spiele sein. Ohne ein Wort zu sagen, rannte er aus der Thür und die Treppe hinab, und erzählte von den verwünschten Gästen, die noch eine Stunde lang lachten, dann vortrefflich schliefen, und am andern Morgen weiter fuhren, um in Rüdesheim und auf dem Johannisberge Nektar zu trinken.

Die achtzig und etliche Thaler und die zugelegten Paar Pistolen gingen allmälig auf die Neige, und als Ebbe in der Börse eingetreten war, fuhren die Vier wieder durch das Thor ihrer Stadt ein, und sangen diesmal: Ein lustig Leben führten wir, ein Leben voller Wonne.

Das ist der Schwank, den die vier Mangelhaften im Julimonat des Jahres Eintausend achthundert und zwei und vierzig angestellt, und über den sie bis auf den heutigen Tag jeden Abend am runden Tische lachen, so bald ihr wunderliches Carré beisammen sitzt.

— * * * —

Mannigfaltiges.

Man soll nicht allzuempfindlich sein.

Die meisten Leute sind ungemein empfindlich gegen öffentlichen Tadel, und es kostet sie schwere Mühe, denselben zu überwinden, wenn er auch noch so gerecht ist. Sie halten, an kleine Verhältnisse gewöhnt, und ihre Person nicht selten mit der getadelten Sache verwechselnd, Alles für persönliche Beleidigung, und wollen gern Rache für dieselbe nehmen. In England ist man nicht so leicht in den Harnisch zu bringen, und läßt, wie man sich auszudrücken pflegt, unbegründeten Tadel wie kaltes Wasser am Wachstuch hinab laufen. Hat man aber in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten so gehandelt, daß man eine Rüge verdient, so zieht man vor zu schweigen und bessert sich; ein Benehmen, welches wir zur Nachachtung anempfehlen.

Bruder Jonathan, John Bulls naher Verwandter, macht es im Wesentlichen auch so, aber er ist doch, weil noch ziemlich jung, doch mitunter heftig aufbrausend, und so empfindlich wie ein Kleinstädter. Davon wollen wir ein Beispiel erzählen.

Vor etwa fünf und zwanzig Jahren, als die westlichen Theile der vereinigten Staaten noch sehr schwach bevölkert waren, sie-

delte sich in einem derselben ein junger Rechtsgelehrter an, der bald das Vertrauen seiner Nachbaren gewann, denn er war ein redlicher und wackerer Mann. Die Volksmenge in dieser Gegend wuchs im Laufe der nächsten Zeit an, und eine Zeitung wurde Bedürfniß. Der junge Rechtsgelehrte übernahm die Herausgabe. Jetzt war er noch einflußreicher als zuvor, aber bekam nun auch Feinde, da er es für seine Bürgerpflicht und seines Amtes hielt, vorfallende Mißbräuche öffentlich zu rügen. Er stach in ein Wespennest, ließ sich aber nicht irre machen.

Einst hatte er an einem Samstage eine Nummer seines Blattes erscheinen lassen, welche mit starken Aufsätzen „gepfeffert" war. Am Montage saß er in seinem Arbeitszimmer, das eine halbe Viertelstunde von der Druckerei entfernt war, und bereitete eine neue Wochenlieferung vor. Es wird angeklopft, und noch ehe unser Publicist ein Herein ruft, tritt ohne weitere Umstände ein sechs Fuß hoher breitschulteriger Mann ins Zimmer, und fragt: „Sind Sie Herr Johnson, der dies Blatt da herausgibt?" Jener antwortet höflich und freundlich, daß er es sei. Da faltet der Breitschulterige die letzte Samstagsnummer auseinander, zeigt mit dem Finger auf einen Artikel, in welchem die Unfähigkeit einiger Leute nachgewiesen war, die öffentliche Aemter bekleideten, und fragt mit einer Stentorstimme: „Bin ich mit diesen Anspielungen hier gemeint? Soll das auf meine Person gehen?" Der Rechtsgelehrte erklärt, daß er zum ersten Male den Herrn sehe, und nie zuvor etwas von ihm gehört; aber der Breitschulterige will sich damit nicht besänftigen lassen, er wird immer wüthender, die Anspielungen, welche er in dem Aufsatze findet, sollen nun einmal „partout und absolut" auf ihn passen, und er verlangt vom Herausgeber einen demüthigen, recht demüthigen Widerruf, oder er will ihn mit der gewaltigen Peitsche, die er hervorzieht, windelweich dreschen. Was soll der Rechtsgelehrte thun, der zwar ein Mann von Kopf aber von schwachem Körper ist? An einen Kampf mit dem Riesen war nicht zu denken; ein Schlag hätte genügt, ihn auf Wochen hinaus krank zu machen. Er verstand sich also zu einem Widerruf, den der Breitschulterige selbst schreiben wollte. Er setzte sich an den Tisch, sann nach, um nun seinerseits auch recht gepfefferte Ausdrücke zu finden, und der geängstigte Rechtsgelehrte ging inzwischen fort, um, wie er sagte, in der Druckerei die nöthigen Anordnungen zu treffen.

Kaum mochte er fünfzig Schritte weit vom Hause entfernt sein, als ein Mann ihn fragte, wo das Zeitungsbüreau sei. — „Der ist vielleicht in ähnlicher Absicht gekommen, wie der ungeschlachte Riese," denkt unser pfiffiger Mann, — zeigt ihm das Haus, und sagt: der Herr werde den Herausgeber jetzt am besten treffen, er sei gerade darüber aus, einen höchst beleidigenden Artikel gegen die Beamten zu verfassen. Das war genug; der Zweite war noch wüthender als der erste, Zornesröthe bedeckte sein Antlitz, er sprach von Lügnern, Verläumdern, Federfuchsern und dergleichen, und mit den Worten: dem Kerl wolle er zeigen, wie er künftig zu schreiben habe, rannte er fort, und stürmte in das Zimmer. Der Breitschulterige glaubt, es komme ein Raufer, den der Herausgeber gegen ihn abgeschickt; jener aber ist der Meinung er habe den Beleidiger seiner Amtsehre vor sich, und so gehen beide nach einigen Redensarten, die nichts weniger als versöhnlich waren, zum Kampfe über. Die Faustschläge fielen wie Dreschflegelhiebe, und nachdem beide einander rechtschaffen durchgewalkt, packen sie sich beim Leibe, der Tisch wird umgeworfen und zertrümmert, der Inhalt des großen Tintenfasses und einer Flasche obendrein fließt auf den Boden, und bildet auf demselben einen Sumpf, in welchem sich beide vermeintlich in ihrer Amtsehre gekränkten Männer um die Wette baden; denn bald hatte dieser die Oberhand, bald jener. Sie warfen sich Stühle an den Kopf, sie rissen sich die Kleider vom Leibe, und machten einen entsetzlichen Lärm, der alle Nachbaren herbeizog. Mit Erstaunen sahen diese, daß zwei Neger sich im Zimmer des Rechtsgelehrten schlugen; denn beider weißgeborenen Menschen Antlitz war durch die Tinte kohlschwarz geworden. Ins Mittel durfte sich Keiner legen, die streitbaren Kämpfer waren zu erbittert, und so nahm denn die Schlacht nicht eher ein Ende, als bis beide erschöpft zu Boden sanken. Sie waren mit Beulen bedeckt, man mußte ihnen die Schultern mit Salben belegen, den Kopf mit Pflastern bedecken und verbinden; und als sie am nächsten Tage nach Hause reiten wollten, konnten sie vor Schmerz an Rippen und Kreuz nicht auf dem Pferde sitzen. Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen, denn jene beiden streitlustigen Kämpfer hießen noch Jahre lang nicht anders als: die Neger aus beleidigter Amtsehre, und wer über sie lachte, das war der Zeitungsschreiber, der allerdings keinen von Beiden gekannt hatte, und dem es nicht eingefallen war, auf die Allzuempfindlichen zu sticheln.

Sollen Kinder zur Fabrikarbeit verwandt werden?

Die Gegner der industriellen Entwickelung Deutschlands, haben unter anderm auch darauf hingewiesen, wie betrübend es sei, daß Kinder in den Fabriken arbeiten müssen, und sie wissen manche, aus England hergeholte, Beispiele anzuführen, wie traurig und beklagenswerth das Loos dieser kleinen „Fabrikſklaven" wäre. Wir sind weit entfernt, diesen Uebelständen das Wort zu reden, müssen aber darauf aufmerksam machen, daß in Deutschland solche Klagen noch nicht erhoben worden sind, und bei den gesetzlichen Bestimmungen, welche über diesen Gegenstand fast in allen Staaten gelten, auch wohl nicht erhoben werden können. Freilich wäre es besser und zweckmäßiger, wenn alle Kinder in Wald und Feld unter Gottes freier Luft aufwüchsen, statt daß sie den größten Theil des Tages in den dumpfen und schwülen Fabriken arbeiten müssen. Aber Kinder unter gewissen Jahren dürfen in Fabriken überhaupt nicht beschäftigt werden, und die, welche die Schule verlassen haben, würden auch bei manchen Handwerken in eine keineswegs angenehme Atmosphäre versetzt. Ein Knabe, der zu einem Schneider ꝛc. in die Lehre gethan wird, hat es nicht viel besser, als die meisten Fabrikarbeiter. Theilnahme für das Wohlergehen unserer Nebenmenschen ist eine löbliche und schöne Sache; das Hauptgebot aber, welches die Natur selbst aufstellt, lautet: die Menschen müssen essen. Die jungen Leute, welche in den Fabriken arbeiten, haben Mund und Magen, und sie wollen gefüttert sein," so gut wie Luruspferde, Jagdhunde, Tauben oder Papageyen. Sie müssen auch die Blöße ihres Körpers bedecken, denn im Winter pflegt es kalt zu sein, und wenn sie sich keine Kleider verdienen, so pflegt man ihnen keine zu geben; die Wohlthätigkeit hat ihr Maaß und ihr Ziel. Und wenn nun die Eltern nur ebenso viel haben, um sich selbst durch die Welt zu bringen, sollen die arbeitsfähigen Kinder dann darben oder sollen sie arbeiten? Es wird Niemand gezwungen, in eine Fabrik zu gehen, es gibt dafür keine Konskription. Kein Kind wird in Arbeit genommen, wenn die Eltern nicht ihre Zustimmung geben; es erhält auf Kosten der

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Fabrik Schulunterricht, und wenn es erkrankt ärztliche Pflege und unentgeldlich Arznei. Können Vater und Mutter nicht so viel verdienen, um ihre oft zahlreichen Kinder zu sättigen und zu kleiden, so müssen die erwachseneren mit verdienen, so viel oder so wenig es auch sei, oder müssen hungern. Sie ziehen alle das erstere vor. Die „Menschenfreunde," welche so sehr gegen das Fabrikwesen eifern, und deren achtbare Gesinnungen wir gewiß nicht verspotten wollen, scheinen zu denken, wie jene reiche Französin. Als die armen Leute unruhig wurden und um Brod schrien, fragte sie: „aber weshalb essen denn diese Leute keinen Kuchen, wenn sie kein Brod haben?" Arbeit bringt Lohn, und vom Tag- oder Wochenlohn kaufen die Kinder Brod. Kann man ihnen Nahrung und Kleidung auf bessere und leichtere Weise verschaffen, gut; wo nicht, so soll man es unterlassen, ein Verhältniß anzuklagen, das nun einmal ein nothwendiges geworden ist. Es sieht eben jetzt im Erzgebirge und im Voigtlande traurig aus; aber was bliebe dem Erzgebirge und dem Voigtlande, wenn man ihm seine Fabriken nähme?

Schlauheit eines Irrsinnigen.

Nachstehender Vorfall der sich vor einigen Jahren zu Lancaster in England ereignete, ist buchstäblich wahr.

Ein Gemeindebeamter aus Middleton war beauftragt, einen Irren in die Heilanstalt von Lancaster abzuliefern, und hatte das von zwei Stadträthen darüber ausgefertigte Beglaubigungsschreiben bei sich. Der Kranke war ein Mann aus wohlhabender und achtbarer Familie. Man miethete daher einen eigenen Wagen für ihn, in den er gern hineinstieg, weil es sich angeblich darum handelte, eine Spazierfahrt mit ihm zu machen. Im Verlaufe des Tages schöpfte indessen der Kranke Verdacht; er ließ aber denselben nicht merken und schien sehr heiterer Laune zu sein. Als er mit seinem Begleiter endlich in Lancaster ankam, war es schon Abend, und nicht mehr thunlich bei der Irrenanstalt vorzufahren. Sie gingen daher in ein Gasthaus, wo sie übernachteten.

Der Kranke erwachte als kaum der Tag grauete. Ganz leise stand er auf, durchsuchte die Brieftasche seines Begleiters und fand die Vollmacht. Sein Verdacht hatte sich also bestätigt. Was er nun zu thun hatte, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel. Mit jener Schlauheit, die man bei Geisteskranken so häufig antrifft, ging er geraden Wegs nach der Irrenanstalt, wandte sich an einen der Aufseher, der bereits munter war, und meldete ihm, daß er einen tollen Gesellen aus der Umgegend von Middleton nach Lancaster geschafft habe, den er noch heute in der Anstalt abliefern werde. „Er ist ein querköpfiger Gesell, fügte er hinzu," und hat allerlei wunderliche Grillen und Schrullen im Kopfe. Es sollte mich zum Beispiel gar nicht wundern, wenn er behauptete, ich sei der Geisteskranke, und daß er beauftragt sei, mich hierherzuschaffen. Ihr müßt wohl auf ihn achten, und auf das alberne Zeug, welches er ohne Zweifel schwatzen wird, gar kein Gewicht legen. Der Kerl ist eben ein Narr." Der Aufseher versprach den guten Rath zu beachten, und der Kranke ging wieder in den Gasthof zurück, wo er seinen Begleiter noch in tiefem Schlafe fand.

„Ei, Sie schlafen aber lange," rief er ihm zu.

„Mich hungert; stehen Sie auf, wir wollen frühstücken. Ich bin schon eine Strecke Wegs gegangen, und habe mir die Stadt ein wenig angesehen. S'ist recht hübsch hier."

„Sie werden nach dem Frühstück mich doch wohl begleiten, denn auch ich will mich ein wenig in Lancaster umsehen, und Sie sind wohl auch noch nicht ermüdet?"

Der Kranke bezeigte sich willfährig. Beide brachen auf, und der Gemeindebeamte schlug den Weg nach der Irrenanstalt ein, um den ihm Anvertrauten dort abzuliefern. Als sie des Hauses ansichtig wurden, rief der Kranke:

„Sehen Sie nur das hübsche Gebäude da!"

„Ja," antwortete der andere, „es macht sich hübsch, und ich möchte es wohl auch von Innen betrachten."

„Das möchte ich auch."

„Nun, so gehen wir hinein."

Der Gemeindebeamte schellt, und der Aufseher, welcher seinen Mann schon erwartet, steht mit einigen Hausdienern bereit, um ihn in Empfang zu nehmen. Jener sucht in seiner Tasche, um die Vollmacht hervorzuholen; aber der Kranke nimmt sie aus der Seitentasche seines eigenen Rockes hervor, überreicht sie dem Aufseher und sagt: „Das ist der Mann, von dem ich vor einigen Stunden mit Ihnen gesprochen habe. Halten sie ihn in gutem Gewahrsam, scheeren Sie ihm das Haar ab, und wenn er wüthet und tobt, so wird es ohne Zwangsjacke nicht abgehen."

Der arme Beamte wurde demnach ergriffen, so viel und laut er auch betheuerte, daß Jener der Kranke, er aber dessen Begleiter sei. Das eben hatte ja der, welcher ihn angemeldet, vorausgesagt, und man nahm sein Widerstreben für Beweise seines Wahnsinns. Da er aus Verzweiflung und aus Aerger, überlistet worden zu sein, wirklich zu toben anfing, so schor man ihm das Haar ab und legte ihm die Zwangsjacke an. Der wahre Kranke kehrte wohlgemuth und vergnügt in den Gasthof zurück, that sich gütlich und fuhr dann nach Hause, wo man nicht wenig überrascht war, ihn wieder zu sehen. Auf die Fragen, wo er seinen Begleiter gelassen, entgegnete er: „ich ließ den tollen Kerl im Tollhause zu Lancaster." Und in der That war der Gemeindebeamte über den Streich, welcher ihm gespielt worden war, dem Wahnsinn nahe, als ein obrigkeitlicher Befehl ihm endlich seine Freilassung erwirkte.

Eisenbahntransporte und Kühlwägen.

Bei uns in Deutschland sind die Eisenbahnen bisher vorzugsweise zur Beförderung von Personen verwandt worden, und werden zum Waarentransporte nur erst wenig benützt. Anders in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo man der billigen Fahrpreise wegen sich ihrer sogar nicht selten bedient, wenn es darauf ankommt, Getreide schnell aus dem innern Lande an die Meeresküste zu schaffen. So kamen im vorigen Jahre einst fünfhundert große Malter Waizen auf Schienenwegen nach Neu-York, und zu einer andern Zeit dreitausend wilde Tauben lebendig aus Michigan. Die Besitzer der großen westlichen Eisenbahn haben besondere Wagen bauen lassen, in welchen mitten im heißesten Sommer, weit aus dem innern Lande her, frisches Ochsen-, Schweins- und Hammelsfleisch, Wildpret, Geflügel ꝛc., ohne daß es verderben könnte, nach Neu-York geschafft wird, wohin regelmäßige Zufuhren gelangen und die Preise dadurch vor übermäßigem Steigen behütet werden. Jene Wagen sind im Sommer wie ein Eiskeller; im Winter werden sie mit Schnee gefüllt, der die Waaren vor

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

dem Erfrieren schützt. In diesen Kühlwägen befördert die Bahnverwaltung auch Butter, Eier und Gemüse, und die weit von der Küste entfernt liegenden fruchtbaren Staaten Ohio und Michigan erhalten durch diese zweckmäßige Einrichtung einen vortheilhaften Markt, auf welchen sie früher verzichten mußten. Sie senden das Fleisch, woran sie Ueberfluß haben, und das bei ihnen sehr niederig im Preise steht, zu Schiff über die Seen nach Buffalo, von wo es theils auf dem Kanale, theils auf der Eisenbahn nach Greesburg geht, und von dort auch nach Boston befördert wird. Auf demselben Wege gehen frische Seefische von der Massachusettsküste ins innere Land. — Der Kühlwagen ist sehr zweckmäßig eingerichtet. Ein einfacher Wägen, wie man ihn zu den Transporten auf Eisenbahnen gewöhnlich verwendet, hat am Boden ein Loch, das mit einem Schwamme verstopft wird. Durch diesen Schwamm kann alle Flüssigkeit abtröpfeln, während doch keine Luft eindringen kann. An den Seiten liegt vier Zoll dick gepulverte Holzkohle; eben so oben und unten, wodurch das Eis am Schmelzen verhindert wird, mag auch die Hitze noch so stark sein. Die Amerikaner, spekulirend wie sie sind, haben solche Kühlungskasten auch auf ihren Schiffen, welche nach heißen Ländern segeln, angebracht, vermittelst derselben sogar Eis nach Kalkutta in Ostindien geführt, und die kostbare Ladung unversehrt abgeliefert wird.

Versteinerte Blumen.

Fossiles Holz, versteinerte Blätter, Knochen und Infusorien sind bekannte, häufig vorkommende Dinge, von denen man oft hört, aber von vorsündfluthlichen Blumen wußte man nichts, bis ein Pflanzenkundiger, Herr Göppert in Breslau, nachwies, daß sie wirklich vorhanden seyen. Dieser Naturforscher besitzt, man kann sagen einen Strauß urweltlicher Blumen; er weiß auch auf welche Art sie versteinert wurden, wie die Natur zu Werke ging, als sie so zarte Stoffe in harte verwandelte und ein so leicht vergängliches Ding, wie ein Blumenblatt, gewissermaßen ewig und unvergänglich machte. Er hat nun hunderte von Stücken aus der Uebergangs-Gebirgsformation, wie man sie z. B. an der Maas findet, mehr als tausend Stück Steinkohlen, wie man sie täglich auf dem Heerde oder im Ofen brennt, sodann Sandstein, wie er im Schwarzwalde vorkommt, Schiefer vom Rhein ꝛc., die er alle zu seinem Zwecke genau untersucht hat. In schlesischen Kohlen hat er Pflanzen gefunden, welche sich noch biegen ließen, und deren obere Haut er ablösen konnte. In der Keuperformation fand er Zweige eines Baums, der unserer Birke geglichen haben muß, Blumen und Blumenstaub waren noch erhalten, und Aehnliches bemerkte er bei Fichten. Im nördlichen Europa fällt zuweilen ein feiner gelber Staub aus der Luft, den man lange für Schwefel hielt; man sagte daher: es regne Schwefel, während der Staub doch von der Fichte herrührte. Nun hat man gefunden, daß in vielen Gegenden, z. B. im Westerwalde, in Böhmen, in Finnland und im Staate Neu-York, dieser Blumenstaub in ungeheurer Menge zwischen Erdschichten abgelagert und mit versteinerten Infusorien vermischt ist. Herr Göppert folgert daraus, daß die vorsündfluthliche Erde auch Wälder gehabt haben müsse, die aus riesenhaften Fichtenbäumen bestanden, denn die Massen ihres Blüthenstaubes sind in der That ungeheuer, und liegen fußdick. Herr Göppert hat der Natur ihr Schaffen und Weben abgelauscht, denn er verfertigt fossile Pflanzen, (mit Hülfe von Thonerde, Feuer und Wasser) besonders Farrnkräuter, in höchstens einem Jahre, und seine Produkte sind jenen der Urwelt so genau nachgeahmt, daß man sie davon gar nicht unterscheiden kann. Im Bernstein findet man oft Insekten eingeschlossen. Herr Göppert hat den Bernstein genau geprüft und in demselben nicht nur häufig Thiere sondern auch Farrnkräuter, Blumen, Früchte und dergleichen gefunden.

Der Uneigennützige.

Den Quacksalbern und Marktschreiern ist auf Jahrmärkten so ziemlich überall das Handwerk gelegt worden, doch trifft man dergleichen Leute hin und wieder noch an. Gewöhnlich sind sie eben so schlau als unverschämt, und kennen ihr Publikum vortrefflich. Sie wissen, was sie ihm Alles zumuthen dürfen. So auch der, von welchem wir einen Zug mittheilen wollen. Vor zwanzig Jahren hatte ein böser Bube, als er etwa vierzehn Jahr alt sein mochte, das Städtchen X. heimlich verlassen, und sich seitdem nicht wieder sehen lassen. Jetzt war Markt; es fanden sich Kameeltreiber mit Affen, Seiltänzer und andere würdige Leute ein, und ausserdem auch ein stattlich aufgeputzter Mann, der eine türkische Weste, rothes Halstuch mit Busennadel, grünen, mit Schnüren besetzten Rock mit blanken Knöpfen, Sporen an den Stiefeln, und einen weißen Hut trug. Wie überrascht waren die Kleinstädter, als dieser „fremde Herr" der aussah wie ein Major, sich als jenen entlaufenen Burschen zu erkennen gab, den die Liebe zu seiner schönen Vaterstadt wieder dorthin zurückgeführt habe. Er gab sich für einen Doktor aus, und hatte Geheimmittel, durch die er alle möglichen Krankheiten, trotz Doktor Eisenbart, zu heilen verstand. „Kommt morgen vor meinen Stand, lieben Leute," sagte er, und drückte Allen die Hände. Und alle kamen, und er sprach: „Ich habe die Ehre, hier geboren zu sein, meine Herren, Damen und liebe alten Freunde. Glaubt mir, zwanzig Jahre habe ich Tag und Nacht daran gedacht, wie ich Euch und meiner werthen Vaterstadt nützlich werden könne. Seht, ich habe es endlich nach vielem Nachdenken gefunden! Heute will ich den Anfang damit machen, daß ich jedem von Euch zwei Gulden verehre. Ihr dürft sie schon nehmen, lieben Freunde, seid nicht blöde, es kommt aus guter Hand. Aber wer nicht aus meiner Vaterstadt gebürtig ist, wer kein X'er Kind ist, der bekommt nichts. Mein vaterstädtischer Patriotismus leidet das nicht; nur für Euch, nicht für Alle ist mein Wahlspruch." Die Leute standen wie verblüfft, und der Uneigennützige, der Wohlthäter der Stadt, der Vater des Orts, ließ sich bewundern und preisen, wie das wohl so zu gehen pflegt. Er hielt einen grünsammtnen Beutel in der Hand, den die Leute während der Pause angafften. Dann fuhr er fort: „Ich weiß, Ihr seid nicht so habsüchtig oder so arm, daß Ihr großen Werth auf die zwei blanken Gulden leget, die ich Euch zu schenken mir die hohe Ehre gebe; sondern in Euch überwiegt die Freude darüber, daß Ihr so unverhofft einen treuen, uneigennützigen Freund gefunden habt. Seht, hier halte ich einen Beutel. Wißt Ihr was darin ist? Ich wills Euch sagen. Hierin steckt etwas, das der ganzen Welt Heil bringt, nämlich ein Päckchen mit Pillen, und ein Päckchen mit Pulver, und ein Päckchen mit Pflaster, und ich gebe

Euch mein Wort als redlicher Mann, daß weder Hufeland noch Galenus, noch Hahnemann oder Hippokrates, noch Doktor Bombastus Theophrastus und alle Professoren in der Welt solche Mittel besaßen. Ich habe sie in Aegypten und Ostindien und Südamerika von weisen Einsiedlern erhalten, um meine liebe Vaterstadt zu beglücken. Wer das Pulver nüchtern einnimmt am Neujahrstage, ist kugelfest, und wenn er einen Säbelhieb bekommt, der ihm den Kopf auseinanderspaltet, so kann er darüber lachen, denn er braucht sich nur das Pflaster aufzulegen, und in vier und zwanzig Stunden ist er wieder gesund. Die Pillen innerlich heilen jede innere Krankheit, und verlängern das menschliche Leben um fünf und zwanzig Jahre." In diesem Tone ging es fort. Endlich sprach er: „Seht, lieben Freunde, Landsleute und Ihr Kinder, diese drei Mittel zusammengenommen verkaufe ich überall zu dem billigen Preise von — denk nur — 2 fl. 24 kr., und wenn mir einer einen Fünffrankenthaler, macht 2 fl. 20 kr. bieten wollte, so würde ich ihn verklagen. Aber Ihr seid meine Landsleute und ich habe die Ehre Euer Mitbürger zu sein. Bei Euch mache ich eine Ausnahme. Halt; eins hätte ich bald vergessen. Das Pulver vertreibt Sommersprossen und erhält die hübschen Mädchen hübsch und jung; wer am St. Andreastage eins nimmt, wird nicht älter; es ist ein Schönheitspulver, das merkt Euch, Ihr verehrten Damen. Und nun sage ich Euch, — was wollt Ihr mehr? — Alle drei zusammengenommen, Pulver, Pflaster und Pillen, lasse ich Euch zu dem Spottpreise von 24 Kreuzern. Nicht mehr als sechs Batzen!"

Und, sollte man es glauben, eine Stunde lang nahm das Gedräng kein Ende, und ehe es Abend war, hatte der „feine Herr, der aussah wie ein Major" gut und gern seine hundert Gulden eingenommen. Aber am andern Morgen, als kaum der Tag anbrach, hatte er sich klüglich aus dem Staube gemacht.

Lange Bärte.

Valvassor erzählt in seiner Beschreibung des Herzogthums Krain von dem Barte des Ritters Andreas Eberhard Rauber von Talberg und Weineck. Dieser Mann war Kriegsrath Kaiser Maximilian des Zweiten, und berühmt wegen seines mächtigen Körperbaus. Der Bart ging ihm bis auf die Füße, und konnte dann noch vom Boden bis zum Gürtel emporgezogen werden. Rauber erschien nie in einem Staatswagen, nicht einmal zu Pferde; er ging zu Fuß, um mit seinem Barte besser prangen zu können. Er schlang ihn nämlich um seinen Stock und überließ ihn, wie ein entfaltetes Banner, den Winden zum Spiel. Einst, am Hofe zu Grätz, bat ihn ein Erzherzog, seine Kraft im Kampfe mit einem andern Manne zu versuchen, der sich gerühmt hatte, der stärkste auf Erde zu sein. Beide kamen überein sich Stöße mit der Faust zu geben, und das Loos sollte entscheiden, wer den Anfang zu machen habe. Raubers Gegner hatte den ersten Schlag, und traf den Ritter so heftig, daß derselbe acht Tage lang das Bett und noch längere Zeit das Zimmer hüten mußte. Als er wieder hergestellt war, übte er das Wiedervergeltungsrecht aus. Er packte seinen Gegner beim Barte, gab ihm dann einen Schlag mit der Faust, so daß Bart und Kinnbacken in Raubers Hand blieben; der Arme hatte in demselben Augenblicke Bart und Leben verloren. Rauber liegt in Petronell begraben.

Zu Braunau am Inn, wo Palm erschossen wurde, sieht man auf der linken Seite der Eingangsthür, an der Pfarrkirche an der Mauer in erhabener Arbeit und natürlicher Größe die Gestalt eines Bürgermeisters jener Stadt der 1572 starb. Sein Bart hängt einen Schuh lang über die Füße hinab. Wenn der Bürgermeister ausging, so nahm er seinen Bart in die Höhe und schlug ihn über die Arme, um nicht darauf zu treten. Einst, als er ausgehen wollte, vergaß er den Bart aufzuschürzen; auf der Treppe trat er mit dem Fuße darauf, stolperte und brach den Hals.

In diese Verlegenheit geräth heut zu Tage so leicht Keiner; eine unzweckmäßige „Mode," welche die Franzosen in der Rococo Zeit aufgebracht, hat den Bart „des Mannes Zier" geachtet, und er ist verschwunden von der Kanzel und aus den Gerichtssälen. Aber man vergleiche nur die Bilder unserer Vorfahren mit unseren heutigen Porträts; ein Blick sagt uns, was würdiger und schöner steht. Zu dem geschmacklosen Frack paßt freilich ein stattlicher Bart nicht.

Ludwig der dreizehnte von Frankreich war noch ein Kind als er zur Regierung gelangte; als ihm der Flaum wuchs, ließ er sich ihn abscheeren. Nun schoren sich auch die Hofleute, und es galt nicht mehr für „fein," einen Bart zu tragen. Sie verhöhnten sogar den Herzog von Scilly, welcher der alten Sitte treu blieb, und dem Könige einst sagte: „Sir, wenn Ihr Vater glorreichen Andenkens mir die Ehre erwies, mich über wichtige Angelegenheiten um Rath zu fragen, dann ließ er zuvor die Narren und Possenreisser abtreten."

Mutterliebe.

Wir machen unsere Leser auf das neueste Werk Heinrich König's aufmerksam. Es heißt: Regine, eine Herzensgeschichte. Anzupreisen brauchen wir es nicht; wir heben nur eine Stelle aus, eine meisterhafte Schilderung, voll Innigkeit und unübertrefflicher Lebenswahrheit. — Ein junger Arzt, Augustin, hat von einer in kinderloser Ehe lebenden leipziger Freundin Auftrag erhalten, ihr ein Kind armer braver Eltern zu suchen, das sie als das ihrige betrachten und gut erziehen wolle.

— — Augustin theilte Reginen das Anliegen seiner leipziger Freundin mit. Sie bezeichnete ihm eine arme Wittwe im nahen Dorfe mit ihren fünf Kindern. Die Frau hat sich uns zum Taglohn im Garten angeboten, sagte Regine, eine muntere, muthige Frau, noch recht hübsch; und die Kinder sind das Bild der Gesundheit, alle der hübschen Mutter ähnlich. Wie froh könnte die Mutter sein, eins oder das andere dieser Geschöpfe gut versorgt zu wissen.

Da sich nun auf Erkundigung auch kein eigentliches Unheil in der armen Familie finden ließ, so ging folgenden Sonntags gegen Abend Augustin mit Regine nach dem Dorfe. Sie fanden die Hütte am Ende des Ortes auf einem etwas abschüssigen Grasrain erbaut. Hier unter den Obstbäumen spielten die Kinder. Die Mutter, welche zum Sonntagsschmaus einen Pfannkuchen bereitete, stand an den Thürpfosten der kleinen Küche gelehnt, und schwang unter possierlichen Gebehrden den langstieligen hölzernen Löffel nach dem Kleinsten, der im Grase saß, und hellauf der Mutter und ihrem wackelnden Kopfe zulachte. Sie trug nun den Besuchenden schnell ein paar hölzerne Stühle aus der Stube heraus

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

auf den Grasplatz, und Augustin versammelte mit einigen Stücken mitgebrachten Kuchens die kleine Schaar sehr schnell um sich her.

Das älteste Kind war ein Mädchen von etwa sechs Jahren und so stiegen die übrigen abwärts bis zum dreivierteljährigen Jüngsten. Wie sie nun alle munter einbissen, und selbst der Kleinste an einem Schnittchen nagte, rief Augustin der Mutter zu, daß sie doch sehr viel Sorge mit so fünf Mäulern und zehn Beinen haben müsse.

Gewiß, Herr, antwortete die Frau. Wenigstens hat's seine Noth für eine Mutter, die auf Taglohn ausgehen muß. Mitnehmen kann man sie nicht, und bei Fremden sind sie oft so wenig gut aufgehoben, als gern gesehen. Ich suche mir deshalb gern Arbeit in der Nähe.

Wenn sie wenigstens erst älter und größer wären, meinte Augustin. Die Frau aber schüttelte den Kopf und sagte: Ach, Herr, mit den Kindern wachsen auch die Sorgen; nicht die Mühen der Mutter, nur ihre Kräfte nehmen ab. Auch nimmt sich der Erwachsenen unser Herrgott weniger an als der Kleinen. Es geht ihm wie den Großvätern, die auch die kleinsten Enkel gewöhnlich am liebsten hätscheln. Sie werden's ja wohl auch bemerkt haben, daß die Unmündigen bei weitem weniger Unglück, als die Großen nehmen. Das macht, jene haben noch ihren Schutzengel; die erwachsenen Schlingel und Dirnen verderben's aber gar zu leicht mit den guten und reinen Geistern, und da lassen die sie im Stich.

Augustin freuete sich an dem lebhaften und entschlossenen Wesen der Frau. Man merkte ihr 'an, sie hatte den religösen und Schulunterricht eifrig gefaßt, hielt diese Begriffe fest, vermischte und verwebte sie aber mit ihren Lebenserfahrungen und Beobachtungen, so daß sie bei viel natürlichem Verstande ganz eigenthümliche Gedanken und Meinungen zu Stande brachte. Nach und nach rückte Augustin mit seinem Anliegen hervor. Wenn auch die Erleichterung um eines von den fünf Kindern nicht sehr groß sei, meinte er, so habe das Glück, das ein solches Kind für sich und einst für seine Geschwister mache, desto mehr auf sich. Es bahne den anderen einen Weg durchs Leben, da die Pflegeeltern reiche und menschenfreundliche Leute seyen, bei denen das Kind eine gute und gottesfürchtige Erziehung erhalte.

Die Frau war bei Augustins Vorschlag überrascht; doch, wie es schien, nicht unangenehm. Sie nickte ihm bei seiner Auseinandersetzung lebhaft zu, und fiel endlich mit den Worten ein: O, ich kenne das, Herr Doktor. Ich habe vor meiner Verheirathung drüben in der Stadt bei Frau H. H. als Hausmädchen gedient. Die war solch ein angenommenes Kind gewesen, hatte aus ihrer Pflegmutter Haus die reiche Heirath gethan, besuchte manchmal ihre armen Eltern mit Extrapost, und nahm die schönsten Geschenke mit dahin. Ach, was war das für ein Engel von einer Frau! Man gibt seine Kinder gewiß nicht gerne her; wenn sie aber so glücklich werden! —

Es käme also nur darauf an, liebes Mütterchen, sagte Augustin welches von Euern Kindern wir für meine Freundin bestimmten. Und da er die Frau ein wenig erblassen sah, setzte er hinzu. Es bliebe dann noch bei Euch, bis meine gute Leipzigerin ankäme, da Ihr Euch dann selbst überzeugen würdet, was es für eine herzliche Frau ist. Ich sollte meinen, Euer ältestes ist ein hübsches Mädchen, das prächtig in die langen Kleider wachsen würde. Wie?

Die Gretel? Herr Doktor? versetzte die Frau kleinlaut. Die kann ich doch am wenigsten entbehren. Die muß das Haus hüten, wenn ich auswärts arbeite. Auch kann sie mir schon in manchen Stücken beistehen, die Gretel.

Ein Bube ist vielleicht auch Ihrer Freundin lieber! meinte Regine.

Das ist wahr! Also der da, der Andres. Komm 'mal her, Andreschen. Gib mir 'ne Patschhand. Willst du mit mir gehen und alle Tage Kuchen essen. — Der Bube lachte verlegen nach seiner Mutter hin, die sehr unruhig an ihrer Schürze zog und zerrte. Nein, Herr Doktor, den Andres muß ich doch behalten, sagte die Bäuerin. Der holt's Wasser am Brunnen, drunten vom Backhaus. Er macht's auch ganz geschickt; nicht wahr Andres? Wasser, wissen Sie ja, Herr Doktor, kann man keine Stunde entbehren. Und der Andres holts.

Lächelnd versetzte Augustin: Je nun, der dritte ist ja auch ein Bub. Konrädchen heißt er?

Ja, Konrädchen, antwortete die Frau mit steigender Angst. Und hilft dem Andres Wasser holen. Die Buben sind noch zu gering, es muß einer dem andern beistehen, lieber Herr Doktor.

Also auch der ist nicht zu entbehren? sagte mit zurückgehaltenem Lachen der Freund.

Nein, 's Konrädchen nicht. Das gehorcht mir auch am besten und hat mir von jeher am wenigsten Schererei gemacht, Gelt Konrädchen.

Je nun, lächelte Regine, dann müssen wir uns doch zu einem Mädchen bequemen. Wie heißt denn die Vierte da?

Prunellchen, rufen wir sie. Ihr Pathe hieß Margarethe. Der Herr Pfarrer aber meinte, weil wir schon 'ne Gretel hätten, so wollte er sie nach der Tagesheiligen taufen. So ist sie zu dem Namen Petronella gekommen, der für uns geringe Leute ein wenig stolz klingt. Sie hat da meinen kleinen Dicken zu hüten; der ruscht noch. Und darin kann ich mich auch ganz auf sie verlassen. Sie spielt mit ihm Rupf' 'n Näschen, sie führt ihn unter den Aermchen, sie schleppt ihn hin und her und hält ein Auge auf ihn. Ich wäre sehr geschlagen mit dem Kleinsten, wenn ich mich nicht so sehr auf mein Prunellchen verlassen könnte.

Um's Prunellchen dürfen wir also gar nicht freien, liebe Frau?

Es geht nicht, Herr Doktor, von wegen des Kleinsten gehts nicht.

Augustin und Regine lachten einander an, indeß die Frau sich mit der Schürze den Angstschweiß von der Stirne wischte. So müssen wir Euch denn die kleinste Last abnehmen! fuhr Augustin fort. Meine Freundin rechnet zwar gewiß auf ein größeres Kind, allein so jung eignet sie es sich desto eher an, und gewinnt es lieber durch die Last, die sie mit ihm hat. Nicht wahr?

Meinen Kleinsten? Ach aller bester Herr Doktor, nein, den Dicken nicht.

Aber das Kind kann Euch ja doch noch gar nichts als Sorge machen, liebe Frau. Aber — es ist doch mein Dicker, Herr Doktor. Nein, nein, den muß ich behalten, meinen Dicken gebe ich nicht her. Sie sprang nach dem Kinde, nahm es küssend und herzend auf, und lief ins Haus, als ob sie es in Sicherheit bringen müßte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

DER GROSSE THURM ZU BRÜGGE

IN FLANDERN.

RATHHAUS ZU LÖWEN

IN BRABANT.

Niederländische Gebäude.

(Tafel 23.)

Der südliche Theil der niederdeutschen Lande, welcher gegenwärtig das Königreich Belgien bildet, gehört zu den bestangebaueten Gegenden unseres Erdtheils, und erfreut sich seit einer langen Reihe von Jahrhunderten eines ungemeinen Wohlstandes, den selbst die Menge blutiger Kriege, deren Schauplatz die Niederlande so oft waren, nicht zu untergraben vermochte. Denn derselbe gründet sich auf die vortheilhafte Lage dieses Gebietes, auf den sorgfältigen Anbau des an vielen Stellen sehr fruchtbaren Landes, und auf den ausdauernden Fleiß der Bewohner, die zu zwei Drittheilen deutschen Stammes sind, und die flamändische Sprache reden, eine Mundart oder eine Schwester des Sassisch-niederdeutschen. Belgien gleicht einem großen Park oder Garten, in welchem viele freundliche Dörfer mit großen Städten abwechseln, den schiffbedeckte Kanäle und mächtige Ströme durchziehen, und welchen nun auch nach allen Richtungen hin Schienenwege durchschneiden. Sie verbinden das alterthümliche Mecheln mit dem heitern, lebensfrohen Brüssel, sie führen nach der berühmten Scheldestadt Antwerpen, die zur Zeit ihrer Blüthe binnen zwei Monaten einen größern Handelsumsatz hatte als selbst Venedig, da dieses auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes stand; auf ihnen erreicht der Reisende das einst durch seine Tuchweber so belebte, jetzt stille und einsame Löwen, das gewerbreiche Gent, den Seehafen Ostende, oder das ehrwürdige Brügge. In diesen Städten blühete besonders im spätern Mittelalter, nach den Zeiten der Kreuzzüge, und als die deutsche Hanse emporgekommen war, das Bürgerthum in der üppigsten Kraft und Fülle; in keinem andern Lande hatten die Gewerke einen solchen Aufschwung genommen; sie stellten aus ihren Mitgliedern und Genossen viele tausende streitbarer, wohlgerüsteter Männer ins Feld, die in mancher blutigen Schlacht Beweise ihres unbeugsamen Muthes und ihrer Tapferkeit gaben. Besonders mächtig war Brügge, schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts: es ward bald der Stapelplatz für den Handel zwischen Süd- und Nordeuropa; in seinen Mauern trafen Hanseaten und Nordländer mit den Italienern und den Kaufleuten der pyrenäischen Halbinsel oder der Levante zusammen; es waren in diesem großen Vorrathshause unseres Erdtheils, aus welchem die Völker ihre Bedürfnisse holten, den Worten eines mittelalterlichen Schriftstellers zufolge, alle Reichthümer der Welt vereinigt. Man fand dort große Massen von rohem Silber und Golde, kostbare Waaren aus Asien, selbst aus dem fernen Indien und China, nordisches Pelzwerk, Scharlachkörner, deutsche und französische Weine, die feinsten Tücher und Kunstsachen, und überhaupt Alles, womit Handel getrieben wurde. Brügge war mit gewaltigen Mauern umgeben, es erhielt von den flandrischen Grafen viele werthvolle Freiheiten, und besonders das Recht Münzen zu prägen. Es hatte sechszig Kirchen, und soll nicht weniger als fünfzigtausend Häuser gezählt haben. Man nannte es Neu-Venedig, um seinen Reichthum zu bezeichnen, und in Brügge stiftete Philipp der Gute, Herzog von Burgund, den berühmten Orden vom goldenen Vließ, durch welchen angedeutet werden sollte, daß die Niederlande ihre Wohlhabenheit ganz hauptsächlich der Viehzucht, der Tuchmanufaktur und dem Handel verdanken. Noch jetzt sieht man in Brügge die alten Kaufhäuser der Florentiner und Genueser, der Engländer, Hanseaten, Oesterlinge, Spanier und Portugiesen.

In diesen niederdeutschen Städten herrschte ein munteres, frohes Treiben; es bestanden in ihnen eine Menge Gilden und Verbindungen für Heiterkeit und Lebensgenuß, und die Gilden der Armbrustschützen, und die Kammern der Rederyker, welche man unseren oberdeutschen Meistersänger-Gesellschaften vergleichen kann, haben sich erhalten bis auf diesen Tag. Von den Künsten blüheten vorzugsweise die Baukunst und die Malerei, für welche die Niederlande ein mustergültiges Land sind.

Was Brügge anbelangt so ist es gegenwärtig Hauptstadt der belgischen Provinz Westflandern, und zählt kaum mehr als vierzigtausend Einwohner. Seit drei Jahrhunderten sank es allmälig, aber es ist darum nicht arm und verfallen, wenn auch jetzt weniger lebhaft. Gern weilt hier der Fremde, dem Brüssel und Gent zu geräuschvoll sind, welcher dem Geräusche entfliehen will, das sich überall zeigt, wo gewerbliche Thätigkeit in großer Ausdehnung vorhanden ist; der den Arbeiterschaaren, und dem Wagengerassel, dem Gewühle der Börsenmänner, und den Kaufleuten überhaupt ausweichen will. Er erfreut sich in Brügge an den breiten, heiteren Straßen, mit ihren wohlerhaltenen Giebelhäusern, die an eine große Vergangenheit mahnen; sie sind theils mit einfachen Streifen, theils reich mit Heiligenbildern oder allegorischen Gestalten verziert. Hier wechseln Kirchen mit Kapellen ab, die in Wohnhäuser umgewandelt wurden; dann fällt der Blick auf prachtvolle öffentliche Gebäude, oder auf Gartenmauern, die vom saftigen Grün hochgewachsener Bäume überschattet werden. Aber nirgends gewahrt man Dürftigkeit oder Verfall, alles Alte wird erhalten und mit Liebe gepflegt. „Es ist," wie ein Beobachter sich ausdrückt, „als ob, seitdem im sechszehnten Jahrhundert der Welthandel von Brügge sich fortzog, und in andere Häfen überging, der Gang der Zeit für diese Stadt gestockt wäre. Das alte scheint, wie in einem Pompeji des Mittelalters, verschüttet und geschützt, und erst jetzt wieder aufgedeckt zu sein." Alles ist geräumig; die breiten Straßen wechseln mit größeren und kleineren Plätzen; Baumreihen stehen an Kirchen und Kanälen; kurz Brügge bietet ein heiteres Bild. Die schönsten Gebäude treten frei hervor, wie unser Bild zeigt. Merkwürdig sind die Hallen, die zum Marktlager für Frucht und Leinen dienen; gewaltige Räume. In der Mitte auf den Hallen erhebt sich der gewaltige Bellfried, der Glockenthurm oder große Thurm, der vollkommen senkrecht und ohne alle Verjüngung aufgesetzt, auf jeder Seite einen rechten Winkel mit der langen Linie des Daches bildet, diese aber weit übertrifft und bis zu den Zinnen, die ihn überragen, wohl die vierfache Höhe des unter ihm befindlichen Gebäudes erreicht.

Auch Löwen in Brabant ist still, wie Brügge. Früher beherbergte es in seinen Mauern an dreißigtausend Tuchmacher; jetzt ist es eine Universitätsstadt. Auch hier findet man viele schöne Gebäude aus der Blüthezeit der Niederlande. Unser Bild zeigt das Rathhaus, eine herrliche Schöpfung im spätern gothischen (deutschen) Styl, ähnlich anderen niederländischen Stadthäusern. Aber es übertrifft sie alle in Zierlichkeit der Ausführung im Einzelnen und im Zusammenpassen des Ganzen. Es besteht aus drei Stockwerken gleicher Höhe über einem Unterbau. Zehn Fenster mit Spitzbögen bilden die Breite; sie werden durch zierliche Strebepfeiler, welche durch die Stockwerke fortlaufen, von einander getrennt; diese steigen beim Beginne des Dachs als Spitzsäulen, welche durch eine luftigere Gallerie verbunden sind, in die Höhe. Die vier Ecken und die Spitzen der beiden Giebel sind mit kleinen Thürmen versehen; der First des Daches ist mit einer Arabeske verziert. Thürme und Strebepfeiler sind nicht nackt, sondern von Bilderblenden und Tabernakeln besetzt. Das ganze, prächtige Gebäude zeigt reichlichen Schmuck. Im obersten Stockwerk wird die städtische Gemäldesammlung aufbewahrt. Der Grundstein zu diesem Rathhause, der schönsten Zierde von Löwen, wurde 1448 gelegt; im Jahre 1469 war der Bau vollendet.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein Abenteuer am Columbiastrome.

Werfen wir einen Blick auf die Landkarte von Nordamerika und namentlich auf die Vereinigten Staaten. Dort sehen wir eine lange Gebirgskette, welche den westlichen Theil vom östlichen trennt. Es sind die sogenannten Felsengebirge, welche sich in der Nähe des großen Oceans oder stillen Weltmeeres durch das ganze Land hindurchziehen, und diese mächtige Strecke welche zwischen Meer und Gebirge liegt, heißt das westliche Gebiet. Es wird auch wohl, obschon sehr uneigentlich Columbia genannt; besser nennt man es Oregon.

Dieser Landstrich von ungeheurer Ausdehnung ist ein Sammelplatz für Abenteurer aus Kanada und den Vereinigten Staaten, die keine Mühen und Gefahren scheuen, um hier pelztragende Thiere zu erlegen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war jene Gegend beinahe völlig unbekannt, und man wußte kaum, daß sie von einem mächtigen Strome, dem Columbia, bewässert wurde, der ziemlich weit hinauf schiffbar ist. Man fand das Land mit dichten Wäldern bedeckt, und staunte den riesenhaften Wuchs der Bäume an; denn die Jäger fanden z. B. eine Fichte welche zehn Fuß über der Erde einen Umfang von sechs und vierzig Fuß und eine Höhe von mindestens dreihundert Fuß hatte; sie nannten dieselbe deshalb den Fichtenkönig; viele andere maßen bis zu zweihundert und fünfzig Fuß.

Noch jetzt giebt es im Oregongebiete keine Städte und Dörfer; nur hin und wieder haben sich Pelzjäger, sogenannte Trappers, unter den Indianern angesiedelt, und gehen ihrem mühsamen Gewerbe nach. Die einzige Handelsniederlassung ist Astoria. Es liegt einige Stunden aufwärts von der Mündung des Columbiastromes und wurde von einem deutschen, aus der Pfalz gebürtigen Kaufmann, Jakob Astor, im Jahre 1811 gegründet. Schon früher 1789 hatten die Engländer den Versuch gemacht, eine chinesische Kolonie in jener Gegend anzulegen; er mißlang aber, weil die Spanier sich der neuen Ansiedelung feindselig zeigten. Auch über Astoria schwebte ein Mißgeschick. In dem Kriege, welcher 1812 zwischen den Vereinigten Staaten und den Engländern geführt wurde, nahmen es die letzteren in Besitz und gaben ihm den Namen Fort George, bis es später wieder in die Hände der Amerikaner fiel. Seitdem ist es ein Mittelpunkt des Pelzhandels geblieben.

Die Pelzjäger sind wohl die kühnsten und unerschrockensten Leute die auf Erden leben, und an Entbehrungen und Witterungseinfluß jeder Art gewöhnt. Ihr Körper ist abgehärtet und ihr Muth sinkt auch unter den verzweifeltsten Umständen nicht. Stets müssen sie auf der Hut gegen feindliche Indianerstämme sein; oft leiden sie Hunger oder Durst; sie sind Widerwärtigkeiten ohne Zahl ausgesetzt, nicht selten Monate lang von Leuten ihrer Farbe und ihrer Sprache getrennt, lediglich auf den Verkehr mit den Wilden oder den Thieren des Landes angewiesen; zuweilen fällt die Jagdbeute nicht so reichlich aus, wie sie wünschen, — und doch möchten diese Trapper ihr mühevolles Leben mit keinem anderen vertauschen. Es sind Fälle vorgekommen, daß manche, nachdem sie Vermögen erworben hatten, sich in ihre Heimath zurückbegaben, um die ihnen noch übrigen Tage in Ruhe und Gemächlichkeit zu verbringen. Aber sie hielten es nur kurze Zeit aus am Heerde ihrer Väter, und wenn auch schon sechszig Jahre über den nun greisen Scheitel hinweggegangen waren, es trieb sie doch wieder hinaus in die Weite; sie traten die lange Reise an, und überstiegen die Felsengebirge zum letzten Male, um jenseits derselben zu jagen und umherzustreifen bis der Tod sie abruft.

Folgende Erzählung eines Abenteuers, das Roß Cox erlebte, dem wir eine Schilderung der Gegenden am Columbia verdanken, mag zeigen, welchen Gefahren diese Pelzjäger ausgesetzt sind. Wir lassen den Mann selbst reden, um die Lebhaftigkeit der Schilderung nicht zu schwächen, und bemerken nur, daß er, in der Mitte des Augustmonats, von einer weiten Reise ermüdet, sich unweit vom Lagerplatze seiner Gefährten schlafen gelegt hatte. Als er erwachte war es Abend.

— — Es mochte fünf Uhr sein; rings um mich her herrschte Grabesstille. Ich eilte zu der Stelle, an welcher wir gefrühstückt hatten; kein Mensch war zu sehen oder zu hören. Ich lief nach dem Platze, wo das Feuer gewesen war; aber die Leute waren fort, und so weit mein Auge reichte, erblickte ich keine Spur von Menschen oder Pferden im Thalgrunde. Die Sinne wollten mir schwinden. Ich schrie und rief nach allen Richtungen hin, bis die Stimme mir den Dienst versagte, und die Kehle heiser war. Ich konnte es mir nicht länger verbergen, daß ich nun in einer Wildniß, in einem völlig unbewohnten Lande mutterseelen allein war, und noch dazu ohne Pferd, Waffen und Decke. Jetzt kam Alles darauf an, daß ich herausbrachte, nach welcher Richtung hin meine Gefährten weiter gewandert waren; deshalb warf ich prüfende Blicke auf den Erdboden, und entdeckte wirklich, daß nach dem nordöstlichen Ausgange des Thals hin, Spuren von Rosseshufen vorhanden waren. Diese konnte ich eine Zeit lang verfolgen, und indem ich ihnen nachging gelangte ich zu einer Kette kleiner Hügel. An diesen hörten die Spuren auf, weil der Boden durchaus steinig war. Ich erstieg den höchsten dieser kleinen Berge und hatte von demselben eine Rundsicht über das Land; ich blickte nach allen Himmelsgegenden hin, aber nirgens sah ich meine Gefährten oder eine Menschenwohnung. Man versetze sich in meine mißliche Lage. Es war Abend, und mit Einbruch der Nacht fiel ein dichter Thau vom Himmel. Ich hatte weiter keine Bekleidung als ein Kattunhemde, Nankingbeinkleider und ein Paar leichte, bereits stark abgetragene Lederstiefel; denn etwa eine Stunde vor dem Frühstück, als es heiß zu werden began, hatte ich meinen Rock abgezogen und aufs Pferd geworfen, um ihn gegen Abend wieder anzuziehen; einer meiner Begleiter trug meine Jagdflinte; nicht einmal einen Hut besaß ich mehr; als ich erwachte, hatte ich ihn, in der Bestürzung die mich ergriff, liegen lassen, und jetzt befand ich mich zu weit von dem Platze wo er lag, als daß ich ihn hätte wieder holen können.

Da stand ich nun. Was sollte begonnen werden? Ich sah in einiger Entfernung hohes Gras wallen, ging dorthin, raufte so viel aus, als hinreichte mir zu Lager und Decke zu dienen, empfahl mich dann dem Allmächtigen und schlief ein. Während der Nacht hatte ich wirre Träume von geheizten Zimmern, Federbetten, vergifteten Pfeilen, Klapperschlangen und gefräßigen Wölfen.

Als am 18. August die Sonne aufging, war ich schon wach. Der starke Thau hatte meine leichte Kleidung völlig durchnäßt, und ich fühlte mich beklommen und unbehaglich. Mein Weg ging nun nach Osten hin, der Hügelkette entlang. Im Laufe des Tages kam ich an einigen kleinen Seen vorüber, die mit wildem Geflügel wie bedeckt waren; hätte ich doch meine Flinte gehabt! Das Land war weit und breit flach, der Boden leicht und steinig, hin und wieder mit dem schon erwähnten Grase bewachsen, von welchem die Indianer kurz vorher weite Strecken abgebrannt hatten. Meine Füße schmerzten mich sehr. Bis gegen Abend ging und lief ich fort, ohne mir Ruhe zu gönnen. Als die Dämmerung hereinbrechen wollte, sah ich, eine kleine halbe Stunde von mir entfernt, zwei Reiter über das Feld nach Osten hinsprengen; es waren Leute von unserm Zuge! Ich rannte auf den nächsten Hügel und schrie, was nur die Lungen vermochten, aber jene hörten mich nicht. Da zog ich mein Hemde aus und schwenkte es in der Luft, ich steigerte meine Stimme bis sie überschlug, aber dennoch hörten sie mich nicht. Da lief ich wie ein Wahnsinniger nach der Richtung hin, welche sie einschlugen, und es war mir plötzlich so leicht, als hätte ich Flügel; über Felsen und durch Gebüsch rannte ich, wie eine Antilope, die der Jäger verfolgt, aber Alles war vergebens, denn der Weg welchen ich nahm, führte mich nicht in ihre Nähe, und ohnehin brach der Abend herein. Es war der zweite. Seit dem Morgen des vorigen Tages war kein Bissen über meine Zunge gekommen; ich war matt und hungrig. Was aber blieb mir in meiner hoffnungslosen Lage anders übrig, als mich ins Gras zu werfen? Ich that es, und wollte eben einschlafen, als ich dicht neben mir ein Geräusch vernehme. Ich wende mich zur Seite und sehe zu meinem größten Entsetzen eine große Klapperschlange, die sich der Abendkühle erfreut. Natürlich springe ich auf und gehe bei Seite; nachdem ich mir meinen Feind angesehen, nehme ich einen breiten Stein auf, gehe dann wieder einige Schritte auf das Thier zu, ziele so genau als möglich und zerschmettere ihm den Kopf. Da athmete ich wieder frei.

Meine ohnehin schadhafte Fußbekleidung war während des Rennens und Laufens über Stock und Stein völlig zerrissen, und meine Beine schwollen an, und schmerzten mich sehr. Mein zweites Nachtlager glich dem ersten, nur daß ich mir, als ich diesmal das Gras ausraufte, dabei in die Finger schnitt.

Am 19. August war ich wieder in aller Frühe auf den Beinen, und schlug abermals die Richtung nach Osten ein. Anfangs quälte mich der Hunger entsetzlich, als ich aber eine Stunde weit gegangen war, fand ich einen frischsprudelnden Quell der mich labte und erquickte. Das Land war auch dort flach, das Gras ab-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gebrannt, der Boden sandig und steinig, der Himmel klar, und die Sonne schoß ihre heißen Strahlen auf mich herab. Der Hitze und meiner Mattigkeit wegen mußte ich einige Stunden halt machen; ich benützte sie, um mir eine Kopfbedeckung zu verfertigen, denn es war mir oft als wolle mein Gehirn verbrennen. Ohne dies hatte ich nun seit länger als acht und vierzig Stunden nichts gegessen. Rings um mich aber waren auch heute wieder auf einem kleinen See tausende von wilden Enten und Gänsen, die meiner Noth so leicht ein Ende hätten machen können, wenn ich nicht ohne meine Waffe gewesen wäre. Jetzt kam ihr Schnattern mir vor wie ein gegen mich gerichteter Hohn. Ich lag ohne irgend eine Bedeckung unter freiem Himmel, denn meiner wunden Finger halber konnte ich kein Gras abpflücken; aber ich schlief auch diesmal ein.

Am 20. August ging ich nach Nordosten zu und kam nun in eine weniger einförmige Gegend; sie hatte wenigstens Wald und Wasser, und überall sah ich Gänse und Enten, Kraniche, und auch, in geringer Entfernung von mir, ein Rudel Hirsche. Die Wälder bestanden aus Fichten, Cedern und Birken, ich sah Hagedorn, Weiden und Sträuche mit wilden Beeren, aber auch ausserordentlich viele Klapperschlangen und gehörnte Eidechsen und große Grashüpfer, welche letzteren mich in steter Furcht und Aufregung erhielten, da das Geräusch, welches sie verursachen, Aehnlichkeit mit jenem hat, welches die Klapperschlange macht, wenn sie auf ihre Beute stürzen will. Dabei plagte mich der Hunger auch heute nicht wenig, und ich stillte ihn nur in geringem Maaße mit Gras und einigen Beeren. Abends kam ich an einen See, der etwa eine halbe Stunde lang und halb so breit sein mochte. Er hatte hohe Ufer, auf welchem sich Fichten und Birken erhoben. Zwei Bäche mündeten in dieses Wasserbecken, an Fischen war Ueberfluß, und gern hätte ich einige davon roh verzehrt, wie die Sandwich-Insulaner pflegen. Aber wie sollte ich sie fangen? Doch blieb mir ein Trost; ich fand wenigstens jetzt wilde Beeren in Menge und konnte mich satt essen. Mein Nachtlager nahm ich diesmal an der Stelle, wo der eine jener Bäche sich mit dem See vereinigte. Aber ich hatte eine unruhige Nacht; die Wölfe heulten und die Bären brummten in der Nähe, und ich mußte jeden Augenblick einen unwillkommenen Besuch erwarten. Als ich am Morgen des ein und zwanzigsten Augusts erwachte, gewahrte ich an der andern Seite des Flusses eine große und allem Anschein nach tiefe Höhle, aus welcher ohne Zweifel jene mich so ängstigende Nachtmusik herausgekommen war. Ich beschloß nun, während der nächsten zwei oder drei Tage kurze Ausflüge nach allen Richtungen hin zu unternehmen, indem ich hoffte, daß nun endlich Spuren von Rosseshufen sichtbar werden würden. Gelang mir aber das nicht, so wollte ich gegen Abend immer wieder an den See zurückkehren, wo ich doch wenigstens wohlschmeckendes Wasser und Beeren genug fand, um mein Leben zu fristen. Also ging ich ziemlich getrost diesmal nach Süden zu, und kam in eine öde Gegend, die weder Wasser noch Pflanzenwuchs hatte, einige hin und wieder zerstreute Grasbüschel ausgenommen. Zur Waffe diente mir ein langer Stecken mit dem ich unterwegs eine Anzahl Klapperschlangen tod schlug. Abends kehrte ich hungrig und durstig an meinen Lagerplatz zurück und suchte Steine zusammen, die mir zu einer Art Bollwerk dienen sollten. Als ich damit beschäftigt war, kam ein Wolf aus der gegenüberliegenden Höhle. Was war nun zu thun? Ich dachte, es sei jedenfalls sicherer, einen Angriff zu wagen, weil das Unthier sonst denken konnte, ich habe Furcht vor ihm, wodurch seine Keckheit gesteigert worden wäre. Darum warf ich mit Steinen nach ihm, und einer davon traf ihn am Schenkel. Da fing er an zu heulen, und hinkte in sein Schlupfloch zurück. Eine Zeitlang paßte ich auf, was weiter geschehen würde; als aber mein Feind nicht wieder zum Vorschein kam, warf ich mich auf die Erde, und schlief ein. Doch weckte mich auch in dieser Nacht das Heulen und Brummen der wilden Thiere, und sehnsüchtig harrte ich dem Tageslichte entgegen. Die aus dem See aufsteigenden feuchten Dünste und der auch jetzt wieder reichlich fallende Thau durchnäßten meine Kleider abermals, und ich mußte sie, als die Sonne über den Gesichtskreis kam, auf meinen Steinen trocknen. Dann suchte ich mir Beeren zum Frühstück, schöpfte mit der Hand klares Wasser, ging darauf nach Norden zu, fand dort Waldung und dichtes Gestrüpp, und konnte mich nur mit großer Mühe hindurchschlagen, weil die Dornen und stechenden Pflanzen meine nackten Füße zerrissen, die ich endlich verband, nachdem ich meine Beinkleider um ein beträchtliches verkürzt hatte. Heute kam der Wolf nicht, als ich Abends wieder mein Lager am See einnahm.

An den beiden folgenden Tagen setzte ich meine trostlosen Wanderungen fort, und fand wenigstens Wasser und Beeren, so viel ich nöthig hatte, aber am 24. August litt ich viel durch Wassermangel, und war dem Verschmachten nahe, als ich glücklicherweise eine Pfütze fand. Abends kam ich an einen Bach, an welchem ich mich schlafen legte. Am 25. August erwachte ich erst als die Sonne schon hoch am Himmel stand, ging weiter, und fand zwar hin und wieder Spuren, daß vor langer Zeit Menschen hier gewesen waren, aber in der

unfruchtbaren Gegend gab es nichts zu essen. Ich hatte mich, als die Dämmerung einbrach, niedergesetzt, und starrte, in trübe Gedanken versenkt, vor mich hin. Da stürzte aus dem Gebüsch ein mächtiger Wolf hervor, nahm mir gegenüber eine drohende Stellung an, und schien mir den Platz streitig machen zu wollen. Er mochte kaum zehn Schritte von mir entfernt sein. Meine Lage war verzweifelt. Ich wußte, daß er mich angreifen würde, wenn ich auch nur das geringste Zeichen von Angst blicken ließ; deßhalb drohete ich ihm mit meinem Stecken, und schrie so laut als meine geschwächte Kehle nur erlaubte. Das machte ihn stutzig, und er wich einige Schritte zurück, verwandte aber doch kein Auge von mir. Nun ging ich langsam auf ihn zu; er heulte fürchterlich. Wahrscheinlich wollte er dadurch seine Gefährten herbei rufen, um dann gemeinschaftlich mit ihnen, mich ausgehungerten Menschen als Abendspeise zu verzehren; deshalb schrie ich in einem fort, und rief allerlei Namen, woraus er abnehmen sollte, daß auch ich nicht allein sei. Inzwischen rannte ein alter Fuchs mit seinem Jungen in meiner Nähe vorüber, blieb jedoch nicht stehen; wohl aber behauptete der Wolf seinen Platz noch mindestens eine Viertelstunde lang, ohne daß seine Freunde sich hätten blicken lassen. Als er sich zuletzt überzeugte, daß ich ihm nicht weichen würde, trollte er heulend ab.

Nun ward es dunkel. Ich ging noch einige hundert Schritte weiter, und gelangte dann an eine Wiesenmatte, die rings von Bäumen umgeben war. Dort hoffte ich Wasser zu finden, wurde aber bitter getäuscht. Ein seichter Teich war allerdings dort gewesen, allein die Hitze hatte ihn ausgetrocknet. Ich raffte einiges Reisig zusammen, um es an einen Stein zu legen, wo es mir als Kopfkissen dienen sollte. Aber da lag wieder eine Klapperschlange, die sich nun aufrichtete und mir, die gespaltene Zunge aus dem Rachen spielend, entgegen zischte. Ich trat rasch etwas zurück, und erschlug sie mit meinem Stecken, untersuchte dann den Stein und fand ein ganzes Schlangennest, welches ich zerstörte. Und kaum war das geschehen, als wohl ein Dutzend Schlangen verschiedener Art, dunkelblaue, blaue und grüne sich blicken ließen. Sie waren in ihren Bewegungen weit schneller als die Klapperschlange und ich konnte nur eine einzige von ihnen tödten.

Seit Sonnenaufgang hatte ich nichts genossen, und nun, nach einer beschwerlichen Wanderung, fand ich am Abend auch nicht einen Tropfen Wasser, mit dem ich meinen fieberischen Durst hätte stillen können. Dazu war ich von einer zahllosen Brut giftiger Schlangen umgeben, ringsum schwärmten gefräßige Raubthiere, und obendrein wußte ich nicht, wann endlich meine Leiden ein Ende nehmen würden. Ich konnte wohl mit der heiligen Schrift sagen: daß die Schrecken des Todes mich umrauschten.

Ich sammelte neues Reisholz, legte es ziemlich entfernt von dem Orte, an welchem ich die Schlangen getödtet hatte, nieder, warf mich dann, nachdem ich mein Abendgebet gesprochen, und meine Seele dem Herrn befohlen hatte, nieder, und schlief vortrefflich. Am 26. August fühlte ich mich auffallend frisch, obschon der Durst mich ausserordentlich quälte. Gegen Mittag endlich wandelten mich Ohnmachtschauer an, und ich wäre mitten im Walde liegen geblieben, wenn ich nicht in der äussersten Noth an einen Wasserfall gekommen wäre, dessen Rauschen ich schon aus der Ferne vernahm. Ich dankte dem Himmel für meine Rettung, warf meine Kleider ab, und sprang ins Wasser, dessen starke Strömung jedoch mich fortgerissen hätte, wenn es mir nicht gelungen wäre, mich an einem überhängenden Baume festzuhalten. Das Bad erquickte mich, Beeren und Hagebutten fand ich in Menge, und hielt ein köstliches Mahl. Ausserdem fand ich einen ausgehöhlten Fichtenstamm, den ich reinigte, denn er sollte mir zum Lager dienen; Gras war auch da, und große Stücken Rinde ersetzten die fehlende Decke. Ich schlief herrlich, aber es waren kaum zwei Stunden vergangen, als ein sehr lästiger Besuch mich weckte. Es war ein Bär, welcher brummend, die mir zum Deckbett dienende Rinde wegkratzte, und mit seiner Schnauze mir an Mund und Nase herumschnoberte. Er schien noch nicht recht einig darüber, was zu thun sei, um mich aus meinem Bette zu entfernen. Ich sprang auf, nahm meinen Stab, schrie laut und trieb ihn, wie früher den Wolf, einige Schritte weit zurück. Er war aber doch hartnäckig, und ich sah wohl, daß er einen Angriff beabsichtigte; darum hielt ich es für gut auf einen Baum zu steigen. Er folgte mir, aber ich befand mich auf einem starken Zweige in einer sichern Stellung, und bearbeitete ihm Schnauze und Klauen mit meinem Stabe so wacker, daß er mir nichts anhaben konnte. Wüthend zerkratzte er die Rinde, und ging endlich brummend nach dem hohlen Fichtenstamme, in welchen er sich hineinlegte. Die Furcht, im Schlafe vom Baume zu fallen, hielt mich wach; ich wollte mehrmals hinabsteigen; sobald ich aber den Versuch machte, kam der lauernde Bär hervor, und mir blieb nichts übrig, als die Nacht auf dem Baume zuzubringen.

Am 27. früh bald nach Sonnenaufgang umschnüffelte der Bär meinen Baum und ging dann fort, um sich ein Frühmahl zu suchen. Ich ließ einige Zeit ver-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Klapperschlange.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

streichen, bevor ich hinabstieg, und trat, als ich sicher zu sein glaubte, aufs Neue meine Wanderung an. Nach wenigen Stunden fand ich endlich frische Spuren von Pferden und Menschen; ihnen folgte ich durch einen lichten Wald, an dessen Saum ich viele Hirsche weiden sah. Um sechs Uhr Abends kam ich an eine Stelle, wo in der Nacht die Jäger Ruhe gehalten haben mußten. Um das noch glimmende Feuer herum fand ich Knochen von Kranichen, Repphühnern und Enten; und die, an welchen ich Fleisch fand, nagte ich gierig ab. Es war ein Wonnemahl, das mich wunderbar stärkte. Ich schürte das Feuer, es loderte hell auf, hielt Wölfe, Bären und Schlangen ab, und ich schlief vortrefflich. Am 28. August ging ich fröhlich fürbaß, denn ich durfte hoffen, daß meiner Leiden Ziel endlich nahe sei. Wasser fand ich auch, schlief auch in der folgenden Nacht sehr gut, folgte am 29. und am 30. August den Spuren, und kam dann an eine Stelle, wo der Weg sich theilte. Der eine führte hügelan, der andere in einen Thalgrund, und auf beiden waren die Spuren gleich frisch. Ich schlug erst den Hügelpfad ein, kehrte aber wieder um, als der Wald zu dicht wurde, und wählte den andern. Nach Verlauf einer Stunde glaubte ich Pferdegewieher zu hören; ich lauschte, und, Gottlob, es war keine Täuschung. Bald sah ich eine Anzahl Rosse, die auf einer Wiese weideten, von welcher ein tiefer Bach mich trennte. Doch muthig sprang ich ins Wasser und schwamm hindurch. Wie groß war meine Freude als ich in der Ferne auch Rauch aufsteigen sah, wußte ich doch nun wieder menschliche Wesen in meiner Nähe! Zwei indianische Weiber waren die ersten, die ich sah; sie flohen aber vor mir nach einer Hütte zu, welche am andern Ende der Wiese stand. War ich jetzt unter Freunden oder Feinden? Bald erfuhr ich es; denn zwei Männer kamen freundlich auf mich zu, und nahmen mich auf ihre Arme als sie sahen, wie zerrissen und blutig meine Beine und Füße waren. Sie wuschen und pflegten mich, rösteten wohlschmeckende Wurzeln, und kochten einen Salmen.

Zwei Tage später war ich wieder bei meinen Gefährten, die mich längst verloren gegeben hatten.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Die Klapperschlange.

(Tafel 24.)

Die Schlangen sind beidlebige Thiere (Amphibien) mit langgestrecktem, walzenförmigem Körper, welche sich durch wellenförmige Krümmungen fortbewegen. Sie sind mit, meist rautenförmigen oder sechseckigen, Schuppen bedeckt, die auf dem Rücken kleiner, am Bauche aber nach der Quere mit einander verwachsen erscheinen. Die Zunge ist gabelförmig, ruhet in einer Scheide und dient zum Tasten. Im Unterkiefer finden sich drei Gelenkstücke, wie Hand, Vorder- und Oberarm, und daher, sagt Oken, kommt seine ausserordentliche Erweiterung, welche der Schlange erlaubt ein Thier zu verschlucken, welches viel größer ist als sie selbst. Das Knochensystem ist sehr einfach, und besteht aus einer großen Anzahl von Wirbeln, und einer Menge Rippen; das Muskelsystem ist ungemein ausgebildet und hat eine ausserordentliche Kraft. Wegen des eigenthümlichen Wirbelbaues können sich die Schlangen nur von einer Seite zur andern bewegen, nicht gerade aus, oder nach oben und unten. Alle Schlangen haben hakenförmige, nach hinten gerichtete Zähne im Ober- und Unterkiefer. Bei den Giftschlangen ist der eigentliche Oberkiefer sehr kurz. Diese haben eine Gaumenreihe die nicht mit Zähnen besetzt ist, und im Oberkiefer bloß zwei einzelnstehende lange, röhrenförmige, an der Spitze mit einer Oeffnung versehenen Giftzähne. An diesen findet man gegen das Ende einen feinen Spalt, aus welchem das Gift rinnt. Es befindet sich unter jedem

Auge in einer Drüse, die durch einen Kanal mit dem Zahne in Verbindung steht. Wenn das Thier beißt, so wird sie von den Muskeln, welche den Kiefer emporheben, zusammengedrückt, das Gift geht heraus, läuft in den hohlen Zahn und wird durch den Biß dem Blute des Gebissenen mitgetheilt.

Unser Holzschnitt zeigt deutlich den Bau eines Schlangenkopfes.

Man sieht vor dem Auge das Nasenloch, unter demselben den hakenförmigen Giftzahn und unmittelbar hinter demselben die Drüse, welche das Gift enthält.

Dieses ist aber nur schädlich, wenn es unmittelbar ins Blut kommt; denn man kann es verschlucken, ohne daß es irgend nachtheilige Zufälle hervorbrächte. Eben so kann das Fleisch von vergifteten Thieren ohne Nachtheil für die Gesundheit genossen werden. Am gefährlichsten sind die Schlangen, welche bewegliche Giftzähne haben, die vom Zahnfleische bedeckt werden können, wenn das Thier nicht beißen will, aber zum Vorschein kommen, sobald es sich zum Angriffe rüstet. Die gespaltene Zunge dient, wie schon bemerkt, zum Tasten.

In Europa gibt es nur drei Giftschlangen; ihr Kopf ist mit kleinen Schuppen bedeckt, während die ungiftigen Arten bei uns neun größere Tafeln auf dem Kopfe haben. Die furchtbarsten Schlangen kommen meist in den heißen Ländern vor, doch beträgt überhaupt die Anzahl der Giftschlangen im Vergleiche zu den nicht giftigen nur ein Sechstel. Bei uns ist die Kreuzotter- oder Haselschlange, Coluber berus, am gefährlichsten; sie lebt am liebsten in Waldgebirgen, z. B. auf dem Schwarzwalde, dem Harze und dem Thüringerwalde, wo sie sich gern an offenen Stellen auf Steinen oder Holzblöcken sonnt; den Winterschlaf hält sie am liebsten in Steinhaufen und verfallenen Schlössern. Ihr Biß ist sehr gefährlich; kleine Thiere sterben binnen ganz kurzer Zeit davon. Ist ein Mensch verwundet, so muß die Wunde sogleich ausgesogen, dann das Fleisch ausgeschnitten werden, was um so leichter geschehen kann, da der Biß nicht tief ist; dann wird die Wunde ausgebrannt, oder mit ätzenden Sachen, z. B. Lauge, Scheidewasser oder Weingeist ausgewaschen. Wer Stiefel trägt, hat nichts von ihnen zu besorgen, da die Otter sich nicht kniehoch erheben kann.

Am gefährlichsten sind die Klapperschlangen (Crotalus, Serpent à sonnette, Rattle-snake) welche man nur in Amerika, besonders in Kanada und den Vereinigten Staaten findet. Es gibt mehrere Arten; in Nordamerika ist Crotalus durissimus, in Südamerika Crotalus horridus oder Boiquira am häufigsten. Diese Klapperschlange, welche unser Bild vorstellt, wie sie das Nest des amerikanischen Spottvogels, Turdus polyglottus, überfällt um sich der Eier zu bemächtigen, hat als Hauptkennzeichen eine aus hohlen, hornigen Blasen bestehende Klapper, in welche der Schwanz ausläuft und mit welcher sie, sobald ein verdächtiger Gegenstand ihr naht, zu klappern anfängt und dadurch Thieren und Menschen ein Warnungszeichen gibt. Diese Hornringe sind gewissermaßen ineinandergeschachtelt, und vermehren sich mit den Jahren. In Nordamerika wird diese Schlange oft über sechs Fuß lang, und eben so viel Zoll dick; sie ist bräunlich gefärbt, hat mehr als zwanzig unregelmäßige schwarze Binden, der Bauch ist gelblich weiß, mit schwarzen Flecken; der Schwanz dunkel. Sie ist die gefährlichste aller Schlangen, dabei aber glücklicherweise schwerfällig und träg; man kann ihr daher leicht ausweichen, auch greift sie nie zuerst an, und verfolgt den Menschen nicht. Sie frißt gern Ratten, Eichhörnchen und andere kleine Säugethiere, sodann Eier und junge Vögel, weßhalb sie auf Bäume klettert, um die Nester zu überfallen. Dann entbrennt oft ein heftiger Kampf zwischen ihr und den Vögeln, die sich ihre Brut nicht nehmen lassen wollen, und es sollen Beispiele vorgekommen sein, daß das Männchen des schon erwähnten Spottvogels der gefräßigen Schlange die Augen ausgehackt hat. Denn Männchen wie Weibchen schlagen mit den Flügeln um sich, schreien laut und lassen dem Feinde keine Ruhe. Bald kommen ganze Schaaren Spottvögel herbei, um den bedrängten Ihrigen Hülfe zu bringen, und die Schlange muß häufig mit zerhackter Haut, und blind, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, das Nest verlassen. Sie schwimmt schneller und leichter, als sie sich auf der Erde fortbewegt. Wenn sie einen Hund beißt, so stirbt derselbe fast unmittelbar nachdem er verwundet wurde; eben so

rasch werden gebissene Pferde und Kühe vom Tode ergriffen; auch die Menschen sind in der Regel unrettbar verloren. Das beste Mittel bleibt immer, die Wunde sogleich auszubrennen; in Südamerika nehmen deshalb die Indianer, wenn sie sich in Gegenden befinden, wo Giftschlangen häufig sind, gern ein Kohlenbecken mit, in welchen sie glühende Nägel bereit halten, um dieselben unmittelbar nach dem Bisse in die Wunde zu stoßen um dieselbe auszubrennen. Auch das Guacokraut soll wirksam sein gegen Schlangenbiß; gewiß bleibt, daß sein Geruch den Schlangen zuwider ist.

Man hat behauptet, daß der Blick dieser Schlange etwas bannendes oder verzauberndes habe, und allerdings entrinnt ihr selten ein Thier das nahe in ihren Bereich kommt. Die Sache erklärt sich aber ganz einfach aus der Angst, von welcher kleine Thiere in der Nähe eines so furchtbaren Feindes befallen werden. Sie sind dann allerdings wie gebannt. Die Klapperschlange hält sich gern in der Nähe solcher Orte auf, wo die kleineren Thiere des Waldes zur Tränke gehen. Dort liegt sie ruhig und wartet auf ihre Beute, bis dieselbe in ihre Nähe kommt; dann stürzt sie darauf zu. Der große Naturkundige Audubon, welcher sein langes, thatenreiches Leben daran gesetzt, die nordamerikanische Thierwelt aufs Genaueste kennen zu lernen, hat auch die Klapperschlangen aufmerksam beobachtet. Einst sah er, wie ein graues Eichhörnchen aus einem Gebüsche herausstürzte, und hinter ihm her eine Schlange sich ringelte. Es lief schnell, und war dem hartnäckig folgenden Feinde eine Strecke weit vorgekommen, glaubte sich aber auf einem Baume sicherer als auf der platten Erde. Der Räuber jedoch kletterte ihm nach; es sprang von Zweig zu Zweig, und ein gleiches that die Schlange, die mit Hülfe ihres Schwanzes sehr schnell vorwärts kam, und die Zweige umschlang. Da sprang das geängstigte Eichhörnchen wieder zur Erde, aber auch die Schlange wand sich nun am Stamme hinab, erreichte sein Opfer bevor dasselbe einen andern Baum erreichen konnte; packte es mit den Zähnen im Nacken, umschlang es mit Ringeln, zerdrückte es, und hielt dann seinen Fraß.

Die Boiquira soll drei Jahre lang fasten können; eben so lange und länger behält auch das Gift seine Wirksamkeit, wie folgender Vorfall beweisen kann, den zwar Manche in Zweifel ziehen, der aber doch von Gewährsmännern bestätigt wird, welche man nicht der Leichtgläubigkeit oder Lügenhaftigkeit beschuldigen kann.

Ein Landmann in Pennsylvanien erhielt einen Biß, durch seinen Stiefel hindurch, in den Fuß, ohne daß er von einer Klapperschlange nur das Geringste bemerkt hätte, deshalb glaubte er auch, ein Dorn habe ihn verwundet, und achtete des Schmerzes nicht weiter. Aber kaum war er zu Hause, so stellten sich Zuckungen und Erbrechen ein, und nach Verlauf weniger Stunden war er eine Leiche. Etwa ein Jahr später zog der Sohn des Verstorbenen dieselben Stiefel an und behielt sie bis Abends an den Füßen. Als er sie dann auszog, fühlte er einen leichten Schmerz, da ihn etwas geritzt hatte. Indessen legte er sich, ohne Arges zu befürchten, schla-

Auge in einer Drüse, die durch einen Kanal mit dem Zahne in Verbindung steht. Wenn das Thier beißt, so wird sie von den Muskeln, welche den Kiefer emporheben, zusammengedrückt, das Gift geht heraus, läuft in den hohlen Zahn und wird durch den Biß dem Blute des Gebissenen mitgetheilt.

Unser Holzschnitt zeigt deutlich den Bau eines Schlangenkopfes.

Man sieht vor dem Auge das Nasenloch, unter demselben den hakenförmigen Giftzahn und unmittelbar hinter demselben die Drüse, welche das Gift enthält.

Dieses ist aber nur schädlich, wenn es unmittelbar ins Blut kommt; denn man kann es verschlucken, ohne daß es irgend nachtheilige Zufälle hervorbrächte. Eben so kann das Fleisch von vergifteten Thieren ohne Nachtheil für die Gesundheit genossen werden. Am gefährlichsten sind die Schlangen, welche bewegliche Giftzähne haben, die vom Zahnfleische bedeckt werden können, wenn das Thier nicht beißen will, aber zum Vorschein kommen, sobald es sich zum Angriffe rüstet. Die gespaltene Zunge dient, wie schon bemerkt, zum Tasten.

In Europa gibt es nur drei Giftschlangen; ihr Kopf ist mit kleinen Schuppen bedeckt, während die ungiftigen Arten bei uns neun größere Tafeln auf dem Kopfe haben. Die furchtbarsten Schlangen kommen meist in den heißen Ländern vor, doch beträgt überhaupt die Anzahl der Giftschlangen im Vergleiche zu den nicht giftigen nur ein Sechstel. Bei uns ist die Kreuzotter- oder Haselschlange, Coluber berus, am gefährlichsten; sie lebt am liebsten in Waldgebirgen, z. B. auf dem Schwarzwalde, dem Harze und dem Thüringerwalde, wo sie sich gern an offenen Stellen auf Steinen oder Holzblöcken sonnt; den Winterschlaf hält sie am liebsten in Steinhaufen und verfallenen Schlössern. Ihr Biß ist sehr gefährlich; kleine Thiere sterben binnen ganz kurzer Zeit davon. Ist ein Mensch verwundet, so muß die Wunde sogleich ausgesogen, dann das Fleisch ausgeschnitten werden, was um so leichter geschehen kann, da der Biß nicht tief ist; dann wird die Wunde ausgebrannt, oder mit ätzenden Sachen, z. B. Lauge, Scheidewasser oder Weingeist ausgewaschen. Wer Stiefel trägt, hat nichts von ihnen zu besorgen, da die Otter sich nicht kniehoch erheben kann.

Am gefährlichsten sind die Klapperschlangen (Crotalus, Serpent à sonnette, Rattle-snake) welche man nur in Amerika, besonders in Kanada und den Vereinigten Staaten findet. Es gibt mehrere Arten; in Nordamerika ist Crotalus durissimus, in Südamerika Crotalus horridus oder Boiquira am häufigsten. Diese Klapperschlange, welche unser Bild vorstellt, wie sie das Nest des amerikanischen Spottvogels, Turdus polyglottus, überfällt um sich der Eier zu bemächtigen, hat als Hauptkennzeichen eine aus hohlen, hornigen Blasen bestehende Klapper, in welche der Schwanz ausläuft und mit welcher sie, sobald ein verdächtiger Gegenstand ihr naht, zu klappern anfängt und dadurch Thieren und Menschen ein Warnungszeichen gibt. Diese Hornringe sind gewissermaßen ineinandergeschachtelt, und vermehren sich mit den Jahren. In Nordamerika wird diese Schlange oft über sechs Fuß lang, und eben so viel Zoll dick; sie ist bräunlich gefärbt, hat mehr als zwanzig unregelmäßige schwarze Binden, der Bauch ist gelblich weiß, mit schwarzen Flecken; der Schwanz dunkel. Sie ist die gefährlichste aller Schlangen, dabei aber glücklicherweise schwerfällig und träg; man kann ihr daher leicht ausweichen, auch greift sie nie zuerst an, und verfolgt den Menschen nicht. Sie frißt gern Ratten, Eichhörnchen und andere kleine Säugethiere, sodann Eier und junge Vögel, weßhalb sie auf Bäume klettert, um die Nester zu überfallen. Dann entbrennt oft ein heftiger Kampf zwischen ihr und den Vögeln, die sich ihre Brut nicht nehmen lassen wollen, und es sollen Beispiele vorgekommen sein, daß das Männchen des schon erwähnten Spottvogels der gefräßigen Schlange die Augen ausgehackt hat. Denn Männchen wie Weibchen schlagen mit den Flügeln um sich, schreien laut und lassen dem Feinde keine Ruhe. Bald kommen ganze Schaaren Spottvögel herbei, um den bedrängten Ihrigen Hülfe zu bringen, und die Schlange muß häufig mit zerhackter Haut, und blind, ohne ihren Zweck erreicht zu haben, das Nest verlassen. Sie schwimmt schneller und leichter, als sie sich auf der Erde fortbewegt. Wenn sie einen Hund beißt, so stirbt derselbe fast unmittelbar nachdem er verwundet wurde; eben so

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

rasch werden gebissene Pferde und Kühe vom Tode ergriffen; auch die Menschen sind in der Regel unrettbar verloren. Das beste Mittel bleibt immer, die Wunde sogleich auszubrennen; in Südamerika nehmen deshalb die Indianer, wenn sie sich in Gegenden befinden, wo Giftschlangen häufig sind, gern ein Kohlenbecken mit, in welchen sie glühende Nägel bereit halten, um dieselben unmittelbar nach dem Bisse in die Wunde zu stoßen um dieselbe auszubrennen. Auch das Guacokraut soll wirksam sein gegen Schlangenbiß; gewiß bleibt, daß sein Geruch den Schlangen zuwider ist.

Man hat behauptet, daß der Blick dieser Schlange etwas bannendes oder verzauberndes habe, und allerdings entrinnt ihr selten ein Thier das nahe in ihren Bereich kommt. Die Sache erklärt sich aber ganz einfach aus der Angst, von welcher kleine Thiere in der Nähe eines so furchtbaren Feindes befallen werden. Sie sind dann allerdings wie gebannt. Die Klapperschlange hält sich gern in der Nähe solcher Orte auf, wo die kleineren Thiere des Waldes zur Tränke gehen. Dort liegt sie ruhig und wartet auf ihre Beute, bis dieselbe in ihre Nähe kommt; dann stürzt sie darauf zu. Der große Naturkundige Audubon, welcher sein langes, thatenreiches Leben daran gesetzt, die nordamerikanische Thierwelt aufs Genaueste kennen zu lernen, hat auch die Klapperschlangen aufmerksam beobachtet. Einst sah er, wie ein graues Eichhörnchen aus einem Gebüsche herausstürzte, und hinter ihm her eine Schlange sich ringelte. Es lief schnell, und war dem hartnäckig folgenden Feinde eine Strecke weit vorgekommen, glaubte sich aber auf einem Baume sicherer als auf der platten Erde. Der Räuber jedoch kletterte ihm nach; es sprang von Zweig zu Zweig, und ein gleiches that die Schlange, die mit Hülfe ihres Schwanzes sehr schnell vorwärts kam, und die Zweige umschlang. Da sprang das geängstigte Eichhörnchen wieder zur Erde, aber auch die Schlange wand sich nun am Stamme hinab, erreichte sein Opfer bevor dasselbe einen andern Baum erreichen konnte; packte es mit den Zähnen im Nacken, umschlang es mit Ringeln, zerdrückte es, und hielt dann seinen Fraß.

Die Boiquira soll drei Jahre lang fasten können; eben so lange und länger behält auch das Gift seine Wirksamkeit, wie folgender Vorfall beweisen kann, den zwar Manche in Zweifel ziehen, der aber doch von Gewährsmännern bestätigt wird, welche man nicht der Leichtgläubigkeit oder Lügenhaftigkeit beschuldigen kann.

Ein Landmann in Pennsylvanien erhielt einen Biß, durch seinen Stiefel hindurch, in den Fuß, ohne daß er von einer Klapperschlange nur das Geringste bemerkt hätte, deshalb glaubte er auch, ein Dorn habe ihn verwundet, und achtete des Schmerzes nicht weiter. Aber kaum war er zu Hause, so stellten sich Zuckungen und Erbrechen ein, und nach Verlauf weniger Stunden war er eine Leiche. Etwa ein Jahr später zog der Sohn des Verstorbenen dieselben Stiefel an und behielt sie bis Abends an den Füßen. Als er sie dann auszog, fühlte er einen leichten Schmerz, da ihn etwas geritzt hatte. Indessen legte er sich, ohne Arges zu befürchten, schla-

fen. Aber nach Verlauf einer Stunde wacht er unter heftigen Schmerzen auf, wird ohnmächtig, seine Glieder erstarren, und er stirbt, noch ehe der Morgen graut. Einige Zeit nachher versteigert die Wittwe des Mannes Kleider; die Stiefel kommen in den Besitz eines seiner Brüder, und bleiben wohl zwei Jahre lang auf dem Speicher. Dann werden sie heruntergeholt und getragen. Als der Inhaber sie wieder ausziehen will, verwundet er sich leicht, und auch er stirbt nach einigen Stunden. Die drei unter gleichen Umständen in derselben Familie erfolgten Todesfälle machen Aufsehen; ein Arzt aus der Umgegend läßt sich den Stiefel geben, welcher so großes Unheil angerichtet, schneidet ihn auf, und findet in demselben einen Theil vom Zahne einer Klapperschlange, von welchem ein sehr kleiner Theil der Spitze durch das Leder gedrungen war, und zwar so, daß die letztere nach unten zu steckte. Deshalb konnte der Stiefel ohne Gefahr angezogen werden, beim Ausziehen aber bildete die Zahnspitze einen Haken, der das Fleisch ritzte. Der Arzt nahm sie vorsichtig heraus, verwundete damit einen Hund in der Schnauze, und auch der Hund starb. So stark und so lange andauernd ist dieses Gift.

Die Klapperschlangen versammeln sich oft in grosser Anzahl in Lichtungen der Gehölze, oder auf sonnigen Wiesen, und wickeln und verschlingen sich ineinander. Wenn die kalte Jahreszeit eintritt, dann halten sie Winterschlaf, und ihre Verdauung wird sogleich unterbrochen, um erst im Frühlinge, wenn die Wärme kommt, ihren Fortgang zu nehmen. Einst fand ein kanadischer Jäger zur Winterszeit eine erstarrte Klapperschlange, und steckte sie in seine Ledertasche, welche er nach einiger Zeit neben das Feuer legte, bei welchem er seine Speisen kochte. Bald nachher hört er, daß etwas in der Tasche rasselt und klappert, — die Schlange war lebendig geworden. Jener warf sie weit weg in den Schnee und das Thier versank wieder in seine Erstarrung. Da es unter einem Klima lebt, welches dem mitteleuropäischen gleicht, so würde es sich bei uns leicht fortpflanzen und zu einer wahren Landplage werden. Deswegen haben in den meisten Staaten die Behörden verboten, lebendige Klapperschlangen einzuführen; selbst die Menageriebesitzer dürfen keine halten.

Man behauptet, daß dieses gefährliche Thier vor den Schweinen Furcht habe und vor ihnen fliehe. Sie sind begierig nach Schlangenfleisch. Sobald sie eine Klapperschlange sehen, sträuben sie die Borsten, fahren zu, packen sie mit dem Rüssel, schütteln sie und fressen sie auf, den Kopf allein ausgenommen; den lassen sie liegen. Die, welche eine Landstrecke urbar machen, halten auch der Schlangen wegen gern viele Schweine, weil diese das Land von den gefährlichen Gästen säubern, die übrigens leicht zu tödten sind, da schon ein Streich mit einer schwachen Gerte hinreicht sie entzwei zu hauen. Das Fleisch ist genießbar, das Fett soll Arzneikräfte haben, aus der Haut werden Degenscheiden verfertigt. Gegen Eschen und Eschenlaub haben die Klapperschlangen, und die Schlangen überhaupt, einen großen Widerwillen.

Die Saatkrähe.

Wir Alle kennen die Saatkrähe, Corvus frugilegus, die in ganz Europa gefunden und unbarmherzigerweise von den Jägern verfolgt wird, weil sie einigen Schaden anrichtet, der aber von dem Nutzen, welchen sie leistet, bei weitem aufgewogen wird. Es sind gesellige Thiere, die ihre Versammlungen, bei denen es laut genug hergeht, auf grünen Feldern oder frischgepflügten Aeckern halten, und dem Landmann gern auf der Ferse folgen. Wer ins Freie geht und die geeigneten Plätze besucht, kann beobachten, wie sie sich bei ihren Bewerbungen und Leichenfeierlichkeiten benehmen, und wie theilnahmvoll sie für einander sorgen. Ich stehe nicht an, diesen schwarzen Vogel ein sehr interessantes Thier zu nennen, das ich gern habe, und dessen Sprache gar nicht schwer zu verstehen ist. Man kann sich leicht mit ihnen auf einen guten Fuß stellen, wenn man es ehrlich mit ihnen meint, und keine Mordgedanken hegt; denn sie wissen sehr gut Freund und Feind von einander zu unterscheiden; und während sie, wie gesagt, dem pflügenden Manne auf dem Acker folgen, meiden sie Jeden, der Stock oder Flinte trägt. Der Bauer behauptet deshalb auch, die Krähen könnten aus weiter Ferne Pulver riechen.

Sie nisten gern in der Nähe menschlicher Wohnungen, in großen Parkanlagen, in Baumgruppen bei Dörfern, auch wohl im Walde, stets aber in Gemeinschaft, eine Art von Staat oder Gemeinde bildend. In diesem Gemeinwesen geht es sehr lebhaft zu. Man beobachte sie nur einmal zu gelegener Zeit; es ist der Mühe schon werth. Da steht eine schöne Gruppe hoher Bäume, welche von einigen Dutzend Krähenfamilien zum Lieblingsaufenthalte auserkoren worden ist; sie wohnen hier vielleicht schon zehn oder vierzehn Jahre, und haben gebrütet und ihre Jungen aufgezogen. Im frühen März lassen sie sich wieder sehen, denn in den kalten

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wintermonaten zerstreut sich die Gemeinde, um Nahrung da zu suchen, wo solche zu finden ist. Die Sommerwohnung wird mit lautem Freuderuf begrüßt; eben so werden die Ankömmlinge, die sich nicht an ein und demselben Tage, sondern allmälig einfinden, mit einem lustigen Willkommen empfangen. Es erscheinen aber auch Fremde, die sich einen Wohnplatz in der Gemeinde erzwingen wollen. Gegen solche ungebetenen Gäste wird ein erbitteter Kampf geführt; jeder Baum, jeder Ast und jeder Zweig wird ihnen streitig gemacht, und da die Krähen hartnäckig sind, so dauert der Kampf vom frühen Morgen bis in die Dunkelheit hinein; es fließt Blut, die Federn fliegen in der Luft umher, und der eine Theil muß sich entfernen. Gewöhnlich aber rückt der Besiegte am andern Morgen wieder ins Feld, und beginnt den Streit aufs Neue. Dann gelingt es ihm wohl, irgend einen kleinen Zweig von dem noch blätterlosen Baume abzubrechen, und in eine zum Nisten geeignete Zweiggabel zu legen; aber ehe er den zweiten auch hinlegen kann, hat sein Feind den ersten schon fortgeschleppt. Darüber entbrennt seine Wuth, ein erbitteter Zweikampf ist die Folge des Raubes, und dauert, so lange die Kräfte ausreichen. So geht es manchmal Wochenlang fort, bevor ein Krähenpaar dazu gelangen kann, sich ein Nest zu bauen, in welches die Eier gelegt werden sollen. Die größte Untugend der Krähen ist ihr Diebsgelüst, wodurch sie einander selbst den empfindlichsten Schaden zufügen, ohne daß auch nur irgend eine Nutzen davon hätte. Sie warten, bis der Eigenthümer des Nestes sich entfernt hat; dann fallen sie über letzteres her, zerstören es und schleppen die einzelnen Theile in ihr Lager; kommt Jener zurück, so sieht er, daß „leer und öde ist die Stätte;" er ist so schnell um die Arbeit einiger mühevollen Wochen, um den Preis heftiger Kämpfe, gebracht worden! Kann man ihm verdenken, daß er in Zorn entbrennt. Im Anfange freilich, wenn er die Zerstörung und Verheerung wahrnimmt, ergreift ihn Wehmuth und Erstaunen; aber bald nachher tritt das Rachegefühl um so stärker hervor, und Wehe dem Räuber! Mit dem Maaße, womit er gemessen, mißt der Beleidigte und Bestohlene ihm wieder. Endlich, gegen Anfang des April, kehrt Ruhe ein, aber erst, nachdem ein ungeheuerer Verlust an Arbeit, Federn, Blut und Zweigen, jeden Einzelnen der Gemeinde betroffen hat, denn der Zweig, welcher zur Erde fällt, wird nicht wieder aufgenommen. Verfahren die Menschen nicht oft eben so unklug, wenn sie miteinander unnöthigerweise zanken und hadern?

Also das Nest wäre doch am Ende fertig. Nun kommt das Weibchen und untersucht mit großer Sorgfalt, ob das, was Haus und Wiege zugleich sein soll, auch gut und dauerhaft sei. Es setzt sich hinein, es untersucht den Boden wie die Seiten, legt die kleineren, weichen Zweige mit Schnabel und Füßen hübsch zurecht, schaut dann nach allen Himmelsgegenden umher; prüft, ob nicht vielleicht beim Regnen Wasser durchlaufen kann; kurz die emsige Hausfrau vergißt nichts, während der siegesstolze Herr Gemahl von einem andern Zweige herab mit Wohlgefallen dem Treiben seiner würdigen Ehehälfte zusieht, und nicht unterläßt, ihr dieses Wohlgefallen laut zu bezeigen.

Die Eier liegen nun im Neste, und jetzt scheint das lebendige und schwatzhafte Weibchen eine ganz andere Natur angenommen zu haben. Es wird plötzlich sehr still, und man hört weder Keifen noch Zank, obschon in demselben Baume wohl noch ein weiteres halbdutzend schwarzer Damen dieselbe Obliegenheit erfüllen. Sie verhalten sich alle ruhig, von früh bis spät und spät bis früh, vielleicht über Mutterpflichten nachdenkend, während das Männchen abwesend ist, die Felder durchstreift, dem Pfluge folgt, und Nahrung einsammelt. Häufig kommt es dann zu dem Baume geflogen, und gibt seine Annäherung durch ein eigenthümliches Gekreisch zu erkennen, das vom Neste aus erwiedert wird. Dann steckt es seinen Schnabel in die Kehle des Weibchens, und versorgt dasselbe reichlich mit Speise, während es mit den Flügeln schlägt, und durch Krächzen seinen innigen Dank abstattet. Allein Bewegung ist der Gesundheit halber nöthig; deshalb nimmt der Nestherr auch einmal Platz auf den Eiern; dann putzt das Weibchen seine Federn, macht sich glatt und sauber, und fliegt umher. Aber weit entfernt sich die Mutter nicht; ihr Herz hängt am Neste, auf das sie sich nach Verlauf von spätestens einer halben Stunde wieder begibt; und dann sitzt sie abermals wie eine Mumie.

An einem schönen Morgen vernimmt man plötzlich ein Gezirp. Die sorgsame Frau genießt Mutterfreuden; das älteste Kind hat die Schaale des Eies zu eng gefunden, die Hülle abgeworfen, und ist ans Tageslicht gekommen. Bald folgen die drei oder vier anderen Geschwister, und nun ist das Nest lebendig, und die Zeit der Ruhe für die Mutter dahin; denn wie könnte der Vater, wäre er auch noch so fleißig, Fünf oder Sechs allein füttern. Und welchen Hunger haben die jungen Raben! Sie sind kaum zu sättigen, und die Mutter muß nun auch Futter suchen helfen. Kommt sie zurück vom Felde, so schreien die Jungen und sperren den Schnabel auf, und schlagen mit den Flügeln. Aber die Mutter übt vertheilende Gerechtigkeit, keines wird bevorzugt vor dem andern; Alles geht nach der Reihe; selbst

der älteste Herr Sohn, der hoffnungsvolle Stammhalter, wird nicht im Geringsten begünstigt

Nun ist der Mai ins Land gekommen; der Himmel so blau, die Luft warm, und es wird den Jungen zu eng im Neste. Sie haben ja schon Flügel, fühlen ihre Kraft und möchten sie versuchen. Der Keckste hat bereits seit einigen Tagen weit über das Nest hinausgeguckt; er wagt sich nun auf den Rand desselben, wohl auch auf einen nahen Zweig; und wenn die Alten glauben, daß er erwachsen genug sei, um einen Flug wagen zu können, so ermuthigen sie ihn dazu. Aber noch nimmt er Anstand; gehört er indessen zu den Vorwitzigen, so begegnet es ihm wohl, daß er sich zu früh in die Lüfte wagt; es geht ihm dann wie weiland Ikarus; er fällt auf den harten Boden, und wird eine Beute des lauernden Katers, der um diese Jahreszeit gern im Freien umherstreift. Dann erhebt zwar die gesammte Krähenschaar über den Verlust des hoffnungsvollen Gemeindemitgliedes einen ungeheuern Aufruhr; allein der Kater scheert sich darum nicht, und bringt den Raben an jenen dunkeln Ort, von welchem noch nie Mäuse oder Vögel zurückgekommen sind. Auch andere Feinde drohen. Erbarmungslose Jäger stellen den flüggen Jungen nach; ja auch die Alten werden niedergeschossen, und die Baumgruppe ist der Schauplatz menschlicher Barbarei. Man verübt eine solche aber nicht ungestraft; denn je mehr Krähen ausgerottet werden, um so mehr gibt es dann Schnecken, Engerlinge und manche den Pflanzen schädliche Insektenarten, die weit mehr Unheil anrichten als die Krähen. Diese sind mitleidiger als jene Jäger, welche aus Vorurtheil oder verwerflicher Mordlust unschuldige Thiere schießen. Davon hier ein Beispiel. Ein junger Mensch, der Sohn eines Landwirthes, verbrachte die Schulferien auf dem Gute seines Vaters, und schoß eines Tages zwei alte Krähen die eben ihre Brut gefüttert hatten, auf einen Schuß weg. Was sollte nun aus den, kaum mit Stoppeln bedeckten, Jungen werden? Den ganzen Tag über kreischten sie nach Futter. Da wurden denn die anderen Krähen aufmerksam, und obwohl diese alle Schnäbel voll für ihre eigene Nachkommenschaft zu thun hatten, nahmen sie sich doch der Verwaiseten an, und fütterten sie auf, bis sie mit den übrigen Jungen ins Feld fliegen konnten, wo sie dann noch hin und wieder einen Engerling von diesem oder jenem erhielten, ohne irgend wie zurückgesetzt zu werden.

Im Sommer kommen Alle nur Abends nach den Bäumen zurück; eben so im Herbst. Im Novembermonate dagegen halten sie sich auch am Tage häufig dort auf, und wenn das Wetter mild ist, machen sie, wie im Frühjahre, wohl auch den Versuch wieder Nester zu bauen. Dann tritt aber Schneegestöber ein, und macht der Arbeit ein Ende.

Die Krähen zeigen nicht bloß für ihre Jungen so große Theilnahme, sondern suchen jedem aus der Gemeinde, den Schaden betrifft, zu helfen. Wenn ein Schuß fällt, fliegen sie nicht etwa fort, oder überlassen den Getroffenen ruhig seinem Schicksal, sondern sie flattern um ihn herum, und schreien und wehklagen; und es scheint, als ob sie dem Verwundeten Trost zusprechen, oder ihn ermuthigen wollen. Selbst Todten, welche man häufig als Scheuchen in Saatfeldern aufsteckt, werden besucht, bis sich herausstellt, daß ihnen nicht mehr zu helfen ist; dann aber meiden die Krähen solch ein Feld gern ganz und gar.

Das Krähenfleisch wird in Deutschland nicht gegessen. Die Schotten aber nehmen junge Krähen, die eben flügge werden wollen, aus den Nestern, um sie zu schlachten und Krähenpasteten davon zu machen, die zwar nicht so gut wie Tauben- oder Hühnerpasteten schmecken sollen, aber doch in jenem Lande gern genossen werden. Einst wurden einige französische Seeleute von Schotten zum Essen eingeladen. Auf dem Tische stand eine Krähenpastete. Um keinen Preis hätten die Franzosen davon gegessen, während die Schotten sich mit Entsetzen von gebratenen Froschkeulen abgewandt haben würden, die bekanntlich in Frankreich zu den Lieblingsgerichten gehören. Ländlich, sittlich.

Der Krake.

I Bd. 25 zu pag. 141

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der armenische Pelzhändler.

Die weltbekannten Erzählungen in Tausend und einer Nacht enthalten, wenn man abrechnet was sie Fabelhaftes von Peris und Geistern, von Zauberhöhlen und dem Vogel Rock und dergleichen melden, die treueste Schilderung der Sitten und des Lebens der morgenländischen Völker. Oft handeln sie von dem schnellen Wechsel des Glückes; sie zeigen, wie rasch und auf zuweilen höchst seltsame Weise bettelarmen Leuten große Reichthümer zufallen, und auf der andern Seite reiche Männer, die heute in Pracht und Ueppigkeit leben, morgen blutarm sind. Mit einem Worte, sie schildern jene Gegensätze, die in despotisch regierten Ländern so häufig vorkommen. Es geht in Arabien und Persien noch heute in ähnlicher Weise wie vor tausend Jahren, und auch in der Türkei ereignen sich Fälle, wie der nachstehende, der ganz dazu geeignet wäre, in Tausend und einer Nacht seine Stelle zu finden, obwohl er sich erst vor etwa zehn oder fünfzehn Jahren ereignete.

Es war in Konstantinopel zur Zeit des verstorbenen Sultans Mahmud, der, wie andere orientalische Herrscher, an Narren und Possenreissern, welche ihm die Sorgen verscheuchen mußten, sein Wohlgefallen fand, und sich häufig von ihnen die Zeit vertreiben ließ. Einst hatte der Hofpelzhändler einen prächtigen, zierlich verbrämten Anzug für den Lieblingsnarren des Sultans verfertigt. Diesen ließ er im Serail abliefern. Der Ueberbringer war sein armenischer Kürschnersgesell, ein schüchterner junger Mensch von etwa zwei und zwanzig Jahren, der schon bei dem bloßen Gedanken erbebte, den Palast des Großherrn betreten zu müssen. Gern wäre er seines Auftrags entledigt gewesen, aber der Brodherr bestand darauf, daß er hingehen solle. Schweren Herzens leistete er Gehorsam. Nun wollte der Zufall, daß eben die Possenreißer alle versammelt waren, als er eintrat. Auf den ersten Blick sahen sie, daß sie es mit einem Manne zu thun hatten, dem vom Himmel Geistesgegenwart nur in geringem Maße zugetheilt worden war, und der sich völlig dazu eignete, von ihnen aufgezogen zu werden. Die türkischen Lustigmacher haben in der Regel einen Witz, der sich eben nicht durch Feinheit auszeichnet; ihre Späße sind vielmehr gewöhnlich von sehr plumper und handgreiflicher Art. Mit diesen suchten sie nun auch den armen, schüchternen Armenier heim. Der eine zupfte ihn am Ohr, der andere am Haar, der dritte packte ihn bei der Kehle, der vierte schlug ihm ein Bein; sie zogen ihn an seinen weiten Beinkleidern hin und her, steckten ihm die Finger in den Mund, und drückten und quetschten ihn, und spielten mit ihm Fangball, und schlugen ein helles Gelächter nach dem andern auf. Für sie war das Alles ein wahres Freudenfest; nicht so für den gehezten Armenier, der endlich in voller Verzweiflung laut aufschrie, sich vor seinen Peinigern auf die Knie warf, und sie, obwohl er ein Christ war, bei Allah und dem Propheten anflehete, endlich einzuhalten und ihm Gnade angedeihen zu lassen. Er hätte aber eher Steine erweichen können, als diese wüsten, boshaften Gesellen, in deren Seele kein Mitleid wohnte. Je mehr er bat und wimmerte, um so toller trieben sie es mit ihm, und marterten ihn dann so lange, bis seine Verzagtheit schwand, und die Rachewuth in ihm zu kochen anfing. So erklärte er denn endlich, daß ein so schändliches Benehmen nicht ungestraft bleiben solle; und wenn er je das Glück haben werde, den Herrscher zu sehen, sei es in der Stadt oder in der Nähe des Serails, so wolle er ihm zu Füße fallen, und den gerechten Sultan um Gerechtigkeit bitten. Diese Drohungen beantworteten sie mit einem lauten Hohnlachen, und der Armenier wurde erst entlassen, als die Possenreisser der Narrethei müde waren.

Als einige Stunden später Mahmud sie besuchte, — er pflegte es jeden Tag zu thun, — erzählten sie ihm, was am Morgen geschehen sei, und welche schönen Späße sie gemacht hätten. Daß sie dabei aufschnitten und noch vielerlei hinzu logen, versteht sich bei Leuten solcher Art von selbst. Sie ahmten die Stellungen und Wendungen

des Geängstigten nach, und schrieen und jammerten wie er gethan, und der Sultan, der im Punkte des Witzes sehr genügsam gewesen zu sein scheint, wollte sich ausschütten vor Lachen. Er belohnte die Possenreisser sehr reichlich, und wünschte selbst einmal einen ähnlichen Spaß mit anzusehen.

Der Armenier wurde abermals zum Opfer ausersehen. Ein Vorwand, ihn schnell in den Palast zu locken, war leicht gefunden. Man schickte zum Pelzhändler, und ließ ihm sagen, das Kleid habe nicht gepaßt; der Armenier solle wieder kommen, um sich an Ort und Stelle davon zu überzeugen, und es wieder mitzunehmen. Aber gleich, ohne allen Verzug, müsse er erscheinen. Als der Bote fort war, beschied man den Sultan, der sich hinter einer dünnen Wand eines Nebengemachs versteckte, und nun Alles, was im großen Zimmer sich begab, sehen und hören konnte. Der Armenier kam, und die schnöden Auftritte wiederholten sich wie beim erstenmale, nur ging es jetzt noch viel unbändiger her; denn der Sultan war ja Zeuge, vor ihm mußten die Possenreisser ein glänzendes Zeugniß ihrer Befähigung ablegen! In der That befriedigten sie auch Mahmuds Erwartungen in vollem Maße; er bewunderte die Gewandheit, mit welcher der arme Teufel gequält wurde; das Angstgestöhn war Musik in seinen Ohren, über das Bitten und Flehen mußte er lachen. Der Armenier wurde auch diesmal zuletzt wieder wild, und brach abermals in die Drohung aus, dem Sultan Alles zu melden. Kaum waren diese Worte seinem Munde entfahren, als Mahmud hinter seinem Versteck hervortrat, und, um auf den Armenier den möglichst tiefen Eindruck zu machen, alle Würde aufbot, über welche er zu verfügen hatte. Er sei der Padischah, erklärte er dem Zitternden, und müsse es ihm streng verweisen, daß er sich erfrecht habe, Beamten seines Hofstaates drohen zu wollen. Nun solle er aber ohne Verzug seine Klagen vorbringen, und Wehe, wenn sie unbegründet erfunden würden!

Man kann sich die Lage des Armeniers denken. Vor ihm stand der Sultan, ein Bild des Schreckens; er glaubte, der Zorn des Gewaltigen werde ihn vernichten, und sank unwillkürlich auf die Knie. Als die Possenreisser ihn vom Boden aufheben wollten, wurde er ohnmächtig. Der Sultan betrachtete diese Ohnmacht mit Wohlgefallen; er freuete sich daß die Majestät welche er, seiner Meinung nach, entfaltet, so starke Wirkung gehabt habe, und zeigte nun Theilnahme für den Armenier, der mit wohlriechenden Wassern besprengt wurde, und bald wieder zum Bewußtsein kam.

Als er die Augen aufschlug, gab ihm der „Gebieter der drei Meere" die Versicherung, daß sein Antlitz ihm nicht mißfalle, und daß er herzlich über ihn gelacht habe. Der Lohn für diese Erheiterung solle nicht ausbleiben, und er geruhe daher, den Armenier zum ersten Pelzlieferanten des kaiserlichen Hofes zu ernennen. Diese Stelle gibt dem Inhaber großes Ansehen und wirft bedeutenden Gewinn ab. Wer war nun froher, als der Armenier, der unverzüglich in ein Bad im Serail gebracht wurde, und als er dasselbe verließ, eine Ehrenkappe erhielt, an welcher das Abzeichen seiner Würde prangte, nämlich eine mit farbiger Seide umwundene Nadel, und eine kleine Pelzbürste.

Bereits nach wenigen Wochen war der Armenier Besitzer eines reichlich versehenen Pelzladens; er kam in Mode, jeder wollte bei ihm Kleider kaufen, er konnte sich vor Arbeit kaum retten, und machte vortreffliche Geschäfte. Kaum war ein Monat vergangen, da vergrößerte er seinen Laden um ein ansehnliches; er legte sich, um seinen Kunden gefällig zu sein, Pfeifen und Taback zu, und da er nun ein wohlhabender, gesuchter Mann war, so fand er bald ein hübsches, reiches Mädchen, das er heirathete, und Sklaven und Sklavinnen hatte er auch. Kurz, nach konstantinopolitanischen Begriffen, war der von den Possenreissern mißhandelte armenische Kürschnergesell, ein glücklicher Mann geworden, und wenn er nun ausging, beugte sich manches Haupt vor ihm. Das ist nämlich orientalisch; und nun ist diese Geschichte zu Ende.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die befreieten Neger.

Der Handel mit Negersklaven wird leider immer noch in großer Ausdehnung betrieben, besonders von den Spaniern, die auf Kuba und Portoriko alljährlich einen starken Bedarf an schwarzen Arbeitern haben, den sie durch Zufuhren aus Afrika decken. Häufig gelingt es ihnen, die Ladung sicher nach der Havana zu bringen, manchmal aber werden die Sklavenschiffe von englischen Kreuzern aufgebracht und die Neger wieder in Freiheit gesetzt. Zuweilen, doch nicht häufig, geschieht es auch wohl, daß die unglücklichen Geraubten auf der See sich ihrer Dränger entledigen und die Freiheit erkämpfen.

Im Augustmonat des Jahres 1839 wurde von den Neuyorker Wachtschiffen die Meldung gemacht, daß an der Küste der Vereinigten Staaten, namentlich auf der Höhe von Neuyork, sich ein Fahrzeug blicken lasse, welches man für einen Seeräuber halten könne. Es war ein langgebaueter, niedrig im Wasser liegender, schwarzbemalter Schooner, dessen Bemannung aus lauter Schwarzen bestand. Die Regierung wurde aufmerksam, gab einem Dampfboote und mehreren Zollkuttern Befehl, auf das verdächtige Segel Jagd zu machen, und es nach Neuyork aufzubringen, wenn die Papiere nicht in Ordnung seien.

Bald war das Schiff von den Amerikanern umzingelt, und nun ergab sich, daß der Schooner ein Spanier sei, die Amistad. Der amerikanische Seeleutnant von der Brigg Washington ging an Bord, und fand dort etwa vierzig Afrikaner; einer von ihnen, Namens Cinque, führte den Oberbefehl, und gab auf die an ihn gerichteten Fragen ausführlich Rede und Antwort. Wir sind, das war das Wesentliche seiner Aussage, afrikanische Männer; Europäer haben uns in unserer Heimath, wo wir geraubt wurden, aufgekauft, um uns nach der Havana zu führen, wo wir losgeschlagen werden sollten, und wirklich versteigert wurden. Zwei Spanier, Joseph Ruiz und Peter Montez haben uns gekauft, und wollten uns nach einem entfernten Theile der Insel Cuba abführen, wo Ruiz Pflanzungen besitzt. Wir wurden an Bord der Amistad gebracht. Auf offener See aber lehnten wir uns gegen die Schiffsmannschaft auf, um die Freiheit, welche man uns geraubt, wieder zu erlangen; es kam zu einem blutigen Handgemenge; wir erschlugen den Kapitän mit seinen Matrosen, und machten den Versuch, mit dem Schiffe nach Afrika zurückzusteuern. Den Männern Ruiz und Montez haben wir nichts zu leide gethan, und beide nur auf dem Schiffe behalten, um sie bald möglichst, und wo es irgend mit Sicherheit geschehen konnte, irgendwo ans Land zu setzen.

Der Leutnant erklärte hierauf den Negern, daß sie bis auf weiteres amerikanische Gefangene seyen, brachte das Fahrzeug in den Hafen, und die schwarze Mannschaft wurde in das Newhavengefängniß geschafft. Ruiz und Montez kamen natürlich sogleich auf freien Fuß, und führten die Aufsicht über die schwarzen Leute, welche von ihnen des Mordes und Seeraubs beschuldigt, und als wohlerworbenes Eigenthum zurückverlangt wurden. Dagegen wandten die amerikanischen Behörden ein, daß über eine solche Anklage, auch wenn sie begründet wäre, von ihnen nicht erkannt werden dürfe, weil die angeblichen Verbrechen ja am Bord eines spanischen Fahrzeuges verübt worden seyen. Indessen wolle man die Neger in Gewahrsam halten, bis die Frage entschieden sei, ob sie den spanischen Behörden auf Cuba ausgeliefert oder nach Afrika zurückgeschickt werden sollten.

Ueberall in den Vereinigten Staaten, und namentlich im nördlichen und westlichen Theile derselben, wo es viele erbitterte Gegner der Sklaverei gibt, erregte diese Angelegenheit ungeheures Aufsehen und allgemeine Theilnahme, und die Menschenfreunde, welche mit Recht dem sogenannten Ebenholzhandel gram sind, boten Alles auf, um die Freilassung der Gefangenen zu bewirken. Die amerikanische Regierung verfügte endlich, daß die Neger, in ihrer zwiefachen Eigenschaft als Mörder und als spanisches Eigenthum, ausgeliefert werden sollten, und der Präsident van Buren erließ unterm 7. Januar 1840 einen entsprechenden Befehl. Aber jetzt erhob sich

die Frage, ob diesem Befehle Folge zu leisten sei? Das Distriktsgericht, in dessen Sprengel die Neger sich befanden, erklärte sie für frei, weil sie Afrika geraubt worden seyen, und schon aus diesem Grunde ein Recht auf ihre Freilassung hätten. Da in dieser Rechtssache die Entscheidung der Gerichte mehr galt, als eine blose Verfügung der vollziehenden Behörden zu Washington, so trat jene in Kraft, und die Neger wurden aus dem Gefängnisse entlassen. Die vielen Vereine, welche in Nordamerika die Abschaffung der Sklaverei betreiben, waren sehr zufrieden mit dem Verlaufe dieser Angelegenheit, und von allen Seiten wurde den unglücklichen Afrikanern Hülfe und Unterstützung zutheil. Besonders eifrig nahm sich Ludwig Tappan, Mitglied einer Wohlthätigkeitsgesellschaft, der Verlassenen an; er machte sogar mit ihnen eine Reise nach verschiedenen Städten, um sie dort zur Schau zu stellen, und Gelder für sie zusammen zu bringen. Mehrere Menschenfreunde unterstützten ihn mit Eifer und Aufopferung.

Die Afrikaner waren Eingeborene von Mendi und keineswegs stumpfsinnig oder gefühllos. Manche von ihnen sprachen englisch, wenn auch gebrochen, und konnten sich sehr wohl verständlich machen, namentlich Cinque, Benna, Sisi, Suma, Fuli, Sokoma, Kinna und andere, die zugleich als Sänger, in ihrer Weise versteht sich, Ausgezeichnetes leisteten. Auf eine zahlreiche Versammlung in Boston, der sie heimathliche Lieder vorsangen und ihre Leidensgeschichte erzählten, machten sie den tiefsten Eindruck. Tappan forderte drei von ihnen auf, einige Kapitel aus dem neuen Testamente zu lesen, was sie sehr geläufig zu thun vermochten. Darauf erzählte einer von ihnen in der „Merica-Sprache," wie sie in Afrika auf eine schmähliche Weise geraubt und von ihren Weibern und Kindern getrennt worden seyen, was sie auf dem Sklavenschiffe während der Ueberfahrt gelitten, und wie sie nur mit Mühe und Noth der spanischen Bemannung auf der Amistad Meister geworden seyen. Die Erzählung war bei dem lebhaften Mienenspiel des Vortragenden und durch gelegentliche Erläuterungen Cinque's allgemein verständlich. Dann sangen sie abermals heimathliche Lieder, und zur großen Erbauung der anwesenden Frommen auch englische Kirchengesänge. Die Neger waren als Heiden ins Land gekommen, aber nachdem sie einige Monate in Amerika gewesen, zum Evangelium bekehrt worden. Jetzt sangen sie nun christliche Hymnen in einer Kirche, und die Thränen, welche dabei aus den Augen vieler Anwesenden flossen, lieferten den Beweis, wie rührend und ergreifend das seltene Schauspiel war. Nach einer Pause trat Cinque auf, redete die Versammlung in seiner Landessprache an, und machte gleichfalls durch die eigenthümliche Art und Weise, in welcher er redete, tiefen Eindruck. Er war nicht im Mindesten befangen, sprach leicht und bezeichnend, oft, wenn die Leidenschaft und der Zorn in ihm aufflammten, gehackt, kurz abgebrochen, und entwickelte ein höchst lebendiges Mienenspiel. Man war einstimmig darüber, daß er ein geborner, mit vortrefflichen Anlagen ausgestatteter Redner sei, und begriff, weshalb seine Gefährten ihn zu ihrem Anführer ernannt hatten.

Ueber ihr Land sagten Kinna, Fuli und Cinque etwa Folgendes aus: Die Bewohner von Mendi gehören sechs verschiedenen Stämmen an, die sechs besondere Mundarten sprechen, sich aber mit Leichtigkeit unter einander verständigen können. Sie nennen ihr Land Mendi, bei den meisten Europäern heißt es aber Kossa; es liegt südöstlich von Sierra Leone. Von allen den geraubten Negern waren früher kaum zwei oder drei miteinander bekannt gewesen; sie sahen sich zuerst in der Sklavenfaktorei des Pedro Blanco, der von Lomboko aus einen ausgedehnten Menschenhandel treibt. Sie waren einzeln und zu verschiedenen Zeiten, theils von schwarzen, theils von weißen Männern geraubt worden; jene standen beim Raube unter dem Befehl von Spaniern. Sie wurden auf der Sklavenfaktorei alle zusammen in ein Fahrzeug gepackt; und blieben mehre Wochen lang in Lomboko eingesperrt, bis ihrer sechs- bis siebenhundert waren. Auf dem Schiffe hatte man sie in Eisen gelegt. Bald nachdem das Schiff in See gestochen war, wurde es von einem englischen Kreuzer gejagt, lief daher wieder in den Hafen ein, brachte die Ladung ans Land, und wurde gleich nachher von den Engländern genommen und nach Sierra Leone aufgebracht. Einige Zeit nachher schaffte man sie nun an Bord des portugiesischen Schiffes Tecora, und nachdem sie unterwegs besonders fürchterlich an Durst gelitten, wurden sie im Hafen von Havana ans Land geschafft. Zehn Tage mußten sie in Barracken bleiben, die jenen Verschlägen und Schoppen gleichen, in welche man bei uns Vieh zu stellen pflegt, nur daß jene kein Dach haben; dann fand sich Jose Ruiz ein, kaufte sie, und schaffte sie an Bord der Amistad, auf welcher sie bereits drei Mädchen fanden; Peter Montez brachte dann noch einen kleinen Negerknaben mit. Die Amistad war ein Küstenfahrzeug und nach Principe, das etwa fünfzig Meilen von Havana liegt, bestimmt.

Auch auf diesem Schiffe waren die Neger gefesselt, und wurden nur spärlich mit Trank und Speise versorgt; sie erhielten täglich nur eine Schaale mit Wasser, und eine Banane. Wer sich unterstand ein wenig

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wasser aus dem Fasse zu nehmen, wurde bis aufs Blut gepeitscht. Der Kajütenjunge Antonio, Sklav des Kapitäns Ferrer, wurde auf der Schulter mit einem glühenden Eisen gezeichnet; in die Wunde rieben sie Pulver und Palmöl. Der Koch, ein spanischer Mulatte, scheint Freude daran gefunden zu haben, die Armen zu ängstigen; er erzählte ihnen, daß drei Tage nach ihrer Ankunft zu Principe, ihnen die Kehle abgeschnitten werden solle; dann werde man sie in Stücken zerhacken und einsalzen; das werde ein Leckermahl für die Spanier geben. Dabei zeigte er auf einige mit Pökelfleisch angefüllte Fässer, und einige andere schon ausgeleerte; er deutete an, daß sie da hinein gepackt werden sollten. An demselben Tage, als sie Nachmittags um vier Uhr aufs Verdeck gerufen wurden, um dort zu essen, fand Cinque einen Nagel, den er unter der Achselhöhle verbarg. In der Nacht berathschlagten sie dann, was zu thun sei; denn eher wollten sie das äusserste wagen, als sich zerhacken und einpöckeln lassen. —

„Es wird uns übel gehen, erzählte Kinna, und wir fragten Cinque was geschehen solle. Cinque sagte, ich denke darüber nach, und bald will ich es euch sagen. Wenn wir nichts thun, so schlachtet man uns. Wir wollen sehen, daß wir uns los machen; lieber sterben, als uns schlachten lassen."

Bald nachher war sein Plan gemacht, und sogleich schritt Cinque zur Ausführung. Vermittelst seines Nagels, und von einem Andern unterstützt, gelang es ihm, sich seiner Bande an Händen und Füßen zu entledigen; auch die Halskette war nun bald abgestreift; und dann befreiete er auch die übrigen von ihren Eisen. Das Alles machte er der Versammlung sehr anschaulich vor; eben so zeigte er, von seinen Gefährten unterstützt, mit unnachahmlicher Treue und Wahrheit, wie sie es angefangen hatten, der Spanier Meister zu werden. Gegen vier oder fünf Uhr Morgens waren alle ihrer Fesseln entledigt; aus allem, was irgend zu einer Waffe dienen konnte, machten sie eine solche, und dann stürmten sie aufs Verdeck. Cinque führte den ersten Streich; er galt dem Koch, der tod zu Boden sank. Der Kapitän wehrte sich wie ein Verzweifelter, verwundete mehrere Afrikaner so, daß sie bald nachher starben, und beschädigte noch einige andere, die erst lange Zeit nachher wiedergenasen. Zwei Matrosen sprangen über Bord; „sie müssen, wie Cinque sich ausdrückte, auf den Boden der See geschwommen sein, denn Land war nicht da;" doch meinten Ruiz und Montez, sie hätten sich in dem kleinen Boote an die Küste gerettet. Als das Schiff von den Spaniern gesäubert war, übernahm Cinque den Befehl, stellte Sisi ans Steuerruder, und vertheilte Speise und Trank unter seine Leute. Ruiz und Montez hatten sich in den Schiffsraum geflüchtet, wurden aber hervorgezogen und in Ketten gelegt. Sie baten, nur wenigstens mit dem Eisen verschont zu werden, aber Cinque entgegnete: „Ihr habt gesagt, Ketten seyen gut für Neger; sind sie gut für Neger, sind sie auch gut für Spanier; versuchts nur einmal zwei Tage, und sagt dann, wie es euch gefällt." Die beiden Spanier verspürten bald brennenden Durst, und baten um Wasser. Sie erhielten es, aber nicht mehr, als sie seither den Negern hatten verabreichen lassen, und aus derselben kleinen Schaale, aus welcher die Schwarzen hatten trinken müssen. Sie klagten bitterlich, und verlangten mehr; aber Cinque sprach: „Ihr habt gesagt, wenig Wasser sei genug für den Neger; ist wenig Wasser genug für uns, ist wenig Wasser auch genug für euch." Die Spanier schrien und wehklagten sehr über ihre Lage; Cinque aber wollte ihnen zeigen, wie es thue, wenn man Menschen so schnöde behandle. Denn nach zwei Tagen nahm er ihnen die Ketten ab, gab ihnen zu essen und zu trinken, so viel sie wollten, und behandelte sie sehr gut. Kinna sagte auch, daß Cinque, als das Wasser auf die Neige ging, den vier Kindern und den beiden Spaniern bei der Vertheilung immer das Meiste gab. Ruiz und Montez schrieben einen Brief, und sagten Cinque, er möge ihn doch dem ersten besten Schiffe übergeben, das würde sie dann nach Sierra Leone geleiten. Aber Cinque sagte: „Ich mag von dem Briefe nichts wissen; in dem Briefe kann der Tod stecken. Darum wollen wir den Brief an ein Stück Eisen binden, und in die Tiefe der See schicken."

So lange die Afrikaner im Newhaven-Gefängniß waren, lernten sie wenig, seitdem sie aber der Freiheit sich erfreueten, zeigten sie sich sehr wißbegierig und lernten rasch Lesen, Schreiben und Rechnen, besonders das letztere, wofür sie großes Geschick zeigten. Auch fünfzehn Morgen Land, die man ihnen angewiesen hatte, um sie im Ackerbau zu unterrichten, hielten sie in guter Ordnung; sie zogen Getreide, Kartoffeln, Bohnen, Zwiebeln und Rüben, womit sie ihr Schiff versorgten, um Lebensmittel auf der Ueberfahrt zu haben. Sie gingen an Bord eines Neuyorker Schiffs, das sie in ihre Heimath zurückgebracht hat. Es war die Barke Gentleman, Kapitän Morris, welche mit fünf und dreißig Negern, und fünf Glaubensboten und Lehrern am 27. November 1841 nach Sierra Leone abging. Alle diese Neger waren Mitglieder des Mäßigkeitsvereins geworden, und da sie glücklich in ihrem Vaterlande angekommen sind, so steht zu erwarten, daß sie dahin wirken werden, auch ihre Brüder für die höhere Gesittung zu gewinnen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

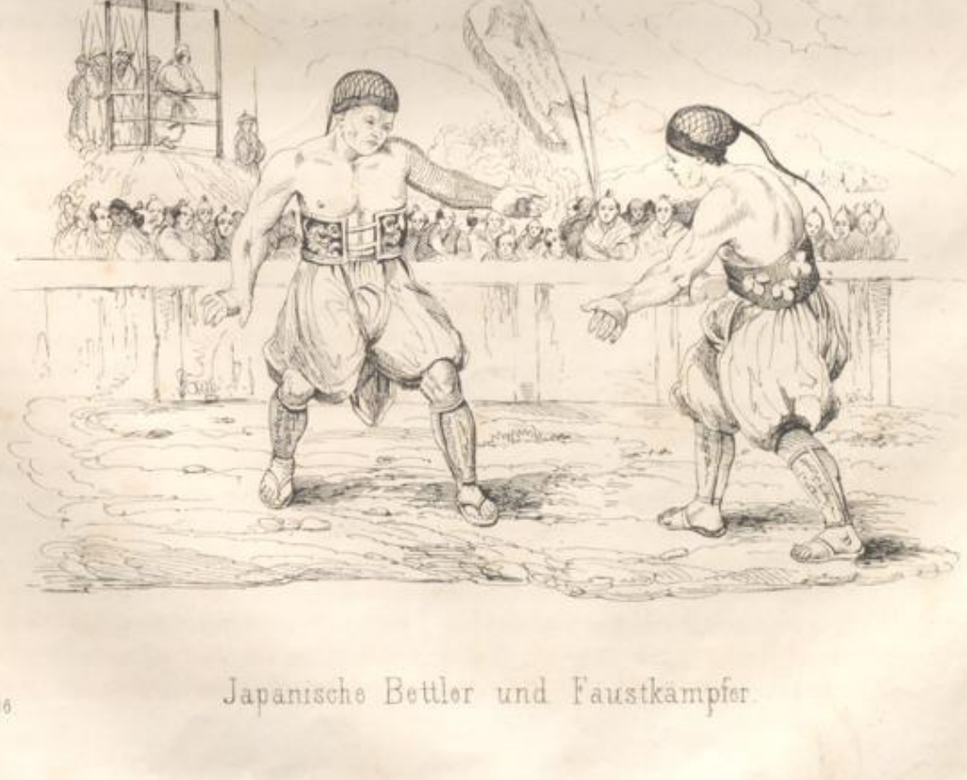
Japanische Bettler und Faustkämpfer.

(Tafel 26.)

Es gibt Elend und Noth auf dem ganzen Erdenrunde, nirgends sind die Glücksgüter gleich vertheilt. Bei den auf einer niedrigern Gesittungsstufe stehenden Völkern ist der Abstand von reich und arm weniger grell, als bei den civilisirteren Nationen, und bei dem Indianer, der die Wälder durchstreift, oder dem Australier, der kaum andere Bedürfnisse kennt, als seinen Hunger zu stillen, hat auch der Reichthum keinen Werth. Wo aber mit der höhern Bildung auch der Luxus sich zeigt, gibt es Arme; die Güter sind ungleich vertheilt, und der Dürftige muß entweder im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen, oder die Mildthätigkeit der Begüterten ansprechen. So ist es in der alten, so in der neuen Welt, in Europa und Amerika, in England oder Deutschland, wie in China und Japan.

Dieses letztere Land, ein Inselreich vor der Küste Ostasiens, ist ungemein stark bevölkert und vortrefflich angebaut. Die Europäer, welche das Innere der einzelnen Inseln besucht haben, rühmen die Civilisation der Japaner, und die schönen Gegenden des Landes. Nähert man sich zum Beispiel der Hauptstadt Jedo, die weit über eine Million Einwohner zählt, so wandert man durch fruchtbare Gefilde; aber aus der Ferne erblickt man nicht, wie bei europäischen Städten, Thürme mit Kuppeln oder hoch emporragenden Spitzen, oder wie im mohammedanischen Asien Moscheen und Minarets, sondern man zieht durch lange Reihen von Cedern oder Citronenbäumen, mit welchen die Reis- und Getreidefelder eingefaßt sind. Die Straßen sind trefflich unterhalten und ausserordentlich lebhaft; das Gewimmel von Männern und Frauen, von Greisen und Kindern, Handwerkern und anderen Bürgersleuten, Priestern und vornehmen Herren deutet an, daß man sich in der Nähe einer großen, volkreichen Stadt befindet. Auf den fernen Hügeln erheben sich, gewöhnlich von Cypressen beschattet, Klöster der Buddhisten; und wo die Straße eine Biegung macht, lagert gewöhnlich eine Bettlerfamilie, welche das Mitleid der Vorbeiziehenden mit ohrzerreissenden Bitten und Wünschen in Anspruch nimmt. Stürmisch und zudringlich klammern sie sich an den an, welchen sie für wohlhabend halten, und lassen ihn selbst dann noch nicht los, wenn er ihnen schon ein Almosen zugeworfen. Die buddhistischen Mönche pflegen sogar bei ihren Götzentempeln eine Menge Frauenzimmer, welche sie in geistliche Gewänder kleiden, zu unterhalten, und sie auf die Landstraße zu schicken, um Almosen zu erflehen. Sie haben sich dafür ein Privilegium ausgewirkt, und müssen jährlich an diesen oder jenen Tempel eine beträchtliche Abgabe zahlen. Diese Bettlerinnen, die auf Spekulation Almosen sammeln, sind sehr sauber gekleidet, und unterscheiden sich auf den ersten Blick von den wahrhaft Hülfsbedürftigen, wie unsere Abbildung sie zeigt. Wir sehen hier eine mit Lumpen bedeckte Frau aus dem Volke; ein kleines Kind klammert sich an ihren Hals, ein anderes, verkrüppeltes, geht an Krücken. Wir erblicken noch eine zweite Gruppe; eine Familie welche durch kaiserlichen Befehl verbannt worden ist. Sie treiben ein Lastthier mit sich; die kräftigen Männer der Familie wandern, den Pilgerstab in der Hand, zu Fuß; der eine liest, und singt ein japanisches Gedicht, und dann bettelt er. —

Wie der Spanier an den grausamen Stiergefechten, der Engländer am Boxen, der Malaie am Hahnengefechte Gefallen findet, so hat der Japaner seine Freude an Faustkämpfern, die fast in ähnlicher Weise mit einander ringen, wie die alten römischen Gladiatoren. Diese Leute lernen ihr Gewerbe handwerksmäßig, und zeigen ihre Kunst um Geld vor dem versammelten Volke. Wenn in Jedo ein Faustkampf beliebter Klopffechter angesagt wird, dann strömen die Schaulustigen in Masse herbei. Einst kamen zwei in ihrem Handwerk sehr geübte Gesellen aus fernen Gegenden des Reichs nach der Hauptstadt, und wollten Proben von ihrer Geschicklichkeit ablegen. Etwa sechstausend Men-



Japanische Bettler und Faustkämpfer.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

schen fanden sich zu dem Schauspiel ein. Es wurde in einer Vorstadt von Jedo zum Besten gegeben. Am Eingange der Schranken saß ein Einnehmer und deutete mit den Fingern an, daß Geld bezahlt werden müsse, denn umsonst wollten die streitlustigen Helden sich nicht zerbläuen. Jedermann mußte einige Seni, Kupfermünzen, bezahlen, und wurde dann eingelassen.

Der Kampfplatz war von hölzernen Schranken umschlossen; die Neugierigen saßen auf einer Anzahl über einander erhöheter Sitzreihen im Kreise herum. Als die Kämpfer sich zeigten, erschallte lauter Jubel; man rief ihnen zu, sich des großen Tages und ihres Namens würdig zu zeigen. Wo es stürmisch herzugehen pflegt, fehlt in Japan die Polizei niemals, und einige ihrer höheren Beamten, von Dienern begleitet, sind immer da, um im Nothfalle Ruhe zu gebieten, oder einen etwaigen Zwist, der sich zwischen den Streitenden über verletzte Kampfordnung erheben könnte, zu schlichten.

Es wird ein Zeichen gegeben; die Kämpfer treten in die Schranken. Da stehen sie, halb nackt; auf dem Kopfe haben sie ein Netz; welches Platz für den Haarzopf läßt, der hindurch hängt. Bis zum Gürtel sind sie entblößt; die Hosen hängen an einer Schnur. Der Gürtel ist aus Kupferblech und mit dem kaiserlichen Wappen versehen. Die Faust und Beine sind gleichfalls durch Kupferblech geschützt. Beide Kämpfer sind, wie unser Bild zeigt, von kräftiger Gestalt, und mit nicht gewöhnlicher Muskelkraft begabt; es sind vierschrötige Kumpane, von kurzem, gedrungenem Gliederbau, mit breiten Schultern. Man sollte glauben, Jeder sei vermögend, den Andern mit einem Faustschlage zu Boden zu strecken; aber beide schonen sich, wie Leute ihrer Art zu thun pflegen; denn ist ein Arm einmal zerbrochen, so wird er auf immer untauglich und mit dem Kämpfen hat es ein Ende. Sie scheinen daher, und darin besteht ein Theil ihrer Geschicklichkeit einander viel weher zu thun, als wirklich der Fall ist, und sie wissen es so einzurichten, daß die Anwesenden über den schönen, kunstgerechten, dem Auge wohlgefälligen Stellungen den eigentlichen Kampf weniger beachten. Zur Abwechselung packen indeß die Ringer manchmal sich um den Leib, und wenn der eine zu stark anpackt, was auch vorkommt, so geräth der andere in Wuth, der Streit wird ernsthaft und endet erst, wenn der eine zu Boden geworfen ist. Dann treten die Kampfrichter hervor, und überreichen dem Sieger ein Goldstück, das, wenn die Ringer sonst gute Freunde sind, brüderlich getheilt und in der nächsten Schenke verzecht wird.

Der schwäbische Ritter Georg von Ehingen.

Er war ein ganzer Mann, dieser Jörg von Ehingen, der sich rechtschaffen in der Welt umgesehen hat; denn er durchzog einen großen Theil von Europa, besuchte Asien, und sein ganzes Leben war ein vielbewegtes. Wir müssen es ihm Dank wissen, daß er in seinen alten Tagen, als er das Schwert bei Seite gelegt hatte, zur Feder griff, und die Begebenheiten, bei welchen er betheiligt war, und die Abenteuer, welche er bestanden, niederschrieb. Sein Büchlein ist schon vor einigen hundert Jahren gedruckt worden, aber es ist im Laufe der Zeiten selten geworden, und deshalb war es löblich vom literarischen Verein zu Stuttgart, (der in allen Gegenden des Deutschen Vaterlands zahlreiche Mitglieder hat) daß er es wieder veröffentlichte. Da aber die Bücher, welche der Verein ausgibt, nur an seine Mitglieder vertheilt werden, und demnach blos einem verhältnißmäßig kleinen Leserkreise unter die Augen kommen, so wird es nicht unpassend sein, wenn wir unseren Freunden daraus einige Mittheilungen machen. Wir wollen hier also einige Schilderungen aus dem Leben

des wackern Jörg geben, und, so viel es die Rücksicht auf die Verständlichkeit irgend zuläßt, seine einfache und treuherzige Sprache beibehalten.

Jörg von Ehingen war der Sohn Rudolfs von Ehingen, der zu Entringen bei Tübingen, wo er 1467 starb, begraben liegt. Jörg kam in seiner Jugend an den Hof zu Innspruck, als Edelknabe der Gemahlin Herzog Sigmunds von Oesterreich, der mit einer schottischen Königin vermählt war. Bald wurde er zum Vorschneider und Tischdiener derselben ernannt; als er aber zu mannbaren Jahren heranwuchs, meinte er, es stehe ihm besser an, sich im Ritterspiel zu üben und ein thätiges Leben zu führen, als müßig in Innspruck zu liegen. Er zog also mit drei Pferden zu Herzog Albrecht von Oesterreich, des deutschen Kaisers Friedrich Bruder, der einen glänzenden Hof hatte. Sein Vater gab ihm, als Jörg fragte, wie er sich verhalten solle, folgenden Rath: „Lieber Sohn, Du bist stark und rechtschaffen genug, alles das zu thun, was einem jungen rittermäßigen Manne zusteht. Ein jedes Ding muß einen Anfang haben; könntest Du nun ein Amt, wie gering das auch sein möchte, doch in der Umgebung des Fürsten, und in der Nähe seiner Person, erhalten, das wäre gut. Dann zeige Dich eifrig, halte Dich fern von unnützer Gesellschaft, meide aber den Umgang von ehrlichen Leuten nicht, denn dadurch wird ein junger Mann gebildet und tüchtig." Diesem wohlgemeinten Rathe leistete Jörg Folge; er bat den Herzog um ein Amt. Albrecht sah ihn freundlich an, lachte, und sagte in kurzer, schneller Rede mit einem ihm gewöhnlichen Ausrufe: „Gotts hinkender Gans, das soll geschehen!" Er rief einem seiner Kämmerlinge zu: „Geh hin, bring die Schlüssel in mein Gemach und gib sie dem von Ehingen." Und so wurde er Albrechts „Kamerer," und sehr beliebt bei ihm.

Er zog mit seinem Herrn gen Prag, wo Ladislaus, König von Ungarn und Böhmen, sich krönen lassen wollte. Albrecht hatte 500 Reiter in seinem Gefolge, und Markgraf Albrecht von Brandenburg, der mit ihm zog, dreihundert. Der alte Ehingen, ein reicher Mann, rüstete seinen Jörg, an dem er Freude hatte, zu diesem Zuge stattlich und ritterlich aus, mit einem ganzen Harnisch und Küraß, mit Hengsten, Pferden, Knechten, Kleidern und anderen Dingen. Ladislaus empfing beide Fürsten in Wien, und von da ritt der zehntausend Pferde starke Zug, gen Prag, wo Viele zu Rittern geschlagen wurden, unter ihnen auch Jörg, der sich bei Hoffestlichkeiten und in Kampfspielen, bei welchen es über die Maßen hart zuging, löblich auszeichnete. Dann ging er mit Herzog Albrecht nach Rottenburg am Neckar, wohin sich auch sein Vater verfügte, um ihm Glück zu seiner Ritterschaft zu wünschen, und dann wurde er von demselben nach Kilperg beschieden, wo er vierhundert Gulden zum Geschenk erhielt, und die Weisung, daß er nun lange genug an fürstlichen Höfen gewesen sei; er müsse jetzt hinaus in die weite Welt. Im nächsten Frühjahr würden die Johanniterritter einen Zug gegen die Insel Rhodus unternehmen, welche der türkische Sultan bedrohe. Da möge er helfen, und wenn er seine Schuldigkeit gethan, ins heilige Land nach Christi Grabe ziehen. Das war ganz in Jörgs Sinne geredet. Als er von seinem Vater Abschied nahm, sagte dieser: er solle ihm Sankt Johannsen, den heiligen Apostel und Evangelisten zu einem Pfand und Geisel geben, daß er wiederkommen wolle, denn das war allweg Rudolfs Gewohnheit, wenn Jörg von ihm zog. Im nächsten Frühjahr begab er sich dann mit einigen Johanniter-Commenthuren nach Venedig, wo sich auch Ritter aus Frankreich und Spanien einfanden. Auf Rhodus empfing ihn der Hochmeister sehr gnädig, und er übte sich zu Land und See im Kriege gegen die Türken. Da aber der Sultan starb, so unterblieb die Belagerung. Jörg war eilf Monate in Rhodus und auf der See gewesen, und beurlaubte sich nun, da kein Kampf mehr in Aussicht stand, vom Hochmeister, der ihm Heiligthümer (Reliquien) schenkte, namentlich „einen Dorn, von der Kron Christi des Herrn." Den ließ er jedoch jetzt auf Rhodus zurück, nahm Schutzbriefe und Empfehlungen an den König von Cypern mit, und ging nach Beirut in Syrien, um die Stelle zu sehen, wo der Ritter Sankt Jürgen den fürchterlichen Drachen überwunden. Von dort zog er über Tyrus nach Nazareth und Jerusalem, besuchte die heiligen Stätten, blieb vierzehn Tage in der heiligen Stadt, und traf dort einen Pilger aus Basel, mit dem er nach Damaskus zog. Dort sah er das Haus, in welchem der Apostel Paulus gewesen war; wurde gefangen genommen, kaufte aber für dreißig Dukaten sich und den Pilger los. Er ging nun nach Alexandria und von da nach Cypern; unterwegs auf der See starb sein Gefährte. Auf Cypern wies er dem Könige Philipp seine Empfehlungsschreiben vor, und begab sich nach Verlauf einiger Zeit über Rhodus nach Venedig, und von dort in die Heimath, wo ihn sein alter Vater freudig empfing und mit neuen Kleidern beschenkte. Das geschah 1454.

Dann blieb er wieder ein Jahr lang am Hofe Albrechts zu Rottenburg und wurde in die Salamandergesellschaft aufgenommen. Fürsten und Herren behandelten ihn mit Auszeichnung, sein Gemüth stand jedoch darauf, die Ritterschaft weiter zu verfolgen. Aber in

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

allen Reichen der Christenheit war damals Friede, und die Ritter an den Höfen vertrieben sich die Zeit mit Rennen, Stechen, Tanzen und anderen Uebungen, wobei er auch sein bestes that und emsiglich an solcher Arbeit war. Denn sein Vater selig sagte allezeit: müssig gehen wäre Jungen und Alten ein groß Laster. — Von einem Reiche wollte Jörg ins andere ziehen, bis es ihm gelingen würde, zu ernstlichen großen Sachen und Handlungen zu kommen.

Damals machte er die Bekanntschaft eines jungen Edelmanns, Jörg von Ramsyden; der war aus dem salzburger Gebirg, und hatte dort Schlösser und Güter. Derselbe hielt sich sehr zu ihm, und bat darum, daß er ihn auf dem Zuge in fremde Lande begleiten dürfe. Da er ein ehrlich, redlich Gemüth, auch stark von Leib, dazu reich und mächtig an Gut war, so nahm unser Jörg den Antrag an. Beide erhielten nun vom Kaiser, von Ladislaus und ihrem Herzoge Empfehlungsschreiben und Schutzbriefe an die Könige von Frankreich, Portugal, Spanien und England, und an alle Herrscher der Christenheit insgemein; der Herzog gab ihnen überdies einen erfahrenen Herold mit, der viele fremde Sprachen redete. Sie hatten nun zusammen acht Pferde, und ausserdem den Herold und einen Trossknecht. So zogen sie zuerst an den französischen Hof, wo man ihnen Ehre anthat, aber es war keine sonderliche ritterliche Uebung dort, und so war die Nachricht, daß der König von Hispanien eine große Heerfahrt gegen den heidnischen König von Granada thun wollte, ihnen sehr willkommen. Da auch aus Tunis Mohammedaner im Dienste der spanischen Mauren waren, so ließ der christliche König von Spanien in Frankreich einen Aufruf an die dortige Ritterschaft ergehen. Die beiden Deutschen meldeten sich gleich, erhielten vom französischen Könige jeder einen ganzen Harnisch und einen Hengst, dazu dreihundert Kronen, und Schutzbriefe, und dann zogen sie, durch das Armagnac über Toulouse, nach Navarra, in die Stadt Pampallion (Pampelona). Zu Angers hielt Rainhart, König von Sicilien, Hof, und da es nicht weit um war, so sprachen sie dort vor, bekamen Geschenke und hielten Rast. Nach etlichen Wochen schieden sie, und erfuhren, daß aus dem Zuge gegen Granada vorderhand nichts werden würde. Sie wollten sich nun an des Königs von Navarra Hof begeben, dort eine Zeitlang bleiben und sodann gen Portugal aufbrechen. In Pampelona hielt der König sie wohl, und ließ viel Kurzweil mit Jagen, Tanzen, Banketten und anderen Freuden machen.

Unter diesen Lustbarkeiten vernahmen sie, daß der König von Portugal großen Krieg zu Land und Wasser mit den Heiden hätte, sonderlich mit dem Könige von Fez, dem er vor einigen Jahren die afrikanische Stadt Septta abgenommen hatte. Sie beschlossen also eiligst nach Portugal aufzubrechen, und das thaten sie auch, und gingen über Burgos, St. Jakob von Kompostella, und kamen nach Lissibanna (Lissabon). Dort schickte der König zu ihnen in ihre Herberge, ließ ihnen sagen, er habe ihre Ankunft vernommen, und da sie eines so weiten Wegs hergekommen, so sollten sie sich eine Weile ausruhen, und wohl leben, und dann wollte er ihnen Gehör geben. Bald nachher werden sie gen Hof entboten, und von etlichen Herren und Edelleuten dorthin geführt. Der König saß in seinem Prunksaal, umgeben von etlichen Fürsten und Markis, und sprach ihnen gnädig zu. Sie verstanden aber seine Sprache nicht, daher wurde die Unterredung durch einen Dolmetscher in niederländisch- brabantischer Rede geführt. Ihr Anerbieten, gegen die Mohammedaner zu streiten, wurde gnädig aufgenommen; bis auf weiteres sollten sie aber in Lissabon bleiben und sich an das Land gewöhnen. Da wurde ihnen so viel Ehre erzeigt und so viele Freude gemacht, als vorher bei keinem andern König oder Fürsten je geschah. Sie wurden zum Tanzen in der Königin Zimmer eingeladen; auch zum Waidwerk, zu Springen und Ringen, Werfen, Fechten und Rennen, und ein Zechgelag folgte dem andern. „Fürwahr, es was da gut sin!" Auch im Kämpfen mit Speeren und in ganzen Schaaren im Harnisch übten sie sich, und König Alfons hatte daran sein Wohlgefallen. Jörgs Gefährte war der stärkste Mann, und ausgezeichnet im Werfen mit Steinen und schweren Eisenstangen. Kurz, die deutschen Ritter legten große Ehre ein.

Inzwischen zog der König von Fez mit seinen Mohammedanern vor Seppta, (das heutige Ceuta, an der Meerenge von Gibraltar) und nun brachen Jörg von Ehingen und Ramsyden auch dahin auf. Jener wurde zum Hauptmann über ein Stadtviertel ernannt, und man sorgte dafür, daß die Truppen, aus welchen seine Abtheilung bestand, Niederländer waren, die das niederländisch-deutsch sprachen; deßhalb konnte sich Jörg, als Landsleuten, mit ihnen verständigen. Das mohammedanische Lager bestand aus wenigstens zehntausend Zelten, aber die Christen verloren darum den Muth nicht, sondern waren entschlossen, Ceuta bis zum letzten Manne zu vertheidigen. Sie nahmen darauf das Abendmahl.

Die Mohammedaner griffen die Stadt mit Macht an, und stürmten drei Tage lang vom Morgen bis zum Abend, und da war auf beiden Seiten gewaltiger Streit, und es blieben viel Leute, aber endlich mußten jene unverrichteter Sache abziehen. Die Christen, und unter

ihnen Jörg von Ehingen, zogen ihnen mit vierhundert Reitern und tausend Mann Fußvolk nach, scharmützelten mit ihnen und nahmen einen Berg ein. Die Heiden aber hatten einen andern Berg inne, und es lag zwischen beiden ein großes, schönes, ebenes Thal. Jörg bestand hier ein gefährliches Abenteuer, das wir ihn selbst erzählen lassen wollen.

— „Als es nun wohl auf den Abend ward, kamen etliche der unseren und sagten, es wäre ein mächtiger Heide, der wolle auf einem Platze mitten zwischen beiden Theilen, mit einem christlichen Ritter kämpfen. Also bat ich den Kapitany, (Feldherrn) daß er mir Solches zu thun vergönnen wolle, denn ich war gar wohl gerüstet und ganz gewandt im Harnisch; auch hatte ich ein starkes wehrliches Roß, welches mir der König geschenkt. Das ward mir vom Kapitany vergönnt. Also ließ unser Kapitany den Scharmützern abblasen, und die rückten alle zu dem Haufen. Da machte ich mit meinem Spieß ein Kreuz, und rückte allgemach von unserm Haufen gegen den Heiden zu Thal. Da die Heiden das sahen, rückten sie auch zu ihrem Haufen. Also schickt unser Kapitany einen Trompeter gegen der Heiden Haufen; der blies und gab Zeichen. Also gar geschwind rückt ein Heide auf einem schönen Berberpferde daher gen Thal, der Ebene zu. Da säumt ich mich nicht lang, und rückte sogleich gegen ihn an. Der Heide warf seinen Schild vor sich, und legte seinen Spieß auf seinen Arm, rannte gar ernstlich gegen mich ein, und schrie mich an. Also ging ich auch auf ihn zu, hatte meinen Spieß auf meinem Schenkel; und als ich gar nahe zu ihm kam, warf ich den Spieß in das Gerüst (— den am Harnisch angebrachten eisernen Haken zum Einlegen des Speeres —) und rannte ihm gegen seinen Schild; und wiewohl er mich mit seinem Spieße in ein Flankart oder Panzerärmel rannte, gewann ich ihm doch von meinem Treffen einen solchen Schwank ab, daß Roß und Mann zur Erde fielen. Aber sein Spieß hing mir in dem Ringharnisch und behinderte mich so, daß ich mich desselben nicht rasch entledigen, auch nicht gleich von meinem Pferde kommen konnte. Er war auf von seinem Pferd; ich hatte mein Schwert in meiner Hand; desgleichen hatte er sein Schwert auch gefaßt, und nun traten wir gegen einander, und jeder gab dem andern einen freventlichen Stich. Der Heide hatte einen guten Ringharnisch, und obschon ich ihm neben dem Schild stach, so bracht es ihm doch keinen Schaden. Sein Stich mochte mir auch nicht geschaden. Wir faßten einander in die Arme, und rangen so lange, daß wir beide zur Erde fielen neben einander. Aber der Heide war mächtig stark, er riß sich von mir, und wir kamen also beide mit den Leiben aufrecht, und doch kniend neben einander. Da stieß ich ihn mit meiner linken Hand von mir, auf daß ich mit meinem Schwert einen Streich gegen ihn ausholen könnte, wie auch geschah. Denn durch den Stoß mit der linken Hand kam er mit dem Leibe so weit von mir, daß ich ihm einen Stich in sein Angesicht gab; und wiewohl ich den Stich nicht gar vollkommen führen konnte, verwundete ich ihn doch, daß er hinten über wankte und etwas geblendet ward. Also gab ich ihm erst einen rechten Stich in sein Angesicht, und stach ihn auf die Erde nieder, und drang also auf ihn ein, und stach ihm den Hals ab. Dann stand ich auf, nahm sein Schwert und trat zu meinem Pferd. Da standen beide Pferde beieinander; sie hatten sich den ganzen Tag schon sehr abgemattet und waren deshalb ganz zahm. Da die Heiden sahen, daß ich gesiegt, rückten sie mit ihren Haufen hinweg. Aber von den Portugallern und Christen rückten einige herzu, und hieben dem Heiden sein Haupt ab, steckten es auf seinen Spieß, und zogen ihm seinen Harnisch ab. Er war nach heidnischem Brauch herrlich und kostbar gewappnet und geschmückt. Sie nahmen auch seinen Schild und sein Schwert, und führten mich zu dem Kapitany, der mich dann über die Maßen fröhlich mit seinen Armen umfing. Es war unter dem ganzen Zug eine große Freude. Es wurden an dem Tage auf beiden Seiten viel Leute und Pferde geschädigt, erstochen und erschossen. Der Kapitany verordnete, daß des Heiden Haupt, sein Pferd, sein Schild und Schwert, vor mir hergeführt werden sollte, und verordnete die trefflichsten Herren, Ritter und Knechte dazu. Ich mußte neben ihm herziehen und die Trompeter vor mir. Also führte er mich mit einem großen Triumph durch die Stadt Sept; das Christenvolk alles hatte eine große Freude darob, und geschah mir die allergrößte Ehr, der ich nicht werth war. Gott der allmächtige stritt damals für mich, denn in größere Noth kam ich nie. Der Heide war ein trefflich starker Mann; ich erfuhr auch wohl, daß seine Stärke die meine weit übertraf. Gott der Herr sei ewiglich gelobt!“ —

Der Feldherr meldete diesen Vorfall dem Könige, der darüber hoch erfreut war, und den tapfern Ritter an seinen Hof beschied, wo er über die Maßen wohl empfangen wurde. Alfons schenkte ihm einen Pokal voll portugalesischer Gulden, und den Pokal brachte Jörg mit in die Heimath. In Afrika stritt er mit seinem deutschen Gefährten noch wacker wider die Mohammedaner, und trug stets großen Ruhm davon.

Um diese Zeit wurde von den christlichen Spaniern abermals gegen Granada gerüstet. Nun beurlaubten

sich die beiden Deutschen in Portugall, um den Krieg mit zu machen, und erfreueten sich auch von Seiten der Spanier, die ein Heer von siebenzigtausend Mann zusammengebracht hatten, eines freundlichen Empfangs. Der Ritterorden von Sankt Jakob allein hatte fünfzehnhundert Reiter gestellt. So zogen sie ins Königreich Granada, nahmen viele Städte und Burgen ein, und erschlugen die Heiden; die Lakayen hatten Befehl auch Weiber und Kinder tod zu schlagen, was auch geschah. Das Heer kam vor Granada an; der Feind zog ihnen entgegen, und es wurde mehre Tage hintereinander scharmützelt. Die Stadt wurde nicht eingenommen, aber Alles auf dem platten Lande verwüstet. Dabei ward Jörg am Schienbein schwer verwundet. Nach der Rückkehr begann das Jagen, Rennen und Bankettiren wieder und die beiden Ritter wurden in aller Weise ausgezeichnet, erhielten die spanischen Orden sammt dem Ordensschmuck, und schieden dann, im Jahre 1457, um wieder nach Portugal zu gehen. Nachher gingen sie durch Frankreich nach England, von wo Ramsyden sich heim begab, während Jörg, der Abenteuer noch nicht müde, nach Schottland ritt. Von da ging er in seine Heimath, auf seine Burg und schrieb sein Leben nieder, von welchem wir so eben einen Abriss gaben.

Der Schleichhändler.

Es war ein dunkler, stürmischer Novemberabend, im Jahre 1832. In einer kleinen Hütte unter einer hohen Sanddüne, unweit Folkestone in der englischen Grafschaft Kent, saß die Familie Jakob Hortons am Heerde, auf welchem Steinkohlen und Treibholz glimmte. Das Häuschen bestand nur aus drei Zimmern, welche durch Lehmsteinwände von einander geschieden waren; aber überall fand man, so arm auch die Besitzer waren, Sauberkeit, und es sah recht behaglich darin aus.

Jakob Horton war ein bejahrter, aber immer noch kräftiger Mann, der vielleicht ein halbes Jahrhundert lang mit Wind und Wellen gekämpft hatte. Als er seine dreißig Jahre zählte, heirathete der Fischer die Tochter eines seiner Nachbaren, ein Mädchen das sich weniger durch Schönheit oder jenes schnippische Wesen auszeichnete, welches man nicht selten auch bei Landmädchen findet; sondern durch bescheidenes Benehmen, Fleiß und Häuslichkeit. Es hat ihn nie gereut, dieses brave Mädchen genommen zu haben; denn sein Weib blieb ihm eine treue Gefährtin, und theilte, ohne je zu murren, alle seine Mühseligkeiten und Entbehrungen; und wenn er verdrießlich war, so heiterte sie ihn auf, und wenn es ihm trüb erging, so sprach sie ihm Muth zu, wie das in rechtschaffenen Familien billig sein soll. Dafür aber wurde sie auch vom Manne geachtet, geliebt, und, wie man sich auszudrücken pflegt, auf den Händen getragen.

Lange war Horton kinderlos. Das allein störte seine Glückseligkeit, und der guten Sarah flossen wohl oft die Thränen über die frischen Wangen, wenn der Nachbaren Kinder in die Fischerhütte kamen, und dort lachten und spielten. Aber der Mann durfte diese Thränen nicht sehen; sie hätten ihn ja betrüben können. Sie wünschten sich beide auch so liebe kleine Wesen, und dachten nicht daran, daß es ihnen allein schon sauer genug wurde, sich ehrlich und redlich zu ernähren. Der Mann hätte gern einen Knaben gehabt, der ihm einst als Stütze zur Seite stehen, mit ihm in die See hinausfahren und beim Fischfange behülflich sein könne; die Frau lieber ein Mädchen um ihr bei den häuslichen Geschäften an die Hand zu gehen.

Endlich erfüllte der Himmel den Wunsch der Fischersleute, und Sarah ward Mutter eines Knaben, den seiner Schönheit wegen bald die ganze Umgegend be-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wunderte. O, da war Jakob ein stolzer Mann, wenn er sein Segel ausspannte, und Sarah, mit dem Kleinen an der Hand, ihm bis zum Meeresstrande folgte. Und nicht minder stolz war die Frau, wenn sie dann ihrem Jakob die Hand gedrückt hatte, und nach Hütte zurück ging. Und als der Knabe kaum vier Jahre alt war, da nahm der Vater ihn schon mit aufs Meer, denn es sollte ein tüchtiger Seemann aus ihm werden. Bald nachher wurde ihnen noch ein zweiter Knabe geboren, und sie glaubten, des Himmels Segen sei in ihre Hütte eingekehrt.

— An dem Abend, dessen wir schon erwähnten, saßen fünf Leute beisammen. Der wärmste Platz war dem Alten eingeräumt. Er trug seine weiten Fischerhosen und eine Jacke von blauem Friestuch, und sah mit seinem langen weißen Haare, das wie Mondlicht schimmerte, und seinen tiefgefurchten Zügen im wohlwollenden Gesichte, höchst ehrwürdig aus. Seine Beschäftigung bestand im Ausbessern eines Fischernetzes. Unweit von ihm, und in ähnlicher Weise thätig, saß ein junger hübscher Mann von etwa zwanzig Jahren; sein Auge war groß und tiefblau, und wenn er den Mund öffnete, so zeigten sich zwei Reihen Zähne, wie man sie nicht schöner sehen kann. Seine Locken waren braun, seine Glieder kräftig und ebenmäßig. Die Mutter, in einfachem, saubern Gewande, saß abseits, und gegenüber ein junges Frauenzimmer von etwa neunzehn Jahren. Beide spannen am Rade. Die Jüngern war bildschön, aber nachlässig gekleidet; ihr Anzug bestand aus Stoffen, die einst prächtig gewesen waren, und in die einfache Fischerhütte nicht paßten; auch war sie nicht so sauber wie die Alte, und zupfte verdrossen am Flachse, während jene eifrig spann.

Man sah es wohl, es war im Hause nicht Alles, wie es hätte sein müssen. Man bemerkte keinen frohen, ruhig-heitern Ausdruck auf den Gesichtern. Die junge Frau paßte nicht dahinein. Wo ein junges, hübsches Weib oder Mädchen, sei sie reich oder arm, vornehm oder gering, so weit sinkt, und die Selbstachtung so sehr ausser Augen setzt, daß sie sich nicht sauber kleidet, ihren Anzug vernachlässigt, und gar die Gebote der Reinlichkeit unbeachtet läßt, da sieht es schlimm aus. Da zeigt es sich auch, daß es in ihrem Herzen nicht ganz richtig ist; da ist keine glückliche Zukunft zu erwarten. Eine unsaubere Frau ist das größte Unglück für eine Familie; sie kann keinen Mann beglücken; kann nie eine gute Hausfrau, nie eine gute Mutter werden.

So auch hier. Die Augen des jungen Weibes waren auf den Fünften in der Gruppe gerichtet, der auf einem, dem Vater gegenüberstehenden Sessel Platz genommen hatte. Es war jener vielersehnte Sohn, Jakob Hortons Erstgeborner. Der schöne Knabe war zu einem noch schönern Manne herangewachsen, welcher nun fünf und zwanzig Jahre alt sein mochte. Aber leider entsprach sein Inneres dem Aeussern nicht! Eben jetzt war er beschäftigt die Klinge eines langen Messers auf beiden Seiten zu schärfen, und eine Spitze anzuschleifen. Dabei zeigte er mitunter große Ungeduld. Zu seinen Füßen kauerte ein mürrischer, auf einem Auge blinder, Terrierhund.

Es wurde nur wenig gesprochen; hin und wieder warf dieser oder jener eine kurze Frage auf, die ebenso kurz beantwortet wurde. Da blickte der Alte mit starren Augen seinen ältesten Sohn an, und schüttelte sein greises Haupt und seufzte tief auf. Die Brust hätte ihm zerspringen mögen; er konnte nicht länger schweigen, und sprach mehr im Tone der Bekümmerniß als des Vorwurfs.

— „Ich sähe es auch lieber, wenn Du am Netze arbeitetest, als daß Du da ein Mordwerkzeug schleifst. Denn wozu braucht ein ordentlicher Mann solch ein zweischneidig Messer?“

„Netze stricken oder flicken das überlasse ich den Weibern; mir steht solche Arbeit nicht an,“ gab der junge Mann mürrisch zur Antwort.

„Aber wozu willst Du denn dieses Messer gebrauchen?“

„Ihr habt's ja eben selbst gesagt, zum Morden,“ entgegnete Richard, ohne aufzusehen oder mit Schleifen inne zu halten.

„Richard, so solltest Du mit deinem Vater nicht sprechen; Du weißt doch wohl, daß ich es nur gut meine.“

— „Was Du aber heute auch so wild und mürrisch bist!“ bemerkte die junge Frau.

„Du hältst deinen Mund, Marie. Wenn ich von meinem Vater mir sagen lassen muß, was mir nicht gefällt, so will ich nicht noch obendrein auch von Dir solches Gewäsch hören. Das merke dir.“

„Marie hats nicht so böse gemeint, und Du solltest nicht gleich auffahren und aufbegehren,“ sprach begütigend die Mutter.

„Sie thäte besser das Rad im Gange zu halten, als mir was vorzupredigen,“ murrte Richard Horton; „wenn sie aber weiter nichts thun kann, so kann sie doch ihren Mund halten, denn das würde ihre Faulheit nicht eben beeinträchtigen.“

„Ei Du hast wohl Ursache mir Vorwürfe zu machen?“ hohnlachte die junge Frau. „Als Du mir die Ehe versprachest, versprachst Du mir auch ein eigenes

Haus und schöne Kleider und gutes Essen. Aber was ist aus dem Versprechen denn geworden? Was hast Du für mich gethan? Hier sitze ich nun in deines armen Vaters Hütte, und trage die Lumpen meines Brautstaates, und muß froh sein, wenn ich Schwarzbrod und Fische habe. Hättest Du mich doch in Ruhe gelassen, als der reiche Müller Maston um mich anhielt. Du willst mir Faulheit vorwerfen? Hast Du mir nicht hundertmal versprochen, keine Hand sollte ich rühren dürfen? Und hast Du mich nicht verlockt und beschwatzt, daß ich nun bettelarm bin?"

Richard Horton sprang auf; Schleifstein und Messer fielen zu Boden, der Terrierhund bellte heiser, die Mutter sank in ihren Lehnstuhl zurück, die junge Frau rührte sich nicht; aber der alte Jakob stand ruhig auf, und streckte seinen noch immer muskelstarken Arm aus.

„Ruhe hier!" rief er mit gewaltiger Stimme. „Wer sich hier am andern zu vergreifen wagt, der soll es bereuen. Ist es so weit mit Dir gekommen, Richard? Das arme Weib da, dem Du Liebe und Schutz gelobt hast, solltest Du eher bedauern und eher Mitleiden mit ihm haben, als daß Du es mißhandeln willst. Habe mehr Achtung vor dem greisen Haar deiner Mutter; Du sollst es nicht wagen, in ihrer Gegenwart einen Schlag zu führen. Schäme Dich, Richard, bis in Deine tiefste Seele, und laß uns lieber einträchtlich beisammen sitzen, und überlegen, wie wirs besser machen, als seither. Streit und Zank führen nie zu etwas Gutem."

„Ich war ja ruhig, aber sie soll mich nicht reizen!" rief Richard heftig. „Muß ich mir Vorwürfe darüber machen lassen, daß Alles was ich angefangen habe, mißlang, seit jenem Tage, wo ich dieses nachlässige, schlumpige Mädchen nahm? Ich kann sie nicht in Sammt und Seide stecken, wie der Edelmann sein Weib, nicht so lecker füttern, wie Pächter Thomson seine welschen Hühner. Habe ich nicht den Stürmen und den Wellen bei Tag und Nacht Trotz geboten, und dem Kerker und Galgen getrotzt, um ihre kindische Eitelkeit zu befriedigen? Und soll ich mich nun noch höhnen lassen, weil ich Unglück hatte? Das will ich nicht, und sie mag sich wohl danach achten."

Der Alte setzte sich wieder, und sprach nun in feierlichem Tone: „Richard, so etwas darf nicht wieder vorfallen. Marie hatte sehr unrecht, aber bedenke, sie ist blutjung, und hat's nicht recht überlegt."

„Vater, sie hats in bösem Willen gethan. Seht sie nur an, wie sie da sitzt. Könnt ihr in dem unsaubern Weibsbild da das hübsche und lebhafte Mädchen wieder erkennen, das ich nahm? Seht sie nur an; der bloße Anblick schon kann mich zur Verzweiflung bringen, und macht mich toll und wild."

„Mein Sohn, Marie ist nachlässig, aber nicht schlecht. Es hat ihr wohl nur eins gefehlt, um sie zu einer guten Hausfrau zu machen, und das, meine ich, ist das gute Beispiel. Sie ist von Jugend an nicht zu eines armen Mannes Frau erzogen worden, und hätte keine Fischersfrau werden müssen. Bedenke das."

„Ich habe auch nicht daran gedacht, daß sie eine Fischersfrau bleiben sollte."

„O da bringst Du mich auf das, wovon ich mit Dir reden wollte," seufzte der Alte. „Ich bitte Dich herzlich, mein Sohn, laß ab von dem gefährlichen Handel, in welchen Du Dich eingelassen, und meide künftig die wilden Gesellen, mit denen Du Gemeinschaft hast. Werde wieder, was Du gewesen, und betrübe Deinen alten Vater nicht mehr. Magst Du immerhin arm bleiben, Du weißt dann doch wenigstens, daß Du Dich nicht gegen göttliche Gebote und menschliche Gesetze verfehlst."

„Weshalb sollten wir nicht, wann und wo es uns beliebt, Branntwein und Taback und jederlei Waare, die wir ehrlich bezahlt haben, ans Land schaffen? Nein, wir treiben ehrlichen Handel, und sind keine Diebe, wenn wir auch die Zollämter umgehen."

„Richard!" rief der Alte, dessen Beklemmung und Zorn sich mehr und mehr steigerten, „bist Du denn ganz toll, und willst Du Dich mit aller Gewalt an den Galgen bringen?"

„Wer weiß ob's geschieht, wenn ich lange genug lebe," entgegnete der verstockte Sohn barsch. „Bis dahin aber wirds noch gute Weile haben, und statt mich zu quälen und elend durchzuschlagen, will ich zeigen, was für ein Kerl ich bin."

„Ruhe! sage ich noch einmal. Unter meinem Dache sollen dergleichen Reden nicht geführt werden; die gehören ins Zuchthaus, nicht hierher. Sag mir, was für ein Gewerbe Du von nun an treiben, was für ein Leben Du führen willst? Wenn Du auf Deinem bösen Wege verharrst, so bringst Du Schimpf und Schande über Deines Vaters Haus."

Hungern kann und will ich nicht. Es ist Geld genug im Lande, und wer's verdienen kann, und thuts nicht, der ist ein Narr. Weshalb soll gerade ich am Hungertuche nagen, und froh sein, wenn ich ein Paar Pfennige erwerbe, während vornehme Müssiggänger im Ueberflusse schwelgen? Nein, ich fühle Kraft und Muth und Willen in mir, was Tüchtiges zu erwerben."

„Ein redlich erworbener Pfennig bringt Segen, und das Goldstück, das man unehrlich erwirbt, bringt Un-

glück und böses Gewissen. Schweig mir von Kraft und Muth; die sind nicht da, wo man sein Wesen in dunkler Nacht treibt, und vor jedem Geräusch bebt, und wo man zuletzt auch den Mord nicht scheuet, um sich in Sicherheit zu bringen. Ich sage Dir, Dein Bruder, der hier sitzt, hat schon mehr als einmal großen Muth bewährt, indem er der lockenden Versuchung widerstand und seiner Pflicht treu blieb, während Du Dich verführen ließest, und Deine Eltern tief betrübst."

„Ja, er ist ein herzhafter Kerl," rief Richard spöttisch aus, und warf einen Blick der Nichtachtung auf seinen Bruder; „er wird mit seinem Muthe auch bedeutende Summen erwerben. Nicht wahr, Du wirst ein reicher Mann, muthiger Bruder?"

„Und wenn er kein reicher Mann wird, so bleibt er doch ein ehrlicher Mann, der sich nicht zu verstecken braucht, wenn er einen Zollbeamten sieht. Und Du solltest dafür sorgen, daß er nicht einst in die Lage versetzt wird, von dem Wenigen, was er erwirbt, auch noch deine Frau ernähren zu müssen."

In dieser gereizten und unerquicklichen Weise wurde das Gespräch noch eine Weile fortgeführt. Dann forderte Richard sein Abendessen, das die tief bekümmerte Mutter ihm brachte. Kaum war es verzehrt, so vernahmen Die in der Hütte ein gellendes Pfeifen. Richard sprang auf, und der Hund bellte, und kratzte mit den Pfoten an der Thür.

„Ich bitte Dich um Gotteswillen, Richard, bleib nur wenigstens heute Abend zu Hause!" rief der alte Horton, und stellte sich vor die Thür. „Bedenke mein greises Haar, höre auf meinen Rath; mich quält die Angst, es wird ein Unglück geschehen. Darum bleibe wenigstens heute Nacht bei uns."

„Ich kann nicht, Vater. Wir erwarten eine Ladung, und die muß ich bergen helfen. Wenn ich nicht ginge, ich könnte ihnen nie wieder ins Gesicht sehen!" Und bei diesen Worten wollte er aus der Thür eilen. Aber der Alte hielt ihn zurück, er flehete, und bat, und die Thränen flossen auf seine gefurchten Wangen hinab, und da Alles nichts half, warf er sich auf die Knie. Sein verstockter Sohn wandte das Gesicht ab, während dieser des Vaters Hände loszumachen suchte. „Steht auf, steht auf," rief er, „es ist jetzt keine Zeit zu solchem Kinderspiel; denn gehen muß ich doch. Also haltet mich nicht länger zurück. Indessen, ich will Euch was sagen. Die heutige Ladung muß um jeden Preis herein. Ist sie aber geborgen, dann wollen wir weiter überlegen, was zu thun ist; wir sprechen schon noch davon."

Jetzt ließ sich das Pfeifen wieder vernehmen, aber lauter und noch gellender als das vorige mal. Nun riß sich Richard mit Gewalt los. Der Vater fiel dabei mit dem Gesichte auf den Boden. „Es ist Eure eigene Schuld," sprach jener, als er es sah, und sprang dann, von seinem Hunde begleitet, über die Schwelle, hinaus in die dunkle Nacht. Als Jakob Horton niederfiel, trat sein zweiter Sohn hinzu, und hielt den Vater schon in seinen Armen, bevor die Thür hinter dem Erstgeborenen geschlossen war. Er setzte den alten Mann in seinen Lehnstuhl am Heerde.

„Rechnets ihm nicht so hoch an, Vater," sprach er gutmüthig und begütigend. „Dick ist ein wilder Gesell, aber er wird sich heute wohl in Acht nehmen. Er war ja auch dabei, als Jakob Smith, und Eduard Miller so übel dran waren, er aber kam gut davon. Im Grunde ist er auch so böse nicht, und wenn er heim kommt, wird er gewiß bitter bereuen, was er gethan."

„Ach ja, seufzte der Alte, wenn er heim kommt. Der Himmel sei gelobt, daß wenigstens Du Dich nicht verlocken ließest."

Nach einer Weile hörte man Schüsse fallen; darauf wurde es ruhig, und man vernahm nichts weiter, als das Heulen des Windes.

Bald nachher wieder Gewehrfeuer, das allmählig der Hütte sich näherte. Jakob rang voll Verzweiflung seine Hände, und bedeckte sein Gesicht mit ihnen, und sein langes graues Haar wallte wirr von seinem ehrwürdigen Haupte herab, und die Schwiegertocher hatte sich an ihn geklammert. Die Mutter bedeckte Haupt und Antlitz mit ihrer Schürze. Nur der gute Sohn behielt seine Geistesgegenwart, ergriff eine Fischerstange und wollte aus der Hütte eilen. Doch der Vater hielt ihn zurück. „Bleib hier, Eduard; Du darfst nicht fort, Soll ich denn in einer Stunde meine beiden Söhne verlieren? Bleib hier; Du kannst ihm nicht helfen, und würdest nur nutzlos Dein eigenes Leben auf's Spiel setzen. Wenn ihm geholfen werden könnte, meinst Du, ich würde hier still sitzen? Laßt uns beten, Kinder, laßt uns beten; Hülfe und Rettung kann nur von oben kommen." Und er neigte seine Knie, und die Anderen folgten dem Beispiel.

Da Richard Horton schon öfter mit den Zollbeamten und Küstenwächtern in feindliche Berührung gekommen war, so könnte es befremden, daß gerade diesmal seine Angehörigen sich so besorgt zeigten. Allein den Vater quälte eine böse Vorahnung, und nie war der Schauplatz des Kampfes so nahe bei der Fischerhütte gewesen. Das Schießen dauerte, in Zwischenräumen, noch etwa eine halbe Stunde fort, dann wurde plötzlich Alles still, und nun erhob sich Jakob Horton und nahm seinen Platz im Lehnsessel wieder ein. Frau und Kin-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

der setzten sich neben ihn, und warteten dann schweigend der Dinge, die da kommen würden.

Plötzlich vernahmen sie Schritte, die immer näher kamen, und ein durcheinander von Stimmen, und bald darauf wurde heftig an die Thür gepocht.

„Schieb den Riegel weg," sprach Jakob mit dumpfer Stimme; „schieb den Riegel weg, Eduard, und laß ihn ein; er soll zum letzten Male mein Haus betreten haben."

Eduard öffnete, und ein Küstenwächter betrat die Schwelle. „Es thut mir leid, daß ich bei Nacht Euch störe, Master Horton," sprach der Mann höflich, als er den Alten mit gefalteten Händen und starrem Blicke dasitzen sah, „allein wir haben ein Gefecht mit den Schleichhändlern gehabt, und möchten nun wissen, was für einen Vogel wir gefangen. Wollt Ihr, junger Mann, uns nicht ein Licht borgen, und behülflich sein, ihn hierher zu schaffen? „Und mit diesen Worten nahm er die rasch herbeigeholte Laterne aus Eduards Hand, und leuchtete draussen hin, wo ein auf den Tod verwundeter Mann lag. Er warf einen Blick auf den Schleichhändler, einen andern auf die Gruppe in der Hütte, und dann sprach er: „Bleibt still sitzen, Horton; bleibt sitzen, alter Mann," als der Fischer auf die Thür zuschritt. „Der Anblick paßt nicht für Euch. Hier, Leute hebt ihn auf, es scheint noch Leben in ihm zu sein. Wir wollen ihn fortschaffen."

„Nein, nein, schafft ihn nicht fort," rief Horton heftig, „hier, wo er den ersten Athemzug that, soll er auch den letzten thun. Ich fühle, ich weiß, daß er es ist, kein Anderer. Ich bin alt, aber ich bin nicht irre. Laßt ihn hier, und geht. Geht, sage ich, denn ihr habt dies Blut vergossen; ich unglückseliger Mann bin sein Vater. Laßt ihn mir, er wird sich nicht wieder gegen das Gesetz auflehnen."

„Ich bedauere tief, Master Horton, daß Eure Vermuthung richtig ist. Leider, leider! Ich hoffe aber er wird am Leben bleiben, und dann den Schleichhandel aufgeben. Er mag also hier bleiben, wenn Ihr versprecht, daß er sich zur rechten Zeit vor Gericht stellt."

„Ja, ja; geht nur; laßt uns unsern Todten, und laßt uns die Thür hinter denen schließen, durch deren Hand er fiel. Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan; ich will Euch nicht tadeln; aber geht, ich kann Euern Anblick nicht ertragen."

„Gute Nacht, Jakob; ich begreif's wohl; wir wollen das Beste hoffen," sprach der Küstenwächter, und ging mit seinen Gefährten von dannen. Die Mutter, die beklagenswerthe, hatte bis jetzt sprachlos und regungslos dagestanden, die stieren Augen auf den Sohn gerichtet, der bleich am Boden lag. Jetzt sank sie zurück, aber weinen und schluchzen konnte sie nicht. Endlich presste sie und ihre Tochter einen Schrei des Jammers aus der Brust hervor, dann warfen sie sich über den Leichnam her, und wehklagten, und die Thränen strömten auf den Unglücklichen herab. Da lag er. Wo war nun der stolze, hochfahrende, trotzige Sinn des jungen Mannes, der Gutes mit Bösen vergolten, und der flehentlichen Bitten seines Vaters nicht geachtet hatte? Alle Bemühungen, ihn ins Leben zurückzurufen, waren vergeblich; er war tod.

Nachdem man ihn begraben, hatte der tief daniedergebeugte Vater noch einen schweren Gang zu thun. Er mußte vor Gericht erscheinen, zum ersten Male in seinem Leben; aber die Richter dachten menschlich genug, ihn nur der Form wegen zu befragen, weil doch dem Gesetze Genüge geleistet werden mußte; denn auf Jakob Horton ruhete nicht eine Spur von Verdacht, daß er sich je bei dem Schleichhandel betheiligt habe. Bald nachher sank er in die Grube, und die treue Sarah wurde nicht lange darauf auch auf den Friedhof gebracht. Eduard aber ist seinen guten Vorsätzen treu geblieben, und theilt sein und seiner Familie Brod mit der unglücklichen, ihres Mannes beraubten, Marie.

Taschenspieler und Gaukler.

An sogenannten Professoren und Tausendkünstlern fehlt es auf Messen und Jahrmärkten nie; früher aber waren diese Leute anspruchsloser und bescheidener und man nannte sie Taschenspieler, auch wohl Hexenmeister. Seit aber die Wissenschaften der Chemie und Physik, und die Naturkunde überhaupt, in der neuern Zeit so ausserordentliche Fortschritte gemacht haben, und gewissermaßen Gemeingut der gebildeten Klassen wurden, haben diese Taschenspieler viel von ihrem Interesse verloren. Treiben sie jetzt ihr Gewerbe in einfachen Bretterbuden, so fehlt ihnen der Zulauf; man will heut zu Tage mehr Eleganz, und deshalb geben die Meister in ihrer Kunst, die Bosco und Döbler, ihre Vorstellungen in Theatern oder Kasinosälen, und sorgen durch allerlei Flitter und geschmackvolle Anordnung und Aufstellung ihres Handwerkszeuges dafür, daß äussere Dinge die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und das Auge fesseln. Daher, und weil sie wirklich ihre Kunststücke mit so überraschender Gewandheit zum Besten geben, fehlt ihnen der Beifall nie, und ihre Kasse füllt sich. Denn der Mensch gibt sich ja gern Täuschungen hin, er will die uns allen angeborene Neugier oder Wißbegierde befriedigen, und seine Kenntnisse erweitern. Darum gehen auch Physiker und Mathematiker gern in diese Gaukelbuden, obwohl gerade sie am allerbesten wissen, daß dort nichts vorgeht, was für sie wunderbar sein könnte. Aber manchmal lernen sie dort etwas. Das bekannte chinesische Schattenspiel war Veranlassung, daß Lieberkühn das Sonnenmikroskop erfand! Für den weniger gebildeten Menschen stellt sich, wenn er den Taschenspieler arbeiten sieht, immer das Ergebniß heraus, daß Geschwindigkeit keine Hexerei sei; er zieht sich daraus den Schluß, daß es mit dem Aberglauben, mit Schatzgräberei, Teufelsbeschwörungen und Hexereien nicht weit her sein müsse. Wenn er das Schattenspiel, die Wirkungen der Elektricität, des Magnets, des Phosphorus kennen lernt, so kann kein schlauer Betrüger ihn mehr damit hinters Licht führen.

Schon im Alterthum gab es, wie man heut zu Tage sich ausdrücken würde, „Professoren der natürlichen Magie," denn die Alten studirten mit Eifer die Natur. Das Blendwerk, Feuer auszuspeien, war schon sehr früh bekannt. Als, etwa anderthalbhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, die Sklaven auf Sicilien sich gegen die drückende Herrschaft der Römer erhoben, trat unter ihnen auch ein Syrer, Eunus, auf, der sich rühmte, mit den Göttern einen vertrauten Umgang zu haben. Er wurde zum Anführer gewählt, und wenn er seinen Genossen Muth einreden wollte, so bließ er, während er sprach, Flammen und Funken aus dem Munde. Die Geschichtschreiber sagen, er habe eine Nußschale an beiden Enden durchbohrt, sie mit glimmenden Stoffen angefüllt, in den Mund genommen, und hindurch geblasen. Die Magier auf unseren Messen und Märkten verrichten auch dasselbe Wunder. Sie rollen Flachs oder Hanf bis zur Größe einer Flintenkugel zusammen, lassen es überall anbrennen, bewickeln es, während es noch glüht, mit anderm Flachs, und so erhält sich das Feuer eine Zeitlang. Diese Kugel weiß der Taschenspieler, ohne daß die Umstehenden es merken, in den Mund zu bringen, bläst mit seinem Athem das Feuer wieder an, und treibt eine Menge Funken aus dem Munde. Da er die Luft nicht mit dem Munde, sondern durch die Nase einathmet, so ist dabei für ihn keinerlei Gefahr.

Die Alten wandten zu ihren Feuerkünsten auch schon die Naphta an, jenes flüchtige mineralische Oel, das sich in der Nähe einer Flamme entzündet. Zu Ekbatana in Medien wurde Alexander der Macedonier damit überrascht, und die berühmte Medea soll, wie schon die Alten meinten, viele ihrer Zauber und Wunder vermittelst der Naphtha bewirkt, und mit ihr das Kleid der Kreusa, Kreons Tochter, benetzt haben.

Der „Herkules" Rappo, den man vor einigen Jahren in allen größeren Städten Deutschlands seiner Geschicklichkeit und Stärke wegen bewunderte, schritt über glühendes Eisen, oder trug es in den Händen oder

Zähnen. Damit machte schon vor anderthalbhundert Jahren ein Engländer, Richardson, viel Aufsehen. Er konnte glühende Kohlen kauen, tröpfelte sich geschmolzenen Schwefel auf die Zunge, verschluckte geschmolzenes Glas, ganz so, wie wir es auch von Rappo sahen. Das Blendwerk abgerechnet, welches den Zuschauern vorgegaukelt wird, scheint, wie Beckmann in seiner Geschichte der Erfindungen meint (Theil 4. S. 69.), Alles nur darauf anzukommen, die Haut der Fußsohlen und der Hände dergestalt zu erhärten, daß sie ganz hornartig und unempfindlich wird, so daß die darunter liegenden Nerven, wie in Schuhen oder Handschuhen, wider Beschädigungen gesichert werden. Eine solche Erhärtung erfolgt, wenn die Haut beständig gedruckt, oder gestochen oder sonst beschädigt wird. Eine Köchin nimmt Kohlen in die Hand, eine Putzmacherin wird es wohl bleiben lassen. Beckmann erzählt: „Als ich im September 1765 zu Aweſtadt in Dalarne (Schweden) die Kupfergarmacherei besuchte, nahm für ein Trinkgeld ein Arbeiter etwas geschmolzenes Kupfer in die Hand, zeigte es uns, und warf es an die Wand. Er drückte dabei die Finger seiner mit Hornhaut überzogenen Hand dicht aneinander, hielt sie einige Augenblicke vorher unter die Achsel, schlug alsdann mit der flachen Hand über die mit geschmolzenem Kupfer gefüllte Kelle weg, faßte davon etwas, und bewegte beim Vorzeigen, die Hand sehr schnell hin und her. Bei Betrachtung derselben merkte ich einen Geruch, als ob Horn oder Leder angesengt wäre, aber verbrannt war die Hand nicht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Leute, welche glühendes Eisen tragen oder darauf gehen, vorher auf gleiche Weise die Haut hornartig machen. Sie sollen dies durch eine oft wiederholte Benetzung mit Vitriolgeist bewirken; auch soll der Saft einiger Pflanzen dazu dienen." Auch diese Kunst war den Alten schon bekannt. Auf dem Berge Soracte in Etrurien wurde jährlich ein Fest gehalten, bei welchem die Hirpiner, die nicht weit von Rom wohnten über glühende Kohlen liefen. Dasselbe thaten Weiber bei einem Dianentempel in Kappadocien.

Eben so alt sind die Becherkünste. Sie bestehen darin, daß leichte Kügelchen so schnell und behend, daß es die unkundigen Zuschauer, deren Aufmerksamkeit durch allerlei Worte und Wendungen abgelenkt wird, nicht bemerken können, bald unter einen oder mehrere Becher gebracht, bald unter allen weggenommen, bald dem Anschein nach verschluckt werden. Gewöhnlich werden drei Becher von Messingblech, und eben so viele Kügelchen von Kork oder Muskatnüssen genommen; und damit diese bei der Geschwindigkeit, womit der Daumen sie erhaschen muß, nicht entlaufen oder ausweichen, auch kein Geräusch machen, bedeckt der Taschenspieler seinen Tisch mit einer Decke.

„Herkuleſſe" welche sich durch seltene Körperkraft auszeichneten, gab es zu allen Zeiten. Vor etwa hundert und zwanzig Jahren reiſete ein solcher, der sich Simſon nennen ließ, in ganz Europa herum. Er hieß Johann Karl von Eckeberg, und war aus Harzgerode im Anhaltschen, und einige dreißig Jahre alt. Er hob auf einem Gerüst eine Kanone oder ein Pferd sammt dem Reiter auf, trank dabei und blies auf einem Waldhorn. Zwei oder mehr Pferde konnten ihn nicht aus der Stelle ziehen, wenn er sich auf einer schiefliegenden Fläche zwischen ein Paar Pfähle gestemmt hatte; er zerriß Stricke, hob einen Mann auf, ließ sich auf der Brust Steine mit schweren Hämmern zerklopfen, oder einen Ambos auf sich setzen und darauf Eisen schmieden. Seit jener Zeit hat man dann solche Kunststücke öfter gesehen, und jetzt eben werden sie, wie wir aus den Zeitungen ersehen, in Neuyork und anderen amerikanischen Staaten gezeigt. Schon Firmus, der sich zu Aurelians Zeiten in Aegypten zum römischen Kaiser ausrufen ließ, machte sie; er ließ auf sich hämmern.

Eben so gab es schon im Alterthum Seiltänzer, welche sich auch bereits der Balancirstangen bedienten oder Gewichte in den Händen hielten, durch deren Ausstreckung sie das Gleichgewicht unterhielten. Im Mittelalter waren sie sehr häufig, und 1393 erhielt einer, der in Augsburg sich sehen ließ, aus dem Stadtseckel eine Belohnung von einem Pfund Heller für seine Behendigkeit.

Die Kunstreiter scheinen aus dem Morgenlande zu stammen. Im dreizehnten Jahrhunderte waren sie in Konstantinopel nicht selten; sie kamen aus Aegypten dahin, und durchzogen dann einen großen Theil von Europa. Sie standen im Galopp auf den Pferden, sprangen im Laufe hinunter und wieder hinauf, schwangen sich um das Pferd u. s. w. Sie trieben auch Seiltänzerkünste, und spannten ihre Seile im Hafen zwischen den Masten der Schiffe. Die Bande bestand aus vierzig Köpfen.

Auch Thiere zu Kunststücken abzurichten verstanden die Alten, z. B. die Elephanten, und sie hatten es darin weit gebracht. Kaiser Galba ließ dem römischen Volke Elephanten zeigen, die auf dem Seile vorwärts und rückwärts gingen. Im dreizehnten Jahrhundert gab es Leute, die auf einem Pferde über ein gespanntes Seil ritten. Ob man es im Alterthum verstand, die Bienen so abzurichten, wie es heut zu Tage manche Bienenväter können, bleibt ungewiß. In Afrika verstehen es einzelne Neger seit langer Zeit. Der Reisende Brue

sah 1698 im Reiche Galam am Senegal einen Mann, dem die Bienen überall hin folgten, wie die Schafe dem Hirten. Sein ganzer Leib war, wenn er ging mit Bienen bedeckt; sie folgten ihm, wohin er wollte, und nie stach ihn eine. In den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte in England der „Bienenkönig" Wildmann durch seine Abrichtung der Bienen Aufsehen; in Deutschland machten es ihm gleich einige Leute nach.

Die, welche Thiere abrichten, müssen die Eigenthümlichkeiten derselben genau studiren, und vor allen Dingen eine ungewöhnliche Geduld und Ausdauer zeigen. Am gelehrigsten sind die Hunde; ihre Künste wurden schon im sechsten Jahrhundert bewundert, in Konstantinopel zur Zeit Kaiser Justinians. Aber keiner hat es je mit ihnen soweit gebracht, wie vor etwa fünfzig Jahren ein Franzose, dessen Hunde alle Wunderthaten des vielbesprochenen „Kartenkünstlers Fido Savant," den die liebe Jugend so sehr bewunderte, weit hinter sich lassen. Die Ausbildung seiner Zöglinge hatte ihn ausserordentliche Mühe gekostet; es war aber auch was Rechtschaffenes aus diesen Pudeln und Wachtelhunden geworden. Von früher Jugend an mußten sie auf den Hinterfüßen gehen lernen; sie betrugen sich gegeneinander ganz artig und Zank und Streit wurden nicht geduldet. Sie spielten Pantomime, gaben Darstellungen aus dem Helden- und Familienleben und machten ihre Sache ganz vortrefflich. Den meisten Beifall erndeten sie als Soldaten, wenn sie eine Festung vertheidigten und stürmten. Wenn der Vorhang aufging, so erblickte der Zuschauer eine Festung mit Mauern und Gräben, Schanzen und halben Monden und Bollwerken. In der Mitte erhob sich ein Thurm, von dem eine Fahne herabwehete; hinten in der Stadt sah man einige Kirchthürme. Die Wälle wurden von Hundesoldaten in Uniform bewacht, die Säbel und Muskete, natürlich im Verhältniß zur Größe der Thiere, trugen. Vor den Mauern sammelte sich die angreifende Partei, und bereitete sich zum Sturme vor. Im Vordergrunde standen einige verfallene Gebäude; da war das Hauptquartier, von dort aus wurden Späher ausgeschickt, die zurückkamen und Meldung machten. Aber die Belagerten merkten Alles, die Schildwacht gab Feuer und nun begab sich Alles auf den ihm angewiesenen Posten. Jetzt schickt sich der Feind an, die Mauern zu ersteigen, aber erst müssen Brücken über die Gräben geschlagen werden, und das geschieht. Die Trommel wird gerührt und der Kampf beginnt. Aus den Schießscharten qualmt Dampf, man hört Schüsse fallen; auf den Bollwerken drängen sich Streiter zusammen, es werden Sturmleitern angelegt. Der Kampf wird immer hitziger, die Offiziere verrichten Wunder der Tapferkeit; der Feldherr ist unermüdlich bald hier bald da, er bellt seinen Leuten Muth ein, und bereits sind die beiden ersten Stufen des Walles, der drei Terrassen hat, erstiegen. Die Kanone donnert, die Trommeln wirbeln, die Drommeten schmettern, die Kampflust steigt höher. Die Soldaten gehorchen, und nur die Befehl habenden Offiziere bellen. Der Feldherr ersteigt endlich, wie ein Löwe kämpfend, die dritte Abtheilung der Mauer; er ist oben, seine Leute folgen ihm, er reißt die Fahne vom Thurme und pflanzt die seinige auf.

Der Kampf machte eine große Wirkung auf die Zuschauer. Es versteht sich von selbst, daß das Geschütz nicht von Hunden sondern von Menschen bedient ward; aber das Exercitium machten Pudel und Wachtelhunde vortrefflich; sie benahmen sich dabei eben so gewandt, wie im Ballsaale. Der Vorhang nämlich ist gefallen; als er wieder aufgeht, bietet die Bühne einen ganz andern Anblick dar. Statt der Mauern und Thürme sieht man eine mit Spielleuten besetzte Gallerie, an den Wänden des Saales stehen Stühle umher; alles schimmert im Lichterglanze. Livreebedienten eilen geschäftig hin und her, und allmälig finden sich die zum Ball geladenen Gäste ein, und nehmen Platz auf den Stühlen. Es wird angeklopft, und Herren und Damen, nach der neuesten Mode gekleidet, treten ein, machen Verbeugungen, und werden den übrigen vorgestellt. Man sieht junge Mädchen im Flügelkleide mit wallenden Locken, und würdige Matronen; junge Herren im Tituskopfe und Alte, mit gepuderter Perrücke, und die jüngeren machen den Damen sehr emsig den Hof. Plötzlich erscheint ein festlich gekleideter Ceremonienmeister; einigen Gästen macht er blos eine Verbeugung, mit anderen spricht er ein Paar Worte, noch anderen reicht er vertraulich seine Pfote, und gegen die Damen ist er ausserordentlich höflich, was offenbar auf sie einen sehr angenehmen Eindruck macht, denn sie flüstern einander etwas zu. Nun hört man Tonspiel; doch es wird unterbrochen, denn noch einmal klopft Jemand an, und Aller Blicke sind auf die Thür gerichtet. Einige Bedienten öffnen, eine von Hunden getragene Portechaise wird hereingebracht, die Thür geöffnet, und heraus tritt eine in Seide gekleidete, von Edelsteinen blinkende Dame, das Haupt mit Straußenfedern geziert. Sie macht in ihrem Modeputze einen tiefen Eindruck, und weiß das auch. Nach einiger Zeit bieten die Herren den Damen den Arm, gehen im Saale auf und ab, und treten dann zu einer Menuett an, die unter allgemeinem Beifall zu Ende getanzt wird.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Marionetten sind uralt; schon die Griechen kannten sie, und von diesen kamen sie zu den Römern. Automaten, die ihre Bewegung durch Räder, Gewichte oder Federn erhalten, und in deren Verfertigung unsere Zeit so Ausgezeichnetes leistet, waren aber im Alterthum unbekannt. Erst als die Uhren zu einiger Vollkommenheit gediehen, brachten einige Künstler dabei Figuren an, welche, wenn die Glocke schlagen sollte, allerlei Bewegungen machten. Als dies gelang, wurden dann auch Figuren ohne Uhr gemacht, welche einzelne Gliedmaßen bewegen, oder sich fortbewegen und laufen konnten. Der nürnbergische Kunstschlosser Hans Bullmann machte schon im sechszehnten Jahrhundert Figuren die nach dem Takte Pauken und Lauten schlugen.

Mannigfaltiges.

Die zwölf indischen Ehestandsgebote.

Ein englisches Blatt übersetzt den weiblichen Chartisten, welche in England jetzt so kühn hervortreten, die Ehestandsgebote aus den heiligen Büchern der Hindu und ersucht sie, ihre Ansichten einmal mit diesen Ehevorschriften zu vergleichen. Wir bitten unsere Leserinnen im Voraus um Verzeihung, daß wir die fragliche Gesetzesstelle ins Deutsche zu übertragen uns erkühnen. Sie lautet:

Erstes Gebot. Es gibt für das Weib keinen andern Gott auf Erden, als den Mann.

Zweites Gebot. Sei der Mann noch so alt, häßlich, abstoßend und grob, ja ob er sogar durch Liebschaften alles Hab' und Gut verschwende, dennoch soll das Weib nicht minder ihr ganzes Dichten und Trachten darauf richten, ihn zu behandeln als ihren Herrn und Meister und als ihren Gott.

Drittes Gebot. Was zum Weibe geboren ward, ist da, um zu gehorchen sein Leben lang: als Mädchen soll sie sich beugen vor dem Vater, als Frau vor dem Gemahl, als Wittwe vor ihren Kindern.

Viertes Gebot. Jedes verheirathete Weib soll sorglich vermeiden, den Männern, die mit geistigen und leiblichen Vorzügen ausgestattet sind, auch nur die kleinste Beachtung zu erweisen.

Fünftes Gebot. Ein Weib soll sich nie erlauben, mit ihrem Gemahl zu Tische zu sitzen, sondern eine Ehre darein setzen, essen zu dürfen, was er übrig läßt.

Sechstes Gebot. Wenn ihr Mann lacht, so soll sie lachen, und weinen, wenn er weint.

Siebentes Gebot. Jedes Weib, gleichviel weß Standes sie sei, soll mit eigener Hand des Mannes Lieblingsspeisen zubereiten.

Achtes Gebot. Um Wohlgefallen vor seinen Augen zu finden, soll sie sich baden alle Tage, zuerst in reinem Wasser und darnach in Safranwasser, sie soll ihr Haar kämmen und salben, den Rand der Augenlieder mit Spießglanz färben und ein rothes Zeichen auf die Stirn malen.

Neuntes Gebot. Ist ihr Gatte fern, so soll sie fasten, auf der Erde schlafen und sich jedes Schmuckes enthalten.

Zehntes Gebot. Kehrt ihr Gatte heim, so gehe sie ihm jubelnd entgegen, lege sogleich vor ihm Rechenschaft von ihrer Aufführung, ihren Worten und selbst ihren Gedanken ab.

Eilftes Gebot. Wenn er sie ausschilt, so soll sie ihm für seinen guten Willen Dank sagen.

Zwölftes Gebot. Wenn er sie schlägt, so empfange sie geduldig die Züchtigung, nehme seine Hand, küsse dieselbe demüthiglich, und bitte ihn um Verzeihung, daß sie ihn zornig gemacht habe.

Unterhaltung zwischen Engländern und Chinesen.

Die zu Emden erscheinende „Frisia" sagt: Mit der Sprache helfen sich die Engländer, so gut sie können. Als sie die Insel Tschusan eroberten, bildete sich zwischen ihnen und den Chinesen eine ganz neue oder vielmehr eine Ursprache, mittelst derer sie sich sehr gut verständigten. Die Chinesen hatten nämlich alle Arten Geflügel feil; wollten die Engländer eine Henne, so riefen sie: „Gack gack." Und fortan hieß die Henne Gack gack. Eben so wurde für Mademoiselle Ente der treffende und zierliche Name „Uack uack" erfunden; Fräulein Gans dagegen „Krreh krreh" betitelt. Am ausdrucksvollsten wurde das Rind dargestellt; so oft

die Englischen eine Kuh oder einen Ochsen wollten, streckten sie die Arme über den Kopf empor und brüllten: „Muh, muh, muh!" Die Unterhaltung die auf diese Art zwischen Engländern und Chinesen geführt wurde, soll sehr lebhaft gewesen sein. — Capitän Anstruther war von den Chinesen gefangen worden, und da er gut zeichnet, portraitirte er mehrere Mandarine, die so erfreut darüber waren, daß sie ihn bei Gelegenheit durch eine leckere Nationalspeise, z. B. Eisenbeinknöchelchen mit Sauerkraut oder Hayfisch mit polnischer Sauce, überraschten. Eines Tages brachte ihm sein Wärter einen Teller Wildpret, welches einen so eigenthümlichen Geruch hatte, daß Anstruther, mit dem Finger auf die Schüssel weisend, den Diener fragte: „Quack quack?" das heißt: „Froschkeulen?" Der Chinese schüttelte feierlich den Kopf und entgegnete: „Wau, wau!" (Hundefleisch.)

Amerikanische Neugier.

Es gibt auf dem Erdball keine neugierigeren Leute als die Nordamerikaner vom ächten Yankeeschlage. Der Reisende Löwenstern erzählt davon ein Beispiel.

Als ich, sagt er im Dampfboote den Delaware aufwärts fuhr, hatte ich die Ehre, daß mir viele an Bord befindliche Gentlemen eine ausserordentliche Aufmerksamkeit schenkten. Bald hatten sie mit ihrer Spürkraft heraus gebracht, daß ich ein Fremder sei, und nun trat ein Herr in meine Nähe und musterte mich vom Kopfe bis zu den Füßen.

Ohne Zweifel ein Fremder, raunte er seinen Landsleuten zu, aber nun fragt sich aus welchem Lande?

Das war allerdings die große Frage, ich verspürte aber durchaus keine Lust, sie zu beantworten. Aber Jener wollte auch nicht locker lassen. Ich setzte mich an eine andere Stelle; er folgte mir; ich sah ihn scharf an, um anzudeuten, daß mir sein Benehmen lästig sei, aber er machte sich daraus nichts und redete mich sogar an.

Mein Herr, darf ich fragen, woher Sie kommen?

— Aus Europa, entgegnete ich kurz und barsch.

Ja, das weiß ich, aber aus welcher Gegend? —

— Darf ich Sie ersuchen mir zu sagen, woher Sie kommen?

Ich? Ich komme aus Connecticut; ich bin ein Amerikaner.

— So? Ich bezweifle das nicht im Geringsten.

So? Herr. Aber aus welchem Lande kommen Sie? Das wünschte ich zu wissen.

— Gewiß? Herr. Aber darf ich fragen, ob Sie Handelsgeschäfte machen?

Ja, mein Herr, ich bin ein Kaufmann; allein dürfte ich fragen —

— Ach, Sie sind Kaufmann. Geht's alleweile gut mit den Geschäften in Connecticut?

So ziemlich. Doch dürfte ich — —

— Wie weit rechnet man von hier bis nach Philadelphia? — Der Amerikaner rückte den Hut auf dem Kopfe zurecht, denn offenbar machte ich ihn ungeduldig, und antwortete:

Noch zwölf Meilen, Herr. Doch Sie vergaßen, als ich Sie fragte. —

— Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Und damit wandte ich mich um und sagte: Sie entschuldigen ich sehe dort einen Bekannten. Und damit ließ ich ihn stehen. Kaum war ich fort, so war er von einem Schwarme seiner Landsleute umringt, und alle fragten: Wie heißt der Herr? Was ist er? Woher kommt er? Er trägt einen Schnauzbart; ist er ein Oberst?

Als der Amerikaner, meine Nummer Eins aus Connecticut, den mein Entrinnen ganz ausser Fassung gebracht hatte, wieder zu sich selbst kam, antwortete er mit dürren Worten: Das Alles weiß ich nicht, allein ich denke wir erfahren es schon noch. —

— Ich sitze nun in der Kajüte und lese. Mein amerikanischer Freund Nummer Eins, von einem seiner Freunde begleitet, steigt die Treppe hinab, und tritt ein. Beide pflanzen sich mir gegenüber auf, und legen eine Landkarte von Europa vor sich hin, die sie eine Weile anstarren, ohne den Mund zu öffnen. Aber auf mich werfen sie zuweilen einen prüfenden Blick. Endlich ruft Nummer Eins: Es sieht in Italien nicht zum Besten aus; Dort gibts was in Neapel, vermuthe ich. Nummer Zwei: Ja in Italien siehts schlecht aus. Beide sehen mich an; ich halte den Mund und lese weiter.

Nummer Eins: In Frankreich geht's auch seltsam zu. — Nummer Zwei: Ja seltsam, das ist wahr. — Vier Augen sind auf mich gerichtet; ich bleibe stumm, und lese nach wie vor.

Nummer Eins: Welch ein Ende wird der polnische Krieg nehmen? Tapfre Leute die Polen; waren Sie, mein Herr, etwa schon in Polen?

Ich blicke auf, ängstlich sehen sie mich an, ich öffne den Mund, thue als besinne ich mich, und stoße dann ganz kurz ein vernehmliches Nein! heraus, und damit schlug ich mein Buch zu, und ging aufs Verdeck. Ich ließ sie unten sitzen, und sie haben auch nicht erfahren, wer ich bin.

Salz als Düngungsmittel.

Die von Herrn Bickes in Mainz gemachte Erfindung, den Boden ohne Dünger anzubauen ist noch nicht bekannt gemacht worden, und bis dahin müßte billig Jedermann sein Urtheil darüber zurückhalten, weil ja Niemand Verlust hat, falls, wider Erwarten, das Mittel unwirksam sein sollte. Denn der Erfinder verlangt ja sein geringes Honorar nur erst, wenn sich Alles was er verspricht, im ganzen Umfange bestätigt. Ganz ohne nützliches Ergebniß ist seine Einfindung schwerlich. Einfache Mittel wirken oft viel, z. B. das Salz, dessen sich vielleicht auch Herr Bickes mit bedient. So lesen wir in einem Blatte Folgendes, wonach sich Gartenbesitzer richten können: — Auf keine Weise soll man so große, so süße und gewürzhafte Obstfrüchte erhalten, als wenn man um jeden Obstbaum, so weit sich der Umfang seiner Aeste vom Stamm an erstreckt, diesen Platz mit Salz, auch Düngsalz, im Frühherbste dergestalt überstreut, daß die Oberfläche des Bodens damit bedeckt ist. Die Wirkung dieses Mittels ist großartig. Wurde z. B. bei zwei Obstbäumen von gleicher Art und Gattung, welche von gleichem Umfange des Stammes, der Aeste und Zweige waren, die neben einander standen, außer anderem Dünger, bei dem einen dieser Bäume noch Salz oben darauf gestreut, so waren die Früchte des Baumes, wobei das Salz mit angewendet

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

worden, größer, süßer und gewürzhafter. Dasselbe Ergebniß fand statt, wenn von zwei Bäumen der eine mit Mist, der andere aber bloß mit Salz gedüngt wurde. — Auch bei Obststrauchfrüchten, als Stachelbeeren, Johannisbeeren u. dgl. hat Salz, als Düngungsmittel angewendet, vor den übrigen Düngungsstoffen entschiedenen Vorzug. Welschkorn und Waizen, vor dem Säen in Salpeterwasser eingeweicht, geben bessere und reichere Pflanzen, als solche von unzubereiteten Körnern; das ist ganz kürzlich in Amerika erprobt worden.

Ein Erdbebenableiter.

— — Das schreckliche Erdbeben, durch welches die Stadt Point-à-Pitre auf Guadeloupe unlängst zerstört worden ist, hat einen Physiker (!) auf den Gedanken gebracht, unterirdischen Katastrophen in ähnlicher Weise vorzubeugen, wie man sich gegen den Wetterstrahl durch Blitzableiter schützt. Ein Pariser Blatt gibt folgende Skizze von dem Plane des Erfinders: „Er geht von dem Vordersatze aus, daß die Erdbeben electrische Erscheinungen sind. Ist der electrische Herd, sagt er, reichlich und tief genug, und es bildet sich ein Ausgang, so wird ein Vulkan entstehen, durch welchen mehr oder minder häufige Ausbrüche Statt finden werden, die in der That nur electrische Repulsionen der im Schooß der Erde enthaltenen Stoffe sind. In allen Fällen, wenn man das Uebel kennt, ist die Abhülfe leicht. (So?) Um ein Land gegen die schrecklichen Wirkungen, die so häufig durch Erdbeben erzeugt werden, zu schützen, muß man bedenken, daß dieses Phänomen von der Electricität abhängt; daß die electrische Materie sich allen leitenden Körpern sehr wohl mittheilt; daß die Metalle die besten Leiter sind, und daß die metallischen Spitzen die electrische Materie in großen Entfernungen anziehen. Um die electrische Materie aus der Erde abzuziehen, muß man so tief als möglich sehr große eiserne Stangen in den Boden einschlagen (!!), deren beide Extremitäten die, welche in die Erde geht, und die, welche auf der Oberfläche bleibt, mit mehreren quirlförmigen Spitzen versehen sind; die unteren Spitzen, die in der Erde liegen, ziehen das im Schooße derselben verborgene electrische Fluidum an, welches sich dann den eisernen Stangen mittheilt und durch die oberen quirlförmigen Spitzen in Form von Brillantfeuer entleert." (Gut gesagt!) — Dieser „Gedanke" hat Aehnlichkeit mit dem eines rheinischen Landwirths, der nach Belieben Regen machen wollte, und zwar mit hundert Pfund Schießpulver und Lufterschütterung durch Kanonendonner!

Gute Lehren und weise Sprüche aus dem Alterthume.

Unter dem Titel: Das klassische Alterthum für Deutschlands Jugend, eine Auswahl aus den Schriften der alten Griechen und Römer; hat Dr. Heinrich Weil in Frankfurt ganz kürzlich ein Büchlein herausgegeben, das sich durch die treffliche Auswahl, wie durch gediegene und geschmackvolle Uebertragung gleich sehr empfiehlt. Nachstehende Züge und Gedanken sind demselben entlehnt:

Der Tod des Weisen.

Gorgias, der Weise aus Leontium, sank gegen das Ende seines Lebens, vor Altersschwäche, allmählig in immer längern und längern Schlaf. So lag der Greis auf dem Bette, und wenn Jemand von seinen Angehörigen ihn fragte: „Wie geht es dir, Gorgias?" so antwortete er: „Der Schlaf fängt schon an, mich seinem Bruder zu übergeben."

Einige Aussprüche des älteren Cato.

Ich verzeihe Allen, die da fehlen, ausser mir selbst.

Lieber will ich den Dank für eine gute Handlung entbehren, als die Strafe für eine schlechte.

Die Vernünftigen lernen mehr von den Thörichten, als die Thörichten von den Vernünftigen lernen. Denn diese hüten sich vor den Fehlern der Thörichten, jene aber ahmen die richtigen Handlungen der Vernünftigen nicht nach.

Bildung.

Demosthenes antwortete einem Menschen, der ihn schimpfte: „Ich lasse mich nicht auf einen Kampf ein, in welchem der Unterliegende dem Sieger überlegen ist."

Werth.

Von den beiden Freiern, die sich um die Hand seiner Tochter bewarben, zog Themistocles den tüchtigen Mann dem reichen vor, indem er sagte: „Lieber einen Mann, der des Geldes, als Geld, das eines Mannes benöthigt ist."

Unterschied des Weisen und des gewöhnlichen Menschen.

Des Alltagsmenschen Beschaffenheit und Grundzug: niemals von sich selbst Förderung oder Hemmung erwarten, immer nur von den Außendingen.

Des Weisen Beschaffenheit und Grundzug: alle Förderung wie alle Hemmung allein von sich selbst erwarten.

Der Sitz unserer Uebel.

Was die Menschen aus der Fassung bringt, sind nicht die Dinge, sondern die Meinungen von den Dingen. So ist der Tod nichts Schreckliches — sonst wäre er ja auch dem Socrates so erschienen — sondern die Meinung, die man von dem Tode hat, daß er etwas Schreckliches sei, die ist das ganze Schreckliche an ihm. Wenn wir also verlegen, oder ausser Fassung oder traurig sind, so laßt uns niemals Andere anklagen, sondern immer uns selbst, das heißt: unsere eignen Meinungen. Ein Ungebildeter klagt Andere an, wo er selbst ein Uebel ist; ein Halbgebildeter sich selbst; ein Gebildeter weder Andere noch sich.

Lebensregeln.

Trage Scheu vor dir selbst, und du wirst dich nicht vor Anderen zu schämen brauchen.

Wenn du nicht viel begehrst, so wird dir das Wenige viel scheinen.

Da sich die Dinge des Lebens nicht unseren Wünschen bequemen, so müssen wir unsere Wünsche den Dingen anpassen.

Beneide Niemanden: die Guten verdienen ihr Glück, die Bösen sind auch im Glücke elend.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Blumenlese.

Neid.

Neide nicht Andern ihr Gut: dir selber zeugest du Schande.
Neidlos leben zusammen die seligen Kinder des Himmels.
Neidet der Mond wohl den Glanz der mächtiger strahlenden Sonne?
Neidet die Erde im Thal des Himmels erhabene Wölbung?
Neiden die Ströme das Meer? Ein Einklang bindet sie alle.

Lebensregel.

„Sterben muß ich doch einst;" So denk' und genieße was dein ist.
„Leben kann ich noch lang;" Denk' es und spare dein Gut.

Wahres Glück.

Oft wohl leben in Fülle die Bösen, die Guten in Armuth;
Aber tausche du nicht Tugend um blinkendes Gold.
Siehe, die Tugend besteht, sie bleibt dir treu bis ans Ende.
Gold besitzest du heut, morgen ein Anderer schon.

Das einzige Ziel der Hoffnung.

Arm an Reizen ist unser Leben und dürftig an Freuden.
Wenn wir die Sorgen nicht reißen aus unserer Brust.
Graue Haare pflanzen sie auf, dem grünenden Scheitel;
Zehren der Menschen Gemüth wüthend und wüthender aus,
Daß oft Sterben seliger ist als jammernd zu leben,
Daß der Arme beinah immer sich glücklicher fühlt.
Darum richte dein Herz auf Einem Ziele der Hoffnung,
Andern gönne nicht Raum; Mäßigung heißet das Ziel.

Das Gold.

Gold, du Vater der Schmeichler, du Sohn der Schmerzen und Sorgen:
Wer dich entbehret hat Müh; wer dich besitzet hat Leid.

Vorurtheile gegen die Kartoffeln in früheren Zeiten.

Diese nützliche Frucht, von welcher jetzt in Deutschland mehr als sechszig Abarten vorhanden sind, war in unserm Vaterlande schon im siebenzehnten Jahrhundert als Kulturfrucht hie und da bekannt, aber ihr Anbau verbreitete sich nur allmälig; er wird im Großen erst seit sechszig, höchstens siebenzig Jahren betrieben, und hat seine gegenwärtige Bedeutung für die Landwirthschaft nur in den letzten Jahrzehnten gewonnen, besonders durch die Bemühungen des berühmten Landwirths Thaer, den man nicht mit Unrecht den „Apostel des Deutschen Kartoffelbaus" genannt hat.

Der alte Vaterlandsfreund Joachim Nettelbeck erzählt in seiner von ihm selbst aufgezeichneten Lebensbeschreibung, — ein Buch das jeder Vater seinen Söhnen in die Hände geben sollte, — Folgendes, aus den vierziger Jahren. Damals war theure Zeit in Pommern.

Kolberg erhielt aus des großen Friedrichs vorsorgender Güte ein Geschenk, das damals hier zu Lande noch völlig unbekannt war. Ein großer Frachtwagen voll Kartoffeln nämlich, langte auf dem Markte an, und durch Trommelschlag in der Stadt und den Vorstädten erging die Bekanntmachung, daß jeder Gartenbesitzer sich zu einer bestimmten Stunde vor dem Rathhause einzufinden habe, indem des Königs Majestät ihnen eine besondere Wohlthat zugedacht habe. Man ermißt leicht, wie Alles und Jedes in eine stürmische Bewegung gerieth, und das um so mehr, je weniger man wußte, was es mit diesem Geschenke zu bedeuten habe.

Die Herren vom Rathe zeigten nunmehr der versammelten Menge die neue Frucht vor, welche hier noch nie ein menschliches Auge erblickt hatte. Daneben ward eine umständliche Anweisung verlesen, wie diese Kartoffeln gepflanzt und bewirthschaftet, desgleichen, wie sie gekocht und zubereitet werden sollten. Besser freilich wäre es gewesen, wenn man eine solche geschriebene oder gedruckte Instruktion gleich mit vertheilt hätte, denn nun achteten in dem Getümmel die wenigsten auf jene Vorlesung. Dagegen nahmen die guten Leute die hochgepriesenen Knollen verwundert in die Hände, rochen, schmeckten und leckten dran, kopfschüttelnd bot sie ein Nachbar dem Andern; man brach sie von einander und warf sie den gegenwärtigen Hunden vor, die dran herumschnopperten und sie gleichmäßig verschmäheten. Nun war ihnen das Urtheil gesprochen!

„Die Dinger" — hieß es — „riechen nicht und schmecken nicht; und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?" Am allgemeinsten war dabei der Glaube, daß sie zu Bäumen heranwüchsen, von welchen man zu seiner Zeit ähnliche Früchte herabschüttle.

Inzwischen ward des Königs Wille vollzogen, und seine Segensgabe unter die anwesenden Garteneigenthümer ausgetheilt nach Verhältniß ihrer Besitzungen, jedoch so daß auch die geringeren wenigstens einige Metzen erhielten. Aber kaum irgend Jemand hatte die ertheilte Anweisung zu ihrem Anbau recht begriffen. Wer sie also nicht geradezu in seiner getäuschten Erwartung auf den Kehrichthaufen warf, ging doch bei der Anpflanzung so verkehrt als möglich zu Werk. Einige steckten sie hie und da einzeln in die Erde, ohne sich weiter um sie zu kümmern, andere glaubten das Ding noch klüger anzufangen, wenn sie die Kartoffeln beisammen auf einen Haufen schütteten und mit etwas Erde bedeckten.

Nun mochten aber wohl die Herren vom Rath gar bald in Erfahrung gebracht haben, daß es unter den Empfängern viele lose Verächter gegeben, die ihren Schatz gar nicht einmal der Erde anvertraut hätten. Darum ward in den Sommermonaten durch den Rathsdiener und Feldwächter eine allgemeine und strenge Kartoffelschau veranstaltet, und den widerspänstig Befundenen eine kleine Geldbuße auferlegt. Das gab wiederum ein großes Geschrei, und diente auch eben nicht dazu, der neuen Frucht an den Bestraften, bessere Gönner und Freunde zu erwerben.

Das Jahr nachher erneuerte der König seine wohlthätige Spende durch eine ähnliche Ladung. Allein diesmal verfuhr man dabei höhern Orts auch zweckmäßiger, indem zugleich ein Landreiter mitgeschickt wurde, der als ein geborener Schwabe des Kartoffelbaus kundig und den Leuten bei der Auspflanzung behülflich war, auch ihre weitere Pflege besorgte. So kam also diese Frucht zuerst ins Land Pommern, und hat seitdem, durch immer vermehrten Anbau kräftig gewehrt, daß nie wieder eine Hungersnoth so allgemein und drückend bei uns hat um sich greifen können. Dennoch erinnere ich mich gar wohl, daß ich erst volle vierzig Jahr später (1785), bei Stargard, zu meiner angenehmen Verwunderung, die ersten Kartoffeln im freien Felde ausgesetzt gefunden habe.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Erzherzog Karl von Oesterreich in der Schlacht bei Aspern.

(Tafel 27 und 28.)

Ein theurer Name für jeden Deutschen, ein wackerer und mannhafter Streiter für das Vaterland! Erzherzog Karl hat auch in den trübsten Tagen und unter den schwierigsten Umständen den Muth nicht verloren, er hat damals gerettet, was gerettet werden konnte; er hat den Ruhm der österreichischen Waffen, der durch so manche Unglücksfälle verdunkelt war, wieder hergestellt, er war der erste, der den Beweis lieferte, daß Napoleon nicht unüberwindlich sei.

Erzherzog Karl ist nun ein Siebenziger und Silberhaar deckt seinen Scheitel. Eine an Stürmen, an Wechselfällen, an großartigen Ereignissen und Begebenheiten aller Art so reiche Zeit hat er durchlebt; und auf seine Thaten darf er mit jener Befriedigung zurückblicken, die das Bewußtsein eifrigen Strebens und erfüllter Pflicht gewährt.

Schon in frühern Jugendjahren zeigte er Vorliebe für die Waffen und die Kriegswissenschaften, er kräftigte seinen jungendlichen Geist durch das Studium der Geschichte, er las die Lebensbeschreibungen großer Feldherren aller Zeiten mit Vorliebe, und zeigte schon als Jüngling männlichen Sinn. Als der Kampf mit Frankreich ausbrach, eilte der Erzherzog, damals zwei und zwanzig Jahre alt, ins Feld, und focht in der Schlacht von Jemappes unter dem Befehle des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen, seines Oheims. Später führt er die Vorhut im Heere des Prinzen von Koburg; er gewinnt die Schlacht von Aldenhoven, welche elftausend Gefangene in seine Hände liefert. Er wird Feldmarschallieutnant. Er siegt bei Thienen (Tirlemont) nachdem er Maastricht entsetzt hat, und schlägt bei Neerwinden mit fünfzigtausend Mann, sechszigtausend Franzosen auf's Haupt. Ueberall bethätigt er Kaltblütigkeit, sichern Blick und feste Beharrlichkeit, er zeigt Feldherrntalent und erwirbt das Vertrauen der Krieger, die er so oft zum Siege führt, und das ihm auch dann bleibt, als das Glück sich von den österreichischen Fahnen wendet. Bei Landrecy, Doornick und Charleroi war es ihnen noch hold. Es weicht aber, wo der Erzherzog nicht das Heer führt, z. B. in Italien; sobald er im Felde erscheint, sobald sein Rath befolgt wird, kehrt es wieder. Er schlägt Bernadotte und Jourdan, treibt Moreau vor sich her, wirft die Franzosen über den Rhein, und stellt so ein Gleichgewicht her, da der Feind in Italien siegreich war. In dem Feldzuge von 1799 bewährt er abermals seinen Muth und sein Talent besonders in den

Schlachten von Ostrach, Stockach und Zürich. Als 1805 Napoleon Deutschland durchzog und die Schlacht von Austerlitz gewann, schlug der Erzherzog bei Caldiero Massena auf's Haupt, und als ein unglücklicher Friede geschlossen war, verzweifelte er nicht etwa, sondern hoffte mit Zuversicht auf bessere Tage, die er, so viel in seinen Kräften stand, vorzubereiten suchte. Oesterreich hatte während der langen Kriege einen bedeutenden Theil seines Heeres verloren; der Erzherzog begriff, daß das alte Soldatenwesen nicht mehr haltbar sei, daß er Napoleon erfolgreich nur mit neuen Elementen gegenüber treten könne, und darum schuf er eine Landwehr, die seinem Vertrauen völlig entsprach, und sich oftmals in ihrer ganzen Tüchtigkeit bewährte.

Mit Napoleon war kein dauerhafter Friede möglich; er wollte Europa beherrschen, über alle anderen Mächte nach Belieben verfügen, sie sollten seinem Ehrgeize und seinen Plänen dienen. Mit Mißtrauen sah er, daß Oesterreich seine Streitmacht neu organisirte und auf achtunggebietenden Fuß brachte. Dazu lag freilich die Veranlassung nahe, denn hatte nicht Napoleon in seinem Uebermuthe von Erfurt aus sich gerühmt, daß es nur bei ihm gestanden habe, die österreichische Monarchie aufzulösen? War diese nicht gerüstet, so war sie dem Feinde auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Die durch Erzherzog Karl geschaffene Landwehr war ihm ein Dorn im Auge; und in seinem Aerger erklärte er einst, daß sie in Allem den Franzosen nachäffe und dem Esel in der Löwenhaut gleiche. Sie hat ihm aber bei Aspern gezeigt, daß in der Löwenhaut auch wirklich ein Löwe steckte, und daß Tapferkeit eine Tugend sei, die auch anderen Völkern als den Franzosen inne wohnt.

Napoleons Joch wurde immer unerträglicher; Oesterreich faßte den Entschluß, dasselbe um jeden Preis abzuschütteln. Mit England und den Spaniern wurden Verbindungen angeknüpft, im Februar 1809 die Rüstungen ganz offen betrieben, und zu Ende März erschien in Wien ein Aufruf des Kaisers an seine Völker, der den Krieg als eine nothwendige Maaßregel der Selbsterhaltung hinstellte, da der Eroberer es nicht ertragen könne, daß man seinen unbilligen Zumuthungen nicht Folge leiste. Am 6. April erklärte Erzherzog Karl, als Oberbefehlshaber des Heeres, daß der Krieg begonnen habe; zwei Tage später ging der Kaiser zur Armee ab. Vergeblich, so hieß es im Aufrufe, habe der Kaiser den Frieden mit Frankreich zu erhalten gesucht; so wie Napoleon Spanien zu unterjochen trachte, so wie er das Oberhaupt der Kirche mißhandelt, wie er Italiens Provinzen sich zugeeignet, wie er die Länder Deutschlands verschenkt und bedrückt, so solle auch Oesterreich dem großen Reiche huldigen. Er verlange, daß es seine Vertheidigungsmaaßregeln einstelle, und sich unbewaffnet seiner Willkür preisgebe, und weil es den unwürdigen Antrag verworfen, sehe es sich jetzt von französischen Heeren bedroht. Zugleich rief Erzherzog Karl das deutsche Volk auf, sich zu erheben und das schmähliche Joch zu zerbrechen, um die Unabhängigkeit und die Ehre, welche ihm gebühre, wieder zu erlangen.

Am 10. April ging ein Theil des österreichischen Heeres über den Inn, und der Krieg hatte begonnen. Auch von Böhmen her rückten Streitkräfte vor, und die Tyroler erhoben sich. Es war eine Zeit der tiefsten Schmach für Deutschland, denn nicht blos mit französischen Truppen kämpfte Napoleon gegen Oesterreich, sondern auch mit Deutschen, mit den Soldaten des Rheinbundes, der ganz von ihm abhing, und dessen Fürsten seinem Befehle gehorchen mußten. Davoust stand bei Regensburg, Massena bei Ulm, Oudinot bei Augsburg; die Baiern bei München, Landshut und Straubing, die Würtemberger bei Heidenheim, die Sachsen wurden von Bernadotte, die Polen von Poniatowsky befehligt. Napoleon war in vier Tagen von Paris bis an die Donau geeilt; am 18. April verlegte er sein Hauptquartier nach Ingolstadt. Anfangs war der Krieg glücklich für Oesterreich; die Baiern waren in Tyrol aufs Haupt geschlagen, Erzherzog Ferdinand rückte in das Herzogthum Warschau ein, Erzherzog Johann schlug in Italien den Vicekönig von Italien. Aber in Deutschland hatten die österreichischen Waffen ungünstigen Erfolg. In fünf unglücklichen Tagen, vom 19. bis 23. April gewann Napoleon, wohl gemerkt durch deutsche Truppen, Sieg auf Sieg; bei Thann und Pfaffenhofen durch Davoust und Oudinot; zwar nahmen die Oesterreicher am 20. April Regensburg ein, verloren aber die Schlacht bei Abensberg, Landshut fiel in die Gewalt des Feindes, und auf die Niederlage bei Eckmühl folgte der Verlust von Regensburg. Erzherzog Karl mußte mit seinem in Verwirrung gerathenen Heere nach Böhmen zurückweichen.

Nach jenen Schlachten war die nach Wien führende Straße nur durch ein schwaches Heer gesichert. Rußland trat auf Napoleons Seite, und ließ eine Armee in Gallizien einrücken; von allen Seiten drangen Feinde auf Oesterreich ein. Unter beständigen Gefechten rückten die Franzosen sammt ihren Helfershelfern auf Wien vor, und heerten das Land. Am 10. Mai stand Napoleon vor Wien, am 12. Mai hielt er seinen Einzug.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der 18te September 1796.

ERSTÜRMUNG VON MANNHEIM

Der 10te Januar 1797.

SCHLACHT BEI KEHL.

Der 18te März 1793.

SCHLACHT BEI NEERWINDEN.

Der 26te April 1794.

SCHLACHT BEI LANDRECY.

Copie mit Bewilligung des Verlegers

I.B4..28.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Inzwischen hatte Erzherzog Karl in Böhmen sein Heer verstärkt, zog gegen Wien, und stand am linken Donauufer. Als die Franzosen den Versuch machten, über den Strom zu setzen, kam es zur Schlacht von Aspern, am 21. und 22. Mai. Auf beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit gestritten; am zweiten Tage neigte sich der Sieg auf die Seite der Oesterreicher. Napoleon wurde zum ersten Male in offener Feldschlacht aufs Haupt geschlagen, und mußte sich zurückziehen, um von seinen Reserven und Geschützvorräthen nicht abgeschnitten zu werden.

Leider hatte dieser Sieg des Erzherzogs nicht die Folgen, welche man erwarten durfte, und bald machten die Niederlagen bei Enzersdorf und Wagram am 5. und 6. Juli dem Kriege ein Ende. Der wiener Friede wurde geschlossen, in welchem Oesterreich beinahe zweitausend Geviertmeilen Land mit nahe an vier Millionen Seelen einbüßte. Es hatte viel verloren, aber die Ehre nicht.

Mit Recht sagt eine deutsche Zeitung: „Wie wenig auch der Ausgang des Feldzugs den Hoffnungen und Wünschen der Patrioten entsprochen, so bleibt doch unläugbare Thatsache: Napoleon im Zenith seiner Macht und seines Ruhmes, noch ungeschwächt vom russischen Winter, an der Spitze seiner besten, tapfersten und kriegserfahrensten Heere wurde vom Erzherzoge bei Aspern aufs Haupt geschlagen, wie nie zuvor. Spätere Schlachten, wie ruhmvoll und glücklich, wie unvergleichbar folgenreicher sie auch sein mochten, waren jedenfalls die leichtere Aufgabe. Dies geschah in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung, wo die deutschen Stämme, in schmählicher Abhängigkeit, geknechtet gegen ihr eigenes Fleisch und Blut wütheten, und gierig über die blutigen Spolien des Nachbars herfielen. In jener Zeit mochte es dem alten Kaiserhause geziemen und wohl anstehen, die deutsche Fahne noch einmal in todesmuthiger Hand emporzuhalten, der letzte Kämpe!"

In der Schlacht bei Neerwinden einem Dorfe in Brabant siegten die Oesterreicher über Dumouriez. Es handelte sich in dem Feldzuge darum, den Franzosen die Niederlande wieder zu entreissen. Dumouriez Plan war, von Südniederland aus auch Holland zu erobern, und die Festungen Breda und Gertruydenburg waren bereits in seine Hände gefallen. Maastricht wurde bombardirt, der Niederrhein bedroht. Da gingen Ende Februar 1794 die Oesterreicher von Jülich und Düren aus über die Roer und gewannen die Schlacht bei Aldenhoven. Selbst ihre Reiterei half die feindlichen Batterien erstürmen. Den Befehl führten der Prinz von Koburg, Erzherzog Karl, die Generale Clairfait und la Tour. Das Heer war 60,000 Mann stark. Nun mußten die Franzosen Aachen, Lüttich und andere Städte räumen, die Beschießung von Maastricht aufgeben. Sie wurden bei Tongern wieder geschlagen. Prinz Friedrich von Braunschweig schlug sie aus Roeremonde heraus, und drang in Holland ein. Der österreichische General Beaulieu rückte mit 12,000 Mann aus Lützelburg gegen Namür vor. Dumouriez und Miranda mußten sich überall zurückziehen. Jener zog alle seine Truppen, 80,000 Mann, zusammen und stellte sich dem 50,000 Mann starken österreichischen Heere bei Neerwinden entgegen. Die Franzosen verloren 4000 Mann und 37 Stück Geschütz. Zum Siege trug wesentlich Prinz Friedrich von Braunschweig bei, welcher den, von mörderischem Kanonenfeuer der Franzosen zum Wanken gebrachten, linken Flügel der Oesterreicher stützte. Die Folge des Siegs war die Besetzung der österreichischen Niederlande. Die Oesterreicher rückten darauf in Frankreich ein, gewannen mehrere Festungen. Im folgenden Jahre eröffneten sie schon früh den Feldzug mit großem Glück. Am 17. April machten sie einen Angriff auf die Verschanzungen der Franzosen zwischen Bouchain und Guise, und trieben sie zurück; der Feind verlor mehre tausend Todte, 30 Kanonen und viele Gefangene. Acht Tage später rückten die Franzosen jedoch wieder ins Feld und am 26. April kam es zur Schlacht in der Ebene bei Catillon, die man gewöhnlich nach der Festung Landrecy im französischen Norddepartement, nennt, die sich gleich nachher ergeben mußte. Die Franzosen hatten an Todten und Gefangenen einen Verlust von 12,000 Mann und büßten fünfzig Kanonen ein.

Aus diesen Schlachten stellt unsere Tafel zwei Scenen dar; die dritte gibt eine solche aus der Schlacht bei Kehl vom 10. Januar 1797; die vierte zeigt die Erstürmung Mannheims am 18. September 1799.

Seitdem der Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aldenhoven an der Roer seine ersten kriegerischen Lorbeeren erndtete, ist nun ein halbes Jahrhundert verflossen. Damals erhielt er für seine Tapferkeit und Kalt-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

blütigkeit, in welcher er keinem der alten, erprobten Krieger nachstand, das Großkreuz des Maria-Theresiens-Ordens, der als seltene Auszeichnung nur Männern ertheilt wird, die sich auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet haben. In Wien wollte man den passenden Zeitpunkt nicht vorübergehen lassen, ohne den greisen Helden öffentlich und feierlich zu ehren, und ihm zu beweisen, daß man auch mitten im Frieden dankbar die Dienste anerkenne, welche der Erzherzog im langen Kriege der Sache Oesterreichs und Deutschlands geleistet. Zur passenden Veranlassung diente das fünfzigjährige Jubelfest der Verleihung des Großkreuzes, und viele Ritter desselben hatten sich, zum Theil aus fernen Gegenden, eingefunden, um das Fest zu verherrlichen. Da sah man die Erzherzoge, und unter ihnen den „Steyermärker" Johann, der auch in mancher Schlacht rühmlich und mit hohen Ehren gefochten, den Feldzeugmeister Bianchi, der einst bei Tolentino gesiegt hatte, die Grafen Hardegg, den „Reiter" Tettenborn, und auch einen jungen wakkern Degen, des Jubilars würdigen Sohn, Erzherzog Friedrich, ein Stolz der österreichischen Flotte, der für seine Unerschrockenheit, welche er vor einigen Jahren bei Sarda in Syrien zeigte, den Theresienorden erhielt, dessen jüngster Ritter er ist.

Zur Vorfeier des Festes fand ein glänzendes Ringelrennen statt. Am dritten April gab der Jubilar allen anwesenden Ordensrittern ein Festmahl, bei welchen er ihnen für die Großthaten dankte, welche sie für das Vaterland vollführt. Am fünften April, dem zur eigentlichen Feier bestimmten Tage, stellte sich die zwölftausend Mann starke Besatzung von Wien in Parade auf; später kam der Kaiser, begleitet von dem Jubilar und dreihundert Offizieren; auch die übrigen Glieder der österreichischen Familie waren zugegen. Nach gefeiertem Gottesdienste wurden die Geschütze gelöst, und während die Kanonen donnerten, hing der Kaiser dem Helden einen aus Brillanten bestehenden Ordensstern um, und umarmte ihn, seinen Oheim. Die zwölftausend Mann setzten sich dann in Bewegung, und bewiesen dem Feldherrn ihre Ehrfurcht; die versammelte Volksmasse brach in lauten Jubel aus. Bei dem später im Rittersaale veranstalteten Festmahle, waren an den Marmorsäulen die Namen der Schlachten, — wohl ein halbes hundert — zu lesen, in denen der Erzherzog gekämpft; sein Wappenschild war in einem Lorbeerkranze aufgehängt an der durch eine Kanonenkugel zerschmetterten Stange jener Fahne des Regimentes Zach, die der Erzherzog in der Schlacht von Aspern dem sinkenden Fahnenträger aus der Hand riß und dem wankenden Regimente vortrug, das er, von Kugeln umsaust, zum Siege führte. Ehre dem Erzherzog und Ehre den Kriegern, durch deren Tapferkeit er seine Siege erfocht.

Ein Ritt durch die Pampas.

Die südamerikanischen Pampas oder Grasfluren von Buenos-Ayres haben den ungeheuern Flächeninhalt von sechs und siebenzigtausend Geviertmeilen, sie sind demnach siebenmal so groß als Deutschland, und ihre Ausdehnung ist so gewaltig, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise bedeckt sind.

Diese Pampas werden von kaum anderthalb Millionen Menschen bewohnt, zum Theil Abkömmlingen der spanischen Ansiedler, zum Theil Indianern. Jene leben entweder in den einzelnen Städten und treiben bürgerliche Gewerbe, oder sie sind Hirten, sogenannte Gauchos, welche die Heerden hüten, deren es eine unzählige Menge gibt. Denn die aus Europa herübergebrachten Pferde, Kühe und Stiere haben sich auf diesen ausgedehnten Grasfluren unglaublich vermehrt, und die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wilden Rinder und Rosse laufen zu tausenden umher. Wer sie fängt, dem gehören sie. Der Gaucho (Hirt) führt ein einfaches Leben, er hat noch Sitten und Gebräuche, wie sie vor einigen hundert Jahren in Spanien herrschten; er ist zumeist auf den Umgang mit seines Gleichen beschränkt, und mit Fremden kommt er selten in Berührung, weil nur wenige Europäer die ohnehin durch steten Bürgerkrieg zerrütteten Laplata-Staaten besuchen. Doch verliert sich hin und wieder ein reiselustiger Engländer in jene Gegenden, um in der Hütte eines Gaucho Grog zu trinken, was ihm eben so viel Freude macht, als am Ganges Roastbeef zu essen, oder auf den Pyramiden Thee zu schlürfen. Von Buenos-Ayres nach Mendoza führt eine Art von Poststraße nach Chile, und Posthaltereien sind auch vorhanden. Aber selten haben diese Thüren und Fenster, immer aber Strohdächer, die mit Lehm beworfen werden, und dann den Regen abhalten. Die innere Ausstattung entspricht dem Aeussern, und auf welche Bequemlichkeiten der Reisende rechnen kann, läßt sich daraus leicht abnehmen. Er findet eine roh gearbeitete Bettstelle, einen Tisch, einige Stühle, ein Waschbecken — und damit fertig. Hat er werthvolle Sachen bei sich, so thut er wohl, genau auf dieselben Acht zu geben, denn vom Eigenthumsrechte hat der Gaucho zuweilen seltsame Begriffe. Uebrigens reist man rasch, weil wenig darauf ankommt, ob einige Pferde todt gejagt werden. Fallen sie, so fängt man andere ein, zähmt sie, und der Schaden ist ersetzt.

Eine Landplage sind die herumstreifenden Indianer. In den Gegenden, welche von diesem „rothen Ungeziefer" heimgesucht werden, baut der Gaucho seine Hütte gern wie eine Festung, um sich vertheidigen zu können. Auch die Posthäuser sind mit tiefen Gräben, und dichten Hecken von stacheligem Kaktus umzogen. Diese Hecken werden sehr hoch, und halten die Indianer ab, die nur mit Speeren und Fangleinen versehen sind.

Am sichersten reist man dort in Gesellschaft; man muß eine Karawane bilden, und eine Anzahl handfester Gauchos in Sold nehmen. Diese erzählen allerlei erschreckliche Geschichten von der Wildheit und dem Blutdurste der Indianer; sie thun es aber insgemein nur, um sich desto wichtiger zu machen. Freilich ist mit den Indianern jener Gegend, die vortreffliche Reiter sind, nicht zu spassen, und die Spanier wissen von ihnen nachzusagen. Die Rothen fallen bei Tage wie bei Nacht und Nebel über die Wohnungen der Weißen her, ermorden ohne Unterschied was ihnen vorkommt; nur junge hübsche Weiber und Mädchen schleppen sie mit sich, tief in die Steppe hinein; die Hütte wird aber stets niedergebrannt.

Ich war, erzählt ein Reisender, wenigstens hundert Stunden landeinwärts gekommen, ohne einen Indianer gesehen zu haben, und ich hatte die Furcht vor ihnen so ziemlich verloren. Jetzt war ich wohl drei Tageritte weit vom La Platastrome entfernt, und mochte meinen Gefährten wohl um eine Wegstunde vorausgeeilt sein. Da erblickte ich in geringer Entfernung von mir einen Strauß. Die Gelegenheit war lockend, der Vogel mußte mein werden. Die Leine mit den Wurfkugeln — dem Lasso — verstand ich zu handhaben, mein Pferd war ein vortrefflicher Renner, ich wollte also mein Glück versuchen. Ei, solch eine Straußenjagd will was sagen. Was wollen Hühner- und Hasenjagden, was selbst die Hetzjagden im Vergleich mit dieser? Da renne ich hin über die weite Grasebene, Viertelstunden verfließen rasch wie Minuten, der Strauß kommt mir nicht aus dem Gesichte, und je schneller er läuft, um so hitziger werde ich. Lange habe ich Zeit gebraucht, um ihm nahe zu kommen, endlich darf ich hoffen, ich bin schon bereit ihm meinen Lasso überzuwerfen, da tritt mein Pferd in ein Biscachero, stürzt nieder, und beschädigt mich. Der Strauß aber läuft seines Wegs und ich habe das Nachsehen.

Was ist aber ein Biscachero? Ein Biscacho ist ein vierfüßiges Thier, — der sogenannte Wiesenhund, — das die Naturforscher lateinisch Aretomys ludoviciana nennen, kleiner als das Murmelthier; es lebt in Erdlöchern, die oben mit einem etwa achtzehn Zoll hohen Walle versehen sind, und oft zu tausenden beisammen stehen. Man nennt sie Biscacheros. Diesen Wall aber sieht man im hohen Grase nicht, besonders wenn man das Pferd zu gestrecktem Laufe antreibt.

Da lag ich also; glücklicherweise war mir der Zügel nicht aus den Händen gekommen; aber ich war betäubt, konnte nicht gleich wieder aufstehen und hatte Muße genug, mir den blauen Himmel zu betrachten. Nach einiger Zeit erholte ich mich, kam mit Mühe und Noth wieder in den Sattel, und ritt nun langsam der Gegend zu, in welcher sich, meiner Meinung nach, die Straße befinden mußte.

Durch den Fall war mir viele Zeit verloren gegangen. Wo sollte ich nun meine Reisegesellschaft finden? Ihr nachsetzen, das ging nicht wohl, da ohnehin mein Pferd durch den Fall gelitten hatte, und durch das Rennen hinter dem Strauße her abgejagt war. Auch konnte ich keinen Trab ertragen; meine Rippen schmerzten mich allzusehr.

Vor mir lag die weite, unbegränzte Ebene; wo der Weg war, wußte ich nicht, und kam nicht etwa ein mitleidiger Gaucho in die Gegend, so war gewiß, daß Hun-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ger und Durst, die mich mächtig heimsuchten, sobald nicht gestillt werden konnten. Aber ich sah nur wilde Kühe, die im hohen Klee weideten. Ungeduldig, und meiner Schmerzen nicht achtend, rannte ich einige Male dem Pferde die Sporen in die Weichen, aber das arme Thier war zu abgemattet, und ging nur langsam weiter. Mein Durst wurde immer unerträglicher, und ich beschloß endlich dem Pferde eine Ader am Halse zu öffnen, und mich an seinem Blute zu letzen. Freilich hätte das zweckmäßigste Mittel den Durst zu löschen, ganz einfach darin bestanden, daß ich mir selber etwas Blut abgelassen hätte, aber ich war matt, hätte in Ohnmacht fallen, und mich dann verbluten können. So zog ich denn mein Messer hervor, und wollte die Operation verrichten. Als ich unwillkürlich noch einmal einen sehnsüchtigen Blick ringsum warf, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude einen Reiter, der eine wilde Heerde vor sich her jagte. Ich rief aus allen Kräften und feuerte ein Pistol ab. Jener trabte auf mich zu; mir blieb aber Zeit mein Pistol wieder zu laden, denn Vorsicht war in keinem Falle zu verachten, weil der Gaucho den Fremden eben nicht schont, wenn dieser Sattel, Sporen und harte Thaler bei sich trägt. Diesmal aber war meine Besorgniß unbegründet, denn der Reiter war ein Knabe von etwa zwölf Jahren. So steckte ich denn mein Pistol wieder bei, und erwartete ihn. „Was ist das?“ fragte er, als er seinen Gaul anhielt, und ich erzählte ihm mein Mißgeschick. Seine Wohnung sagte er mir, liege etwa anderthalb Stunden weit nach Süden zu, und er wolle mich mitnehmen. Zugleich nahm er ein Trinkhorn, das er an einer Schnur hängen hatte, und ich trank mich herzhaft satt. Wie mich das erquickte! Auch meinen Hunger stillte er mit gedörrtem Rindfleisch, und dann ritt er seiner Hütte zu. Ich folgte ihm.

Das Haus, vor welchem wir anhielten war hübscher gebaut, als man sie gewöhnlich in den Pampas findet. Es hatte sogar zwei Zimmer und ein drittes Gelaß, welches eine Küche vorstellte. Der Corral, das heißt der Raum in welchem sich das Vieh befindet, lag etwas beiseite und war eingehegt. Auf der Umzäunung saßen Dutzende von Geiern, die gewissermaßen zum Hausstande gehörten. Im Corral sah ich einige wunderhübsche, erst kürzlich eingefangene Pferde, die noch sehr unbändig waren. Ringsum lagen Massen von Knochen, die mich daran erinnerten, daß ich hier bei einem Rinderhirten und nicht bei einem Ackersmann war.

Statt der Thür diente eine vor der Zimmeröffnung angebrachte Stierhaut. Sie wurde zurückgeschlagen, und vor mir stand der Besitzer des Hauses. Die Gauchos sind als gastfrei bekannt, und haben auch in ihrer Abgeschiedenheit die ernste und würdige Höflichkeit bewahrt, die dem Spanier eigenthümlich ist. Diese treiben sie so weit, daß der Vater, wenn er ins Zimmer tritt, stets den Hut lüftet, auch wenn nur seine eigenen Kinder darin sind. Ich war daher nicht wenig erstaunt, daß ich, statt herzlich willkommen empfangen zu werden, keineswegs freundlich oder zuvorkommend aufgenommen wurde. Der Gaucho sah mich starr an, ließ die Hand an seinen Schenkel hinabgleiten und zog mit drohender Gebehrde sein langes Messer hervor. Als ich ihn jedoch begrüßt, und mein Mißgeschick erzählt hatte, steckte er die Waffe wieder an ihren Ort, und ersuchte mich einzutreten. Ich war matt und müde.

Weshalb war der Mann so unfreundlich? Ich begann ein Gespräch, und bemerkte im Laufe desselben, daß ich nicht hoffe, daß ein Reisender, der für die Nacht ein gastlich Obdach bei ihm suche, ihm Unbequemlichkeiten verursachen werde. Er verwandte, während ich sprach, keinen Blick von mir, und offenbar gewann er allmälig die Ueberzeugung, daß ich nichts Böses beabsichtigte. Seine Mienen wurden freundlicher, er nahm meinem Pferde Sattel und Zaum ab, und erklärte, sein Haus werde durch die Anwesenheit eines Kavaliers, wie ich, hoch geehrt.

„Ihr dürft mirs nicht verargen, wenn ich vorsichtig bin, sprach er; denn hier in der Ebene gibt es mehr Räuber als rechtschaffene Christen; auch wissen wir, daß gerade jetzt die Indianer in dieser Gegend umherstreifen; sie haben dort im Osten manche Hütte niedergebrannt, und wer weiß, ob sie nicht morgen schon bei uns sind. Man ist nicht guter Laune, wenn man jeden Augenblick besorgen muß, daß Einem die Kehle abgeschnitten wird. Entschuldigt also meinen Mangel an Höflichkeit.“ —

Er gab dem Pferde einen Schlag mit dem Zügel, nnd bat mich, in der bekannten spanischen Redeweise, Haus und Hof als das Meinige anzusehen. Also wieder die Indianer! Ich hatte so viel von ihnen gehört, ohne sie zu Gesicht zu bekommen. Brauchte mein Wirth die rothen Männer nicht etwa zum Vorwande, um mich zu schleuniger Abreise zu vermögen? Allein was sollte ich thun; ich war abgemattet, wußte den Weg nicht, und mußte in jedem Falle bis zum andern Morgen dort bleiben.

Das Innere der Wohnung war sehr sauber; die Lassos mit ihren Bolas oder Wurfkugeln, Zäume, Sporen, Sättel und anderes Gauchogeräth hing an den Wänden; in einer Ecke bemerkte ich eine Wiege, die in einer schlaff hängenden Kuhhaut bestand; das Feuer auf

dem Heerde brannte lustig, und die von der Decke herabhängende, mit Rindsfett genährte Lampe verbreitete helles Licht. Es war nun Abend geworden, und die Luft kühl. In meinem Körper wüthete ein hitziges Fieber, aber Arme und Beine waren eiskalt. Ich wollte durch einen Aderlaß die einzelnen Theile wieder ins Gleichgewicht bringen, und als ich mein Messer hervorzog, kamen an die fünf weibliche Gestalten, und wohl ein Dutzend Kinder, rothe, schwarze und weiße herbei, und guckten neugierig zu. Eine alte Negerin, welche die Küche zu besorgen hatte, hielt einen irdenen Napf unter, um das Blut aufzufangen, machte aber ihre Sache ungeschickt, weil sie meinen Anzug allzusorgsam musterte und nicht acht gab, weshalb ich sie laut und heftig tadelte.

Bald nachher wurde das Abendessen aufgetragen. Die Negerin brachte ein mächtiges Stück Rindsbraten, von dem sich Jeder mit seinem Taschenmesser nach Belieben abschnitt. Dazu trank man Wasser, denn Brod ist in den Pampas ein Luxusartikel den der Gaucho höchstens an Festtagen genießt. Nach dem Mahle erhoben sich Alle, verbeugten sich vor einem kleinen Marienbilde und gingen dann schlafen. Nur der alte Gaucho und eine junge hübsche Mulattin blieben wach und saßen am Heerde; es schien mir, als warteten sie auf Jemand. Die Mulattin hatte ein Kind auf dem Schooße, auf welches sie von Zeit zu Zeit Blicke warf, in denen Angst und Bekümmerniß zu lesen waren. Sie sah oft nach der Thür, und sprach endlich mit einem Stoßseufzer: „Wird denn Teobaldo noch nicht bald kommen?"

Der Alte schwieg, und starrte vor sich hin; der Glanz des Kohlenfeuers streifte sein von tiefen Furchen durchzogenes Gesicht. Die dunkeln Augen glänzten unheimlich. In dem Manne ging etwas vor, er war innerlich aufgeregt. Nur durch Zähneknirschen äusserte er seinen Grimm und gebot ihr Schweigen.

Am andern Morgen begleitete er mich. Ich fragte, was es mit Teobaldo sei? „Teobaldo" sprach er, „ist mein Sohn, den gestern früh die Indianer ermordet haben. Sein Weib ist ohne Mann, sein Kind ist eine Waise. Nun lebt wohl Herr; dort ist das nächste Gehöft am Wege. Ich wünsche Euch glückliche Reise."

Damit wandte er sein Roß, und ich traf am dritten Tage meine Gefährten wieder.

Ein Besuch im Serail zu Konstantinopel.

Die Pforte hat ihren alten Glanz, der Sultan seine frühere Macht verloren; die Osmanen haben längst aufgehört dem übrigen Europa Furcht und Schrecken einzujagen, der Großtürk ist nicht mehr, wie vor einigen Jahrhunderten, der Erbfeind der Christenheit, vielmehr sind es christliche Mächte, welche seither das mohammedanische Reich vor dem, allem Anscheine nach bald bevorstehenden Sturze bewahrten.

Früher hatte eine Reise nach Konstantinopel, wo der Padischah thront, ihre großen Gefahren; jetzt gleicht sie einer Lustfahrt. Täglich laufen aus dem schwarzen und dem mittelländischen Meere Dampfschiffe in den Bosporus ein, und werfen ihre Anker in dieser Meerenge, die zwei Erdtheile von einander scheidet.

Der Anblick von Konstantinopel ist ergreifend schön und großartig, er bezaubert jeden, der so glücklich ist, ihn zu genießen. Aus allen europäischen Ländern strömen Fremde dorthin, und der Schleier des Geheimnißvollen, der früher über dem türkischen Wesen und Treiben lag, ist nun längst gelüftet. Selbst das Harem ist von Europäern besucht und beschrieben worden; der Zutritt zum Serail war schon leichter.

Der Obergärtner des Sultans Mahmud war ein Deutscher, ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und

geselligen Formen, der in den Gesellschaften zu Pera, wo bekanntlich die Gesandten der europäischen Staaten wohnen, und das ein Frankenviertel bildet, sehr gern gesehen war. Ich wurde mit ihm bekannt, und erhielt eine Einladung von ihm in seine Wohnung, die im Serail lag, und dicht an den Garten des Sultans stieß. Nichts hätte mir willkommener sein können, und mit beflügelten Schritten eilte ich, sammt dem schwedischen Gesandtschaftssekretär, der mit dem Gärtner eng befreundet war, ins Serail. Der Schwede erzählte mir, daß er kürzlich das Glück gehabt habe, die Sultanin Mutter und vier Sultaninnen zu sehen.

Eines Morgens nämlich saß er bei dem Gärtner und beide waren in ein trauliches Gespräch verflochten. Da hörten sie plötzlich den Ruf der schwarzen Eunuchen, welche die aus dem Frauenhause, dem Harem, in den Garten des Serails führende Thür öffneten und mit lauter Stimme riefen, daß die Sultaninnen lustwandeln und frische Luft schöpfen wollten. Dann hat sich jeder Mann eiligst zu entfernen. Die Sultaninnen mußten, um in den Garten zu gelangen, dicht am Hause des Gärtners vorüber, in dessen Nähe ein Arabat oder Fensterwagen hielt; in diesem fuhren sie spazieren. Die schwarzen Hüter durchspähen vorher sehr sorgfältig den ganzen Garten, und laufen vor dem Wagen her. Wer nicht schnell von dannen eilt, ist des Todes schuldig.

Der Deutsche und der Schwede verschlossen eilig das Haus und zogen die Fensterläden vor, so daß die Schwarzen glauben mußten, es sei drinnen ganz leer. Jene aber sahen Alles was vorging.

Die Sultanin Mutter mit den vier ersten Gemahlinnen des Großherrn kam. Alle fünf waren in vollem Putz und Staat, und schwatzten und lachten. Drei von den Frauen waren offenbar Georgierinnen, wunderschön, schwarzäugig, aber mit ziemlich gebräunter Haut. Die Vierte war blond und schneeweiß und hatte auch die Zähne nicht schwarz gefärbt, was die türkischen Weiber gewöhnlich thun. Der Schwede versicherte mich, er hege nicht den mindesten Zweifel, daß die Frauen recht gut wüßten, wie sie beobachtet wurden; sie schaueten nach dem Gärtnerhause und suchten ihre Reize und ihren Putz möglichst ins Licht zu stellen. Darüber erschracken beide Männer nicht wenig, denn wäre in den Schwarzen auch nur der geringste Argwohn aufgestiegen, so hätten jene ihre Neugier theuer bezahlen müssen. Die Sultaninnen trugen Beinkleider von kostbaren Stoffen, und Obergewänder, die von goldenen, diamantbesetzten Spangen zusammengehalten wurden. Die Kleider waren so dicht, aber geschmacklos, mit Edelsteinen und Perlen besetzt, daß sie ganz schwer herabhingen, und die Bewegung des Körpers hinderten. Das Haar hing zu beiden Seiten des Vorderkopfs in dicken Zöpfen herab, welche von vielen mit Diamanten besetzten Bändern durchflochten waren. Auf dem Kopfe trugen sie ein reiches Stirnband; Gesicht und Schultern waren von keinem Schleier verhüllt.

Der Gärtner, dem täglich freier Eintritt zu allen Theilen des Serails gestattet war, machte sich ein Vergnügen daraus, uns die Gärten zugängig zu machen, und während des Ramadans wollte er es sogar wagen, uns das Innere des Harems zu zeigen. Während dieser Fastenzeit nämlich führen die Türken bei Nacht ein lustiges Leben, und am Tage schlafen sie. Natürlich konnte er uns nur in jenen Theil des Harems führen, der eben unbewohnt war, nämlich in die Sommergemächer, denn jetzt befanden sich die Frauen noch in der Winterwohnung. Daß wir ein solches Anerbieten mit Freuden annahmen, versteht sich von selbst; ich wünschte aber auch einen Zeichner mitzunehmen. Das sollte ein Franzose Namens Preaux sein, welcher rasch sehr gute Skizzen zu entwerfen verstand. Monsieur Preaux ging auch mit, war indessen, nachdem er das Serail betreten, so ängstlich geworden, daß wir ihn nicht zum Zeichnen bewegen konnten.

Wir verließen Pera in einer Gondel. Es mochte sieben Uhr Morgens sein als wir bei Topchane ans Land stiegen, und uns jener Pforte des Serails näherten, die auf der Südostseite, nach dem Bosporus zu, liegt. Dort steht die Wohnung des Gärtners. Ein Bostandschi, der Thürsteherdienste verrichtete, saß mit einigen seiner Untergebenen vor dem Eingang.

Wenn man ins Serail tritt, so überrascht Einen der Anblick einer Masse von Gegenständen, die wirr und regellos durcheinandergewürfelt zu sein scheinen. Man sieht riesige Cypressen, mächtiges Mauerwerk, hin und wieder Ruinen, Hügel, und einen langen, düstern Baumgang, welcher von der Gartenthür zwischen den Mauern des Serails hindurchführt. Durch dieses Thor waren die Sultaninnen gekommen; das Gärtnerhaus liegt zur rechten Hand. Der Garten ist geräumig, aber überall mit Mauern umschlossen. Im Hintergrunde befindet sich eine Bodenerhebung, die mehrere Abstufungen hat; auch sie ist von Mauern umgeben, die an den Ecken von Thürmen überragt werden. Hier sieht man auch die mächtigen Flügelthüren welche zum Garten des Großherrn führen; in der Nähe liegt Marmorgetrümmer umher. Tritt man durch das Flügelthor ein, so befindet man sich in einem Garten, der ganz in dem bekannten holländischen Geschmacke angelegt ist. Hin und wieder einige armselige Wasserstrahlen, die

künstlich aus einem kleinen Becken hervorgetrieben werden, gerade mit Kies bedeckte Gänge, viereckige Beete, ein Gewächshaus, und weiter nichts, es müßte denn weiß angestrichenes Gitterwerk von Holz sein, das Lauben bildet, die von Jasmin beschattet sind. Das Ganze sieht armselig aus. Die Blumenbeete sind mit Burbaum eingefaßt und enthalten Blumen, die man in jedem europäischen Garten findet. Zur rechten Hand von der Eingangsthür sieht man den prachtvollen Kiosk, welchen der Sultan im Sommer bezieht. Der Thür gerade gegenüber ist der Eingang zum Harem, das wie eine Art Kloster aussieht. Ein Theil seiner Fenster geht in den Serailgarten.

Der Kiosk erhebt sich am Meere. Man hat aus seinen Fenstern eine Aussicht, wie sie nicht schöner gedacht werden kann. Zu unsern Füßen liegt der Bosporus, dort sehen wir Scutari, die asiatische Küste, die Häusermasse der großen Stadt, die Menge von Schiffen, welche vor Anker liegen oder sich auf dem Meere hin und her bewegen. Der Kiosk ist in dem bekannten fantastischen Style gebaut, an welchem das Morgenland Geschmack findet. Von der Kuppel hängt ein prachtvoller Kronleuchter herab, das Geschenk eines englischen Gesandten. In den Zimmern sind überall Diwan, Spiegel, und Stellen aus dem Koran oder beliebten Dichtern angebracht. Die Diwans sind mit weißem Atlas überzogen, und mit Stickereien von der Hand der Sultaninnen bedeckt. Tritt man aus diesem großen Saale, so kommt man links in des Sultans Schlafgemach; gegenüber sind die Zimmer für die Sultanin Mutter und andere Frauen. Eine schmale Treppe führt von diesen Zimmern in zwei Gemächer hinab, die mit Marmorplatten belegt, und so kühl sind, wie Keller. Auch im heißesten Sommer ist es hier frisch. Dicht vor dem Kiosk ist ein mit Wasser gefülltes Marmorbecken.

Wir fanden in den Zimmern allerlei, was die Frauen des Sultans hatten stehen und liegen gelassen, z. B. ein Schreibkästchen mit Papier, geschnittene und gebrauchte Federn, wohlriechendes Wachs und kleine Beutel von Atlas, in welchen sie ihre Liebesbriefe durch stumme Negersklaven absenden. Daß sie gebrannte Wasser getrunken hatten, war augenscheinlich, denn wir fanden Flaschenzettel mit den Worten: Rosoglio, Goldwasser, Lebenswasser. Die nahmen wir mit, denn die Verzierungen waren bunt, und die Zettel selbst mit der Scheere ausgeschnitten.

Dann begaben wir uns wieder in den Garten und gingen nach dem Harem. Zuvor überzeugten wir uns sorgfältig, daß keine Bostandschis oder andere Diener in der Nähe waren, denn wurden wir entdeckt und ertappt, so mochte es wohl um uns geschehen sein. Einst hat, in früheren Zeiten, der Sultan einen Europäer pfählen lassen, weil derselbe von seinem Fenster aus, ein Fernrohr auf den Serailgarten richtete, und sah, was in demselben vorging.

Jeden Gang, jeden Winkel durchspäheten wir; nichts Verdächtiges war zu sehen. Den Athem anhaltend, schlichen wir nun auf den Zehen zu dem Thorwege, welcher in das Innere des geheimnißvollen Hauses führt. Die Thür machten wir auf, aber die Angeln knarrten und kreischten. Wenn uns Einer gehört hätte! Wir traten ein und befanden uns in einem kleinen, mit Unkraut bewachsenen viereckigen Gehöfte; auf der einen Seite sind am Gebäude Vorlauben angebracht, die auf weißen Marmorsäulen ruhen. Hier halten sich die Frauen im Sommer auf, aber Alles sieht recht verfallen aus. In diesem Gehöfte öffneten wir ein Fenster und kletterten ins Haus hinein. Da sahen wir nun zuerst eine lange Reihe von Holzbänken die mit Matten bedeckt waren — Schlafstellen für die Sklaven. Dann kamen wir in einige schmale, gleichfalls mit Matten bedeckte Gänge, zu einer Treppe, welche in die oberen Gemächer führte. Man kann sich kaum einen Begriff von dieser unregelmäßigen und verwirrten Bauart machen. Dort oben fanden wir wieder ein Schlafgemach für Sklaven; das der Höhe nach in zwei Theile getheilt war; es schlief sonach ein Theil auf einem Gerüste. Wir kamen in einen dritten Korridor, der die Gemächer der Sklaven höhern Ranges enthielt, und gelangten nun in einen geräumigen Saal, in welchem die Sultanin Mutter weibliche Besuche empfängt. Dieser Saal ist ächt orientalisch, und gerade so wie wir auf Gemälden und auf der Bühne dergleichen Gemächer dargestellt sehen. Spiegel, ein mit Gegitter umgebener Thronsessel, auf welchem die Sultanin Platz nimmt, Stufen, die mit scharlachfarbigem Tuche besetzt sind, Lehnstühle mit goldverziertem rothen Sammet, und dergleichen mehr. Die Fenster sind alle mit Gittern versehen. Auf der einen Seite hat man die Aussicht nach der See hin, da der Saal die ganze Breite des Hauses einnimmt; in demselben wird getanzt, Musik gemacht und Allerlei getrieben, was die Frauen vergnügen kann und dem Sultan ein Lächeln ablockt. Der Boden ist mit persischen Matten bedeckt, wenn aber die Sultanin kommt, werden kostbare Teppiche darüber gedeckt.

Auch ins Gesellschaftszimmer des Sultans gingen wir; er kommt manchmal auch im Winter dorthin, wenn er Musik hören und mit seinen Günstlingen einen zwanglosen Tag verleben will. Die Wände sind von oben bis unten mit Spiegeln bedeckt; das übrige Zimmerge-

räth bietet jene Mischung von Pracht, Verfallenheit und Armseligkeit dar, welche das ganze türkische Wesen jetzt bezeichnet. Nachher gingen wir in die Bäder, welche nur für die Sultanin Mutter und die vier Favoritsultaninnen bestimmt sind. Klein sind sie, aber zierlich und von weißem Marmor. Von allen Seiten her spielen Springbrunnen hinein.

Von dem sogenannten Ruhegemache aus hat man eine Aussicht über das ganze Serail. Dieser Theil des Gebäudes ist bekannt; er wird von zwölf prachtvollen Säulen aus Verdantik getragen. Hier belustigen sich die übrigen Frauen des Harems mit Tanz, Musik und Possenreissen. Manchmal geht es wild her, Fenster und Spiegel werden zerschlagen. Es sah überhaupt aus wie in einer Rumpelkammer. Wir fanden Stühle mit zerbrochenen Lehnen, Tische mit drei Beinen, Lichtstümpchen, altes Papier, seidene Flicken, leere Zuckerdosen und dergleichen Siebensachen mehr.

Jetzt stiegen wir in den Hof des Harems hinab, gelangten auf der andern Seite desselben wieder zu einer Treppe, und wollten die Wohnungen der weiblichen Dienerschaft durchmustern. Dort war aber wenig zu sehen, Alles war zerfallen, und wir begaben uns nun so schnell als möglich zurück, um wieder in den Garten zu gelangen.

Man kann sich unser Erstaunen denken, als wir zu unserer größten Bestürzung fanden, daß die große Flügelthür nicht mehr geöffnet war! Wir athmeten erst leichter auf, als wir uns überzeugten, daß ein Sklav einige welsche Hühner fütterte, und Niemand uns gesehen hatte. Wir schlugen bald nachher den Riegel mit einem Steine zurück und entkamen wieder in den Garten. Die Angst vor Entdeckung aber war nicht so mächtig als unsre Neugier. Wir wollten die Gemächer des sogenannten Hyazinthengartens sehen, weil in ihnen der Sultan häufig wohnt, besonders dann, wenn er von Staatsgeschäften nicht behelligt werden will. Er hat dort seine Privatzimmer. Der Garten ist klein aber zierlich; nur Hyazinthen dürfen in demselben wachsen, alle anderen Blumen sind verbannt. Wir konnten durch die Fenster ins Zimmer sehen. — Es war prachtvoll eingerichtet; auf drei Seiten ein Diwan, dessen Kissen und Polster mit schwarzem gesticktem Atlas überzogen waren. Dem Fenster gegenüber befand sich ein Heerd; zu beiden Seiten desselben waren Eingänge in andere Zimmer; statt der Thüren dienten Vorhänge von rothem Sammt. In einem Glasschranke standen Bücher. Von der Decke hingen Käfige herab, in denselben sitzen künstliche Vögel, die durch Mechanismus singen. Allerlei Sachen standen umher, ein großes Kohlenbecken, gelbe Stiefeln und Pantoffeln; der Boden war mit Gobelinsteppichen bedeckt; wir sahen auch Säbel, Pistolen und Dolche an den Wänden hängen.

Wir waren kaum mit dem Durchmustern dieses schönen Zimmers fertig, als ein Bostandschi im Zimmer erschien; er sah uns aber nicht; wir bückten uns, und krochen auf allen Vieren zum Hyazinthengarten hinaus, und entkamen. In dem sogenannten obern Garten kamen wir dann zu einem alten Kiosk, der nur deshalb merkwürdig ist, weil ihn Karl der Zwölfte von Schweden einst dem Sultan geschenkt hat. Nun war unsere Neugier befriedigt, wir eilten in des Gärtners Haus zurück, und stärkten uns bei einer Flasche Wein. Die ausgestandene Angst hatte uns matt gemacht, und wir waren herzlich froh, Alles glücklich überstanden zu haben.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Der rothe Ibis.

(Tafel 29.)

Die Ibis gehören zu den langhälsigen Sumpfvögeln, und kommen in der alten und neuen Welt vor. Der rothe Ibis oder rothe Sichler, welchen unsere Abbildung zeigt, (Scolopax rubra) ist in Süd-Amerika und Westindien einheimisch, etwas über zwei Fuß hoch, und zeichnet sich durch sein schönes rothes Gefieder aus; die Schwungfedern sind schwarz. Diese Farbe bekommt er aber erst, wenn er zwei Jahre alt ist, denn die Jungen sind zuerst mit einem schwärzlichen Flaum bedeckt, der dann aschenfarbig und bald durch weißes Gefieder ersetzt wird, welches zuletzt dem rothen Platz macht. Er kann

Der rothe Jbis.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

nicht eigentlich als Wandervogel betrachtet werden, wohnt in sumpfigen Gegenden, besonders an den Flußmündungen, und lebt von Würmern, Insekten, Fischen und anderen derartigen Nahrungsmitteln, die Schlamm und Wasser ihm bieten. Er läßt sich leicht zähmen, verliert aber dann sein lebendiges Wesen und stirbt nach nicht gar langer Zeit.

Auch Europa hat seinen Ibis, den grünen oder schwarzen Sichler, der purpurbraunes Gefieder hat, doch sind Flügel, Rücken und Schwanz metallisch grün. Er ist ein Zugvogel, der im Frühjahr aus Aegypten kommt, und sich an den ins schwarze Meer fallenden Strömen aufhält, und bis nach Ungarn kommt, wo er brütet.

Am berühmtesten ist aber der heilige Ibis, (Ibis religiosa) mit weißem Gefieder; Schnabel, Kopf, Nacken, Flügelspitzen und Füße sind schwarz. Diesen Vogel, der über ganz Afrika verbreitet ist, verehrten die alten Aegypter; er wurde gehegt und gepflegt, lief ungestört auf den Feldern und den Gassen umher; wer einen derselben vorsätzlich tödtete, wurde mit dem Tode bestraft, und wenn der Ibis starb, so wurde seine Mumie mit der größten Sorgfalt einbalsamirt. Diese Verehrung gründete sich auf die Dankbarkeit, welche man dem Ibis schuldig zu sein glaubte; es herrschte der Glaube, daß er auf den Gränzen Aegyptens viele Schlangen vertilge, und diese gefährlichen Thiere hindere, in großer Masse das Land feindlich zu überziehen. Die Priester behaupteten, als der ägyptische Merkur auf die Erde herabgekommen sei, um die Menschen einer höhern Gesittung theilhaftig zu machen, habe er die Gestalt eines Ibis angenommen. Man findet denselben daher häufig auf den alten Denkmälern jenes Landes dargestellt; er galt für ein Sinnbild jungfräulicher Unschuld; man meinte, er verlasse Aegypten aus Anhänglichkeit an das Land nicht. Gewiß war und ist er ein nützliches Thier, das viel Ungeziefer tödtet, und somit den Menschen in heissen Ländern einen wichtigen Dienst erweiset.

Die geographische Verbreitung der Thiere.

I.

Eine unermeßliche und unzählbare Menge von Thieren ist über den gesammten Erdball verbreitet. Die Art und Weise dieser Verbreitung ist aber nicht etwa eine zufällige und planlose, sondern sie hängt von gewissen Umständen, namentlich auch von der Wärme- und Bodenbeschaffenheit, von der Lage der verschiedenen Gegenden ab, und ob sie Nahrungsmittel hervorbringen, welche für dieses oder jenes Thier geeignet ist. Aber diese Verhältnisse allein sind noch nicht maaßgebend, denn wir sehen Thiere und Thiergruppen, die an einzelne bestimmte Oertlichkeiten gebunden sind, welche sie niemals verlassen, z. B. einzelne Papageienarten, die nur auf wenigen kleinen Inseln bei Neu-Guinea getroffen werden, obwohl auch andere Landstriche ganz genau dieselben physischen Verhältnisse zeigen. Dagegen gibt es vierfüßige Thiere, deren Körperbau so beschaffen ist, daß sie jedem Klima Trotz bieten, z. B. Hunde und Füchse; sie reichen durch alle Abstufungen desselben vom Polarlande bis zum Erdgleicher. Es ist eine herrliche Fügung der Natur, daß gerade diejenigen Thiere, von welchen der Mensch den meisten Nutzen zieht, und die er zu Hausthieren gemacht, einer so allgemeinen Verbreitung fähig sind, z. B. das Rindvieh, die Pferde und der eben erwähnte Hund. Andere nehmen nur gewisse Zonen ein, und sind nicht so dauerhaft als jene, z. B. das Rennthier, das Elennthier und der Marder. Oertliche Umstände und Ursachen haben auch auf die Verbreitung der Thiere eingewirkt. Der Elephant lebt in Asien und Afrika; er könnte auch in Amerika, wo er Nahrung in Fülle und ein ihm durchaus zusagendes Klima fände, fortkommen und gedeihen, aber zwischen der alten und neuen Welt liegt der breite Ocean, durch welchen er nicht schwimmen konnte. Ueberhaupt hat Amerika nur im hohen Norden, wo es mit der östlichen Erdhälfte im Winter gewissermaßen zusammenhängt, Thiere mit der letztern gemeinsam.

Ein Thier kann eben so weit verbreitet sein als ein anderes, und mit demselben große Aehnlichkeit haben, ohne darum ein eben so starkes und biegsames Naturell zu besitzen. Hirsch und Rennthier sind nahe Verwandte, und doch kann dieses letztere nur in der kalten Zone leben, jener aber ist nicht an einen bestimmten Erdgürtel gebunden. Fuchs und Schakall darf man beinahe als Brüder betrachten, und doch findet man den letztern nur im wärmern Asien und Afrika. Thiere, welche in Betreff ihrer Nahrung nicht besonders wählerisch sind, und zu gleicher Zeit ihr Futter aus dem Thierreiche und Pflanzenreiche holen, eignen sich ohnehin zu einer weitern Verbreitung.

Die Temperaturverhältnisse sind, wie wir schon angedeutet haben, allerdings von großer Wichtigkeit für die Verbreitung. In den heißen Ländern ist die Thierwelt am üppigsten und belebtesten; nach den Polen hin

wird sie schwächer. Ein gewisser Wärmegrad und die dadurch bewirkten physischen Verhältnisse sind zum Gedeihen vieler Thiere unumgänglich nothwendig, und diese findet man demnach auch nur da, wo diese nothwendigen Bedingungen ihres Fortkommens nicht mangeln. Thiere von besonderer Organisation sind unter verschiedenen Breiten, zwischen den Polen und dem Aequator vertheilt, sie leben unter Parallelen, die ihnen zusagen und ihrer Körperbeschaffenheit angemessen sind. Auf die Vertheilung in einer gegebenen Längenzone paßt das freilich nicht, denn wir finden in verschiedenen Theilen einer solchen Zone, und unter Umständen, die ganz gleich erscheinen, Gruppen verschiedener Thiere, deren Vorkommen nach Westen oder Osten hin eben so genau bestimmt ist, wie jener, die durch gewisse Striche im Norden oder Süden begränzt sind, jenseits welcher man sie nicht mehr antrifft. Für gewisse Thiere passen nur gewisse Oertlichkeiten, z. B. salzhaltige Sumpfgegenden, oder vulkanische Landstriche.

Daß alle Thiere von einem bestimmten Punkte auf Erden ausgegangen sein sollten, läßt sich gar nicht annehmen, da unter anderen Südamerika und das Kapland in Südafrika fast lauter ihnen eigene und besondere Thiere besitzen. Das Rennthier kann nie in einer warmen Zone, der Papagei nie in einer kalten gelebt haben. Jeder große Landstrich hat vielmehr seine eigenthümliche Thierwelt, die ihn in zoologischer Hinsicht charakterisirt. Ein solcher Landstrich braucht nicht gerade unserer üblichen Eintheilung der Erde in vier oder fünf sogenannte Welttheile zu entsprechen, obwohl es richtig ist, daß die einzelnen Erdtheile viele Thiere haben, die jedem derselben eigenthümlich angehören.

Wir wollen nun, nachdem diese andeutenden Bemerkungen vorausgeschickt worden sind, die einzelnen Erdtheile in zoologischer Hinsicht überblicken, und mit Afrika beginnen.

Afrika hängt mit Asien durch die Landenge von Suez zusammen, und hat manche Thiere, die beiden Erdtheilen gemeinschaftlich sind, aber noch mehr, die ihm eigenthümlich angehören. Dieses Festland hat eine ganz eigenthümliche Gestaltung. Wegen seiner großen Ausdehnung nach Länge und Breite, (jene beträgt 1100, diese 1008 Meilen) und der wenig eingeschnittenen Küste, ist der Einfluß des Meeres hier nur sehr gering. Afrika hat verhältnißmäßig wenig große Ströme, überhaupt auch wenige Binnenseen, und unter diesen nicht einen von bedeutendem Umfange; auch die Bergketten sind weder zahlreich, noch im Allgemeinen hoch genug, daß sie auf weiten Strecken die klimatischen Verhältnisse bestimmen könnten. Der Dunstkreis ist daher ausserordentlich trocken, ein großer Theil des Landes besteht aus dürren Sandwüsten, und es gibt Gegenden in denen es nie regnet, und wo das einzige Naß, welches den Boden befeuchtet, in dem Thau besteht, der bei Nacht vom Himmel fällt. Mit Ausnahme des Nordrandes, der zwischen dem Atlasgebirge und dem mittelländischen Meere liegt, Unterägyptens, und der südlichsten Spitze des Erdtheils, liegt ganz Afrika zwischen den Wendekreisen, und das Klima ist das der heißen Zone; nur jene nördlichen und südlichen Strecken sind gegen die Gluthwinde geschützt. Diese trockene Hitze charakterisirt das Klima, und hat natürlich auf die Erzeugnisse des Thierreichs wie des Pflanzenreichs den wesentlichsten Einfluß. Daß aber Verschiedenheit und Abstufungen des Klimas, der Oberfläche und der Vegetation in einem so ausgedehnten Festlande vorhanden sind, versteht sich von selbst. Deshalb finden wir hier Strecken, deren ausgedörrter Boden nur für Schlangen, Eidechsen, Skorpione und andere kaltblütige Thiere geeignet ist, die, wie man vom Salamander fabelt, Gluthhitze aushalten können; und dort trifft man auf Oasen, die von Fruchtbarkeit strotzen, und deren saftiges Grün noch lebendiger zu sein scheint, als es wirklich ist, wenn man eben erst aus der Wüste kommt. Eine solche Oase mag der berühmte Garten der Hesperiden gewesen sein. Afrika hat auch mächtige Wälder, schattige, reichbewässerte Thäler, und grüne Ebenen, die dem Elephanten, dem Büffel und dem Nashorn Schutz und Nahrung in Fülle geben.

Zu den bemerkenswerthesten Thieren gehören die Giraffe, das Fluß- oder Nilpferd und der Strauß. Die beiden ersteren gehören Afrika eigenthümlich an, und der letzte kommt ausserdem nur noch in Arabien vor, das ja in physikalisch geographischer Hinsicht ohnehin nur ein fortgesetztes Afrika, ein Anhängsel dieses Erdtheils bildet. Die Giraffe, von welcher wir nächstens eine getreue Abbildung und Beschreibung mittheilen werden, finden wir in den Gegenden, wo das Land sorgfältiger bebaut wird, nicht eben häufig, aber im Innern Ostafrikas sieht man sie oft in Heerden von dreißig bis vierzig Stück. Das Flußpferd, ein plumpes, gewaltiges Thier, dessen Gleichen in keinem anderen Erdtheile vorhanden ist, lebt in den Flußniederungen, der Strauß ist so ziemlich über ganz Afrika zerstreut.

Elephanten, Rhinoceros, Büffel und Krokodile hat Afrika mit anderen Erdtheilen gemein; aber seine Arten sind doch von den übrigen verschieden, und zwar fast in dem Maaße, wie das Pferd vom Esel. Der afrikanische Elephant ist weit störrischer und nicht so gelehrig, als der asiatische; er läßt sich nur schwer zähmen, und

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

1. Bd. 30.

Die grofse Seeschlange

kann eigentlich gar nicht als Lastthier gebraucht werden. Auch ist er kleiner und zeichnet sich durch seine großen Ohren aus. Der größte afrikanische Büffel, denn es gibt mehrere Arten, ist viel wilder und unbändiger als seine indischen und europäischen Stammverwandten. Drei Arten des Rhinoceros kennt man jetzt; die Eingeborenen behaupten, es gebe deren fünf, welche sie auch durch besondere Benennungen von einander unterscheiden. Afrika ist die Heimath massiver und gewaltiger Vierfüßer; auch ein mächtiges Reptil beherbergt es in seinen grossen Strömen, das allbekannte Krokodil.

Eigenthümlich ist dem Erdtheile die Menge von Antilopenarten, deren man etwa siebenzig zählt, und über welche wir unseren Lesern schon früher einige Mittheilungen machten. Die bekanntesten sind der Springbock am Vorgebirge der guten Hoffnung, der oft in Heerden von vielen tausend Stück die Felder der Ansiedler heimsucht und verwüstet; sodann das Hartebeeste, wie die Holländer es nennen, welches gezähmt werden kann. Die Gnuantilopen haben eine herrliche wallende Mähne und einen Schweif wie das Pferd, und Hörner. Die Zebraarten, deren es fünf gibt, kommen nur in Afrika vor. Man nennt sie auch Wald-Esel oder Tigerpferde. Sie halten sich gern in der Nähe der Straußen auf, mit welchen sie auf einem freundschaftlichen Fuße stehen, weil der Vogel weiter sieht, und leichter Gefahr wittert. Es soll einen hübschen Anblick gewähren, wenn Strauße und Heerden von Antilopen und Waldeseln vor einem sie verfolgenden Raubthiere blitzschnell über die weiten Ebenen dahin fliehen.

Die ungeheure Einöde der Sahara könnten Menschen kaum durchziehen ohne das „Schiff der Wüste," wie die Araber das Kameel nennen. Ganze Volksstämme müßten ihre Wohnsitze verlassen und ihre ganze Lebensweise ändern, wenn ihnen plötzlich dieses Thier genommen würde, und ein gleiches gilt von den Asiaten, welche den Wüstengürtel bewohnen, der sich vom atlantischen Weltmeere, von der Westküste durch das nördliche Afrika, Arabien, Persien, Kandahar, durch das Land der Mongolen bis zur Ostgränze der Gobi erstreckt, und eine Strecke von 132 Längegraden einnimmt. Gemeinsam mit Asien hat Afrika, nebst dem Kameele auch Löwen, Panther, Leoparden und Guepard. Aber der afrikanische Löwe ist wilder und muthiger als der asiatische; er ist auch stärker und majestätischer. Zwei Hyänenarten, die gefleckte und die wollige kommen nur in diesem Erdtheile vor; die gestreifte findet man auch in Syrien und Persien. Diese Thiere entweihen die Grüfte, sind blutgierig und haben ein abstoßendes Aeußere; lange war man der Meinung, daß sie nicht gezähmt werden könnten; doch jetzt sind die deshalb angestellten Versuche theilweise gelungen, und in ihrer Heimath lassen sie sich, wenn sie jung in die Zucht genommen werden, wie Hunde abrichten und sind sehr wachsam. Aehnlichkeit mit ihnen hat der Hund vom Vorgebirge der guten Hoffnung, mit langen Ohren und Wolfsschwanze; er geht in Rudeln auf die Jagd, nicht einzeln. Schakals sind häufig; das Fennec, ein sonderbares Thier mit langen Ohren, ist nur in Afrika anzutreffen; das berühmte Ichneumon läßt sich zähmen, wie unsere Hauskatze, und fängt dann Mäuse. In wildem Zustande spürt es bekanntlich den Krokodileiern nach, deren es tausende vernichtet, und dadurch bewirkt, daß diese furchtbaren Thiere sich nicht übermäßig vermehren. Die Ameisenfresser finden an den ungeheuren Massen von Ameisen aller Art reichliche Nahrung, eben so das Pangolin oder Schuppenthier. An Affen mangelt es nicht; der Mandrillaffe, ein widerwärtiges Thier hat beinahe die Größe eines Mannes, ist wild und grausam, und die Neger in Guinea fürchten ihn sehr. Seine Lieblingsspeise sind Skorpione, die er sehr geschickt mit Steinen zu tödten weiß. Bevor er sie aber verspeist, bricht er ihnen erst den giftigen Stachel weg.

Nächstens werden wir ähnlicher Weise eine kurze Uebersicht der Thierwelt in den übrigen Erdtheilen geben.

Die grosse Seeschlange.

(Tafel 30.)

Die große Seeschlange ist, gleich dem Kraken, von welchem wir neulich sprachen, häufig in das Reich der Fabeln verwiesen worden, und namentlich haben die meisten Naturforscher vom Dasein dieses Thiers nichts wissen wollen. Allein, wie der Dichter sagt: „des Wunderbaren birgt die Tiefe viel, und neue Wesen kommen an die Sonne," und wir fragen auch hier: von wem sind die Tiefen des Meeres erforscht worden, wer kennt die Thiere, welche auf dem Grunde desselben wohnen?

Die Berichte achtbarer, zuverlässiger Männer in verschiedenen Ländern, lassen gar keinen Zweifel darüber, daß ein mächtiges, noch wenig bekanntes, schlangenartiges Thier in der See lebt, und namentlich in denselben Meerestheilen, in welchen auch der Krake gesehen wor-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

den ist, im atlantischen Ocean, besonders zwischen Nord-Europa und Nordamerika, an den Küsten von Norwegen und Grönland, bei den Shetlandinseln und bei Neuengland. Wir geben hier einige Berichte, welche kaum noch einen Zweifel übrig lassen.

Im Jahre 1808 strandete, nördlich von Schottland, bei Stronsa, einer der orkadischen Inseln, ein schlangenartiges Seethier, das von achtbaren Leuten betrachtet, und gemessen wurde; und auch später, als die Gewalt der Wellen es in Stücken zerschlagen hatte, eilten noch viele herbei, um es zu sehen. Einzelne Theile sind aufbewahrt worden, z. B. der Schädel und die Knochen der Schwimmfüße, die ein Gutsbesitzer Namens Laing an sich nahm; gut erhaltene Wirbelknochen befinden sich noch jetzt im Museum der edinburger Hochschule. Das Thier ist auch beschrieben worden; es hatte sechs und fünfzig Fuß Länge und zwölf Fuß im Umfange. Der Kopf war klein, und von der Schnauze bis zum ersten Wirbel kaum einen Fuß lang, der Nacken von fünfzehn Fuß Länge, dünn und schlank. Alle stimmten darin überein, daß sie Nüstern gesehen hätten. Auf den Schultern, da wo der Nacken aufhörte, begann eine Art von borstiger, gesträubter Mähne, welche über den Rücken bis in die Nähe des Schweifes fortlief. Es hatte drei Paar Flossen oder Füße, die mit dem Körper verbunden waren; die vordersten waren die größten, mehr als vier Fuß lang, und am Ende sah man eine Art von Zehen, die durch etwas Schwimmhaut mit einander verbunden waren. Ob diese letztere Angabe ganz genau ist, mag dahin gestellt bleiben; vielleicht waren, was man für Füße hielt, nichts weiter als die Reste der Brust-, Bauch- und Schwanzflossen. Die Haut war glatt ohne Schuppen, und von graulicher Farbe; das Fleisch sah aus wie abgestandenes Rindfleisch. Das Auge hatte die Größe von jenem eines Seehundes, die Kehle war so eng, daß keine Faust hindurch ging.

Auch bei den Hebriden wurde fast zu derselben Zeit ein gewaltiges Seethier bemerkt, das unter der Küstenbevölkerung große Angst verbreitete. Der Pfarrer von Eigg, ein würdiger Mann, schrieb damals an den Sekretär der naturforschenden Gesellschaft zu Edinburg Folgendes: — Ich sah das Thier, über welches Sie Näheres zu wissen wünschen im Juni 1808, an der Küste von Coll. Als ich dem Gestade entlang ruderte bemerkte ich, etwa eine halbe englische Meile (acht bis neun Minuten) von mir entfernt, einen Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Zuerst sah er aus wie ein kleiner Felsen; da ich aber wußte, daß ein solcher an jenem Punkte nicht vorhanden war, so sah ich doppelt genau zu. Nun erhob es sich sehr beträchtlich über den Meeresspiegel, bewegte sich langsam und ich konnte sehr deutlich ein Auge unterscheiden. Solch ein Thier hatte ich noch nicht gesehen, und da es so ungeheuer groß war, wurde ich besorgt, und ruderte der Küste zu. Als ich etwa in gleicher Linie zwischen dieser und dem Ungeheuer mich befand, hielt es seinen Kopf über dem Wasser gegen uns gerichtet und tauchte dann heftig unter. Offenbar machte es Jagd auf uns, und wir verdoppelten unsere Anstrengung, um ans Ufer zu kommen. Eben hatten wir festen Boden unter den Füßen, und waren auf einen Fels geklettert, als wir sahen, wie es unter dem Wasser herschoß, auf das Hintertheil unseres Bootes zu. Wenige Schritte von demselben entfernt wurde ihm das Wasser zu seicht; nun hob es seinen Kopf wieder in die Luft, und suchte dann aus der kleinen Bucht, in welcher unser Boot lag, wieder heraus zu kommen, was ihm nur mit Mühe gelang. Noch längere Zeit sahen wir seinen Kopf, der breit und etwas länglich rund war; der Nacken erschien schmäler, die Schultern, wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, waren viel breiter; nach dem Schweife zu, den es tief im Wasser hielt, lief der Körper spitz zu. Flossen habe ich nicht bemerkt, es schien sich wellenförmig auf und ab fort zu bewegen. Seine Länge hat zwischen siebenzig und achtzig Fuß betragen. Als es mir am allernächsten war, hob es den Kopf nicht völlig aus dem Wasser heraus; der Hals war noch unter demselben. Es kam sehr rasch aus der Stelle. Fast um dieselbe Zeit als ich es sah, bemerkte man es auch bei der Insel Canna, und die Mannschaft von dreizehn Fischerbooten war so erschreckt, als das Ungethüm sich den Leuten näherte, daß sie alle nach der Küste flohen; es that ihnen aber nichts zu leide. Auch in den Gewässern der Shetlandsinseln ist es gesehen worden. —

Im August 1817 meldeten Berichte aus Nordamerika, daß die Seeschlange im Hafen von Gloucester, beim Vorgebirge Ann, etwa dreißig englische Meilen von Boston entfernt, gesehen worden sei. Dieses Thier glich im Allgemeinen einer Schlange, und bewegte sich mit wunderbarer Schnelligkeit. Nur bei klarer, ruhiger See kam es zum Vorschein, und schwamm dann auf der Oberfläche wie eine Anzahl von Tonnen die hintereinander liegen, und vom Wasser bald auf bald nieder geschaukelt werden. Viele Leute haben das Thier beobachtet; und es liegen über die Erscheinung eine Menge von Berichten vor. Ein Zeuge sagte aus, die Länge des Körpers müsse wenigstens achtzig bis neunzig Fuß betragen haben; es lag einmal ruhig auf dem Wasser, und ein Stück Leib von fünfzig Fuß konnte man ganz

genau erkennen; der Kopf habe ausgesehen, wie der einer Klapperschlange, sei aber so groß gewesen, wie ein Pferdskopf. Man bemerkte einmal wenigstens fünfzig verschiedene Theile seines Körpers ganz deutlich. Ein Mann schoß in einer Entfernung von dreißig Schritten eine Kugel auf das Thier; da wandte es sich, und kam nahe am Boote vorüber. Ein anderer der vernommenen Zeugen sagte eidlich aus: „Am 20. Juni 1815 sagte mir mein Knabe, er habe auf der See in unserer Bucht ein sonderbares Geschöpf bemerkt. Ich ging hin, und sah durch mein Fernglas ein Wasserthier, das mir fremd war. Es mochte etwa eine Viertel englische Meile vom Lande entfernt sein, bewegte sich mit großer Schnelligkeit nach Süden und schien dreißig Fuß Länge zu haben; als es sich aber umwandte, gewann es ein riesenhaftes Ansehen und war zum Mindesten hundert Fuß lang. Es kam sehr rasch auf mich zu, und lag dann still an der Oberfläche. Ich sah dreißig oder vierzig höckerartige Anschwellungen, von denen jede so groß war wie ein starkes Faß; der Kopf schien sechs bis acht Fuß lang, und lief nach vorne hin verjüngt zu, das Maul war wie das eines Pferdes. Jetzt kam mir das Thier einhundert und zwanzig Fuß lang vor; der Körper war dunkelbraun. Augen, Mähnen, Nasenlöcher oder Kiefern sah ich nicht." In ähnlicher Weise äußerten sich noch andere Zeugen; General Humphreys nahm alle Aussagen zu Papier, und übersandte sie dem berühmten Erdkundigen, Sir Joseph Banks in London.

Im August 1819 erschien wieder eine Seeschlange auf der Höhe von Nahant, bei Boston; sie wurde Wochen lang in jenen Gegenden gesehen, und zwar nicht von Einzelnen sondern Hunderten, da sie gern in die Nähe der Küste kam. Man zählte an ihr dreizehn höckerartige Krümmungen; sie hielt den Kopf häufig in die Luft; das Auge war ausserordentlich stechend und glänzend. Wenn sie verschwand machte sie windende Bewegungen. Im Juli 1833 erwähnten amerikanische Blätter abermals einer Seeschlange.

Im September 1817 wurde eine kleine Schlange zwischen dem Meere und einem mit demselben in Verbindung stehenden Salzsee gefangen, unfern Sandy Bay in Massachusetts. Sie wurde nach Boston gebracht und von Naturforschern untersucht. Ihre Länge betrug drei Fuß, der Rücken bildete eine Wellenlinie, die durch eine Anzahl Ansteigungen gebildet wurde, die bleibend waren, beim Kopfe begannen und bis zum Schweife fortliefen; es waren ihrer etwa fünfzig. Der Körper ließ sich mit der größten Leichtigkeit in vertikaler Richtung biegen. Die bostoner Naturforscher gaben diesem Thiere den Namen Scoliophis atlanticus. Es ist eine neue Schlangengattung, ihre Wirbelsäule ist eigenthümlicher Art. Ob sie aber in ähnlicher Weise gebildet ist, wie die große Seeschlange, erscheint sehr zweifelhaft.

Diese letztere ist, wie wir schon weiter oben angedeutet, auch bei Grönland und Norwegen gesehen worden, und zwar in den Jahren 1734, im Juli 1819, dann wieder 1822 und zuletzt im Herbst 1837. Sie kam in diesem Jahre mit dem Eintritt der Hundstage an die Oberfläche um sich zu sonnen, folgte den Fischerbooten, wagte aber keinen Angriff. Ein riesiges Thier ist sie gewesen, wenn auch die achthundert Ellen, von welchen die durch das Ungeheuer erschreckten Fischer erzählen, ins Gebiet der Mährchen gehören.

Der räthselhafte Fremdling *).

Unter den auffallendsten Entdeckungen von Verbrechen, verdient auch folgende Erzählung einen Platz, welche mir von einem richterlichen Beamten zu D — mitgetheilt wurde. Ich nenne dies Ereigniß auffallend, sowohl wegen des Doppelzufalls der Umstände, wodurch das Verbrechen entdeckt wurde, als wegen des so unerwarteten Umstandes, welcher zur Entdeckung führte. Bei-

*) Aus dem zu Karlsruh, im Verlag der Ch. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung erschienenen „Niederländischen Museum."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

des will ich meinen Lesern hier mittheilen, und bitte mich zu entschuldigen, wenn ich der Genauigkeit wegen zuweilen etwas weitläuftig erscheine.

Vor ungefähr siebenzig Jahren, kamen einst früh Morgens einige B—sche Bauern von der Kirmeß zu D — zurück. Der Tag verkündigte sich schon, als sie das Wirthshaus verließen, wo sie die ganze Nacht an dem gut besetzten Zechtische oder im Tanzsaale zugebracht hatten. Es waren alle junge fröhliche Gesellen. Sie hatten sich den verschnittenen Rheinwein, welchen ihnen der Wirth für ächten Hochheimer verkaufte, gut schmecken lassen, und tranken nun noch zum Abschiede, gegen die kalte Morgenluft, einen stärkenden Trank. Berauscht verließen sie alle dies Wirthshaus. Wie es bei solchen Gelegenheiten unter Bauern herzugehen pflegt, weiß man ja, sie neckten einander, und waren höchst muthwillig. Einige ritten, die übrigen begleiteten sie zu Fuß. So ging es bald anhaltend, bald langsam fortschreitend unter wildem Geschrei den Weg nach B— fort, welcher durch einen ziemlich großen Wald führte, in dem sie zwei Stunden nach Sonnenaufgang ankamen.

Kaum waren sie eine kleine Strecke in dem Walde, und im Begriffe einen Kreuzweg zu verfolgen, als einer der Ausgelassensten, dem neben ihm reitenden einen Streich spielen wollte, dessen Pferd so sehr erschreckte, daß es sich bäumte und den Reiter in den Sand warf. Da keiner der betrunkenen Bauern flink genug war, des Pferdes Zügel zu fassen, so rannte das sich freifühlende Pferd im stärksten Galopp Waldeinwärts.

Nun war guter Rath theuer. Wohl schrie der wilde Haufe laut auf, aber dies Geschrei trieb das Thier noch schneller fort. Der Wald hatte einen großen Umfang, lag nicht weit von der Grenze, und hatte mehrere Auswege. Unter diesen Umständen war zu vermuthen, daß sie das Pferd vielleicht nie, oder mit vieler Mühe und Unkosten wieder erhalten würden. Es fehlte wenig daran, so wäre es zu einer allgemeinen Schlägerei gekommen. Zum Glück sahen sie in ziemlicher Ferne, wo der Weg sich krümmte, das Pferd einen Weg nehmen, der wie sie wußten allmählig enger wurde, und sich zuletzt in dichtem niedern Gehölze verlor.

Der Ausgang des Weges, wo jetzt das niedere Gehölz war, hieng früher mit einem schmalen Fußwege durch ein Kornfeld zusammen, welcher nach einem nahe gelegenen Dorfe führte. Seit einigen Jahren, wurde aber dieser Pfad nicht mehr begangen, und die Verwaltung der Domäne hatte niederes Gehölz dahin gepflanzt und keinen Ausweg gelassen. Hier mußte also das flüchtig gewordene Pferd in seinem Laufe gehemmt werden, weil der schmale Weg keine Schwenkung zuließ, und so dessen Zurückkommen unmöglich machte.

So dachten einige der Bauern, welche sich ihrer noch einigermaßen bewußt waren. Drei von ihnen, die gewandtesten Reiter, bestiegen schnell ihre Pferde, und jagten den flüchtig gewordenen nach.

Das Pferd war, sobald es sich von beiden Seiten eingeengt fand, und weder vor noch rückwärts konnte, tiefer in das niedere Gehölz eingedrungen, wo es bald mit dem herunterhängenden Zügel an Aesten hängen blieb, und sowohl dadurch als durch das Verfangen eines Beines, nicht weiter konnte. Zu nicht geringer Freude der Bauern glückte es ihnen endlich, sich seines Zügels zu bemächtigen. Jetzt ließ sich das wilde Pferd, wie ein furchtsames Lamm weiter führen.

Schon riefen die drei Bauern, welche das Pferd eingefangen hatten, ihren Kameraden triumphirend zu, daß sie sich des Flüchtlings bemächtigt hätten. Ein munteres Hurrah erschallte zurück. Schon wollten sie in gestrecktem Trabe sich von diesem abgelegenen Orte entfernen, welchen kaum noch ein menschlicher Fuß betrat, und wohin sie allein der Zufall geführt hatte, als eine unbedeutende, eben so zufällige Kleinigkeit zur Veranlassung diente, diesen Ort nicht so schnell zu verlassen.

Bei dem Aufsteigen nämlich vermißte man den rechten Steigbügel, welcher durch eine aufgegangene Schnalle aus dem Riemen gefallen war. In der Vermuthung, daß er vielleicht in dem dichten Gehölze liegen geblieben wäre, begab sich einer von ihnen wieder dahin zurück, und fand ihn auch. Als sich der Bauer bückte und die Hand nach dem Steigbügel ausstreckte, bemerkte er plötzlich, in einer Entfernung von ungefähr 50 Schritten, Etwas zwischen dem dichtem Holze hervorscheinen. So wie es ihm vorkam, und nach den Farben zu urtheilen, glaubte er einen Pack Zeug zu unterscheiden. Er dachte sogleich, und es erwies sich auch späterhin, daß es Schleichgüter waren, welche irgend einem Schmuggler, dem die Zollbeamten nachgesetzt, in diesem dichten Gebüsche verborgen hatte, um sie bei einer günstigern Gelegenheit wieder dort wegzuholen. In diesen Gedanken fühlte er sich um so mehr bestärkt, da dieses dichte Gehölz durch die daran stoßenden Grenzen, und die so versteckt liegenden Stellen, schon oft dem Schleichhandel zum Schutzorte gedient hatte, und er wollte sich deßhalb durch das Gebüsch einen Weg bahnen, um den bewußten Gegenstand näher zu untersuchen. Die Bauern, namentlich die aus dieser Umgegend, sind etwas furchtsam, gehen in allen Stücken sehr vorsichtig zu Werke, und befassen sich nicht gerne mit Sachen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

welche ihnen verdächtig erscheinen, besonders wenn sie nicht selbst dabei betheiligt sind. Die strenge Verordnung, welche erst kürzlich über den Schleichhandel bekannt gemacht worden war, lag ihnen noch frisch im Gedächtniß. Statt nun allein sich dahin zu begeben und den Gegenstand näher zu untersuchen, rief er nach gehöriger Ueberlegung, einen seiner Gefährten herbei. Die Uebrigen, welche zurückgeblieben waren, hatten unterdessen den Ort erreicht, wo die beiden andern Bauern ihren Kameraden erwarteten. Doch sobald sie von einem Fund hörten, folgten sie schnell nach, einige ausgenommen, welche bei ihren Pferden auf dem Wege blieben.

Kaum hatten sie sich durch das dichte Gestrüpp einen Weg gebahnt, und waren an der bewußten Stelle angekommen, so bemerkten sie einen Gegenstand, welcher sie Alle mit Entsetzen erfüllte. Einige taumelten unwillkührlich zurück, Andere waren wie an dem Boden festgebannt, Alle starrten sich wie leblos an, und ein Jeder rieb sich die Augen aus, in der Meinung, der Rausch habe sein Gesicht umnebelt. Sie trauen ihren Sinnen nicht. Der auf der Erde liegende Gegenstand ist ein Mensch, wenigstens eine menschliche Gestalt; aber keiner von ihnen hatte je in einer so sonderbaren Ausstaffirung und fremdartigen Tracht etwas Aehnliches gesehen.

Als sie sich von ihrem ersten Schreck ein wenig erholt hatten, sahen sie erst, daß der auf der Erde liegende Mensch, nicht wie sie vermuthet hatten schlief, sondern daß er todt und auf eine gewaltsame Weise ermordet worden sei. — Nach langer Berathung wollten zuerst jene gefühllosen Menschen, diese Leiche, welche sie, ihrer fremden Kleidung wegen, mit einem besondern Abscheu betrachteten, da unangerührt liegen lassen. Einer von ihnen jedoch, welcher durch den Schreck ganz nüchtern geworden war, wußte endlich noch seine Gefährten dahin zu bewegen, daß sie den Ermordeten aus dem Dickicht hervortrugen, und in einer Furche auf das Gras niederlegten. Nun schwangen sich zwei von ihnen auf ihre Pferde, und ritten auf's schnellste nach dem nächsten Dorfe, um eine Anzeige von dem Vorfall zu machen.

Sogleich kam der Dorfschultheiß mit ihnen zurück, welcher, obgleich der Ermordete nicht in dem Weichbilde seiner Gemeinde gefunden worden war, schnell einen Wagen anspannen ließ, womit er den Bauern nachfolgte. Auch hatte er den Wundarzt seines Dorfs mitgebracht, und befohlen, daß ein Knecht mit einem Karren sogleich nachkommen sollte. Auch diese Leute waren ganz erstaunt, als sie die Leiche des Unbekannten sahen, dessen wunderliche Kleidung ihnen schon von den Bauern als so fremdartig geschildert worden war. Der einfache Bauren-schultheiß wußte eben so wenig, als die übrigen, was er aus der Kleidung des Erschlagenen machen sollte, und hörte begierig zu, als der Chirurg, der seine Lehrjahre in der Rasirbude einer Stadt gemacht, und daselbst wie er sagte, unter seinen Kunden sich Weltkenntniß angeeignet hatte, dem gaffenden Kreis erklärte, daß der Erschlagene, nach der Tracht zu urtheilen, eigentlich ein Türke sein müßte.

Nachdem der Wundarzt bemerkt hatte, daß hier an keine Hülfe mehr zu denken, und daß der Unglückliche wahrscheinlich schon seit zwei Tagen todt wäre, ließ der Schultheiß den Leichnam auf den mit Stroh gefüllten Karren legen. Nachdem er die Bauern erinnert hatte, sich bereit zu halten, um bei der ersten Aufforderung ihre mündliche Aussage abzulegen, so verfolgten diese ihren Weg nach B —, während der Schultheiß mit seinem Gefolge den Weg nach G — einschlug, wo das Amt war, vor dessen Gerichtsbarkeit die Sache gehörte.

Es war Mittag, als sie diesen Ort und das Amthaus erreicht hatten. Beide, der Schultheiß und der Wundarzt, legten über den Vorfall treuen Bericht ab. Sogleich wurde von dem Amte eine nähere Untersuchung eingeleitet, und deren Ergebniß gehörig zu Protokoll gebracht.

Es ergab sich, daß der räthselhafte Fremdling, durch ein seidenes Halstuch erdrosselt worden war. Sowohl die erfahrenen Wundärzte, die man von amtswegen zur Leichenschau berufen, als unser guter Dorfwundarzt, welcher zuerst gegenwärtig gewesen war, kamen darin überein, daß es nicht länger als drei Tage her sein könnte, da der Mord verübt worden.

Der Erschlagene war ein schöner Mann im jugendlichen Alter. Seine dunkle durch die Sonne gebräunte Haut, und sein pechschwarzes krauses Haar, bewiesen zwar nicht ganz deutlich, daß er ein Ausländer war, aber die fremdartige Tracht bestärkte doch in der Meinung, daß er aus einem sehr fernen Lande her sein müßte. Seine Kleidung war die eines Türken, außer daß seine Halbstiefel und seine Wäsche ganz auf gewöhnliche Weise verfertigt waren. Ein Turban bedeckte seinen Kopf. Er trug einen kurzen Hemdrock, welcher bis auf die Hüften ging, darüber ein Beinkleid, von weißem Mousselin eine Art Jacke von demselben Zeuge, und einen schar-

lachrothen Ueberwurf ohne Aermel, mit schwarzem Felbel besetzt. Ein blauer Gürtel umschlang seine Hüften, und er trug silberne Ohrringe. In einem kleinen Geldbeutel, welcher im Gürtel steckte, fand man etwas silberne und kupferne Münze, meistens inländisches Geld. Dieser „Türke" hatte an verschiedenen Stellen seines Körpers mehrere Wunden.

Ganz besonders wurde die Neugier Vieler durch einige Zeichen aufgeregt, welche nach Art der Matrosen auf seinen rechten Arm eingebrannt waren. Unter diesen Zeichen befanden sich folgende drei große lateinische Buchstaben: F. X. F., welches beiläufig bemerkt, mit der morgenländischen Kleidung nicht in Uebereinstimmung zu bringen war, und zu vielfachen Vermuthungen Anlaß gab.

Das Amt glaubte den äußeren Kennzeichen nach sicher folgern zu können, daß das Corpus delicti ein Türke oder Grieche wäre, welchen der Zufall in hiesige Gegend geführt hätte, und der aus einer völlig unbekannten Ursache an der bewußten Stelle ermordet worden sei. Diese Folgerung, welche vielen unwahrscheinlich vorkam, war es doch nicht so ganz, da in Amsterdam oft Leute in dieser Tracht gesehen wurden, und wenn auch durch B— keine Hauptstraße führte, so wurde doch mit M, einem nicht unbedeutenden Orte eine lebhafte Handelsverbindung unterhalten.

Das Amt mußte, bevor die Leiche beigesetzt wurde, hierüber an das Provincial-Gericht Meldung machen. Zwei Kommissarien mit einem Wundarzte stellten sich unverzüglich ein, und da sie alles mit dem Berichte des Amtes übereinstimmend fanden, so wurde die Leiche, nachdem der Sarg mit dem gerichtlichen Siegel versehen worden war, an einem besondern Platz begraben. Die Kleidungsstücke wurden von Gerichtswegen sorgfältig verwahrt.

Nun wurde die Sache dem Criminal-Gericht der Provinz übergeben. Von diesem ward Alles angewandt, um sich mehr Licht zu verschaffen, aber umsonst. Das Kriminalgericht beauftragte zwei seiner Mitglieder, um die Stelle, wo die Leiche gefunden worden, auf's genaueste zu untersuchen. Die Bauern wurden nochmals vorgeladen. In verschiedenen Zeitungen wurde der Vorfall auf's genaueste bekannt gemacht, das Signalement eingerückt, und demjenigen, welcher den Thäter nachweisen könnte, eine Belohnung versprochen.

Einige Wochen nachher meldete sich vor dem Provinzialgerichte ein Mann mit seiner Tochter, welcher die Kleidungsstücke des Ermordeten zu sehen begehrte. Der Mann erklärte, der Wirth eines kleinen, etwas seitwärts von dem Wege nach P— gelegenen Wirthshauses, zum weißen Dorn, zu sein, das ungefähr eine Tagereise von M — entfernt lag. Als ihm die Kleidungsstücke vorgelegt wurden, schüttelte er bedenklich das Haupt, und fragte, ob man keine anderen Kleidern bei dem Ermordeten gefunden hätte? Als man ihm diese Frage mit Nein beantwortete, zuckte er die Achseln, und bedauerte die vergebliche Mühe, welche er sich unterzogen hatte, da ihm diese Kleidungsstücke völlig unbekannt wären.

Der hierdurch aufmerksam gewordene Richter, fragte den Mann, in wie fern er geglaubt hätte, Auskunft geben zu können, und warum er nicht schon früher erschienen wäre? Hierauf erwiederte er, daß er erst seit kurzem Etwas von diesem Vorfalle durch einen reisenden Krämer, welcher zufällig in seinem Hause, worin nur die Bauern aus der Umgegend verkehrten, eingekehrt sey, erfahren habe. Diese Erzählung habe ihn erinnert, daß gerade zu der Zeit, wo der Fremdling gefunden worden, des Abends zwei Reisende zu Pferde, bei ihm eingekehrt wären, welche, nachdem sie bei ihm übernachtet hätten, des andern Morgens sehr früh abgereist seien, und wahrscheinlich den Weg nach B— eingeschlagen hätten. Hierdurch sey er auf den Gedanken gekommen, sich selbst zu überzeugen, ob einer der beiden Reisenden wohl in dieser Sache betheiligt seyn könnte.

Auf die Frage, wie die beiden Reisenden ausgesehen hätten, erklärte er, daß beide wie hessische Fuhrleute gekleidet gewesen wären, einen blauen leinenen Kittel über ihren Kleidern, und einen Hut von Glanzleder getragen hätten. Beide hätten einen gut gefüllten Mantelsack auf den Pferden gehabt. Der Eine sei noch jung, der Andere ein mehr bejahrter Mann gewesen. Mehr erklärte der Wirth von den Fremdlingen nicht aussagen zu können. Nur wolle er noch hinzufügen, daß er geglaubt habe, der Kaufmann hätte sich in der Angabe der Kleidungsstücke geirrt, doch nun fände er Alles mit der Beschreibung übereinstimmend.

So lautete die Aussage des Wirths über die beiden Reisenden, verbreitete aber nicht das geringste Licht in vorliegender Sache über den Ermordeten, dessen Schicksal in die dunkelste Nacht eingehüllt blieb, und bald in Vergessenheit gerieth.

Doch nein! Nur eine kurze Spanne Zeit entzog der Schatten dem menschlichen Auge den Verlauf dieses Mordes, bis ein Wink von Oben einen Lichtstrahl über diese grausame That verbreitete. Noch lebte der Mörder des Unglücklichen. Wenn er auch bisher der rächenden Hand des weltlichen Richters entkommen, und dem

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

scharfsichtigen Auge der menschlichen Wachsamkeit entgangen war, ihm folgte doch ein Auge, vor welchem er sich nicht verbergen, eine Hand erfaßte ihn, der er nicht entrinnen konnte. Erst da, meine Leser, als nach eilf Jahren der Bösewicht aller möglichen Nachforschung beinah entgangen, der Verfolgung der Gesetze entschlüpft war, und vor jeder unvorhergesehenen Entdeckung beinahe geschützt gewesen wäre, erst da führte die Hand, welche oft langsam folgt, aber immer sicher geht, den Mörder an einen Ort, wo zufällig von einem Dritten der dichte Schleier von diesem Geheimniß weggezogen, und die ganze schreckliche Missethat ans Licht gefördert wurde.

Eilf Jahre waren also verflossen, ohne daß auch nur die geringste Spur von dem Thäter aufgefunden wurde. Es war Kirmeß und zugleich Pferdemarkt zu S—, in der Nachbarschaft des Ortes, wo vor eilf Jahren diese Missethat vollführt wurde. Wer hätte geglaubt, daß hier die Auflösung des schon beinahe vergessenen räthselhaften Ereichnisses statt haben sollte? — Dies dachte damals der Mann nicht, welcher ohne es zu ahnen, in der Entwickelung eine so wichtige, wenn auch scheinbar so gleichgültige Rolle spielte, als er seiner Geschäfte wegen nach dem Jahrmarkte zu S — sich verfügte. Gewiß eben so wenig dachten auch diejenigen daran, für welche die Entwickelung in ihren Folgen so furchtbar und so wichtig wurde, weil sie in ganz anderen Absichten hierher kamen.

Die Kirmeß sollte den folgenden Tag anfangen. Es waren viele Fremde in dem Städtchen, welche der sehr einträgliche und sehr besuchte Jahrmarkt zu S — herbeigelockt hatte, um ihre Waaren an den Mann zu bringen. In dem Wirthshause, die Hirschjagd, wo anständige Leute, welche die Kirmeß besuchten, gewöhnlich abstiegen, saßen am Abend vorher vier Leute an dem Kamin. Man plauderte recht gesellig über die eröffnete Jagd, über das schöne Herbstwetter, die nahrungslose Zeit und Stadtneuigkeiten. In der Gaststube hing der Zettel eines Kabinets von Wachsfiguren, welches während der Kirmeß zu sehen war, und wo auch die Gruppe eines fürchterlichen Mordes gezeigt wurde, der in der Provinz Kleve verübt worden. Solche Vorfälle liefern gewöhnlich in den Kaffeehäusern und Schenken Stoff zur Unterhaltung. Dieses gab auch Veranlassung, daß mehr als eine Geschichte dieser Art aus früheren Zeiten wieder hervorgesucht, und bei dem gemüthlichen Rauchen einer Pfeife erzählt wurde. Einer der lebhaftesten Sprecher in dem Kreise, welcher seine Erzählungen unterhaltend vorzutragen wußte, war ein Pferdehändler aus B —, dem Alle aufmerksam zuhörten. Nachdem einer der Anwesenden, ein deutscher Kaufmann, welcher kürzlich noch durch das Klevische gereist war, den Uebrigen den Verlauf des Mordes, welcher während der Kirmeß in Wachsfiguren gezeigt wurde, erzählt hatte, nahm der Pferdehändler wieder das Wort.

„So erinnere ich mich auch noch eines Vorfalls," sagte er mit einem besondern Nachdruck, der seine Wirkung nicht verfehlte und die Aufmerksamkeit der Zuhörer sehr anregte, — „welcher vor eilf Jahren hier in der Nähe Statt fand. Es war ein schreckliches Ereigniß und höchst merkwürdig, denn die Richter haben ungeachtet aller angewandten Mühe, nie der Sache auf den Grund kommen können. Ich bin auch kein Rechtsgelehrter, aber ich habe von sachkundigen Leuten gehört, was ich auch gerne glaube, daß es nicht mit rechten Dinge zuging. Hören Sie mir nur genau zu. Ein solcher sonderbarer und zugleich schauderhafter Vorfall ist Ihnen gewiß noch niemals zu Ohren gekommen. Lassen Sie uns zuvor unsre Pfeifen stopfen."

Schnell und gleichsam als wenn das Wichtige des Ereignisses in dem Tabaksdampfe enthalten wäre, folgte ein Jeder der Einladung, und nun fing der Erzähler die Geschichte der räthselhaften Fremden an, welche ich meinen Lesern bereits mitgetheilt habe. Er war kaum bis zu der Hälfte seiner Erzählung vorgerückt, hatte so eben die Kleidung des Fremdlings beschrieben und wollte von den Zeichen reden, welche auf dem einen Arm des Ermordeten eingebrannt gefunden wurden, als aus dem Kreise Einer, welcher mit der größten Aufmerksamkeit zugehört, und auch schon mehrere Male versucht hatte, Etwas zu sagen, ihm in die Rede fiel. „Mein Gott!" rief er aus: „habe ich recht gehört? Wie, sagen Sie, war der Fremdling gekleidet? Erzählen Sie es gefälligst noch einmal!"

„Gern, wenn ich Ihnen damit gefällig sein kann," sagte der Pferdehändler. „Sie scheinen großen Antheil an dieser Erzählung zu nehmen," und nun berichtete er nochmals, wie der Fremdling ausgesehen habe, während der Andere mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte.

„Aber um Gotteswillen, Freund!" sagte der Fremde vor Angst ausser sich, so daß er die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog, „hatte der Fremde keine zwei Narben in der linken Seite? — hatte er gar kein bemerkliches Kennzeichen? — Kein . . . ."

„Das kann wohl seyn, antwortete der Pferdehändler. So genau weiß ich es nicht mehr, doch auf seinem Arm hatte er einige Buchstaben stehen."

„Und welche — o Gott! — sagen Sie was für Buchstaben?" — fragte der Andere noch ängstlicher als vorher.

„Wenn ich mich nicht irre, ... so waren es F. X. oder X. F.," antwortete der Pferdehändler.

„O Jesus Maria! — das war mein Franz!" schrie der Fremde in der heftigsten Gemüthsbewegung, während eine Todtenblässe sich über sein Gesicht verbreitete, und sein Aeußeres die Erschütterung verrieth, welche sein Inneres erlitten hatte.

Alle die im Zimmer gegenwärtig waren, sahen den Fremden, nach seinem Ausruf, voll Erstaunen an. Gerade wollte einer der Anwesenden ihn um die Ursache seiner plötzlichen Gemüthsbewegung fragen, als er in der größten Hast von seinem Stuhle aufstand, mit wilder Miene aus der Stubenthür eilte, und voll Verzweiflung und Abscheu ausrief; „O Gott! das fordert Rache! — Das Blut meines armen Kindes schreit nach Rache!"

Ein Unglück befürchtend, und von Schrecken und Neugierde angetrieben, eilte man ihm in einen neben dem Wirthshause liegenden Stall nach.

Mit einer fürchterlichen Wuth faßte der Entsetzte dort einen Menschen, welcher an einem Reisewagen Etwas in Ordnung brachte, vor der Brust, und schleppte ihn mit Riesenkräften in den Vordergrund des Stalles.

„Du mußt mit, Satan," donnerte er den Menschen an. „Du mußt mit, und hören wo mein armer Franz geblieben ist! — Verantworten sollst du dich, oder Gott möge dir gnädig seyn!"

Der so Angepackte, vor Schrecken ausser sich, war nicht im Stande, dem wüthenden Menschen Widerstand zu leisten, sondern ließ sich wie gelähmt von ihm fortschleppen. Eine unbeschreibliche Angst verrieth sein Gesicht. Mit einer gedämpften Stimme stammelte er nur: „Ach Gott! Erbarmen! lassen Sie mich los! — Ich habe ja nichts gethan!" — Aber sein Gegner, welcher ihn mit wild rollenden Augen ansah, hielt seine Faust krampfhaft auf seiner Brust festgeklammert. Vor der Stubenthür angekommen, wagte der Festgehaltene einen Versuch, sich aus den Händen seines Gegners zu winden, aber der dichte Haufen der bei diesem merkwürdigen Vorfalle herbeigeeilten Menschen, verhinderte ihn daran. Beide wurden durch die sie umgebende Menge in das Zimmer hineingedrängt.

„Jetzt Mörder!" brüllte sein Verfolger dem höchst Erschreckten entgegen, und „Mörder?!" wurde in einem dumpfen Gemurmel von allen Seiten wiederholt, „Jetzt sollst du mir sagen, wo du vor eilf Jahren meinen unglücklichen Franz gelassen hast, oder . . . ."

„Ach! Um Jesu willen, lassen . . . . lassen Sie mich los! — ich muß . . . . muß athmen . . . . oder ich ersticke!" stammelte der Andere wie von einem Fieberanfall geschüttelt.

Plötzlich erhob sich ein Geräusch an dem Eingange des Zimmers. „Da ist das Gericht schon!" erschallte es von verschiedenen Seiten her. Es herrschte nun augenblicklich Stille, der Kreis der Herzugeströmten öffnete sich und der Schultheiß mit den Gerichtsdienern trat herein. Der Festgehaltene, welcher sich bis jetzt nur mit Mühe aufrecht gehalten hatte, sank bei diesem Anblick ohnmächtig zur Erde. Halb bewußtlos wurde er herausgetragen und nach dem Stadtgefängnisse gebracht.

Nun stellten sich vor dem Gerichte zwei Leute, welche sehr dringend auf ein alsbaldiges Verhör des Gefangenen antrugen. Der Eine war der Pferdehändler aus B—, welcher die nothwendige Auskunft geben konnte, der Andere der Mann, welcher sich als den Vater des Ermordeten vorstellte. Sein mit Tressen besetzter Rock und Hut, seine großen Stiefel und gelben ledernen Beinkleider, alles dies verkündete ein aufsergewöhnliches Berufsgeschäft. Er war der Herr oder Direktor einer Gesellschaft Kunstreiter, Equilibristen und Seiltänzer, welche die Kirmessen besuchten und auch hier Vorstellungen geben wollten.

Der Gefangene wurde noch an demselben Abend in das Verhör gebracht. Er gab vor, ein Lothringer von Geburt zu seyn, und sein eigentlicher Name sei Jean Baptist L —. Seit mehren Jahren habe er zu der Kunstreiter-Gesellschaft gehört, und sei daselbst unter den Namen Louis Latouche bekannt gewesen. Durch Schrecken und Gewissensangst überwältigt, gestand er Alles, dessen der Vater des Ermordeten, mit Beistand des Pferdehändlers, ihn anklagte.

Um das Räthselhafte in dieser Geschichte zu lösen, will ich in der Kürze das Geständniß des Verbrechers meinen Lesern mittheilen.

Vor mehr als sechszehn Jahren war der jetzt Verhaftete Jean Baptist L— aus Furcht, daß ein von ihm begangener Diebstahl bekannt würde, von einem österreichischen Regimente, welches damals in Namur lag, desertirt; und da er in seiner Jugend schon bei Kunstreitern gewesen war und diese Lebensweise ihm sehr zusagte, so hatte er sich bei der Gesellschaft annehmen lassen, mit welcher er bis jetzt unter dem falschen Namen Louis Latouche herumgezogen war. Vor eilf Jahren wollte sich die Gesellschaft, welche aus Deutschland kam nach dem Bisthum Lüttich begeben, um dort mit ihrer Kunst sich den Lebensunterhalt zu verdienen, und nachher über das Brabantische nach Holland ziehen, um daselbst die Kirmessen zu besuchen. Aus Furcht, vielleicht

in die Nähe seines ehemaligen Regiments zu kommen, welches in der ganzen Umgegend auf den Dörfern detachirt war, wieder erkannt und als Deserteur behandelt zu werden, bat er seinen Herrn, anderweitig über ihn zu verfügen. „Wohlan, sagte der Direktor der Gesellschaft, du kannst inzwischen mit meinem Franz durch die Provinzen Friesland und Oberyssel ziehen, wo bald viele Kirmessen gefeiert werden und viel Geld zu verdienen ist. Wir besuchen unterdessen die vornehmsten Städte Brabants, und kommen dann auf der einen oder andern Kirmeß in Holland wieder zusammen."

Jetzt trennte sich Louis mit dem Sohne des Direktors, einem Jünglinge von siebzehn Jahren, von der übrigen Gesellschaft, und beide machten sich auf den Weg, um das Grundgebiet der Republik zu erreichen. Da sie nur wenig Reisegeld hatten, und ihre gut dressirten aber überaus abgemagerten Pferde gerade nicht an das beste Futter gewöhnt waren, so stiegen sie in den geringsten Dorfherbergen ab, oder kehrten, wo es sich thun ließ, in Bauernhöfen ein, da sie dann mit wenigen Stübern abkamen. Am zweiten Nachmittage ihrer Reise waren sie auf einer sehr großen Haide irre geritten. Erst spät am Abend hatten sie wieder die Spur eines Wagens entdeckt, und ein Landmann wieß ihnen eine kleine, von der Straße etwas abliegende Herberge. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß dies Wirthshaus kein anderes, als das zum weißen Dorn gewesen war, in welchem Hause nur die Tochter allein noch am Leben war, welche nun auch noch einmal vor das Criminal-Gericht geladen wurde, wo sie ihre vor eilf Jahren abgelegte Erklärung, so weit es ihr noch erinnerlich war, wiederholte.

In dieser Herberge hatten sie die Nacht zugebracht, und waren mit Tagesanbruch weiter gereist. Als sie beim Eingange in einen Wald ein kleines Mädchen nach dem Wege gefragt hatten, hörten sie zufällig daß zu D— Kirmeß wäre. Sogleich beschlossen sie auf dieser Kirmeß anzuhalten und sich mit ihren Talenten einen guten Reisepfennig von dort zu holen. Da bis D— kein Wirthshaus mehr lag, so ritten sie etwas tiefer in den Wald, um einen abgelegenen Ort aufzusuchen, wo sie ihre Kunstreiter-Tracht anlegen konnten; denn sie wußten wohl, daß diese eigenthümliche Kleidung ihnen ein wichtigeres Ansehen bei den Bauern verschaffte, und einen weit vortheilhaftern Eindruck machte, als wenn sie ihren Einzug in ihren gewöhnlichen Reisekleidern hielten. Der Sohn des Direktors hatte sich schon umgekleidet und sein Reisecostüm wieder in seinen Mantelsack gepackt, als Louis, welcher unterdessen die Pferde versorgt hatte, auch sein luftiges Gewand und zugleich ein buntes Taschentuch aus seinem Mantel hervorholte, welches der Ermordete als sein Eigenthum erkannte. Hierüber entstand ein ernsthafter Zank, und sie wurden zuletzt handgemein. Ein unglücklicher Schlag, welchen Louis dem Jüngling beibrachte, streckte diesen bewußtlos zur Erde nieder. Fürchterliche krampfhafte Zuckungen des Unglücklichen ließen vermuthen, daß er sich nicht wieder erholen würde. Das Verbrechen war nun einmal vollbracht, und angenommen, der Mißhandelte käme auch wieder ins Leben zurück, so würde der Thäter doch zur schweren Strafe gezogen worden sein. Die höchste Angst trieb ihn zum Aeussersten. Um sicher zu sein, daß der Unglückliche nicht wieder auflebe, seine Unthat bekannt mache, beschloß er, ihn völlig zu tödten, und — o schreckliche Bosheit! — er hatte den betäubten jungen Mann mit dem Halstuche, über welches der Streit entstanden war, und welches um des jungen Mannes Hals gedreht gefunden wurde, erdrosselt. Nachdem er die That vollbracht hatte, schleppte er den Ermordeten tief in den Wald hinein in dichtes Gebüsch. Um vor einer jeden Entdeckung sicher zu bleiben, begab er sich ohne Aufenthalt in das Oldenburgische, wo er in einem kleinen Dorfe das Pferd an einen durchreisenden ostfriesischen Kaufmann verkaufte. Um weiter ganz sicher zu gehen, hatte er den Mantelsack und die übrigen Kleidungsstücke des Ermordeten an einem abgelegenen Ort in einen Morast versenkt. — Nachdem er das Geld verzehrt, hatte er die Unverschämtheit, sich wieder zu der Gesellschaft zu begeben, mit welcher er auf dem Jahrmarkte zu Harlem wieder zusammentraf. Dem Vater des Ermordeten, der wegen des Zurückbleiben seines Sohnes besorgt war, band er folgendes Mährchen auf. Eben jenseits der deutschen Grenze, wo er mit dem Jünglinge in einem Wirthshause übernachtet habe, sei dieser des Morgens beim Erwachen mit Pferd und Gepäck verschwunden gewesen, nachdem er am Abend zuvor sich habe verlauten lassen, daß er dieses herumziehenden Lebens müde wäre, und ehe man es erwartete diese gefährliche Lebensweise aufgeben und sich in Kriegsdienst annehmen lassen wolle. Dabei dächte er sein Glück zu machen, da ihm von einem hannöverischen Offiziere in Braunschweig sehr vortheilhafte Bedingungen versprochen wären, wenn er sich anwerben lassen wolle. Der unglückliche Vater schenkte dieser Erzählung um so eher Glauben, da er eine so teuflische Handlung und Unverschämtheit nicht vermuthen durfte, und wohl wußte, daß der Jüngling, welcher immer Neigung zum Militärstande an Tag gelegt hatte, schon früher in einem deutschen Städtchen, unter ein preußisches Kavallerie-Regiment sich hatte anwerben lassen wollen, wenn der Vater es damals nicht

verhindert hätte. Der alte Mann mußte mit dieser Erzählung sich zufrieden stellen, so gut er konnte, über die Trennung von seinem Sohne sich trösten, und sah mit jedem Tage Nachrichten von ihm entgegen. Da aber diese Nachrichten sich immer weiter hinausschoben und gar nicht eintrafen, so gab er die Hoffnung auf, seinen Sohn je wieder zu sehen, und glaubte, daß er wohl im Kriege würde geblieben seyn.

So hatte der Mörder eilf Jahre sich in aller Sicherheit bei der Gesellschaft aufgehalten, und nicht den geringsten Verdacht auf sich gezogen. Die einfache Erzählung des Pferdehändlers hatte den unglücklichen Vater auf die Spur seines lang vermißten Sohnes gebracht. Einen Augenblick vorher hatte er dem Bösewicht den Befehl ertheilt, etwas in dem Stalle zu besorgen, wo, wie wir gehört haben, der unglückliche, in Verzweiflung versetzte Vater, den Mörder seines Sohnes erfaßte.

Sogleich wurde dem Provinzial-Gerichte über Alles ausführlicher Bericht erstattet, und der Mörder der Kriminalsektion überliefert. Anfangs versuchte er, sein vor dem Gerichte zu 8— abgelegtes Bekenntniß zu widerrufen, aber als man ihm die Kleidungsstücke des Ermordeten vorlegte, da wurde er todtenblaß und so heftig erschüttert, daß er auf sein früheres Geständniß zurückkam.

Als man den Vater des Ermordeten über die Bedeutung der auf dessen Arm eingebrannten Lettern befragte, erklärte er, daß sie einst seinem Sohne ein Schulkamerad, Franz Xaver Friedmüller, aus Spielerei in den Arm eingebrannt.

So wurde das Räthselhafte und Geheimnißvolle, welches Anfangs diese Missethat umschleierte, völlig weggeräumt. Ob der Gefangene die wahre Veranlassung zu dieser Gräuelthat aufrichtig bekannt hat, erlaube ich mir nicht zu beurtheilen. Er erhing sich im Gefängnisse. Ein sichtbarer Beweis einer gerechten Wiedervergeltung!

Als einen besondern Umstand muß ich noch anführen, daß wenn die Entdeckung dieses Verbrechens sich einige Tage weiter hinausgeschoben hätte, der Mörder gewiß einer jeden richterlichen Untersuchung entgangen seyn würde. Gerade vor diesem so verhängnißvollen Tage, hatte sich derselbe bei einer andern Gesellschaft annehmen lassen, mit welcher er nach England sich einschiffen wollte. An demselben Tage, als er in das Gefängniß abgeführt wurde, ging das Schiff, auf welchem sich die Gesellschaft befand, unter Segel, und war schon an der brittischen Küste angekommen, als der Verbrecher von der Nemesis ereilt wurde.

Eine wundärztliche Operation während des magnetischen Schlafes.

Mit dem Magnetisiren ist viel Marktschreierei und Unfug getrieben worden, schlaue Betrüger haben es zu allerlei unsauberen Dingen benützt, aber die Wissenschaft ist durch genauere Bekanntschaft mit Naturkräften, die man früher nicht kannte, wesentlich weiter gefördert worden. Das Magnetisiren hat in manchen Krankheiten schon wichtige Dienste geleistet, Manchem Schmerz erspart, und ist nun auch bei chirurgischen Operationen für zweckmäßig erkannt worden. In wie weit es in dieser Hinsicht thunlich ist, und ob es dabei allgemein angewandt werden kann, oder ob es nur bei einzelnen Menschen die sich dafür eignen, passend erscheint, ver-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

mögen wir nicht zu beurtheilen; das ist Sache der Aerzte. Wir wollen nur eine Thatsache berichten, welche beweist, daß einem Kranken ein schadhaftes Bein abgenommen werden kann, ohne daß er dabei Schmerz fühlte, oder wußte, daß die Operation an ihm vorgenommen wurde. Am 22. November des verflossenen Jahres verlas ein Herr Topham, der den Kranken magnetisirt hatte, in der Londoner medicinisch-chirurgischen Gesellschaft folgenden Bericht.

Jakob Wombell, ein Arbeitsmann, zwei und vierzig Jahre alt, von ruhiger Gemüthsbeschaffenheit, hatte seit etwa fünf Jahren an einem sehr schmerzhaften Kniefschaden gelitten. Am zweiten Junius wurde er in das Bezirksspital zu Wellow bei Ollerton in der Grafschaft Nottingham gebracht. Er war nicht länger im Stande zu arbeiten, und litt ausserordentlich. Bald stellte sich heraus, daß man ihm das Bein über dem Kniegelenke werde abnehmen müssen, und die Aerzte kamen überein, daß dieses womöglich geschehen sollte, während der Kranke im magnetischen Schlafe lag.

Ich sah Wombell zum ersten Mal am neunten September. Er saß auf seinem Bette; liegen oder gar stehen war ihm unerträglich. Er klagte über peinigenden Schmerz, war aufgeregt und reizbar, und weil ihm der Schlaf fehlte, sehr von Kräften gekommen. Während der letzten drei Wochen hatte er in je siebenzig Stunden immer nur zwei Stunden geschlafen.

Ich versuchte jetzt ihn in magnetischen Schlaf zu versetzen und gebrauchte dazu fünf und dreißig Minuten; doch schloß er nun die Augenlieder unter jenem Zittern und Zucken, welches dem magnetischen Schlafe eigenthümlich ist. Obwohl er bald wach war und sprach, konnte er sie doch erst nach Verlauf von anderthalb Minuten wieder öffnen.

Am folgenden Tage gelang mein Versuch schon besser, und schon nach zwanzig Minuten war er in Schlaf versunken. Nun magnetisirte ich ihn Tag für Tag, mit alleiniger Ausnahme des achtzehnten, bis zum vier und zwanzigsten September, und seine Empfänglichkeit stieg allmälig so, daß am drei und zwanzigsten der Schlaf schon nach vier und einer halben Minute eintrat. Die Dauer desselben war verschieden, und betrug zuweilen eine Stunde, manchmal auch eine halbe mehr. Er erwachte jedesmal durch den Schmerz am Knie, der in unbestimmten Zwischenräumen sich heftig einstellte.

Als ich ihn das dritte Mal sah, fühlte er sich sehr schwach, und war so bekümmert und betrübt, daß er weinte. Ich strich ihm der Länge nach über das Knie, und nach etwa fünf Minuten fühlte er sich erleichtert, und als ich fortfuhr mit meinem Magnetisiren, schlief er wie ein Kind. Nun wurden seine Arme und sein Knie gekniffen, ohne daß er Empfindung davon hatte, und doch war das kranke Glied, wenn er wachte, dermaßen empfindlich, daß er auch nicht die leichteste Bedeckung auf demselben vertragen konnte. In jener Nacht schlief er sieben Stunden ohne Unterbrechung. Nachdem ich ihn nun zehn oder zwölf Tage hintereinander magnetisirt, ging in seinem Aeussern eine sichtbare Veränderung vor. Er bekam wieder eine gesunde Farbe, seine Heiterkeit kehrte zurück, er fühlte sich kräftiger, schlief gut und hatte Eßlust.

Am zwei und zwanzigsten September wurde ihm gesagt, daß in nächsten Zeit das Bein abgenommen werden solle. Diese Mittheilung schien ihm unerwartet zu kommen und griff ihn sehr an. Ich versuche an demselben Tage ihn gegen seinen Willen zu magnetisiren. Während ich es that sah er von Zeit zu Zeit die Umstehenden an; nach zwölf Minuten schlief er. An den drei vorhergehenden Tagen war die Sache in sechs Minuten gethan. Später sagte er mir, er habe sich wiederholt daran erinnert, daß man ihm sein Bein abnehmen wolle, und an den Schmerz gedacht, den er werde aushalten müssen; aber der magnetische Einfluß war überwiegend und er verlor bald das Bewußtsein. Die Furcht vor dem Verluste des Beins aber verhinderte in jener Nacht seinen natürlichen Schlaf. Am andern Morgen fand ich ihn reizbar und geschwächt; nach vier und einer halben Minute aber brachte ich ihn in Schlaf. —

Topham erzählt nun, daß er den Kranken noch mehrmals versuchsweise magnetisirte, um sich zu überzeugen, daß die Operation verrichtet werden konnte, während Wombell schlief. Dann fährt er fort: — Als der festgesetzte Tag da war, gingen wir in sein Zimmer, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Da der Kranke bei jeder Berührung von entsetzlichen Schmerzen gequält wurde, so mußten wir davon abstehen, ihn auf einen Tisch zu legen. Sein niedriges Bett wurde daher auf ein Gerüst gehoben. Nachdem ich ihn zehn Minuten lang magnetisirt, zogen wir ihn auf seinem Betttuche nach unten hin. Die Bewegung aber, welche dabei unvermeidlich war, verursachte ihm dieselben Schmerzen, die ihn so oftmals schon gepeinigt hatten. Das Knie war ausserordentlich empfindlich; wenn er im magnetischen Schlafe lag, hatte ich ihn an den vorhergehenden Tagen oberhalb und unterhalb desselben stark geprickelt, ohne daß er das Mindeste gespürt hätte. Wir legten ihn nun in die geeignete Lage, und bald nachher bemerkte er uns, sein Schmerz habe aufgehört. Binnen vier Minuten schlief er, und nach Verlauf einer Viertelstunde

sagte ich dem Wundarzte, Herrn Ward, er könne nun seine Operation beginnen. Jetzt brachte ich zwei Finger jeder Hand in sanfte Berührung mit Wombells geschlossenen Augenliedern, und ließ sie längere Zeit dort, um den Schlaf noch tiefer zu machen. Der Wundarzt warf einen ernsten, bedächtigen Blick auf den Mann, schnitt langsam mit seinem Messer in die Mitte der äussern Seite des Schenkels bis auf den Knochen, und machte dann einen zweiten Schnitt ringsum den Schenkel. Wir alle standen athemlos da, und nur das Athmen des Kranken war hörbar. Als der Wundarzt den zweiten Schnitt machte, ergab sich, daß die Lage des Beins unbequemer war, als wir angenommen hatten, und Herr Ward fühlte sich dadurch etwas behindert. Nach dem zweiten Schnitte winselte der Kranke, und das Winseln kehrte bis zur Vollendung der Operation in Zwischenräumen wieder. Ich meine, Wombell hat geträumt, denn sein Schlaf war fest wie zuvor. Der ruhige Ausdruck seines Gesichts veränderte sich nicht im Mindesten, sein ganzer Körper blieb liegen, wo er lag, kein Muskel, kein Nerv zuckte. Bis zum Ende der Operation, auch während der Knochen abgesägt wurde, Herr Ward die Pulsadern unterband, und die Bandagen anlegte, also während einer Zeit von etwa zwanzig Minuten, lag er da wie eine Bildsäule. Bald nach der Abnahme des Gliedes, schlugen seine Pulse in Folge des Blutverlustes schwächer; man goß ihm etwas Branntwein, mit Wasser vermischt, in den Mund, das er unwillkürlich hinunterschluckte. Als der letzte Verband angelegt wurde, machte ich einen der Wundärzte und einen andern anwesenden Herrn auf das eigenthümliche, schon erwähnte Zucken der Augenlieder aufmerksam. Da nun Alles fertig war, und Wombell weggenommen werden sollte, brachte Herr Ward ihn durch ein Salz zum Wachen.

Er war ganz ruhig. Anfangs sagte er kein Wort, er schien erstaunt oder verwirrt; dann sah er um sich, und rief: Gott im Himmel sei gelobt, es ist Alles vorüber! Darauf schaffte man ihn in ein anderes Zimmer, wo ich ihn sogleich, in Gegenwart Aller, welche bei der Operation zugegen gewesen, aufforderte, zu sagen, was mit ihm vorgegangen sei, nachdem der magnetische Schlaf eingetreten. Er antwortete: „Ich wußte von nichts mehr, und Schmerzen habe ich nicht gefühlt; einmal wars mir als hörte ich ein Krachen oder Knacken.“ Auf die Frage, ob das schmerzhaft gewesen sei, entgegnete er: „Nicht im Geringsten; Schmerzen habe ich nicht gespürt, und wußte von nichts, als bis ich durch das starke Zeug (er meinte das Salz) aufgeweckt wurde.“ Das „Knacken“ hörte er wohl, als ihm der Knochen durchsägt wurde.

Wir verließen ihn mit der besten Hoffnung; Abends neun Uhr fand ich ihn in sehr befriedigendem Zustande und magnetisirt ihn; nach kaum zwei Minuten schlummerte er, und schlief anderthalb Stunden. — Als der erste Verband abgenommen wurde, hatte ich ihn eingeschläfert; von dieser gewöhnlich so schmerzhaften Abnahme merkte er gar nichts; er hatte auch nicht gewußt, daß sie vorgenommen werden sollte, und hatte auch später keine Ahnung von dem was geschehen war. —

Der genannte Wundarzt hat alle diese Aussagen bestätigt, und weiter bezeugt, daß gerade drei Wochen nach der Operation Wombell aufstand, um mit gesundem Appetite sein Mittagsmahl einzunehmen. Er war längst auser aller Gefahr; Nervenzufälle, wie sie in Folge schmerzhafter Operationen so häufig vorkommen, hat er gar nicht gehabt.

Fragt sich nun: ob das Magnetisiren regelmäßig bei solchen Krankheiten angewandt werden darf? Wiese es sich als zweckmäßig aus, so wäre es eine unendliche Wohlthat, weil der Kranke keine Schmerzen fühlt.

Die Annehmlichkeiten des Landlebens.

(Aus dem Briefe eines Fünfzigers.)

Sie sind, verehrter Freund, des Lebens und Treibens in der Stadt überdrüssig; Sie finden dort zu viel Geräusch und zu wenig Wahrheit, zu viel Gemachtes und Uebertünchtes; Sie vermissen das Einfache, Natürliche, Ungezwungene. Ich begreife, daß Sie sich aus dem städtischen Treiben wegsehnen. In ein Bad wollen Sie nicht gehen und Sie haben Recht; Ihr Körper ist gesund, und das Treiben der Gesunden, nicht am Körper Kranken welche die Mehrzahl in den Badeplätzen ausmachen, ist auch unerquicklich, denn bei vielen ist der Geist krank, und sie sind von Leidenschaften zerrüttet.

Kommen Sie auf einige Wochen zu mir aufs Land. Die ersten vierzig Jahre meines Lebens habe auch ich in Gewühl der Städte verlebt; seit fünfzehn Jahren aber bin ich so glücklich auf dem Lande wohnen zu können. Mein Oheim starb kinderlos, und sein Landgut fiel mir anheim. Es ist nicht hunderttausend Gulden werth, aber die Einkünfte die es abwirft, ernähren mich anständig, und durch Fleiß und genaue Aufsicht suche ich den Ertrag zu erhöhen.

Kommen Sie. Mein Gütchen liegt in einer der anmuthigsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes. Zwar nicht im Gebirge selbst, sondern bei den Vorhügeln desselben, an einer sonnigen Halde, zwischen grünem Wald und üppigen Fluren. Das Land breitet sich weit und breit wellenförmig vor meinem Blicke aus, im Hintergrunde ragen die hohen Berge empor, zur Seite erhebt sich auf einem steil abfallenden Kegel eine Burg, vor mir schlängelt sich, einem Silberbande vergleichbar, der Fluß. Ich habe Romantik und Idylle rings um mich. O kommen Sie, und wandeln Sie mit mir an einem ruhigen, klaren Sommerabend durch diese anmuthigen Gefilde, nehmen Sie mit mir Platz unter meiner alten Eiche, deren mächtiges Laubgewölbe uns kühlen Schatten spendet. Wir haben von meiner Bank dort die herrlichste Aussicht ins Thalgelände, das mir lieblicher erscheint als ein Arkadien oder ein thessalisches Tempe.

Mein Wohnhaus steht schon etliche hundert Jahre; es mag wohl ins Mittelalter hinaufreichen, denn das Gemäuer ist fest und stark, und was in späteren Jahrhunderten nach und nach hinzugefügt wurde, weniger massiv. Sie werden sich über die alten Thürmchen an den Ecken freuen, denn jedes bildet nun ein Zimmer, in dem Sie träumen und studiren können; überall ist die Aussicht herrlich. Sie finden eine alte Wendeltreppe, und Fenster mit Spitzbögen; rings um das Haus einige alte Bäume, Eichen und Rüstern, deren Grün in diesem nassen Jahre ungemein saftig ist, eine Parkanlage, in deren Gebüsch nichts die Stille unterbricht, als der Gesang der munteren Vögel, die ich hege und füttere. Sie finden endlich auch einen Blumengarten, den ich in bester Ordnung halte. Die Mauer welche ihn umschließt, ist grün bewachsen; das edle Obst steht nicht reihenweis und steif, sondern bildet Gruppen, die dem Auge wohlthun. Auch an fließendem Wasser habe ich keinen Mangel; ein klarer Bach, der aus dem Gebirge kommt, bewässert Garten und Park, und da ich am Ufer Gesträuch anpflanzen ließ, so finde ich immer, wenn ich während der Hitze im Garten arbeitete, ein kühles, schattiges Ruheplätzchen, und höre das sanfte Murmeln des Baches, der über die runden Kiesel hinwegplätschert, mit innigem Behagen. Jeder Baum, jeder Strauch ist mir ein lieber alter Bekannter, an dem ich Theil nehme, und den ich pflege.

In müssigen Stunden angle ich gern Fische im Flusse, und da ich die geeigneten Tage wähle, an welchen das Wetter mir einen guten Erfolg verspricht, so komme ich selten leer heim. Manchmal breche ich, von meinem jüngsten Sohn, einem muntern Knaben, begleitet, in aller Frühe auf, wenn noch das Gras mit Millionen Thauperlen bedeckt ist, oder der ganze Himmel

ein zusammenhängendes Nebelgewölk bildet. Wenn wir dann dem Flusse uns nähern, steigt gewöhnlich der Nebel am Berge auf und webt Wolken; im Osten strahlt die Sonne, und drückt bald nachher den Nebel zu Boden. Dann mache ich meine Angelruthen zurecht, stecke den Köder an den Haken, und werfe die Leine ins Wasser. Ich kann Ihnen kaum beschreiben, welch ein Vergnügen mir das Angeln macht. Zwar das Sprichwort sagt: Fische fangen und Vogelstellen verdirbt manchen Junggesellen, aber ich bin ja längst über das Jünglingsalter hinaus.

Mein Pfeifchen dampft, am linken Arme habe ich den Korb hängen; ich ziehe meine Wasserstiefeln an, wate im Strome auf und ab, und fühle mich dabei frisch und kräftig. Wenn ich mich ausruhe, so frühstücke ich im Grünen, und lese nachher in einem unterhaltenden und lehrreichen Buche, und manches Stück unseres Schiller habe ich beim Angeln am besten verstanden und genossen. Manchmal geht die Sonne schon im Westen zur Rüste, wie es in den Ritterromanen heißt, ehe ich meine Angelruthe auseinandernehme und heimgehe. Dann hebe ich meinen, in der Angel reichlich mit Fischen gefüllten Korb auf, und wandle, ein lustig Liedlein pfeifend, zurück. Meine wirthliche Hausfrau und meine Töchter, die von den Fenstern des Hauses ab mich zurückkehren sehen, kommen mir entgegen, und nehmen mir Ruthe und Korb ab.

Eine Schaubühne mit schwerbezahlten Sängern oder Primadonnen haben wir nicht, aber die Musik wird bei uns nicht vernachlässigt; sie erheitert vielmehr unser Leben und gewährt uns manche angenehme Stunde. Alle meine Kinder sind musikalisch. Dabei habe ich darauf geachtet, daß ihr Geschmack nicht verderbt wurde, denn die neumodischen Donizetteleien und das ganze Schellengeklingel der Opern, die jetzt an der Tagesordnung sind, kann ich nicht leiden; ich finde nichts darin, was schön ist, was anspricht, was erhebt, was dem Herzen wohlthut. Und volksthümlich sind sie nun einmal gar nicht; deshalb mag man diese Sängereien, in denen kunstgerechte Harmonie stecken mag, in denen ich aber keine Melodie finde, den Komödien lassen; wir aber halten uns zumeist an unsere deutschen Tondichter, besonders an Mozart und Beethoven; auch Gretry und Boyeldieu haben wir gern; vorzüglich aber werden deutsche Lieder gesungen. Meine älteste Tochter spielt Klavier mit Ausdruck und Empfindung und Fertigkeit, sie sowohl als ihre jüngere Schwester, singen auch recht hübsch; aber beide sind, wie echte Landmädchen sein sollen, von der jetzt grassirenden Art des Dilettantismus, der sich in den Städten so breit macht, völlig frei. Ich spiele ein wenig Geige.

Wir haben auch unsere Leseabende und für eine gute Bibliothek ist gesorgt. Ich bin der Ansicht, daß es eine wahre Thorheit sei, die Kinder der sogenannten gebildeten Stände mit dem Erlernen fremder Sprachen zu quälen, namentlich die Mädchen; denn die Knaben können vielleicht englisch oder französisch im Geschäftsleben hin und wieder nöthig haben. Aber wozu die Mädchen damit peinigen? Sie lernen es doch selten ganz gründlich, und wenn sie nun auch gründlich französisch verstehen, wozu nützt es ihnen? Um alle Jubeljahr mit einem Franzosen in seiner Muttersprache sprechen zu können? Ei, sprechen denn die Franzosen in ihrem Lande mit uns in unserer Sprache? Wenn sie zu uns kommen, sollen sie deutsch verstehen; unsere Sprache ist reicher und gebildeter als die ihrige, und wenn man im eigenen Lande mit einem Fremden spricht, so sieht er darin leicht etwas Bedientenartiges und Unterwürfiges. Ich lobe es an den Franzosen und Engländern, daß sie so großes Gewicht auf ihre eigene Sprache und Literatur legen, daß sie so viel auf ihre großen Dichter und Geschichtschreiber halten, nicht die Staarmätzigkeit, die alle Sprachen nachplappert, für nöthig zur sogenannten Bildung halten, auf die ich, wie sie bei unseren vornehmen Leuten gang und gebe ist, offen gestanden, herzlich wenig halte. Sie ist sehr überflüssig.

Meine Kinder verstehen rechtschaffen deutsch, und ich habe immer darauf geachtet, daß sie es rein, ohne Dialekt sprechen. Die Muttersprache soll man ehren. Meine Büchersammlung enthält so ziemlich alle unsere mustergültigen Schriftsteller, von dem alten Gellert an; wir ergötzen uns aber auch an den wackeren und talentvollen Ausländern, und halten Walter Scott und Cooper, Bulwer und Dickens, und andere, die wir ja in guten und billigen Uebersetzungen haben, hoch in Ehren; aber unsere deutschen setzen wir deshalb nicht zurück; sie stehen voran. Den französischen Romantikern haben wir keinen Geschmack abgewinnen können. Mein Buchhändler schickte mir einmal ein Pack davon, ich sah hinein,— aber das mag gut zu lesen sein für Häuser, die ich nicht nennen mag und für die pariser vornehme Welt, aber unter meinem Dache darf so etwas nicht gelesen werden; es könnte nur Schaden anrichten.

Alle Bildung muß auf vaterländischer Grundlage beruhen; wenn ein Volk tüchtig sein soll, so müssen die Hausväter gute Patrioten sein. Ich erzähle darum häufig meinen Kindern Etwas aus der deutschen Geschichte, und das Nibelungenlied kennen wir alle genau.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein Politiker von Profession bin ich nicht, doch nehme ich regen Antheil an den Begebenheiten des Tages und freue mich über den Aufschwung, den die deutsche Nation offenbar nimmt.

Die Naturgeschichte studire ich mit Liebe; schon meine ländliche Einsamkeit weist mich darauf hin, und da ich mich gern mittheile, so nehme ich jede Gelegenheit, wahr um meine lieben Nachbaren, die Landleute, zu belehren. Sie werden unter dem groben Kittel manchen trefflichen Mann von schlichtem, gesundem Verstande kennen lernen.

Im Frühling, Sommer und Herbst tritt freilich das Studium, und die Beschäftigung mit der Literatur zurück; da gibts nöthigere Dinge zu thun. Ich bin dann von früh bis spät im Freien, und verdanke es, neben meiner einfachen Lebensweise, wohl vorzüglich diesem Umstande, daß ich mich gottlob der kräftigsten Gesundheit erfreue. All den Jammer von Migräne und Hämorrhoiden, Hypochondrie und Schnupfen und wie die städtischen Plagen weiter heißen, kennen wir nicht. Ich reite aus, ich führe mein Pferd wohl auch selbst zur Tränke, ich pflüge einmal ein Paar Dutzend Furchen, was ja auch der chinesische Kaiser thut, und was jeden Mann ehrt, ich grabe die Blumenbeete selbst um, bessere einen Zaun aus, binde Bäume fest, und beschneide sie, ich sehe nach den Bienen und thue die Schwärme ein, und führe ein thätiges, aber ruhiges Leben. Und an Gesellschaft fehlt es uns nicht; wir geben und empfangen Besuche, aber nur von Leuten die uns zusagen, denn das steife städtische Visitenwesen ist uns ein Gräuel. Ich lade auch nicht selten von meinen Nachbaren, den Bauern, einige ein, besonders an Festtagen, und meine Mädchen müssen sich als Gutsbesitzerstöchter eine Ehre daraus machen, dem schlichten Landmann Speise und Trank zu reichen.

Ich bin nun zu Ende. Gefällt Ihnen mein stilles Leben und Treiben, das allerdings eine Art von Idylle ist, so kommen Sie auf einige Wochen, oder wenn Sie wollen, auf Monate, zu uns. Sie finden zwar keine „Conversation" und keine „Cercles," keine Kaffee- und Theevisiten, auf dem Tische keine Crêmes, keine ausländischen Weine, keine Perigord-Trüffeln, keine Moutarde de Paris, keine Poules de Brie, keinen Chesterkäse, keine Piccles und Glaces und wie all das Zeug heißt, das Magen und Börse schwächt, sondern einen freundlichen Willkommen, eine gesunde einfache nahrhafte Küche und täglich ein Gericht Gern-gesehen; frische Milch und ein Glas guten Rheinwein, weißes Brod und schmackhafte Butter, freundliche Gesichter und heitern Sinn. Und das denke ich, wird für einen Mann von Herz und Kopf mehr werth sein, als alle jene überflüssige Leckereien und das raffinirte städtische Wesen und Treiben, das mich stets krank macht, wenn einmal die Verhältnisse mich zwingen, in der Stadt Geschäfte abzumachen.

Nehmen Sie einen freundlichen Gruß und deutschen Händedruck von

Ihrem

Wilhelm Eichmann.

Ein Riesenschiff.

Welch ein Abstand von dem einfachen Kanot eines Negers oder Indianers bis zum Linienschiffe von hundert und zwanzig Kanonen; welch ein Abstand zwischen einer holländischen Kuff, die sich schwerfällig von den Wellen schaukeln läßt und einem leichtgebaueten bremischen oder amerikanischen Schnellsegler; und nun wieder, welcher Abstand von einem Dampfboote, wie es vor zwanzig Jahren auf Rhein oder Themse lief, und damals für ein Muster aller Vollkommenheit galt, und dem gewaltigen Fahrzeuge, über das wir jetzt Einiges bemerken wollen.

Lange hielt man die Dampfschifffahrt nur für Flüsse und Küstengewässer geeignet; dann wagte man es über

Meerengen zu steuern, und als von Hamburg nach London, quer durch die Nordsee eine regelmäßige Fahrt eingerichtet ward, staunte alle Welt. Allmälig befuhr man auch das Mittelmeer, gewann an Erfahrung und Muth, an Schiffen und Maschinen brachte man neue Verbesserungen an; die Dampfschifffahrt über den indischen und atlantischen Ocean hörte auf eine Sache der Unmöglichkeit zu sein.

Im Frühlinge des Jahres 1838 fuhr das Dampfschiff Great Western von Bristol in England nach Neu-York in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und seitdem ist diese Fahrt zwischen zwei Erdtheilen mit einer Regelmäßigkeit und mit einer Schnelligkeit unterhalten worden, die nichts zu wünschen übrig lassen. Hat doch schon ein Dampfboot die Fahrt von Neuschottland nach Liverpool in neun Tagen gemacht. Eine Woche Zeit, um von der alten Welt in die Neue zu reisen; mehr braucht man jetzt nicht.

Die Gesellschaft welche den Great-Western bauete, der die erste Ueberfahrt gemacht hat, wurde durch das glückliche Ergebniß, welches die sogenannte atlantische Fahrt lieferte, angespornt ihre Schiffe immer mehr zu vervollkommnen, und beschloß, ein Fahrzeug zu bauen, welches den Great-Western in demselben Maaße übertreffen sollte, in welchem dieses Schiff Alles hinter sich zurückgelassen hatte, was je da gewesen. Alle Verbesserungen, welche seither im Schiffbau gemacht worden sind, sollten angebracht, alle Erfahrungen benützt werden; ein Schiff wie das neue, sollte noch nie auf dem Wasser, welches unsern Erdball umgibt, geschwommen haben. Welchen Namen sollte es aber erhalten? Sollte man es Mammuth nennen oder Großbritannien? Mit richtigem Takte und Bewußtsein, daß das Werk auch das Land ehre, in welchem es vollendet ward, zog man den Namen Great-Britain vor, und so heißt nun das gewaltige Fahrzeug.

Die Great-Britain ist mit Ausnahme der Bohlen auf dem Verdeck und dem Fußboden und einigen Verzierungen der Kajüten, ganz von Eisen; sie mißt, vom Bugspriet bis zum Stern, in der Länge dreihundert und vier und zwanzig Fuß; ist also etwa so hoch wie der Andreasthurm in Braunschweig, den man in Meilen weiter Ferne sieht (318 Fuß), und hundert Fuß länger als das größte Linienschiff, welches je gezimmert worden ist. Die Breite beträgt ein und fünfzig, die Tiefe des Raums zwei und dreißig Fuß. Sie ist zu dreitausend zweihundert Tonnen geaicht, hat demnach zweimal so viel Körperumfang, als die beiden anderen größten Dampfschiffe zusammengenommen. Sie hat vier Verdecke; das unterste derselben ist von Eisen, und in diesem werden die Waaren verladen. Das obere Verdeck ist, einen kleinen Absatz am Vorkastell ausgenommen, ganz flach, ohne irgend eine Erhebung, so daß sie, Segel und Takelwerk abgerechnet dem Winde gar keinen Gegenstand darbietet. Die beiden Zwischendecke sind durchaus für die Reisenden und die Mannschaft eingerichtet, und enthalten vier große Salons oder Kajüten, die zusammengenommen ein Speisezimmer von 350 Fuß Länge bilden würden, zwei große Frauen- und Familienzimmer, und 180 Wohnungen, jede von zwei geräumigen Schlafstätten, so daß, von der Mannschaft ganz abgesehen, 360 Reisende ein bequemes Unterkommen und geräumiges Bett finden. Die große Kajüte ist hundert Fuß lang, zwei und dreißig Fuß breit und acht Fuß drei Zoll hoch. Das Schiff kann tausend Tonnen Kohlen und zwölfhundert Tonnen Güter laden. Es hat drei Kessel, die zweihundert Tonnen Wasser zu fassen im Stande sind; sie werden von vier und zwanzig Feuern geheizt; die vier Maschinen, jede von 250, haben zusammen tausend Pferdekraft. Man mag sich einen Begriff von der Mächtigkeit des Schiffes machen, wenn man weiß, daß vierzehnhundert Tonnen Eisen zum Bau verwandt wurden. Es hat keine Radkasten und Räder, sondern wird vermittelst der sogenannten archimedischen Schraube fortbewegt. Die Schraube leistet dieselben Dienste wie die Räder, ist aber diesen weit vorzuziehen, besonders bei Gegenwind, weil sie diesem keine Fläche bietet; auch ist die Maschinerie einfacher. Die Schraube hat sechszehn Fuß im Durchmesser, und ist unter dem Stern des Schiffes angebracht, während die Räder, Radkasten und was dazu gehört, sonst bekanntlich in der Mitte sind. Jetzt ist nun den Maschinen die passendste Stelle gegeben worden, und man spart hundert Tonnen Gewicht. Die Great-Britain hat sechs Masten, die zwar nicht die Höhe jener auf den Segelschiffen haben, doch hat der größte die immerhin ansehnliche Länge von fünf und neunzig Fuß, und die nöthige Segelleinwand würde drei Viertelmorgen Land bedecken. Die Britannia soll, je nach Wind und Wetter, sechszehn englische Meilen in der Stunde zurücklegen; sie würde, falls die Noth es erforderte, tausend Mann Soldaten aus England nach Indien in fünf Wochen schaffen, und zwar auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum. Sie verbraucht täglich fünf und fünfzig Tonnen Kohlen, hat also für vierzig Tage Feuerung an Bord.

Auf ein solches Schiff, das seines Gleichen noch nicht gehabt hat, dürfen die Engländer mit Recht stolz sein.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bildung des Schönheitssinnes.

Diese wird vielfach ganz übersehen, namentlich von denen, die einem mühsamen Berufe hingegeben sind, und doch ist sie einem Jeden möglich, und bietet sie eine unendliche Fülle von Kraft und Genuß.

Wenn wir unsere Natur betrachten, so finden wir unter anderen bewunderungswürdigen Begabungen den Sinn oder den Blick für das Schöne; in jedem menschlichen Wesen finden wir die Keime hiezu, und es gibt keine Kraft die größerer Ausbildung fähig wäre; sie muß daher in einem jeden Menschen gewahrt und gehoben werden. Nicht blos diejenigen die sich mit der Kunst, mit Bildhauerei, Malerei und dergleichen beschäftigen, oder die Werke großer Meister betrachten, haben Veranlassung ihren Schönheitssinn auszubilden, sondern ein Jeder hat dieselbe, in jedem Stande und in jeder Lage. Die gesammte Schöpfung ist eine unendlich reiche Kunstkammer, und alles was da lebt, trägt das Gesetz der Schönheit in sich. Wir können nur einen kleinen Theil der Schöpfung zu unserer Nahrung, Kleidung und zur Behaglichkeit des Körpers verbrauchen; die ganze Schöpfung aber kann unserm Sinn für das Schöne, Nahrung und Genuß gewähren. Und dieser Genuß ist unendlich. Durch das Auge und das Ohr, die beiden höheren Sinne, empfinden und genießen wir das Schöne, und Sehen und Hören sind nicht so leicht gesättigt oder übersättigt.

Die Schönheit ist überall verbreitet: sie entfaltet sich in den zahllosen Blumen des Frühlings, sie weht in den Zweigen der Bäume, wie in den grünen Flächen des Grases, sie wohnt in der Tiefe der Erde und des Meeres, und glänzt aus dem Schimmer der Muschel und des Edelsteines. Aber nicht bloß die kleinen Gegenstände, sondern auch das Weltmeer, die Berge, die Wolken, der Himmel, die Sterne, der Auf- und Untergang der Sonne, alles strahlt über von Schönheit.

Das ganze Weltall ist der Tempel der Schönheit, und die Menschen, deren Sinn dafür wach ist, können die Augen nicht erheben, ohne sich überall von ihr umgeben zu sehen. Diese Schönheit ist so lieblich, der Genuß, den sie gewährt, so geläutert, so rein, so übereinstimmend mit unseren zartesten und edelsten Empfindungen, daß es ein schmerzlicher Gedanke ist, wie unzählige Menschen mitten darin leben, und doch so leben als wären sie blind dafür, und als bewohnten sie statt dieser schönen Erde mit dem glanzvollen Himmel ein ödes Gefängniß.

Unendlich viel Freude ist für die Welt verloren durch den Mangel an Ausbildung des Schönheitssinnes. Jeder Landmann lebt im Angesicht der größten Werke des göttlichen Künstlers, das Leben eines Jeden könnte dadurch sehr gehoben werden, wenn er an seinen Umgebungen die Pracht und Herrlichkeit sähe, die aus ihrer Gestalt, aus den feinen Uebergängen und Mischungen ihrer Farben, aus dem Ebenmaße ihrer Verhältnisse und aus dem geistigen Ausdruck hervorscheint.

Wie viele werden erst durch Fremde auf die Schönheit der Natur, die sie umgibt, aufmerksam gemacht. Ich weiß es wohl, durch die tägliche Gewohnheit, wie dadurch, daß man in Gedanken, Mühe, Sorgen und Bekümmernissen dahin geht, stumpft sich gar leicht der Sinn für die Umgebung ab, und man bemerkt sie kaum noch; aber wie gar leicht kann man durch den offenen Sinn für Naturschönheit über die augenblicklichen inneren Trübsale hinweggehoben werden, und durch die reine Freude an der äussern Natur die Unruhe in uns eine milde Lösung erhalten.

Auf welchem Punkte der Erde wir auch stehen, überall können wir die Glorie und Pracht der alloverbreiteten Schönheit sehen.

Ich habe bisher nur von dem Sinn für Naturschönheit gesprochen, aber unendlich viel von jenem Reize und jener Anmuth der Natur findet sich auch in den Gebilden der Kunst und des Gewerbfleißes; den Sinn für diese bilden, nennt man die Bildung des Geschmacks.

Noch Niemand hat ergründet, worin eigentlich die Schönheit besteht; aber das kann doch wohl als festste-

hend angenommen werden, daß alles Schöne, sei es in Kunst, Gewerbfleiß, Benehmen oder Tracht, das Gesetz des harmonischen Lebens zur Erscheinung bringen muß.

Ich will hier bei den Erzeugnissen des Gewerbfleißes stehen bleiben. Ich habe einen Freund, der ein wunderbares Geschick besitzt, die mannigfachsten Erzeugnisse des Gewerbfleißes schön und geschmackvoll zu verfertigen; auf meine Frage wie er es denn mache, daß alle seine Drechsler-, Schlosser- und Schreinerarbeiten so schön und ansprechend seien, erwiederte er: Ich nehme mir die lebendige Natur zum Muster und Gesetze, ich denke mir immer: ob das, was ich hier verfertige, als Thier oder Pflanze gedacht werden, oder so leben könnte. An dieser Theebüchse, an diesem Stengelglas z. B. kann die obere Ausweitung als entfaltete Blume, die Einbiegung als Stengel, und der breite Fuß als das Wurzelgeäste betrachtet werden. Diesen Tisch hier mit seinen ausgebogenen Füßen und der Uebereinstimmung aller seiner Verhältnisse könnte ich mir wohl als lebend denken; so daß man mit einiger Phantasie sich wohl vorstellen mag, er könne sich fortbewegen. Jedes Lebendige trägt nothwendig ein Ebenmaaß, eine Harmonie der Verhältnisse in sich.

Die Natur allein gibt uns also das Gesetz für das Schöne. Die gothische Baukunst, wie wir sie in unseren alten Kirchen sehen, ist erwiesenermaßen eine steinerne Nachbildung der Baumreihen schöner Wälder, und ihrer Verzweigungen. Der Maaßstab der Natur ist und bleibt es daher zunächst, an den wir uns zur Ausbildung des Geschmacks zu halten haben. Wir können aber auch vermöge unseres freien innern Geistes eine höhere Natur, höhere Geschöpfe und Gebilde uns denken und schaffen, als die um uns her existiren; aber alles dieses wird und muß die Form der Schönheit tragen. Welche unendliche Fülle von Schönheit bietet uns das Schriftenthum! Die besten Bücher sind auch die schönsten. Man handelt ungerecht gegen die höchsten Wahrheiten, wenn man sie nicht mit Schönheit verbindet; das ist ja ihre natürlichste und passendste Gestalt, so gewinnen sie Leben und dringen am sichersten und tiefsten in die Seele.

Wer die Empfänglichkeit für das Schöne nicht in sich hegt und ausbildet, gelangt nicht zur wahren Menschenbildung, und diese Empfänglichkeit ist einem jeden Menschen in jedem Stande gegeben; von allem Luxus ist dieß der billigste und immer am nächsten zur Hand. Wer den wahren Sinn für Schönheit hat, hat nicht nöthig sich mit vielem Gelde Vergnügen zu bereiten, das meist doch nicht durch Geld erkauft werden kann; überall findet er eine nie versiegende Quelle des Genusses.

Im alten Griechenland war der Sinn für die Formenschönheit in der ganzen Nation verbreitet, wir stehen ihnen darin nach, und es ist das Wesen des Fortschrittes, daß wir ihnen gleich zu kommen trachten; andererseits besitzt unsere Nation einen hohen Vorzug in Betreff der Schönheit, es ist dieses der wache Sinn für Musik und Gesang. Wir haben nicht nur die größten Tonschöpfer, wie Haydn, Händel, Bach, Mozart, Beethoven, Spohr, Weber u. v. a., sondern das musikalische Leben ist im Volke selbst aufgegangen; davon zeugen die herrlichen Volkslieder, die in Deutschland wie nirgends von Natur vierstimmig gesungen werden. Diesen schönen Naturgaben ist neuerdings die liebevollste Pflege und Ausbildung gegeben worden. In allen Gauen des deutschen Vaterlandes haben sich Gesangvereine gebildet, die immer tiefer Wurzel schlagen, und immer weiter sich ausbreiten müssen. Es ist eine schöne Eigenthümlichkeit unserer Zeit, daß wir das, was sich fast ohne unser Zuthun so natürlicherweise gebildet hat, jetzt aus Erkenntniß und mit Bewußtsein festhalten und vervollkommnen. Das zeigt sich auch wieder bei den Gesangvereinen, die Macht des Liedes wird dadurch um so nachhaltiger als eine Schönheit unserer Nation erhalten.

Gedeihliches und Erfreuliches steht von den Gesangvereinen zu erwarten. Wie manche erhabene Empfindung, wie manche heilige Lehre zieht erst recht in die Seele ein, wenn sie auf den Schwingen des Gesanges heranschwebt, wie wonnig und frisch ist die Freude und die Lust, wenn sie von fröhlichen Accorden getragen ist.

Besonders zu beachten ist, daß die Schönheit der Aussenwelt mit den lieblichen erhabenen und edeln Eigenschaften unserer Innenwelt, der Seele, im innigsten Zusammenhange steht; die Schönheit ist das Sinnbild oder der Ausdruck derselben; aus der Schönheit spricht ein Geist zu uns, die Materie erscheint uns schön, wenn es ist als ob sie ihre stoffliche Schwerfälligkeit, ihre Endlichkeit und Rohheit verliere, wenn sie durch die ätherische Leichtigkeit ihrer Formen und Bewegungen zum Geiste zu werden scheint, wenn sie uns zarte und reine Neigungen einflößt. Wir haben im Deutschen ein treffendes Wort, welches die Empfindung der wohlgefälligen Schönheit bezeichnet, es ist: Anmuth. Wir erkennen in einem Dinge etwas was uns anmuthet, uns eine wohlige Empfindung erregt, und zu uns spricht mit seinem bloßen Dasein, mit seiner bloßen Erscheinung, die uns gleichsam sagt: in mir ist etwas, was deinen Nei-

gungen entspricht. Und höher steht die Schönheit, wenn sie ausbreitet in die weiteste Ferne, was der Schatten des Unendlichen ist, oder wenn sie durch ernstere Formen und Bewegungen von der Allmacht Zeugniß gibt. Da waltet dann ein Entzücken, da tragen uns dann die Schwingen der Andacht zu Gott dem Urquell aller Wahrheit und Schönheit.

So ist äußere Schönheit mit etwas verwandt, was tiefer liegt und ungesehen ist; sie ist gleichsam das zweite Angesicht, das Angesicht des Geistes, das aus der körperlichen Hülle hervorscheint, und den Scharfblick und das Gefühl für das Schöne ausbilden heißt, das sittliche, religiöse, erkennende und gesellige Grundwesen in uns ausbilden, wovon ich oben gesprochen habe, und das wir als die Würde unserer geistigen Natur erkannt haben.

Die alten Griechen hatten ein Wort, das „gut und schön" zugleich bezeichnete, und in der That ist das wahrhaft Schöne auch das Gute, und umgekehrt. Schönheit ist Vollkommenheit, alles Schlechte und alles Häßliche trägt stets eine Unvollkommenheit, einen Mangel in sich.

Ein Mensch von ausgebildetem Schönheitssinne wird eine unsittliche Handlung schon an und für sich als seinem Naturell widersprechend erkennen, und sich davon fern halten; das Niedrige und Gemeine, in welcher Beziehung es auch sei, ist dem reinem Geschmack schon als solchem zuwider, und von der Schönheit aus erhebt sich der Mensch zu heiligen Geistesthaten.

So ersehen wir die Harmonie, die in den verschiedenen Zweigen menschlicher Bildung liegt, wie das Eine in das Andere eingreift, ihm hilft und beisteht, und seine naturgemäße Entfaltung fördert.

Je allseitiger ein Mensch sich daher ausbildet, je mehr Sorgfalt er auf die einzelnen Zweige verwendet, um so mehr innere Kraft gewinnt die unzertrennliche Einheit seines Geistes. (Aus Berthold Auerbach's: Der gebildete Bürger; Buch für den denkenden Mittelstand.)

Mannigfaltiges.

Chinesische Höflichkeit.

Wenn ein Chinese einen Freund besuchen will, so nimmt er eine karmoisinrothe Karte, und schreibt entweder auf der unteren Hälfte: „Euer Freund Cheung King Hang verneigt sein Haupt zum Gruße," oder auch auf der obern Hälfte, zur Rechten, bloß seinen Namen, der auch nur gestempelt zu sein braucht. Dann legt er seine Kleider an, und setzt sich in seine Portechaise, oder auf sein Pferd, oder geht auch zu Fuß, um seinen Besuch abzulegen. Wenn er sich einen Diener hält, so geht dieser ihm vorauf, pocht an, und ruft dabei mit lauter Stimme: „Herr Cheung King Hang ist da, um einen Besuch zu machen," und gibt dessen Karte ab. Der Diener dessen, dem der Besuch gilt, überbringt die Karte seinem Herrn, der, wenn er den Besuch nicht annehmen will, zu ihm sagt: „verhindere des Herrn Annäherung." Sofort geht derselbe nun zu der Portechaise des Fremden, gibt die Karte, indem er ein Knie beugt, zurück, und wiederholt die Worte, die sein Herr ihm gesagt hat, wonach der Besucher seinen Rückweg antritt. Wenn der Herr vom Hause aber zu seinem Diener sagt: „nöthige ihn herein," so läßt dieser sofort die Mittelthür öffnen. Dann erscheint der Herr des Hauses, verneigt sich vor dem Besuchenden, und bittet ihn, näher zu treten. Hierauf gehen der Wirth und dessen Gast zur Halle hinein und setzen sich. Der Letztere sagt etwa zu Ersterem: „wir haben uns lange nicht gesehen, und ich bin gekommen, mein Herr, um Ihnen meinen Respekt zu bezeugen." Der Wirth erwiedert: „ich verdiene die Ehre nicht, die Sie mir zu erweisen sich bemüht haben. Sie sind doch wohl?" — „Ganz wohl," entgegnet der Gast. Während dem sind die Diener herbeigekommen, um erst Betel und Thee, und dann Pfeife und Tabak zu präsentiren. Hiernach wird die Unterhaltung, etwa wie folgt, fortgesetzt: „ich bitte, daß Sie Ihrer Frau Mutter meinen Namen sagen und meine Komplimente, meine besten Wünsche vermelden wollen." — „Ich danke; Sie sind sehr gütig, aber Sie erweisen meiner Mutter zu viel Aufmerksamkeit." — „Ist Ihre Frau Mutter wohlauf?" — „Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihre gütige Erkundigung: sie ist jüngst sehr unwohl gewesen." — „Nun, bei Leuten von vorgerückten Jahren fällt das wohl vor; wie alt ist denn Ihre Frau Mutter?" — „Sie zählt 71 Jahre." — „Die Alten pflegten zu sagen, daß nur wenig Menschen drei mal fünfzehn und noch zehn Jahre voll machten, und so glaube ich, daß Ihre Frau Mutter eine sehr gute Konstitution hat." — „Ja, das hat sie, ich danke Ihnen." — „Wie viel Söhne sind Ihnen zu Theil geworden?" — „Ach, darin bin ich ein unglücklicher Mann: ich habe nur einen armen Knaben." Nun wird der „arme Knabe" herbeigerufen und eine gleich wichtige Unterhaltung, wie vorher, fortgesetzt, wonach der Besucher sich unter denselben Förmlichkeiten entfernt, mit welchen er gekommen ist. — Ists in Europa etwa anders?

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Ahornbaum bei Matibo.

Der Ahornbaum erreicht, wenn er in einem ihm zusagenden Erdreiche und in günstigen Lagen steht, eine Höhe von sechszig bis achtzig ja bis hundert Fuß und zeichnet sich oft durch eine höchst üppige Blätterfülle aus, besonders wenn man ihn pflegt. Dies ist der Fall mit jenem Baume, den unser Holzschnitt darstellt. Er steht bei dem Landgute Matibo, unfern Savigliano in Piemont, und ist jetzt sechszig bis siebenzig Jahre alt. Aber erst vor etwa dreißig Jahren verfiel der Gutsbesitzer auf den Gedanken ihm die sonderbare Gestalt zu geben, in welcher wir ihn hier erblicken. Mühe hat es freilich gekostet, die Natur der Laune des Menschen und der Kunst des Gärtners unterzuordnen, aber es ist gelungen, und aus dem Baume ist eine Art Haus geworden, welches zwei Stockwerke hat. In jedem der beiden Zimmer findet man acht Fenster und Raum für zwanzig Personen. Der Fußboden wird durch Zweige gebildet, die sehr sinnreich durcheinander geflochten sind; der Teppich besteht aus frischen, grünen Blättern. Ringsum läuft eine Wand von grünen Zweigen, in welche Singvögel nisten, welche der Gutsherr füttert und pflegt, und auch dann nicht fortfliegen, wenn Fremde diese merkwürdigen Laubgemächer besuchen.

Ein Spekulant, der seine Leute kennt.

Die Wiener Zeitschrift: „Der Wanderer," hat neulich aus Lemberg gemeldet, daß dort die Einrichtung getroffen sei, die Schauspieler, welche in ihrem Engagement an gewissen Tagen nicht beschäftigt seien, wenn sie das Theater besuchen wollten, an der Kasse, wie das Publikum, bezahlen zu lassen. Dies erinnert an den Schauspieldirektor Fröbel in Aschaffenburg, der, ungefähr vor vierzig Jahren sein Unwesen treibend, bei der Vertheilung der Rollen unter seine Künstler trat, und die besten Rollen im Aufstreich an die Gesellschaft verkaufte. So sagte er ein Mal bei der Besetzung der „Räuber": „Einen schönen Karl Moor habe ich da! Er kann zehn bis zwanzig Mal herausgerufen werden; zwei Gulden wird nicht zu viel seyn! Die Amalia ist auch nicht übel, sie lamentirt zwar sehr, wird aber zuletzt erstochen; einen Gulden dreißig Kreuzer. Ferner den Franz Moor, ein schändlicher Kerl von Außen, aber von Innen von unschätzbarem Werthe; achtzehn Bogen, kommt fast gar nicht vom Theater; soll auch schon hervorgerufen worden seyn; fünf und vierzig Kreuzer. Endlich den Roller, der vom Galgen kömmt, sechs Groschen; und den Schweizer, der Alles niederbrennt, aber furchtbar brüllen muß: fünf und vierzig Kreuzer." Die Rollen gingen jeder Zeit mit Ueberzahlung ab, und meistens ersparte Hr. Fröbel durch solche Manöver eine Wochengage seiner Künstler.

Der Komet in Britisch Guiana.

Der deutsche Reisende Robert Hermann Schomburgk, welcher das Britische Guiana bereist, schreibt aus Pivara, wo er den diesjährigen Kometen beobachtete, unterm 24. März 1843 Folgendes:

Da in Europa gewiß auch gegenwärtig noch der Komet in gleichem Maaße der Gegenstand der Speculation unter den Männern der Wissenschaft, wie der des Schreckens und der bangen Befürchtung unter den Ungebildeten und Abergläubigen ist, so möchte es vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein, wenn ich es versuche, die Vermuthungen und Gefühle zu beschreiben, die durch sein plötzliches und unerwartetes Aufsteigen an dem Horizont der südlichen Halbkugel wechselseitig in mir und unter meinen indianischen Begleitern, „den Stoikern der Wälder, den Männern ohne Thräne," hervorgerufen wurden.

Ich fuhr eben auf meiner Reise nach dem Innern von Britisch Guiana den Essequibo aufwärts, diesen herrlichen und stolzen Strom, der, obschon in Vergleich zu den beiden anderen Stromsystemen der Gebirgsmassen des Aequator immer nur ein unbedeutendes Gewässer, seine Wogenmassen durch drei Kanäle, von beinahe 20 englischen Meilen Breite, dem Atlantischen Ocean zuwälzt. Das Wetter war bisher höchst ungünstig gewesen; — Ströme von Regen hatten sich seit Wochen aus dem einförmigen Grau des Himmels entladen. — Unter diesen tropischen Regengüssen näherten wir uns den Katarakten von Ouropacari, unter 4° 11′ Norderbreite, und schlugen am Abend des 8. März, drei Meilen unterhalb der Fälle, unser Nachtlager auf einer schmalen Sandbank des Flusses auf, als sich seit vielen, vielen Tagen zum erstenmal der einfarbige Himmelsschleier zertheilte und, gegen Südwest hin, die tiefblaue Färbung des Himmels, übersäet mit tausend und aber tausend Sternen, hervortreten ließ. Mit inniger Freude hießen wir diesen sicheren Verkündiger einer günstigeren Witterung willkommen, eine Freude, die jedoch plötzlich durch ein anderes Gefühl in den Hintergrund gedrängt wurde, als wir im WSW. des Horizontes einen breiten, weißen, nebelartigen Streifen bemerkten, der sich gegen den Horizont neigte und bis zu einer Höhe von 45° anstieg. Der Zenith war mit jenem schönen Gewölk überzogen, das die Meteorologen Cirro-cumulus nennen, während der übrige Himmelsdom zu beiden Seiten des Streifen vollkommen frei von jeder Bedeckung geblieben war, so daß der rein weiße, beinah durchsichtige Lichtstreifen scharf von der tiefen Azurbläue des tropischen Sternenhimmels abstach. Der wallgleiche, dunkle Wald, an dessen Saum wir unser Lager aufgeschlagen, verhinderte mich, zu entscheiden, ob dieser Lichtstreifen auf dem Horizont ruhte oder nicht. Von dem Punkte aus, wo er in unseren Gesichtskreis trat, behielt er offenbar dieselbe Breite, nur daß er gegen den Scheitel hin immer durchsichtiger wurde und mehr und mehr auseinander lief.

Die erste Frage, die sich Jeder aufwarf, war natürlich: Was kann dies seyn? Meine indianischen Freunde hatten sich um mich versammelt und sahen bald mit Staunen gegen die Lichterscheinung hin, bald warfen sie ihre erschreckten Blicke auf mich. War es vielleicht ein Mond-Regenbogen? — Doch die diagonale Lage, die auch nicht die geringste Spur einer Beugung wahrnehmen ließ, wie überhaupt die Stellung des Mondes, der etwas gegen W. vom Meridian stand, machten eine solche Annahme unmöglich. Mehre meiner Begleiter, Bewohner der Küste riefen: „Es ist eine Wasserhose," eine Behauptung, die jedoch eben so grundlos war. Nach manchen anderen fruchtlosen Vermuthungen stimmten wir gegenseitig darin überein, daß es eine auffergewöhnliche Lichterscheinung sein müsse, die eben so interessant, als uns ihrem Ursprunge nach unerklärlich sei. Vereinzeltes, abgerissenes, dabei aber undurchsichtiges Gewölk, das bald darauf wieder in O. aufstieg, und gegen den W. hintrieb, überzog auch theilweise den weißen Streifen, der aber fortwährend zwischen den zerrissenen Wolkenmassen sichtbar blieb, woraus sich mir unumstößlich ergab, daß er einer höhern Luftschicht angehöre, als die Wolken, die ihn uns eben dann und wann verbargen.

Alle unsere Zweifel sollten am folgenden Abend (9. März) gelöst werden, wo wir in jenem Streifen augenblicklich den Schweif eines Kometen erkannten. Unser heutiges Nachtlager lag nämlich so günstig, daß wir eine vollkommen freie Aussicht auf den südwestlichen Horizont hatten. Bis sieben Uhr war, wie am gestrigen Abend, der Himmel theilweis mit Gewölk bedeckt gewesen, als sich um diese Zeit der westliche Theil des Horizonts aufklärte und den Kometen in seiner ganzen Größe sehen ließ. Den Kern desselben entdeckte ich etwa 12° oberhalb des Horizontes, während sich sein Schweif bis zum Stern ν des Eridanus, der sich in einer Höhe von etwa 45° zeigte, erstreckte. Der Kern erschien dem unbewaffneten Auge ungefähr wie ein Stern zweiter Größe, während der breiteste Theil des Schweifes 1° 10′ einnehmen mochte und sich in dem Sternbilde des Eridanus verlor. Das weißliche Licht und der durchsichtige Nebel seines Schweifes hatte ganz das Ansehen jener Wolken, von denen der Dichter so treffend sagt:

„Sie sind der Heerde gleich, die sich der Ruh' erfreut."

Etwa 20° unterhalb des Fußes des Orion ging er in nebelartige

Streifen auseinander. Erstaunt schauten wir die Lichterscheinung an, deren Wirkung gewiß noch großartiger gewesen sein würde, wenn unsere Umgebungen, statt von dem hellen Mond erleuchtet, in tiefes Dunkel eingehüllt gewesen wären; obschon auch so die ungeheure Ausdehnung des Schweifes mein ganzes Interesse in Anspruch nahm, wie zugleich alle meine Begleiter darin übereinstimmten, noch nie einen Kometen von solcher Größe gesehen zu haben. Deutlich erinnere ich mich noch des prächtigen Kometen von 1811, mit seinem feurigen Strahlenschweif, doch wie weit blieb dieser an Größe hinter dem zurück, der jetzt vor unseren staunenden Blicken am westlichen Horizonte stand! Es war eine Scene, die sich unvertilgbar in mein Inneres eingeprägt hat. Ich als einziger Europäer, stand vereinsamt unter einer Anzahl nackter Wilden, deren kupferne Färbung nur noch greller hervortrat, wenn die glühenden Brände der Lagerfeuer ihre hellen Schlaglichter auf sie warfen, mitten im Essequibo auf einer kleinen Insel, umschäumt von den brausenden Wogen, die sich, durch mächtige Granitwälle in ihrem raschen Laufe gehemmt, mit Donnergetöse über die schwarzen Steinmassen hinwälzten. Mehre meiner Begleiter hatten sich erhoben, die Arme über die dunkelfarbene Brust gekreuzt, andere wieder waren in derselben zusammengekauerten Lage verblieben, in der sie sich befanden, als sich das Gewölk zertheilt, — alle aber hatten die erschreckten Augen gegen den fremdartigen Stern mit seinem gewaltigen Lichtschweif gerichtet. Kein Wort entfloh der erstarrten Lippe, und nur das dumpfe Brausen der schäumenden Wogen unterbrach die herrschende Todtenstille, — bis Tamanua, ein junger Wapisiana von mehr Intelligenz, als man sonst gewöhnlich unter seinem Stamme findet, das tiefe Schweigen mit dem Ausrufe unterbrach: „Das ist der Geist der Gestirne, der schreckliche Kapischi, — Hungersnoth und Seuchen warten unser," und als ob die bisher stumme Brust meiner Begleiter nur des belebenden Tons einer einzigen Silbe bedurft, um den Gefühlen Raum zu geben, die in ihrem Innern rege geworden waren, brachen sie wie aus einem Munde in die bittersten Klagen über das Erscheinen dieses gefürchteten Kapischi, des Verkünders und Vorläufers von Seuchen und Hungersnoth, aus, wobei sie ihre Arme unter dem Ausdruck des Bittens und Flehens gegen den Kometen ausstreckten. Diese abergläubische Furcht vor einem Kometen, die sich nur hier in aller ursprünglichen Kraft der Naturkinder aussprach, setzte mich in nicht geringes Erstaunen, da sie so ganz mit jenem Volksaberglauben Europa's übereinstimmt, der durch alle Jahrhunderte in dem Erscheinen eines Kometen den Verkünder der Zuchtruthe Gottes wahrnahm:

„Die Ruthe Gottes droht mit Hunger, Seuch' und Kampf,
Den Fürsten Tod, den Reichen vielfach Weh'."

Meine Indianer bestanden aus den drei Stämmen der Arecuna's, Wapisiana's und Makusi's. Die Ersteren nannten den Kometen **Wätiamá**, was, gleich **Capischi**, „Geist der Gestirne" bezeichnet. Die Makusi belegten ihn mit den Namen **Cá-po-é-seimña**, „die Feuerwolke," oder **Wae-inopsa**, „eine Sonne, die ihre Strahlen rückwärts wirft." Muß man nicht zugeben, daß diese einfachen Kinder der Natur diesem großartigen Phänomen einen viel bezeichnenderen Namen beigelegt haben, als wir gebildeten Nationen? Gewiß, — denn Komet, von **Coma** abgeleitet, kann uns nicht einmal im Entfernten seine äussere Gestaltung vergegenwärtigen. In den Begriffen, die die Arécuna's und Wapisiana's über die Kometen hegen, erkennen wir sowohl die Ansicht Kepler's, der sie für Mißgeburten, als auch die von Paracelsus wieder, der sie von Geistern zusammengesetzt und gebildet ansah. Der Stammglaube der Makusi's hat ein mehr poetisches Gewand; sie nennen den Kometen **Capo-éscimà**, „die feurige Wolke." Steht nicht auch diese Bezeichnung in offenbarem Parallelismus mit der Wolken- und Feuersäule, vermittelst welcher Gott die Israeliten aus Egypten führte? während man bei dem zweiten Namen **Wae-inopsa**, „eine Sonne, die ihre Strahlen rückwärts wirft," zu der Annahme versucht werden könnte, daß die neuere Astronomie ihm diesen bezeichnenden Namen beigelegt hätte. Der Schweif hat gegenwärtig viel von seiner Ausdehnung verloren und erscheint nicht allein dunstförmiger, sondern zugleich auch matter und zerstreuter. Die offene Savanne, auf welcher Pirará liegt, muß einen besonders günstigen Standpunkt zu seiner Beobachtung dargeboten haben, weswegen ich es nicht genug beklagen kann, daß ich nicht hier war, als die Herren, die mit zu der Gränz-Expedition gehören, am 4. März zum erstenmal aufmerksam auf ihn wurden.

Ein chinesischer Schneider.

Ein englischer Ostindienfahrer lag mit einer Ladung Thee bereit, binnen wenigen Tagen nach Europa abzugehen. Der Kapitän wollte gern ein Dutzend Beinkleider von ächtem Nankingzeug mit nach Hause nehmen, und ließ daher einen Schneider aus dem himmlischen Reiche an Bord des Barbarenschiffes kommen. Der Chinese verlangt ein Muster, weil er ohne ein solches keine europäischen Beinkleider machen könne, und erhält ein Paar Hosen, die auf dem einen Knie einen Flicken haben. Die neuen Beinkleider werden auf Tag und Stunde abgeliefert; der dazu gebrauchte Nanking ist vortrefflich, die Nätherei läßt gar nichts zu wünschen übrig, aber jede Hose hat, gleich einem Wappen, vor einem Knie einen Flicken, der jenem auf den Musterbeinkleidern ähnlich sieht, wie ein Auge dem andern. Für die höchst mühsame Arbeit, welche dieses sonderbare Wappen dem Schneider verursacht, erbat sich derselbe eine ausserordentliche Vergütung, die er auch erhielt. Der Kapitän nahm die Sache von der lustigen Seite, und versteigerte später elf von den chinesischen Hosen zu London im Klub der Reisenden. Das zwölfte Exemplar behielt er, zum ewigen Angedenken.

Verschiedenes.

„Wie viel Seiten hast Du geschrieben, Ludwig; Du sitzest nun schon zwei Stunden am Tische?" fragte eine Mutter ihren Sohn, der Schularbeiten machen sollte. „Liebe Mutter," entgegnete der kleine Faullenzer, „wenn ich diese Seite geschrieben habe und die anderen drei auch noch, dann habe ich meine vier!"

Ein achtzigjähriger Mann heirathete ein kaum sechszehnjähriges Mädchen. Als das Paar in die Kirche trat, wandte sich ein Spottvogel an den Bräutigam mit den Worten: „Sie gehen falsch, der Taufstein ist dort." — „Was geht mich denn der Taufstein an?" — „Ich dachte Sie wollten dieses Kind hier taufen lassen!"

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Theebereitung.

(Tafel. 31.)

Vor zweihundert Jahren wußte man in Europa kaum was Thee war, noch vor hundert Jahren brachten die Schiffe höchstens eine Million Pfund, und jetzt alljährlich zwischen vierzig bis fünfzig Millionen Pfund im Werthe von wenigstens hundert Millionen Gulden! Er ist nun nebst Kaffe, Zucker und Baumwolle eine der wichtigsten Handelspflanzen, und Millionen von Europäern zum täglichen Bedürfnisse geworden. Auch in Asien wird er von Japan bis zum kaspischen See, von Batavia bis Jakutzk in Sibirien allgemein getrunken.

Die Theepflanze ist ein immergrüner Strauch, der überall in freier Luft zwischen dem Erdgleicher und dem fünf und vierzigsten Breitengrade, besonders in China, fortkommt, vorzugsweise jedoch in der Gegend zwischen dem fünf und zwanzig und drei und dreißigsten Grade gedeiht. Nach einigen gleicht er im Aeussern einigermaßen der Myrthe, andere vergleichen ihn mit dem Rosenstrauch oder mit der Kamellie; er trägt gelbe, wohlriechende Blüthen. Seine Blätter können gepflückt werden, wenn er drei Jahre alt ist. Gewöhnlich werden im Frühjahre, wenn die Blätter noch halb in der Knospe stecken, einige wenige abgenommen, die dann einen ausserordentlich feinen Geschmack haben. Späterhin im Jahre werden nach einander drei Einsammlungen gehalten, von denen die jedesmal folgende eine größere Menge liefert als die frühere; doch sind diese Blätter nicht mehr so fein von Geschmack. Man nimmt zwei oder drei Abarten des Strauches an, (wie es ja auch verschiedene Arte von Weinreben, Aepfeln, Birnen, Kirschen ꝛc. gibt). Die beiden Hauptsorten sind grüner und schwarzer, welche, was die äussere Gestalt des Blattes betrifft, nur wenig von einander verschieden sind; nur daß dasselbe am grünen etwas dünner und heller, auch etwas länger sein soll. Doch sagen die Chinesen, daß man aus jedem Blatte beliebig grünen oder schwarzen Thee machen könne. Der grüne behält mehr von seiner natürlichen Farbe, weil er weniger der Hitze ausgesetzt wird. Betrachtet man die Blätter, nachdem man heißes Wasser aufgegossen hat, etwas genau, so wird man finden, daß an den schwarzen auch kleine Stengelchen sind, am grünen aber nicht; jener enthält deshalb auch mehr Holziges, dieser nur die fleischigen Blättertheile.

Vom schwarzen Thee hat man die vier Hauptarten Pekoe, Suchong, Kongu und den gewöhnlichen Bohea; vom grünen den sogenannten Pulverthee, (Gunpowder) Kaiserthee, Haysong, und Twankkay. Der Hayson hat wieder mehrere Unterabtheilungen; als: Hayson, jungen Hayson, und Hayson-skin. Grüner Thee wächst besonders in der Provinz Tsche-kiang und in Kiang-nan, auf Hügelketten. Man bauet den Strauch sorgfältig an; überläßt man ihn sich selbst, so erreicht er eine Höhe von zehn Fuß; er wird aber abgeschnit-

ten, damit er sechs Fuß nicht übersteige, und sich veredle. Man findet den Theestrauch wild auch auf steilen, für Menschen schwer zugängigen Felsen. Um auch von dort herab die Blätter zu bekommen, haben die sinnreichen Chinesen Affen abgerichtet, welche dieselben pflücken müssen.

Die schlauen Thiere entledigen sich gewöhnlich ihres Auftrags ganz vortrefflich, denn sie wissen, daß ein gutes Mahl ihrer harrt, wenn sie fleißig sind, und harte Züchtigung, falls sie die Erwartungen ihres Herren nicht erfüllen.

Vom Bohea kommen zwei Arten aus China; die beste wird in der Provinz Fo-kien bereitet; der Name Kongu bedeutet Fleiß oder Thätigkeit; Suchong heißt „kleine Art," der Pekoe besteht vorzüglich aus den jungen Blätterknospen die im Frühjahr gepflückt werden; er ist deshalb am theuersten, weil die Frühjahrserndte natürlich nicht sehr ergiebig sein kann. Auch der beste Haysong wird im Frühling gepflückt. Der Pulverthee ist ein sorgfältig ausgesuchter Haysong, und weil er ganz rund im Handel vorkommt, nennt man ihn auch wohl Perlthee.

Der Name Thee ist in China unbekannt; die Europäer haben das Wort aus dem Volksdialekte der Provinz Fo-kien entlehnt, in welcher der Strauch Tiä heißt, in der Schrift- und Mandarinensprache nennt man ihn Tscha oder Tschia, und so heißt er auch bei den Portugiesen. Bevor er in den Handel kommt, wird er sorgfältig zubereitet. Jedes einzelne Blatt wird, nachdem es gepflückt wurde, ausgelesen, bevor man daran geht, es zu trocknen. Wie das geschieht, zeigt unser Bild. Die Blätter werden in Körben herbeigeschafft und zu einem Gebäude gebracht, in welchem sich ein großer Heerd befindet, mit eingemauerten eisernen Pfannen, unter welchen ein Feuer brennt. In jede Pfanne legt der Arbeiter einen kleinen Haufen Blätter, die er heiß werden läßt. Damit sie aber nicht anbrennen, rollt er sie unabläßig mit den Händen umher, wodurch denn auch alle Theile gleichmäßig der Wärme ausgesetzt werden und zu derselben Zeit halb trocknen. Ist das geschehen, so nimmt er sie heraus und rollt sie mit der Hand, je nach der Beschaffenheit des Blattes längere oder kürzere Zeit. Bei Zubereitung der feineren Arten wird große Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfordert. Die weit verbreitete Meinung, daß der grüne Thee seine schöne Farbe dadurch erhalte, daß er auf Kupferplatten getrocknet werde, ist vollkommen ungegründet; die Pfannen sind stets von Gußeisen. Der grüne Thee wird, wenn er fertig ist, vorsichtig in Körbe gethan, damit er nicht verkrümele; mit dem schwarzen macht man weniger Umstände.

Die Chinesen nehmen es bekanntlich nicht sehr genau mit der Ehrlichkeit, und machen sich häufig kein Gewissen daraus, den Thee zu verfälschen, wenn die Nachfrage und der Bedarf groß ist. Sie vermischen ihn zum Beispiel mit Blättern von anderen Pflanzen, die sie gleichfalls trocknen; und die Engländer haben es nicht besser gemacht, wie denn vor einigen Jahren die Zeitungen meldeten, daß viele tausend Pfund, in England verfälschten, Thees von den Behörden in die Themse geschüttet wurden. Die Chinesen treiben den Betrug arg; denn man weiß jetzt, daß sie z. B. grünen Thee aus verdorbenen schwarzen Blättern verfertigen. In Honan, einem Orte bei Kanton, der von den europäischen Faktoreien nur durch den Fluß getrennt ist, trieben sie diese Fabrikation einst ins Große. Im Jahre 1833 hatte sich in Nordamerika große Nachfrage um Thee gezeigt, und eine beträchtliche Anzahl von Schiffen kam nach Kanton um dort so viel als möglich zu laden. Die Chinesen lieferten auch massenweis grünen Thee. Ein Engländer jedoch schöpfte Verdacht, und wußte einen der Hongkaufleute dahin zu bringen, daß er mit ihm nach Honan hinüberging. Seine Vermuthung bestätigte sich, denn als er in eine Theefabrik trat, sah er mächtige Haufen beschädigter Blätter theils noch an der Erde liegen, theils in Körben stehen, die unten einen durchlöcherten Boden hatten. Durch diese Art von Sieb drang die Hitze vom Heerde und trocknete die Blätter. Diese wurden dann in große eiserne Pfannen gelegt, und in denselben herumgerollt. In die Pfannen war vorher gepülverte Gelbwurzel gethan worden, die natürlich den Blättern eine gelbe Farbe gab. Sie mußten aber noch grün gemacht werden, und zu diesem Behufe nahmen die Betrüger ein Blau, das bei der Untersuchung sich als Berlinerblau auswies, und ein feines

weißes Pulver — Gyps. Beides wurde durcheinandergemengt und verrieben, so daß das dunkle Blau heller wurde, und von dieser Masse schütteten sie nun etwa einen Theelöffel voll in die Pfanne, in welcher sich die gelben Blätter befanden, die nun aufs neue über dem Feuer herumgerührt wurden, und so die Farbe des schönsten, reinen Hayſong, und sogar denselben Geruch erhielten. Alsdann suchten Weiber und Kinder das Fabrikat aus, um kleine Stengel und grobe Blätter wegzunehmen, und dann wurde jenes durchgesiebt.

Man hat nun die Frage aufgeworfen, ob nicht mit allem oder doch dem meisten grünen Thee eine ähnliche Verfälschung vorgenommen wird, damit er seine schöne Farbe erhalte. Die Sache ist wahrscheinlich; und möglicherweise rührt die Trockenheit, welche man nach dem Genusse grünen Thees im Munde spürt, von jener Mischung her. Auch greift derselbe bekanntlich die Nerven an, und regt auf. So viel ist gewiß, daß die Chinesen nie von jenem grünen Thee trinken, der zur Ausfuhr in fremde Länder bestimmt ist. Es bleibt daher unter aller Umständen räthlich sich an den schwarzen Thee zu halten.

Der Thee bleibt in der Regel erst ein Jahr liegen, ehe die Chinesen ihn trinken. Während der Ueberfahrt von China nach Europa muß er zweimal die Linie passiren. Durch die Hitze und die Feuchtigkeit des Meeres, die immer einigen Einfluß auf ihn ausübt, wenn er auch noch so sorgfältig verpackt wird, verliert er etwas an seiner Güte, doch der schwarze weniger als der grüne; denn jener hält sich selbst in dem feuchten England zehn Jahre und darüber im besten Zustande. Der Karawanenthee, den Rußland über die Mongolei und Sibirien erhält, und der in großen Massen auf dem Markte von Nischnei Nowgorod verkauft wird, ist dem welcher über See zu uns kommt, bei weitem vorzuziehen.

Auch auf Japan wird der Thee allgemein gebaut. Man findet ihn dort in der Nähe von Wohnungen, auf bebauetem Grunde, unter hin und wieder zerstreueten Gebüschen oft wild wachsend. Dennoch ist er ein eingeführtes Gewächs, aber dort schon wenigstens seit tausend Jahren bekannt. Ja er soll auch in China selbst eingeführt sein, von Korea her, wo er übrigens jetzt nicht angebaut wird. Die Japaner haben keinen einheimischen Namen für den Strauch; sie nennen ihn Tsjaa.

Seit dem Jahre 1834 weiß man, daß der Theestrauch auch in Hinterindien, in dem englischen Gebiete von Ober-Assam vorkommt, das mit der chinesischen Provinz Yün-nan zusammengränzt. Dort wird nun die Pflanze kultivirt. Es hat sich seit mehreren Jahren eine „Assam-Thee-Compagnie" gebildet, die bereits eine Waare auf den Markt brachte, welche Gunst fand. Auch in anderen Erdtheilen hat man es mit dem Anbau versucht, der allerdings die Auswanderung und Verpflanzung verträgt. Am besten sind die Versuche in Brasilien gelungen; weniger gut auf der afrikanischen Insel Bourbon und auf den Antillen. Er wächst zwar dort, wie der Kaffee auch; aber wie die Bohne aus Brasilien und von St. Domingo an Gewürzhaftigkeit der Mokkabohne nachsteht, so kommt auch der amerikanische Thee dem chinesischen an Feinheit des Geruches und Geschmackes nicht gleich. Auch auf Java und Bengalen, auf Ceylon, am Vorgebirge der guten Hoffnung und auf St. Helena hat man Thee angepflanzt. Er verträgt auch ungünstige Witterung, sogar Schnee und Hagel, und so kann es nicht auffallen, daß er bei Oporto in Portugal lustig grünt und blüht.

In China selbst wird der Theeaufguß von allen Klassen der Bevölkerung getrunken; von dort kam er zu den Mongolen, Kirgisen, zu den Kalmücken bis an die Wolga, lange bevor man ihn im westlichen Europa genoß. In China hat auch das kleinste Dorf seine Theeschenke, und wenn der Kaiser einem Beamten ein Zeichen seiner Zufriedenheit geben will, so reicht er ihm eine Schaale Thee. Die mongolischen Truppen des Reichs werden nicht mit Geld bezahlt, sondern erhalten als Sold Theetafeln, wie die chinesischen Soldaten Reis bekommen. Solche Tafeln gelten unter den nordasiatischen Nomaden als Handelsmünze, namentlich in der Mongolei. Sie sind jenen Völkern ein unentbehrliches Bedürfniß geworden; der Mongole trinkt nämlich fast nie Wasser, wenn er nicht muß; denn es ist auf seinen dürren Hochebenen selten und schlecht. Mit dem Theeblatte verbessert er sein Steppenwasser. Deshalb steht in jedem Zelte, stets ein Kessel bereit, den sogenannten Ziegelthee mit Milch, Butter, Salz, Mehl oder Reis zu kochen. Ein gutes Pferd ist sechszig Stück Ziegelthee werth. Der Ziegelthee ist an sich schon nährend. Er besteht aus schlechtem schwarzen und grünen Thee, Ueberresten und Gemisch anderer Sorten und selbst anderer Stauden; durch Schaaf- und Ochsenblut wird diese Masse festgemacht, mit einander verbunden, gleichsam wie Fleischbrühtafeln zusammengepreßt, so daß er leicht verpackt, und stückweise verbraucht werden kann. So kommt er nun, von Kameelen getragen, auf alle nordasiatischen Märkte; es ist aber freilich ein Getränk, das nur jenen Nomaden munden kann, und dem ein feinzüngiger Europäer keinen Geschmack abgewinnen würde.

Johann Jakob Audubon.

Dort, wo die Wasserfälle des Niagara brausen, strömen Leute aus allen Himmelsgegenden zusammen, um eines der großartigsten Schauspiele zu bewundern, das die Natur darbietet. Im Herbst, der in jenen Gegenden die schönste Jahrszeit ist, kommt der zahlreichste Besuch, und das Gasthaus, welches ein spekulirender Amerikaner unweit der Katarakten gebaut, und mit großem Luxus eingerichtet hat, ist dann ein Sammelplatz der Modewelt, die hier einige Tage verweilt, wie bei uns in Europa in den Bädern.

Es war eben große Gesellschaftsversammlung, und der Saal war gefüllt mit stattlich geputzten Frauen, Mädchen und Männern. Da trat ein Fremder ein, der bald durch seine eigenthümliche Erscheinung Aller Blicke auf sich zog. Ein Wilder war der Mann nicht, aber fast sah er einem Wilden ähnlich, und offenbar kam er eben erst aus dem dichtesten Urwalde. Seine lederne Kleidung war der Ausbesserung sehr bedürftig; seit Monaten war sie von keinem Nadelstich heimgesucht worden. Von den Schultern hing eine wollene Decke herab, an der einen Seite, im Gürtel, steckte ein langes Messer, auf der andern hing eine große Zinnbüchse; lange Locken ringelten sich um Ohr und Wangen, und der Bart wallte üppig auf die Brust hernieder.

Dieser halb civilisirte, halb wilde Mensch hatte einen lebhaften, durchdringenden Blick, sein Tritt war fest, und so kam er in den Saal, entledigte sich seiner Bürde, schauete umher, ob der Gastwirth nicht da sei, und forderte dann bescheiden einen Abendimbiß. Dem Wirthe schien dieser Gast offenbar nicht willkommen zu sein; er war Anfangs in Zweifel, ob er einen so nachlässig gekleideten Mann in seiner feinen Gesellschaft dulden sollte; aber auf einmal wurde er die Freundlichkeit selbst, nachdem der Fremde ihm einige Worte ins Ohr geraunt hatte. Er nahm Platz zum Erstaunen Aller, zum Entsetzen Vieler. Denn paßte ein solcher Mensch wohl dorthin? Und doch war dieser Mensch wohl mehr werth, als alle anderen im Saale zusammengenommen. Es war ein amerikanischer Waldmann, wie es nur je einen gegeben, ein ächter Sohn der Natur, der aber auch an fürstlichen Tafeln mit Auszeichnung behandelt worden war, ein Mitglied vieler wissenschaftlichen Gesellschaften, vor dem die ersten Gelehrten Europas mit Achtung sich verbeugt; ein Mann, dessen Ruhm die Vögel aus jedem Haine, aus jedem Baume singen; den der Zaunkönig und der Adler preisen. Auch unsere Leser kennen ihn; er ist es, welcher uns die rührende Geschichte von dem Negerflüchtling (S. 20.) und von dem Manne erzählte, der vor dem Waldbrande (S. 176.) floh, und den einst im Walde der Sturmwind (S. 70.) ereilte, Johann Jakob Audubon, „der Mann der Wälder und Savannen," wie ihn Freiligrath in seinem schönen Gedichte nennt. Sein Gesicht ist ruhig und offen, sein Blick durchdringend wie der des Falken; seine Sprache einfach, aber malerisch und unmittelbar im Ausdrucke. Er nennt sich selbst den amerikanischen Waldmann, und in der That ist der Wald seine eigentliche Heimath.

Audubon ist ein geborener Amerikaner. Meine Vorfahren sagte er, waren französische Protestanten. Von früher Jugend an zogen mich Blumen, Bäume, Wälder und Wiesenmatten wie durch einen Zauber an; sie waren meine Gefährten, seit ich denken kann. Ich lebte für sie, und sie schienen für mich zu leben. Mir war die Natur Alles, und sie hat mir meine Liebe zu ihr mit unbeschreiblichen Hochgenüssen vergolten. Als ich größer wurde, wuchs mein Hang zur Einsamkeit, und wenn mir Seen, Wälder oder Meer fehlten, war ich krank. Stets hatte ich mein Zimmer mit Vögeln angefüllt, und konnte ich hinaus, so eilte ich auf die Felsen, in die Höhlen, wohin schrillende Möwen kamen, oder wo Seeraben hauseten.

Mein Vater erkannte früh meine Neigung, und leistete ihr Vorschub; er verschaffte mir Eier, Blumen, Vögel; er nährte mein religiöses und poetisches Gefühl; er suchte mich wissenschaftlich zu bilden, er zeigte

mir die ganze Natur als etwas Belebtes; von ihm erfuhr ich, wie die Vögel ihr Gewand wechseln, wie sie sich fortpflanzen, wovon sie sich nähren, wohin sie ziehen und wann sie wiederkehren. Eine Eiersammlung erfüllte mich mit Freude; ich betrachtete sie stundenlang; ich suchte Nester auf, und sah wie die Vögel sich allmälig entwickelten. Die einen sahen gleich, nachdem sie die schwache Hülle, in welcher sie zum Leben gediehen, durchbrochen, andere bekamen ihr Gesicht erst später. Ich beobachtete sie, bis sie flügge wurden. Die ganze Welt gehörte mir, und mein Verlangen war gränzenlos. Den Tod haßte ich wie die Sünde, denn er machte ja dem Leben der Thiere ein Ende, die mir theuer waren. Wie oft habe ich Tage und Wochen lang auf Mittel gesonnen, um den Tod zu vertilgen! Meine ausgestopften Vögel bekamen bleiches Gefieder; und wie lebhaft war es gewesen, als sie noch lustig durch die Lüfte flatterten! Ich machte meinen Vater zum Vertrauten meines Kummers, und er suchte mich zu trösten. —

Damals erhielt der lernbegierige Knabe einen Band mit Kupfertafeln, welche gemalte Vögel darstellten. Von nun fing er an zu zeichnen; malte einige Jahre lang ununterbrochen Vögel, und wenn seine Arbeit mißlang, wurde er nur noch eifriger. Er zeichnete und malte Tag und Nacht, und am Ende jeden Jahres hatte er eine ungeheure Menge von Bildern, die immer an seinem Geburtstage wieder verbrannt wurden.

Sein Vater wollte aus ihm einen Maler oder Zeichner bilden lassen, und schickte ihn, als er fünfzehn Jahre alt war, nach Paris in die Werkstatt des Malers David, wo er Nasen und Mäuler und Pferdsköpfe malen mußte. Paris brachte ihn zur Verzweiflung, und an einem schönen Morgen packte er seine Siebensachen zusammen, schiffte sich ein, und eilte jenseit des Weltmeeres wieder in seine Urwälder. Wenige Jahre später erhielt er eine Pflanzung in Pennsylvanien am Schuylkillflusse. Audubon verheirathete sich, und seine Ehe war gesegnet. Aber er blieb doch seiner alten Neigung getreu; es zog ihn immer in die Wälder, er unternahm allein lange, gefahrvolle Reisen, er durchstreifte Einöden, die wohl noch nie eines Weissen Fuß betreten hatte; er war Wochenlang an den Ufern der kanadischen Seen, oder dem Gestade des atlantischen Oceans, und seine Familie sah ihn oft Jahrelang nicht. Er wollte allein die Natur genießen; er zeichnete und malte Thiere, und wohnte längere Zeit zu Henderson am Ohio, im Staate Kentucky. Dort hatte er seine Zeichnungen in einen Koffer gepackt und einem Verwandten zum Aufbewahren übergeben. Als er nach einer sechswöchentlichen Abwesenheit von Philadelphia zurückkehrte, und seinen Koffer öffnete, fand er nur noch zerrissenes Papier; Ratten hatten das Holz durchnagt, sich im Koffer ihr Nest gemacht, und zweitausend, unter unsäglichen Mühen gemalte Vögel binnen wenigen Tagen vernichtet. Audubon stand, als er den Gräuel der Verwüstung sah, wie angedonnert da; er war mehre Wochen krank. Endlich tröstete er sich wie ein Mann, nahm Feuerrohr und Jagdtasche, Bleistift und Papier, und ging wieder in den Wald, und fing seine Arbeit von vorne an, und mit doppeltem Fleiße. Nach drei Jahren war der Schaden ersetzt; er hatte die entlegensten Gegenden durchstreift, und begab sich nun mit seiner Ausbeute zu Frau und Kindern, die ihre Wohnung jetzt in Pennsylvanien hatten. Von dort nahm er seine Vögel mit auf ein Schiff und segelte nach England, wo er freundlich und zuvorkommend behandelt wurde. Seine Zeichnungen, die er in Edinburg ausstellte, erregten allgemeine Bewunderung. Es gibt nichts Naturgetreueres. Der Beschauer war wie mit einem Zauberschlage in eine amerikanische Landschaft versetzt; Bäume und Blumen und Gegenden, alles war transatlantisch; auf wallenden Laubkronen wiegten sich Vögel, so wahr, so treu, so lebendig dargestellt, daß man glauben mußte, sie hätten Athem in sich. Man sah die gefiederten Bewohner der Luft in Ruhe wie im scherzhaften Spiel, in Liebe und im Streite; der Schwan wiegt sich stolz auf blauer Fluth, der Adler schwebt hoch in den Lüften; der Spottvogel flattert umher; Alles lebt. Audubon hatte vierhundert Blätter mit zweitausend gemalten Figuren mitgebracht; sie wurden in Kupfer gestochen und gemalt. Audubon selbst hatte die Erläuterung dazu geschrieben; er erzählte seine Abenteuer, man durchwandelt mit ihm die weiten Räume Nordamerikas. Und was für ein Schriftsteller ist Audubon! Hier eine seine Schilderungen.

Als ich aus Pennsylvanien nach Kentucky übersiedelte nahm ich meine Frau, und meinen damals noch sehr jungen ältesten Sohn mit mir. Ich kaufte ein flaches, breites Boot, versah es mit Lebensmitteln, und trat, von zwei kräftigen Negern begleitet, die Reise an. Es war zu Ende Oktobers. Im Könige der Ströme, dem Ohio, spiegelten sich die schönen herbstlichen Schattirungen ab, die grünes Laub in falbes Gold und in Bronze verwandeln. Die riesigen Bäume, welche sich an beiden Ufern erheben, waren umrankt von Rebgewinden, die wie gebräunter Stahl oder wie glühendrothes Erz schimmerten. Die Luft war lau und lind, die Sonnenscheibe strahlte in Purpur. Das Wasser war ruhig, und wurde nur von den Schlägen unserer Ruder bewegt. So schwammen wir auf dem Ohio dahin, und bewunderten die wilde Pracht der uns umgebenden Scenerie.

Hin und wieder erhoben sich, gleich silbernen Pfeilen, Fische die ein räuberisches Thier verfolgte, über den Wasserspiegel, und versanken dann wieder, wie Silberregen, in den Schooß der Fluth. Der weiße Barsch streifte mit seinen Floßfedern das Boot, und folgte uns schaarenweise. O, wie die schöne Natur mich anlächelte! Auf dem einen Ufer des Ohio erhoben sich schön gewölbte Hügel mit ihren sanften Abdachungen; zur Linken lagen weite, fruchtbare, bewaldete Ebenen, so weit das Auge reichte. Im Flusse prangten grüne Auen, Blumenkörben vergleichbar, zwischen denen das Wasser sich in Krümmungen verlor, so daß wir oft auf einem See zu schwimmen glaubten. Hin und wieder gewahrten wir Lichtungen; Ansiedler hatten das Land urbar gemacht, und droheten die ursprüngliche Herrlichkeit dieser Einöden zu vernichten.

Und wenn die Nacht anbrach, und riesenlange Schatten sich über den Fluß lagerten, dann wurden wir von tiefinniger Bewegung ergriffen. In der Ferne läuteten die Glocken der Heerde, wir vernahmen das Horn der Schiffer, den kreischenden Schrei der Nachteule, die über unsere Häupter hinwegflatterte. Und am andern Morgen, wenn die schauervoll schöne Nacht dem heraufdämmernden Tage wich, drangen zu uns aus der Ferne abgebrochene, kurz herausgestoßene Laute der Waldbewohner, welche das Wiedererwachen der Natur verkündigten. Unweit von uns schwimmt ein Damhirsch durch den Ohio, und verkündet dadurch, daß nun bald Schnee die Gefilde decken wird. Hin und wieder erhebt sich eine Ansiedlerhütte; von Zeit zu Zeit begegnen uns flache Boote, die mit Handelswaaren oder Holz beladen sind, andere Fahrzeuge bringen Einwanderer aus fernen Gegenden, die hier im Lande ihre Zelte aufschlagen. Zum Mahle dienen uns Perlhühner und Trappen, die hier so häufig sind; ein Schuß ist hinreichend uns das leckerste Gericht zu verschaffen. Wir speisen in einem schattigen Gebüsche, statt des Tischtuches dient uns weiches Moos. Feuer ist bald gemacht, dürres Reisig liegt überall umher; uns bleibt nichts zu wünschen übrig.

Aber diese seligen Tage sind schnell vorüber; mit jeder Stunde kommen wir dem heimathlichen Heerde näher. Wir befinden uns in der Nähe des Taubenbaches, der sich in den Ohio ergießt. Da vernehmen wir ein Unheil verkündendes Geräusch; ein Geheul, das dem Kriegsrufe der Indianer gleicht. Nun ruderten wir aus allen Kräften, denn uns drohete Gefahr. Die Wilden hatten vor wenigen Wochen eine neue Ansiedelung überfallen, und die frisch umbrochenen Felder mit dem Blute weißer Männer gefeuchtet. Wir waren vor Schrecken wie gelähmt, denn das Geheul wurde immer stärker. Da biegen wir um eine Ecke, wir sehen Leute; aber es sind keine Indianer, sondern Weisse in europäischer Tracht, die im Chor heulen, — Methodisten, die sich hier ihrem frommen Enthusiasmus überlassen. Ich athmete frei auf, und gelangte bald nach Henderson. Das war vor dreißig Jahren, aber noch immer gedenke ich mit Wonne jener Reise. Jetzt haben die einst so wilden, reizenden Gestade einen andern Anblick gewonnen, ihre ursprüngliche, großartige Schönheit ist längst dahin; kein dichtes Gebüsch wölbt sich mehr in Bogen über das Wasser; die alten Stämme sind umgesunken, die Wälder durch die Art gelichtet. Das Blut der Eingeborenen wie der neuen Ansiedler hat sich mit den Wogen des Flusses gemischt, um dessen Besitz sie so lange miteinander in hartnäckigem Kampfe gelegen. Keinem rothen Manne mit wallendem Federbusche begegnet man mehr, auch die Damhirsche, und die Büffelheerden, welche sich wildtobend Bahn durch die Waldlichtungen brachen, sind verschwunden. Dafür entstanden Städte, Dorfschaften und einzelne Gehöfte am Ohio, man vernimmt des Hammers Pochen und das Geräusch der Säge. Und wenn die Werkzeuge des Zimmermanns und Maurers ruhen, dann verzehrt der Brand ganze Wälder; denn die Gesittung verheert, wohin sie dringt. Die klare Fluth des Ohio wird von den Rädern der Dampfer gepeischt, aus deren Schlot dichte Rauchwolken emporsteigen. Unter den alten, sonst so einsamen Felsen vernimmt man das Geräusch, welcher der Handel überall in seinem Gefolge hat. Europa schleudert uns seine Uebervölkerung zu, gleichsam als wolle es uns behülflich sein bei dieser fortschreitenden Vernichtung und unvermeidlichen Eroberung. —

Ist es möglich, schöner, wahrer, naturgetreuer zu schildern?

Mehr als einmal schwebte Audubon in Lebensgefahr. Einst sah er nach einer ermüdenden Wanderung durch die Wiesenflächen am obern Mississippi, aus der Ferne Licht, das ihm eine menschliche Wohnung ankündigte. Er eilte auf dieselbe zu, die Thür war geöffnet, auf dem Heerde brannte ein Feuer. Ein Weib, das vor demselben stand, antwortete auf die Frage, ob unter diesem Dache ein gastlich Nachtlager zu haben sei, mit Ja. Die Frau war halb nackt, ihre Stimme klang unangenehm. Audubon setzt sich auf einen Schemel neben den Heerd. Sich gegenüber bemerkt er einen jungen Indianer, der den Kopf in beiden Händen, und seine Ellbogen auf die Knie gestützt hält, sich aber, wie es seines Stammes Brauch ist, um den Ankömmling nicht kümmert, und schweigt. Es ist das Schweigen des Stolzes und des Selbstgefühls. Ein großer Indianer-

bogen steht an die Wand gelehnt, auf dem Boden liegen Pfeile und getödtete Vögel umher. Audubon redet den Indianer französisch an, weil in jenen Gegenden Manche von ihnen, durch den Verkehr mit französischen Kanadiern etwas von dieser Sprache verstehen. Da hebt er sein Haupt empor, und jetzt sieht der Naturforscher, daß eines der Augen dieses rothen Mannes aus seiner Höhle gerissen ist, und das Blut ihm über sein Gesicht läuft. Mit dem unverletzten Auge wirft er ihm einen bedeutungsvollen Blick zu. Was er mit demselben ausdrücken wollte, wurde jedoch erst später klar. Er erzählte, daß ihm ein Pfeil auf dem Bogen zerbrochen und dann ins Auge gesprungen sei. Trotz der furchtbaren Schmerzen kam kein Laut der Klage über seine Lippen und seine Gesichtszüge behielten ihre natürliche Ruhe. Er war ein stark gebaueter Mann, seine Mienen zeigten von Verstand; er war ein Stoiker der Wüste, aber ein Stoiker ohne Eitelkeit.

In der Hütte lagen einige Bären- und Büffelfelle umher. Audubon zieht eine goldene Schlaguhr hervor, um zu sehen, wie weit es an der Zeit war, und sprach dann zu der Frau: Es ist spät, mich schläfert und hungert; kann ich etwas zu essen haben?

Jene wirft einen stechenden Blick auf die glänzende Uhr, tritt näher, und sagt mit einer unheimlichen Betonung: „Ja, rührt nur ein wenig in der Asche, dort wird ein Kuchen gar sein. Auch gesalzenes Büffelfleisch und ein Stück Wildpret könnt Ihr haben. Ich hole es. Aber eure schöne Uhr, wollt Ihr mir die nicht einen Augenblick leihen?"

Audubon gibt ihr die Uhr mit einer goldenen Kette. Sie wendet dieselbe hin und her, betrachtet sie am Lichte genauer und hängt sie dann um: „O, wenn ich solch ein Kleinod mein nennen könnte!" ruft sie aus. Audubon läßt ihr die Uhr, und ißt sich satt. Er hat noch keinen Verdacht. Da steht der Indianer plötzlich auf, und schreitet in der Hütte auf und ab, wie jener glaubte, weil der Schmerz ihn quäle. Als aber die Alte Beiden den Rücken wendet, bückt er sich, und starrt Audubon mit einem so unheimlichen und durchdringenden Blicke an, daß dieser dabei erbebt. Audubon erwiedert den Blick, aber gleichsam fragend, und jener scheint erzürnt darüber, daß nicht begriffen wird, was er sagen will. Der rothe Mann setzt sich und steht wieder auf, geht wieder an Audubon vorüber und kneift ihn so stark, daß er laut aufschreien muß. Da wendet die Alte sich um, der Indianer geht wieder auf seinen Platz, wirft einen Blick auf seine Streitart, schleift sein Jagdmesser auf einem Steine, und sieht von Zeit zu Zeit den Fremden an. Dieser begreift endlich, was der Rothe will; er ist in Gefahr, und deutet nun mit den Augen an, daß er Alles begriffen habe. Er fordert von der Alten die Uhr zurück und erhält sie, verläßt unter irgend einem Vorwande die Hütte, nimmt seine Doppelflinte, thut vier Kugeln hinein, schraubt neue Steine auf und kehrt dann wieder in das Haus zurück. Der Indianer folgt allen seinen Bewegungen, und als Audubon sich auf eine Bisonhaut ausstreckt, seinen Hund gerufen, seine Flinte neben sich gelegt hat, und sich stellt, als sei er in tiefen Schlaf versunken, bleibt der Indianer, auf seine Streitart gelehnt, ruhig stehen.

„Ich vernahm ein Geräusch, sagt er, öffnete die Augen ein wenig, und sah, daß zwei junge, kräftig gebauete Männer in die Hütte traten, und einen Hirsch hereinschleppten. Es waren die Söhne der Alten, welche ihnen Branntwein gab. Sie betrachteten bald den Indianer, bald mich, und fragten weshalb man den „wilden Hund" in der Hütte dulde. Sie sprachen englisch, das der Indianer nicht verstand. Die Mutter zog sie in einen Winkel, deutete mit dem Finger auf mich, besprach sich mit ihnen über die Art und Weise, wie man mich am besten bei Seite schaffen und der Uhr habhaft werden könne. Die jungen Männer tranken nun, und die Alte mit ihnen; wahrscheinlich wollten sie sich betäuben. Ich aber hielt mich zum Kampfe bereit; klopfte meinem Hunde sachte auf den Rücken, und spannte den Hahn. Der Hund schien zu wissen, worauf es ankam. Er stand auf, glozte meine Feinde an, und war bereit beim ersten Worte von meiner Seite auf sie los zu stürzen. Der Indianer stand wie eine Bildsäule. In der einen Hand hielt er sein Jagdmesser, in der andern seine Streitart.

Endlich holte die Alte ein langes Küchenmesser, mit dem sie mich in die andere Welt zu befördern gedachte; sie schärfte es auf einem Steine, ich sah ihr zu; das halberloschene Feuer warf eine unheimliche Beleuchtung auf ihre knochigen Glieder. Die beiden jungen Männer waren betrunken. Der Wilde stand da, mit erhobener Streitart; ich hielt mein Gewehr so, daß Niemand sich mir nahen durfte; mein Hund sah bald mich bald meine Feinde an. Meine Glieder waren in kaltem Schweiß wie gebadet.

„Jetzt; er schläft; ich will's mit ihm fertig bringen, schafft ihr nur den Rothen über die Seite," sprach die Alte, und trat langsam mit festem Schritte auf mich zu. Und eben war ich im Begriff mein Gewehr abzudrücken, da wurde an die Thür geklopft. Ich sprang auf und öffnete, und hieß mit frohem Herzen zwei baumstarke Kanadier willkommen. Der Indianer that dasselbe; er deutete mit heftigen Gebehrden und Bewe-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gungen auf die beiden Söhne der Alten, und sprach in gebrochenem Französisch: „Sie haben den Weissen, und mich, den rothen Mann, morden wollen. Euch, weiße Männer, hat der große Geist geschickt!" Die Alte stand vor Schreck wie angedonnert, und hielt noch das Messer in der Hand, und die Söhne gestanden ein, daß die Alte sie zum Morde aufgereizt habe. Allen dreien wurden jetzt Hände und Füße gebunden, und nun tanzte der Indianer einen Siegestanz.

Am andern Morgen mußten die Missethäter uns folgen. Nach der in jenen Einöden, wo es noch keine Gerichtshöfe gibt, herrschenden Sitte, wird ein schwerer Verbrecher damit bestraft, daß man seine Wohnung niederbrennt, ihn selbst an einen Baum bindet und bis auf's Blut peitscht. Das geschah auch mit diesen, und der wackere Indianer erhielt ihre Hausgeräthschaften.

Zum Schlusse noch einige naturhistorische Schilderungen.

Die gestreifte Eule, welche ein so seltsames langgezogenes Gelächter hören läßt, besuchte mich oft in dichtem Walde und scheuete sich nicht im mindesten vor dem Feuer, welches ich angezündet. Sie kam hüpfend auf mich zu, betrachtete mich, warf den Kopf bald rechts bald links, und gebehrdete sich wie eine Gliederpuppe. Ueberzogen Wolken den Himmel, und stand Regen in Aussicht, so wurden ihre Bewegungen noch lebhafter, sie sträubte ihre Kopffedern in die Höhe und sie sah dann aus, als trüge sie eine Halskrause.

Der Adler ist ein Zeichen der Größe und des Muthes, das Sinnbild der amerikanischen Freiheit; die Gewalt seines Schwunges, die Blitzesschnelle und die Höhe seines Fluges, seine Stärke, seine Kühnheit, sein kalter Muth rechtfertigen diese Wahl; er ist Held und Tyrann; seine Wildheit kommt seiner Unerschrockenheit gleich, mit Wollust badet er seine Fänge im Blute. Wenn im Herbst die Vögel von Norden gen Süden ziehen, und unser Nachen auf dem Mississippi schwimmt, dann werfe ich einen Blick auf die höchsten Bäume am Ufer; da horstet der Adler oben im Gipfel, sein Auge glüht und brennt wie Flamme. Er schauet umher, von oben herab beherrscht er mit seinem Blicke die Weite; er lauert, er horcht. Auf dem Riesenbaume gegenüber wiegt sich sein Weibchen; der Schrei desselben ermahnt ihn zur Geduld; er antwortet mit Flügelschlag und einem lachenden Klaffen. Dann sitzt er ruhig und läßt Enten, Wasserhühner und andere Vögel an sich vorüberziehen, ohne sie zu beachten. Endlich vernimmt er einen Laut, den Wind und Strömung zu ihm hinübertragen, es ist Schwanengesang. Nun schlägt der Adler einigemal rasch mit dem Schnabel gegen die Flügel, und schickt sich an, über seine Beute her zu stürzen. Der Schwan kommt näher, er gleicht einem in der Luft schwebenden Schiff, streckt seinen Hals weit hervor, und die rasche Bewegung seiner Fittige vermag kaum seine Körpermasse zu tragen. Er naht, der Adler stößt sein Kriegsgeschrei aus, der Schwan gewahrt seinen Würger, neigt seinen Hals, beschreibt einen Halbkreis und sucht der drohenden Todesgefahr zu entgehen. Ein Rettungsmittel bleibt ihm, er muß sich in die Fluth versenken. Das weiß der Adler und deshalb sucht er ihn daran zu hindern, er zwingt den Schwan sich in den Lüften zu halten, denn er hält sich unter ihm, und sucht ihm an Bauch und Flügeln beizukommen. Meist gelingt ihm das; der Schwan wird immer matter und matter, und endlich vom Adler mit einem gewaltigen Hiebe seiner Fänge schräg ans Ufer geschleudert. Nun siegprangt der Adler, und nicht ohne Schauder sieht man wie er auf dem Leichname des Schwans umhertanzt, seine scharfen Krallen ihm ins Herz hineinhaut, vor Freuden schreit und mit den Flügeln schlägt, und sich an den letzten Zuckungen des sterbenden Schwanes weidet. Er hebt seinen Kopf in die Höhe, seine von Stolz flammenden Augen färben sich blutroth; das Weibchen schießt zu ihm nieder, und nun wenden beide den Schwan hin und her, und bohren den Schnabel ihm in die Brust, und trinken das warm hervorrieselnde Blut!

Das Vermächtniß.

(Eine wahre Geschichte.)

Zufriedenheit macht das Leben süß; in ihr vorzüglich beruht des Menschen Glück. Wo Genußsucht, Habgier, Ehrsucht, überhaupt heftige Leidenschaft in die Brust eines Menschen einziehen, da entweicht sie, und kehrt meist nie wieder. Man findet sie aber häufiger im Mittelstande, als in anderen Klassen der Gesellschaft; denn den ganz Armen und Dürftigen drückt des Lebens Sorge nieder und er wird leicht neidisch; und der Reiche ist, eben weil er reich ist und alle Begierden befriedigen kann, selten recht genügsam. Ohne Genügsamkeit ist aber kein zufriedenes Herz möglich.

Es hat wohl selten eine zufriedenere Familie gegeben, als jene des alten David Jäger. Der Mann war nicht wohlhabend, denn er arbeitete mit seinen drei Söhnen, um keineswegs hohen Wochenlohn, in einer Wollenwaarenfabrik. Aber er war frohen Muthes, von friedlicher Gemüthsart, mäßig, verständig, und wurde von Allen hochgeachtet, die ihn kannten. Und seine Söhne waren auch tüchtige Bursche, welche, gleich ihren beiden Schwestern von der Mutter sorgfältig erzogen worden waren. Sie alle zeichneten sich durch wohlanständiges Benehmen, Fleiß, Ordnungsliebe und Reinlichkeit aus; aber Kopfhänger waren sie darum keineswegs. Alle hatten einander herzlich lieb, in ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit lag etwas Ungezwungenes, und eben deshalb für Jeden, der es sah, Erquickendes. Es war eine rechte Freude, es mit anzusehen, wenn sie Sonntags zur Kirche gingen, Bruder und Schwester Arm in Arm, und Vater und Mutter hinten drein. Man sah es wohl, auf den Leuten ruhete Gottes Segen.

Ihre Wohnung war sauber und nett; Wasser und Bürsten wurden nicht gespart, die Nadel ruhete selten, und wenn der Vater am Abend zu Hause kam, so hatten sie ihm schon den großen Lehnstuhl zurecht gerückt, und ein freundliches Gesicht, ein heiteres Gespräch würzten das einfache Mahl. Dann und wann kam auch der Mann, welcher die Familie beschäftigte, und besuchte sie, denn er hielt große Stücke auf den alten Jäger, der schon zu seines Vaters Zeiten ein treuer Arbeiter gewesen, und dessen Meinung er gern hörte, wenn es sich um Abänderungen oder neue Anordnungen handelte, welche seine Leute betrafen. Denn was Jäger sagte, war ehrlich gemeint. Und wenn unter den anderen Zwist und Uneinigkeit entstand und Zank sich erhob, dann ermahnte er sie an das Wahrwort: Friede ernährt, Unfriede verzehrt. „Ihr seht es ja an David Jäger, der Euch allen zum guten Beispiel dienen sollte. Weshalb thut ihr nicht wie er; ihr seht, daß er vorwärts kommt, daß alle Leute ihn achten, und daß nichts vermögend ist, im Schooß seiner Familie Uneinigkeit zu erzeugen." Und diese letztere Meinung sprach er auch im Beisein des alten David aus. Dann entgegnete dieser:

„Mit Gottes Hülfe soll und wird es auch so bleiben, wie's nun die langen Jahre her gewesen ist. Bis auf den heutigen Tag ist in meiner Behausung Alles ruhig und friedlich zugegangen." Und eines von den Söhnen oder Töchtern setzte auch wohl hinzu: „Unfrieden zwischen uns? Gewiß niemals. Wir leben ja einander zu lieb und nicht zu leid;" und die anderen nickten mit dem Kopfe, und drückten lächelnd ihre Zustimmung aus.

So blieb es auch noch mehrere Jahre lang, und Alles war wie früher, nur daß der alte Jäger und das Mütterchen älter wurden, und Söhne und Töchter noch mehr auswuchsen und an Körperkraft zunahmen. Im Uebrigen war keine Veränderung zu bemerken.

Da trat eines Abends ein Mann ins Haus, den man dort nur selten zu Gesicht bekam. Seit zwei oder drei Jahren war er nicht da gewesen; er hatte damals einen Brief von Davids Bruder, einem Weber in Berlin, gebracht; seitdem aber war keine Veranlassung mehr für ihn da gewesen, hierher zu kommen. Diesmal aber brachte er nicht ein nachlässig mit einer Oblate zugeklebtes Stück Papier, sondern einen breiten, nach allen

Regeln zusammengelegten und mit einem großen Siegel versehenen Brief, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er von einem Geschäftsmann abgegeben war. David nahm ihn in Empfang, betrachtete Siegel und Aufschrift, zog dann die Brille hervor, und erbrach nun das Siegel. Von wem konnte solch ein Brief an ihn, den schlichten Arbeitsmann, kommen? Frau und Kinder waren nicht minder neugierig, als der Alte selbst; sie standen in der äußersten Spannung umher, und Vernahmen nun Folgendes:

Bremen — —

„Es gereicht uns zu nicht geringem Vergnügen, Ihnen die Meldung machen zu können, daß Ihnen in dem letzten Willen des am 4. Februar verstorbenen Herrn Joachim Heinrich Meyer zu Philadelphia die Summe von fünftausend Dollars vermacht worden ist. Wir zeigen ihnen dieses vorläufig an; wir sind amtlich beauftragt, das Weitere zu besorgen, und werden in den nächsten Tagen Sie um die Vollmachten ersuchen, die Sie uns ausstellen werden, damit das Geld Ihnen zu Händen komme.

Wir verharren u. s. w.

J. C. Bertram und Comp.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, wie erstaunt die achtbare Familie über diese Nachricht war. David Jäger hatte seiner Mutter Schwestersohn, jenen Joachim Heinrich Meyer beinahe vergessen und in den letzten Jahren seiner kaum noch erwähnt. Joachim war nämlich ein junger Bursch gewesen, der nicht recht gut hatte thun wollen; ein hochfahrender, etwas unruhiger Kopf, dem es in der Heimath zu eng war. Nachdem er in deutschen Landen hin und her gewandert, hatte er sich endlich nach Hamburg begeben, und war, wie man vernommen, zu Schiff gegangen, ob aber nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung oder nach Nordamerika, darüber war man ungewiß. „Den haben wohl längst die Haifische aufgefressen, oder er ist von den Wilden todtgeschlagen," hatte David manchmal gesagt, sobald die Rede auf Joachim kam; „jammerschade um ihn; denn er war im Grunde ein guter Bursch, wenn er nur den Trotzkopf nicht gehabt hätte!" Und nun hatte dieser Trotzkopf dem alten tausende hinterlassen! Natürlich zerbrach sich die Familie den Kopf darüber, wie er wohl zu dem Gelde gekommen sein mochte, was er für ein Geschäft getrieben haben könne; wo er gewesen sei, und dergleichen Dinge mehr, die man eben gar nicht wissen konnte.

Sie verabredeten sich, keinem etwas von der Erbschaft zu sagen; das „Glück" sollte ein Geheimniß bleiben. Aber schon nach einigen Tagen wußten alle Nachbaren, daß David eine bedeutende Erbschaft gethan, und sie meinten, daß seine ohnehin glückliche Familie nun noch zehnmal glücklicher werden würde. Und warum hätte das nicht sein können? Waren sie bisher bei Wenigem zufrieden gewesen, weshalb hätten sie nicht glücklich sein sollen, nachdem sie sich ferner nicht mehr so einzuschränken brauchten? Aber freilich, nicht immer wird man glücklicher, wenn der Reichthum wächst.

Bald kam der vom Hause Bertram angekündigte zweite Brief, die Vollmacht wurde ausgestellt und ehe drei Monate vergingen, war David Jäger im Besitze der reichen Erbschaft. Anfangs brachte das Geld keine Veränderung im frohen, friedlichen Zusammenleben der Familie hervor. Keiner wurde stolz oder aufgeblasen oder verschwenderisch, sie blieben so einfach wie immer. Aber schon am vierten oder fünften Sonntage fiel es den Leuten auf, daß die Jäger nicht in der gewöhnlichen Weise zur Kirche kamen. Sonst hatte man sie Arm in Arm gesehen, jetzt kamen sie einzeln, und zwar nicht mit, sondern in Zwischenräumen nach einander. Auch trugen die Gesichter nicht mehr den alten frohen, gemüthlichen, zufriedenen Ausdruck; sie blickten vielmehr finster vor sich hin, setzten sich so weit als möglich von einander, und aus Davids Zügen sprach Bekümmerniß. Und wie sie gekommen waren, so gingen sie auch wieder heim, zum großen Befremden der Gemeinde, die nicht mit Unrecht daraus schloß, es müsse wohl etwas vorgefallen sein. Das aber konnte man um so weniger begreifen, da, wie man sich ausdrückte, die Jäger ja nun vollauf hätten; und Wohlhabenheit doch nicht jenen Unfrieden erzeugen könne, welcher der Armuth fern geblieben sei. Aber es verhielt sich anders.

Am dritten Tage, nachdem das Geld ins Haus gekommen war, ließ nämlich David Frau und Kinder zusammen kommen; sie mußten sich alle an den Tisch setzen, und dann eröffnete er ihnen, daß er die geerbte Summe unter ihnen theilen, sich selbst und der Mutter aber einen Theil vorbehalten wolle. Mit dem, was er ihnen gebe, könne Jeder ein Geschäft anfangen, und den Mädchen solle es als eine rechtschaffene Aussteuer dienen. Er glaubte seine Sache vortrefflich gemacht zu haben; als er aber um sich blickte, sah er wohl, daß ihm keiner dafür großen Dank wußte. Sie waren alle unzufrieden. Das aber betrübte den Alten; er wollte um jeden Preis wieder freundliche Gesichter sehen, und legte daher vor der ohnehin nicht bedeutenden Summe, welche er sich und seiner Frau vorbehalten hatte, jedem seiner

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Kinder etwas zu. Aber auch das hatte die gewünschte Wirkung nicht, und wie er es auch anfangen mochte, keinem gefiel, was er that; sie hatten allerlei auszusetzen und wünschten noch dieses oder jenes. Zwar Klage führten sie nicht, wagten auch keinen Tadel gegen den Vater; aber sie schwiegen, und blickten düster um sich her, waren mißvergnügt, und die frohen Tage hatten für immer ein Ende. Der eine ward neidisch auf den andern, die Gemüther entfernten sich, und nichts vermochte das alte, glückliche Verhältniß wieder herzustellen. Der arme alte David Jäger sah das wohl, es bekümmerte ihn tief, es kostete ihn manche stille Thräne, und er wünschte hundertmal das heillose Vermächtniß zur Hölle, oder in den Abgrund des Meeres.

Als er nun, nach langem Harren, nach vergeblichem Zureden und fruchtlosem Begütigen, sich klar überzeugte, daß an eine Wiederherstellung der Ruhe und des Friedens nicht mehr zu denken sei, mußte er sich endlich entschließen, die Familie zu trennen. Die Söhne sollten sich selbst ihre Wohnungen miethen, und, wie es ihnen recht war, für ihr eigenes Fortkommen sorgen. Er wollte jedem die Summe, welche er ihm zugedacht, gleich auszahlen, und das ließen sie sich auch gefallen, ohne eben damit zufrieden zu sein. Sie nahmen das Geld, verließen, wenige Tage später, das einst so glückliche Haus, und trennten sich von einander, ohne weiter in Verbindung zu bleiben. Denn Jeder glaubte, ihm habe mehr gebührt als dem andern, und sie besuchten von jenem Tage an weder sich, noch betraten sie des Vaters Wohnung wieder. Dieser aber wurde von nagendem Kummer verzehrt, und bald sank das lebensmüde Haupt des einst so glücklichen David Jäger auf die Bahre.

Es kam der böse Schatz ins Haus,
Und mit der Ruhe war es aus.

Die Stromfluth.

Die Ströme, welche von den Alpen herabfallen, und namentlich jene auf der Südseite des Gebirgs, sind in Bezug auf ihren Wasserstand häufigen und plötzlichen Wechseln unterworfen. So auch die Etsch, welche das schöne Tyrol und einen Theil Italiens bewässert, und dann ins adriatische Meer fällt.

Wer von Meran ab, über Botzen und Rovereith in die Ebene hinabgewandert und bis Rovigo gekommen ist, wird sich erinnern, daß etwa zwei Stunden oberhalb dieser Stadt, die Etsch mehrere Arme hat, die zum Theil so seichte Kanäle bilden, daß man gewöhnlich hindurchwaten kann, ohne sich nur die Knie zu benetzen. Ich befand mich an einem schönen Maiabend in jener Gegend. Das Wetter war zu herrlich, als daß ich im Wagen hätte sitzen bleiben mögen. „Fahr nur zu nach Rovigo, heute Abend treffen wir uns," hatte ich meinem Kutscher gesagt, und war wohlgemuth meines Wegs gewandert. Nun befand ich mich einer Insel gegenüber, die zwischen den Kanälen lag. Das Wasser war klar wie Krystall und floß sanft und murmelnd über runde Kiesel dahin. Das Eiland mochte etwa vierzig Schritte von der Stelle entfernt sein, auf welcher ich mich befand, auf der andern Seite aber wohl doppelt so weit. Die Aue war gar zu einladend, so grün und so mit bunten Blumen übersäet, daß ich der Begierde nicht widerstehen konnte, mir einen Strauß zu pflücken. Auch ist, wenn man mehrere Stunden lang umherschlenderte, nichts angenehmer, als durch einen Bach zu waten, und an Zeit gebrach es mir nicht, denn die Sonne stand noch ziemlich hoch am Himmel und ich durfte hoffen, Rovigo vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen. Also ging ich durch den Fluß, der nirgends tiefer war, als zwei

Fuß; und die Insel fand ich wirklich so schön, wie ich sie mir gedacht hatte. Es war ein prächtiger, duftender Blumenstrauß, den ich mir pflückte, und als ich ihn mit Bast und Binsen umwunden hatte, warf ich mich ins Gras, und hing, in der gemüthlichsten Ruhe und seligsten Stimmung, meinen Gedanken nach.

Um Zeit und Ort bekümmerte ich mich nicht, und mochte wohl eine ziemliche Weile so sorglos da gelegen haben, als ich aus weiter Ferne ein dumpfes Getöse vernahm, das anfangs wie Donner tönte, der den ganzen Tag über im Nordwesten gegrollt hatte, aber nur schwach und kaum vernehmlich. Bald aber überzeugte ich mich, daß das Geräusch nicht vom Donner herrühren konnte, denn es wurde immer lauter und lauter, und kam jeden Augenblick näher. Es war wie das hohle Aufrauschen der See. Ich sprang auf, und was erblickte nun mein Auge?

Nur noch wenige hundert Schritte von mir entfernt stürmte ein Berg dunkeln Wassers mit ungeheurer Schnelligkeit gegen mich heran, einer senkrechten Mauer vergleichbar, und tobte fürchterlicher als der gewaltigste Donner. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Aber was sollte ich anfangen? Die Insel war flach, ohne Hügel und mußte im Nu überschwemmt sein; wieder durchzuwaten, um ans Ufer zu gelangen, dazu war keine Zeit mehr. Einzig und allein ein Baum konnte mir Rettung gewähren, und ich hatte ja im Schatten eines solchen geträumt. Ohne mich weiter zu besinnen kletterte ich hinauf, und mochte etwa zehn Fuß über dem Boden sein, als die Fluth heran kam. Sie schien in ihrem furchtbaren Andrange unwiderstehlich; es war als wollte sie das ganze Eiland hinwegschwemmen, und ich wagte kaum noch zu hoffen, daß der Stamm, welcher mir zur Rettung dienen sollte, im Stande sei, mit den Wurzeln festzuhalten. Meine Angst kann man sich denken. Der Wasserberg kam heran, er wälzte sich gegen den Baum, und der Baum blieb fest, er widerstand den Fluthen, welche mit Blitzesschnelle die grüne, blumenbesäete Aue unter Wasser setzten. Sie rauschten dicht unter meinen Füßen, und rissen mächtige Baumzweige und Stämme und Wurzeln, Bruchstücke von Gebäuden und Brücken, Balken und Hausgeräthschaften und Feldfrüchte in furchtbarem Wirbel mit sich fort.

Für mich war die erste Gefahr vorüber, und ich wünschte mir von Herzen Glück dazu. Aber ein Blick auf das was mich umgab und unter mir vorging, zeigte mir, daß meine Lage durchaus nicht beneidenswerth sei. Denn auch zwischen der Insel und dem Ufer strömte sie und maß die Strecke auch nur fünfzig Schritte, so war sie doch eben so unwegsam, als hätte ein meilenbreiter See zwischen mir und dem festen Lande gelegen. Mein Baum war nicht umgestürzt, allein wer bürgte mir dafür, daß ein zweiter Fluthandrang ihn nicht mitriß, und dann war ich verloren. Das Wasser schwoll immer höher und höher an, der Raum zwischen meinen Fußsohlen und der Fluth betrug kaum noch vier Fuß. Weit und breit war kein Mensch zu sehen; wie sollte ich erwarten, daß irgend Wer mich vor Einbruch der Nacht sehen, und andere herbeiholen würde, um mich zu retten? Die Gegend war nicht bewohnt, die Landstraße weit entfernt, das Ufer stand viele hunderte von Schritten weit unter Wasser. Und wenn auch Leute mich bemerkten, wie sollten sie es anfangen, mich zu retten? Noch stieg das Wasser immer fort; kein Nachen konnte die Insel erreichen; ein Seil mir zuwerfen, wäre auch unnütz gewesen, denn ich saß ja auf dem Baume; wie hätte ich es also fassen können? Und vor Einbruch der Nacht war an ein Fallen der Fluth nicht zu denken.

Kurz ich befand mich in einer entsetzlichen Lage, als die Dunkelheit hereinbrach. Das Wasser tobte noch immer unbändig, und erinnerte mich durch die Trümmer welche es mit sich trieb, an die Gebrechlichkeit des Baums, den ich als meinen Retter betrachten mußte. Das Land ringsum war ein See, über welchen der Feuerball der untergehenden Sonne rothe Strahlen hinwegschoß. Wie unheimlich das aussah! Fast war ich froh als die Nacht heraufzog. Es war aber eine furchtbare Nacht für mich. In meiner Aufregung glaubte ich oft, der Baum löse sich von seinen Wurzeln ab, und sinke um; oder es kam mir vor, als schiebe die ganze Insel sich fort, und ich fahre mit ihr, wie in einem Schiffe, stromab. Es war mir, als seien meine Sinne verwirrt, Alles ging mit mir rundum. Wie leicht hätte ich hinabstürzen können! Aus Vorsicht zerriß ich mein seidenes Taschentuch in mehrere Streifen, knüpfte sie an einander, und band mich nun mit diesem Stricke an einem dicken Zweige fest, welcher mir zur Rückenlehne diente. So konnte ich doch nicht gleich fallen, wenn mich etwa der Schwindel ergriff oder der Schlaf auf Augenblicke übermannte.

Während der Nacht war meine Einbildungskraft ausserordentlich thätig; die Insel drehete sich im Wirbel, sie schwamm, der Strom wandte sich und floß zu Berg, große, schwarze Körper flossen umher, und ich schauerte zusammen, wenn sie mir nahe zu kommen schienen. Oder es war, als recke sich etwas aus der Fluth empor um mich hineinzuziehen in die trüben Strudel, als wimmere etwas da drunten, und dann kam mir wieder Alles so still und ruhig vor, das Wasser war weg wie durch Zauber, ich hätte hinabsteigen mögen, der Kanal schien ja ganz trocken. Schlafanwandlungen überfielen mich

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Fliegende Eichhörnchen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

nur ein paarmal; ich schreckte dann aber so heftig empor, daß ich unfehlbar hinabgestürzt wäre, hätte ich mich nicht festgebunden gehabt.

Die Nacht war mild und trocken, so daß ich von Kälte nichts zu leiden hatte. Mein Baum hielt fest; war er bis jetzt noch nicht umgerissen worden, so hatte es allen Anschein, daß er auch ferner stehen bleiben werde. Das beruhigte mich doch einigermaßen. Auch war die Nacht kurz, und als der Tag wieder heraufdämmerte, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude, daß das Wasser zu fallen anfing; auch rauschte es nicht mehr so stark. Allmälig kamen die Zweige des Gesträuchs mit ihren Spitzen wieder zum Vorschein, die Bäume am Ufer schienen nicht mehr zu schwimmen, bei Sonnenaufgang war das Wasser um wenigstens vier Fuß gefallen, und bald lag der größte Theil der Insel wieder trocken. O, ein Verbrecher, der schon das Richtbeil über sich erblickte, und dann plötzlich auf dem Blutgerüste begnadigt wurde, kann nicht froher sein, als ich es war, da ich meinen seidenen Strick loslöste. Ich kletterte nun vom Baume herab, und watete knietief durch den Schlamm bis zu einem Platze, wo Steine lagen. Dort warf ich mich, erschöpft von Angst und Nachtwachen hin, und überlegte, was weiter zu thun sei. Das Wasser fiel sichtbar von Minute zu Minute, die Aue war bald frei, ebenso die Küste, und der Kanal bekam wieder sein natürliches Ufer. Aber die Strömung war doch noch zu reissend, als daß ich einen Uebergang hätte wagen dürfen, besonders jetzt, wo ich durch Hunger und Aufregung ziemlich erschöpft war. Da ich am Abend vergessen hatte, meine Uhr aufzuziehen, so wußte ich nicht, wie viel es an der Zeit war; der Sonne nach zu urtheilen hatte aber einige Stunden vor Mittag das Wasser sich so vermindert, daß ich den Durchgang bald wagen konnte. Es mochte drei Uhr Nachmittags sein, als ich ihn wagte; der Fluß hatte nirgends über vier Fuß, und glücklich gelangte ich ans Ufer, und mit mir der Blumenstrauß, den ich nicht von mir gelassen hatte, und den ich zum ewigen Angedenken an jene gefahrvolle Nacht getrocknet und aufbewahrt habe.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Das fliegende Eichhörnchen.

Taf. 32.

Die Eichhörnchen, diese niedlichen Thiere, welche auch in unseren Wäldern häufig vorkommen, bilden ein zahlreiches Geschlecht, das über die ganze Erde verbreitet ist. Sie gehören in die Klasse der Nagethiere, die in der obern und untern Kinnlade zwei lange, zum Nagen bestimmte Schneidezähne haben. Unser gewöhnliches Eichhörnchen, Sciurus vulgaris, lebt in ganz Europa und dem gemäßigten Theile Asiens. Sein Pelz ist fuchsroth, manchmal auch schwarz; im Winter spielt er etwas ins Graue hinüber; im hohen Norden wird er oben aschgrau-bläulich, und dann, als Grauwerk, ziemlich theuer bezahlt.

Man kann sie leicht in den Wäldern beobachten. Am liebsten halten sie sich in solchen auf, wo Nadel- und Laubholz durch oder neben einander steht. Dann haben sie die Wahl in ihrer Nahrung, und halten sich immer da auf, wo gerade der meiste und beste Samen zu finden ist. Sie fressen alle Arten von Kernen, Fichtensamen, den sie mit großer Geschicklichkeit aus den Zapfen herauslösen, Bucheckern, Eicheln, Obst, und besonders gern Nüsse, die sie schnell zerbrechen, wenn die Schale auch noch so hart ist. Bei ihrem scharfen Geruche merken sie gleich, ob die Nuß taub ist, und geben sich in diesem Falle gar keine Mühe sie aufzubrechen. Sie fressen aber auch gern verschiedene Schwämme, Eier und kleine Vögel, und richten überhaupt großen Schaden an. Deshalb besonders stellen die Jäger ihnen nach.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Auch der Baummarder ist ihr Feind, und den großen Raubvögeln müssen sie gleichfalls ausweichen.

Sie machen sich mehrere Nester auf verschiedenen Bäumen. Eines davon polstern sie möglichst weich aus, um gegen Ende April ihre Jungen hineinzulegen, deren sie drei bis sieben werfen. Will man diese recht zähmen, so muß man sie ausnehmen, wenn sie eben die Augen geöffnet haben. Man thut aber, da das Eichhörnchen alles was nicht von Eisen oder Stein ist zernagt, sehr wohl, sie in einen Blechkäfig zu sperren, und muß sie sehr reinlich halten. Auch die bestgezähmten werden im Frühjahr beißig, und Jeder thut wohl, sich in den Monaten März und April vor ihnen zu hüten. Drohet ihren Jungen Gefahr, so packen sie dieselben mit dem Maule und tragen sie nach einem andern Neste. Das Eichhörnchen kann wenigstens zehn Fuß weit springen, man sieht es bald auf diesem, bald auf jenem Baume; auch von den höchsten Zweigen herab springt es auf die Erde, ohne sich Schaden zu thun.

Es gibt auch fliegende Eichhörnchen, in Nord-Europa, Nordasien, Nordamerika und Indien. Bei ihnen sind die Vorder- und Hinterfüße durch eine ausgedehnte, auf beiden Seiten behaarte Seitenhaut verbunden, welche es ihnen möglich macht, zu fliegen, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf. Es ist nämlich nur eine Art von springendem Flattern. Unser Bild zeigt, wie das hübsche Thierchen sich von einem Baume zum andern bewegt, seine Füße auseinandersperrt, dadurch seine Flughaut ausbreitet, und so sich vielleicht zehn oder zwanzig Schritte weit durch die Luft bewegt, aber nicht in gerader Linie, was ihm unmöglich ist, sondern von oben nach unten.

Das gemeine fliegende Eichhörnchen, Sciurus volans, ist am häufigsten in Sibirien, wo es von den Russen Letjaga genannt wird. Es ist größer, als das auf unserer Tafel abgebildete amerikanische, welches den Schwanz abgerechnet nur etwa fünf Zoll lang wird. Man nennt es Sciuropterus americanus, französisch Polatouche. Sein Pelz ist oben röthlichgrau, unten weiß; es lebt gesellig, wird leicht zahm, und hat sein Nest in Baumlöchern, in die es Moos hineinträgt. Es frißt Saamen, Knospen und Kätzchen der Birken, und überhaupt Alles, wovon sich das gemeine Eichhörnchen nährt.

Deutsche Hausthiere.

II.

Der Hund.

Unter den Thieren gibt es kein anderes, das dem Menschen so große Anhänglichkeit zeigte, und ihm in solchen Grade wahrhaft befreundet wäre, als der Hund. Er ist treu, freundlich, wachsam, dienstwillig, und betrachtet sich wie ein Glied der Familie, die ihn aufgezogen oder freundlich aufgenommen hat. Er vertheidigt seinen Herrn, wenn derselbe angegriffen wird, er schützt dessen Haus, Hof und Vieh, und ist, als ein kosmopolitisches Thier, an kein Klima gebunden. Wo der Mensch leben kann, da gedeihet auch der Hund, bei Eskimos, wie bei Negern und Feuerländern.

Er kommt in einer fast unzähligen Menge von Arten und Spielarten vor, da die verschiedenen Rassen sich untereinander kreuzen. Ob es irgendwo eine Stammart gebe, von welcher der Haushund herzuleiten sei, ist sehr zweifelhaft. Manche nehmen an, daß der sogenannte Kolsun, der in Ostindien, namentlich im Dekkan und auf der Küste Koromandel in Rudeln wild lebt, und dem Windspiele gleicht, als Stammvater zu betrachten sei. Auch in anderen heißen Ländern gibt es Hunde in den Wäldern, oder in Südamerika in den großen Grasebenen; sie sind aber nicht ursprünglich wild, sondern nur verwildert und stammen von den zahmen ab. Dem wilden Zustande kommt der Schäferhund am nächsten.

Oken theilt die Hunde in Haushunde und Jagdhunde. Die Haushunde zerfallen 1. in Hofhunde. Zu diesen gehören: der Schäferhund, der Spitz oder Pommer, der Metzgerhund, der Saufinder, der Saurüden, der Bullenbeißer und die Dogge, b. in Stubenhunde, als: Mops, Bastardmops, Pudel und Seidenhund, c. in Schooshunde: Bologneser, Löwenhund, Harlekin, und der nackte oder türkische Hund.

Die Jagdhunde sind 1. gewöhnliche. Zu diesen rechnet er: den gemeinen Jagdhund; den französischen oder Parforcehund, den Spür- oder Leithund, den Schweiß- oder Pürschhund, den Hühner- oder Vorstehhund und den Dachshund. 2. Windspiele: das gemeine, das kleine, große und der Kurshund. Ausserdem hat man in verschiedenen Ländern halbzahme Hunde gefunden, z. B. den Neufundländer, auf der Insel Neufundland und den Dingo in Neuholland.

Ein Hund ist um so werthvoller, je reiner er von Rasse geblieben ist. Man erkennt einen solchen auf den ersten Blick, weil er alle Eigenthümlichkeiten zeigt, welche eben seine Art vor den übrigen auszeichnen. Ein vor-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

I Bd. 33.

Deutsche Hausthiere 2.

Baden-Württemberg
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

treffliches Thier ist der Neufundländer, groß, mit

dicker Schnauze und hängenden Ohren; seine Haare sind lang und seidenartig; der Schwanz langhaarig, die Farbe weiß mit schwarz oder auch ganz schwarz. Er ist klug, stark und schwimmt ausgezeichnet. Auf seiner Heimathinsel gibt es aber auch welche mit dünner Schnauze und dünnem, langem Schwanze, und kurzem Haar. Sie besorgen sich ihr Fressen selbst und sind vortreffliche Fischer. Ist der Hund hungrig, so geht er ans Wasser, und setzt sich auf einen Felsen, in dessen Nähe die Fische sich gern aufhalten. Gewöhnlich werden dort Fische getrocknet und es liegt allerlei umher. Der Hund scharrt mit der Tatze und wirft etwas ins Wasser. Sogleich kommen die gierigen Fische herbei um danach zu schnappen. Dann stürzt der Hund wie ein Wasservogel auf einen los, den er sich zur Beute ausersehen, und selten thut er einen vergeblichen Sprung. Die Menschen bedienen sich daher seiner auch zum Fischfange. Das neueste Werk, welches in England über die genannte Insel erschienen ist, und aus dem ein Auszug vor uns liegt, bemerkt, daß ein gewisser Georg Harvey einen Hund hat, der täglich wohl fünfzig bis sechszig, fußlange Fische auf diese Art fängt. Seinem Instinkte gemäß hält sich der neufundländer Hund gern in der Nähe des Wassers auf, und Jedermann weiß, wie oft schon Menschen durch ihn gerettet worden sind, die dem Ertrinken nahe waren. Sieht er Jemand in Gefahr, so wartet er nicht etwa ab, daß ihm erst befohlen wird, ins Wasser zu gehen, sondern er springt von selbst hinein, und beschädigt den Menschen, welchen er gewöhnlich rettet, wenn das anders möglich ist, niemals.

Diesen Instinkt hat auch der Pudel, der zu den gelehrigsten Hunden gehört, und sich zu allerlei abrichten läßt. Er ist treu, ruhig, sehr verständig, und sieht seinem Herrn schon an den Augen ab, was derselbe will. Er trägt Stöcke und Körbe, er lernt tanzen und suchen, ist munter und freundlich. Er schwimmt vortrefflich, und läßt sich auch zur Wasserjagd und jeder andern Art von Jagd abrichten.

Der bekannte Dichter von Göckingk erzählt Folgendes: Mein seliger Vater hatte einen großen starken Pudel, der an Treue, Willigkeit und Gelehrigkeit wenig seines Gleichen hatte. Nachstehende wahre Geschichte mag das Andenken dieses merkwürdigen Thieres erneuern. Ungefähr im Jahre 1726 reiste mein Vater nach Gattersleben im Halberstädtischen, um daselbst mit mehreren königlichen Räthen einer Kommission beizuwohnen. Der treue Hund war, wider seines Herrn Wissen, diesem nachgelaufen. Als die Kommissarien Mittags beim Essen saßen, kam der Pudel in den Saal, suchte seinen Herrn, und meldete sich durch ein ungestümes Bellen bei ihm an. Der Herr befahl dem Bedienten, den Hund aus dem Saale zu schaffen; dieser aber wollte den Bedienten beißen, kehrte wieder zu seinem Herrn zurück, bellte ohne Aufhören, und zerrte demselben am Rocke, als wolle er ihn vom Stuhle reißen. Ein Stück Fleisch, womit man ihn zu beruhigen suchte, warf er mit einer Miene von sich, als wollte er sagen: jetzt ist für mich keine Zeit zum Essen; vielmehr setzte er seine Zudringlichkeit auf eine ungewohnte Art so lange fort, bis sein Herr bemerkte, daß der Hund naß war. Die große Geschäftigkeit fiel ihm auf; er vermuthete etwas Ungewöhnliches, stand auf und folgte dem Pudel. Sobald dies geschah, war der Hund sogleich still, sprang, vergnügt über die Erfüllung seines Verlangens, vor seinem Herrn hin und her, führte ihn und die ganze Gesellschaft auf die Brücke vor dem Schloßthore, stürzte sich mit größter Eilfertigkeit hinunter ins Wasser, und schwamm auf einen Sandberg zu. Während dieser Zeit erblickte die Gesellschaft unweit vom Ufer ein kleines Mädchen, welches unter Weinen und Händeringen erzählte, sein dreijähriges Brüderchen sei von der Brücke hinabgefallen; der große schwarze Hund, welcher dort gelegen, wäre sogleich hinterhergesprungen, hätte den Kleinen todtgebissen und auf den Sandberg geschleppt. Als sich nun aller Augen dorthin richteten, sah der Hund nach seinem Herrn und erwartete dessen Befehl; weil es aber bedenklich schien, dem Hunde zu heißen, er solle das Kind überbringen, wozu er offenbar große Lust hatte, so wurde ihm ein Ruhig! zugerufen. Er legte sich nun neben dem Kinde nieder, und beleckte dasselbe so lange in Einem fort, bis es in einem Kahne abgeholt wurde. Es war unverletzt; der Pudel hatte es bloß an den Kleidern gefaßt.

Wer kennt nicht die Dienste, welche die Hunde auf dem großen Sankt Bernhard leisten? So nennt man

eine Gebirgsparthie in der Kette der penninischen Alpen zwischen dem Thale von Entremont und einem Nebenthale des Aostathales. Dort führt über eine Einsattelung, welche 7680 Fuß über dem Meere liegt, eine stark besuchte Saumstraße aus der Schweiz nach Piemont. Dort liegt auch ein Hospiz, nahe an einem kleinen See. Es ist dauerhaft von Stein aufgeführt; im untern Stock befindet sich eine geräumige Küche mit immerwährendem Feuer für Arme und Landleute; im ersten Stock ist ein stets erwärmter Speisesaal, über welchem die Wohnungen der Mönche liegen. Der übrige Raum enthält sechszig Betten für Reisende. Es ist eine schauerliche Einöde dort oben; wilde Stürme toben, und selbst im Sommer gefriert es alle Morgen. Im ganzen Jahre sind nur zehn bis zwölf heitere und helle Tage. Der Winter dauert beinahe neun Monate; unweit vom Kloster liegt ewiger Schnee. Die zehn oder zwölf Augustinermönche, welche sich hier, mit Aufopferung aller irdischen Behaglichkeit, dem Dienste der Menschheit weihen, müssen in den sieben bis acht gefährlichen Monaten täglich die Straße besuchen, um den Reisenden Hülfe und Rettung zu bringen, und sie zu verpflegen. Dabei leisten ihnen große Hunde die wichtigsten Dienste. Sie gehen allein aus, oder werden von den Mönchen mitgenommen.

Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück, und gibt durch Bellen, Schweifwedeln und unruhige Sprünge zu verstehen, daß er eine Entdeckung gemacht habe. Dann wendet er um, sieht zurück, ob ihm auch Jemand folge, und führt seinen Herrn zu der Stelle, wo der Verunglückte liegt. Oft wird diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder anderen stärkenden Getränken, und ein Körbchen mit Brod um den Hals gehängt, damit er es einem ermüdeten Wanderer zur Erquickung darbiete. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdlich, thätig und treu im Dienste der Menschheit, und hat mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Sein Eifer war ausserordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellte, oder die gefährlichen Schneegestöber sich von weitem zeigten, hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Rastlos und bellend strich er umher, war unermüdet, immer nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte; und vermochte er nicht zu helfen, so setzte er in ungeheueren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei. Als er kraftlos und alt ward, sandte ihn der würdige Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde.

Der Windhund, mit seinem schlanken, leichten Bau, kleinen Ohren, langer und spitzer Schnauze, ist ungemein schnell, sieht vortrefflich, bellt nicht oft, riecht nicht gut, und ist weder sehr treu noch sehr wachsam. Er ist aber stark, und im Kampfe anderen Hunden gefährlich. Er kann zur Hasen- und Fuchsjagd abgerichtet werden, und mit ganz großen hetzt man auch Hirsche und wilde Schweine.

Die sogenannten Windspiele sind eine kleine Art von Windhunden.

Der Bluthund (auch Bulldog) wird oft so groß wie ein Hühnerhund, ist aber oft viel kleiner. Der Bau seines Kopfes ist ausgezeichnet; derselbe ist hinten breit und dick, die Backenknochen sind ausserordentlich stark, die Schnauze ist kurz, die Nase wie eingedrückt. Von allen Hunden ist er der blutgierigste. Thiere zu erwürgen ist seine größte Seligkeit, und in Balgereien mit anderen Hunden ist er unermüdlich. Sein Biß ist fürchterlich, und häufig trägt er den Sieg über Neufundländer, Bullenbeißer und Dogge davon, welche ihn an Größe doppelt übertreffen: Er hat ein so starkes Gebiß, daß man ihn, wenn er dazu abgerichtet ist, in einen Stock beißen lassen, und diesen dann über die Schulter werfen kann, so daß der Hund hinten herunter hängt, ohne loszulassen. Gegen Menschen ist er nicht schlimm, nur muß man sich hüten, ihn tückisch zu machen. Er fängt Mäuse und Ratten, ist aber nicht sehr wachsam.

Ein stattliches Thier ist der Bullenbeißer,

mit kurzer Schnauze, hängenden Lippen, aufrechten, mit der Spitze überhängenden Ohren. Ihm ähnlich ist die sogenannte Dogge, die an Muth und Stärke ihm nichts nachgibt. Der Bullenbeißer fürchtet sich manchmal auch vor Löwen nicht. König Jakob der Erste von England ließ einen solchen in eine Löwengrube werfen, und als das Raubthier denselben überwältigt hatte, einen zweiten,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

dem es nicht besser ging. Dann kam ein dritter; der packte den Löwen bei der Lippe und hielt ihn lange Zeit fest. Als er ihn endlich losließ, hatte der Löwe keine Lust, den Kampf fortzusetzen, und lief in das Innere seiner Grube.

Wir haben keinen Raum, die große Anzahl der Hundearten zu beschreiben. Wer über diese wichtigen und nützlichen Thiere, ihre Eigenschaften, ihre Abrichtung ꝛc. sich näher und gründlich unterrichten will, den verweisen wir auf das treffliche Werk: Gemeinnützige Naturgeschichte, von Harald Othmar Lenz, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Gotha 1842. Dieses Buch enthält ungemein viel Lehrreiches, ist in sehr ansprechender Weise geschrieben, und entspricht durchaus seinem Zwecke.

Im nördlichsten Theile Sibiriens, an der Küste des Eismeeres und in Kamtschatka, dienen vorzugsweise die Hunde als Zugthiere. In Bolscheretzk ist eine regelmäßige Hundepost. Der sibirische Hund hat Aehnlichkeit mit dem Wolfe, er heult auch nur und bellt nicht. Im Sommer wälzt er sich gern im Schlamm und Wasser umher, damit die Stechfliegen ihn nicht so arg peinigen können, im Winter hat er sein Lager im Schnee. Das Gespann eines Schlittens besteht aus zwölf Hunden; der best abgerichtete dient den übrigen als Leiter. Im Sommer ziehen sie die Boote stromaufwärts. Der Hund ist den Einwohnern des nördlichen Sibiriens unentbehrlich. Als im Jahre 1821 eine Seuche unter den Hunden wüthete, und eine Familie Jukagiren alle verlor, mit Ausnahme von zwei ganz kleinen, die noch nicht sehen konnten, da theilte die Hausfrau ihre Milch zwischen diesen beiden Hündchen und hatte die Freude, daß diese beiden Thiere die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden.

Auch die Hunde der Eskimos in Nordamerika, die ganz in derselben Weise gebraucht werden, wie die sibirischen, sind den Wölfen ähnlich, und man kann sie oft von den Wölfen nur dadurch unterscheiden, daß sie die Schwanzspitze nach oben tragen, denn die Farbe des Haares ist bei beiden Thieren oft täuschend gleich. Auf der Halbinsel Kamtschatka leben die Hunde Jahrein, Jahraus im Freien. Kälte behagt ihnen besser als Wärme. Sobald die jungen Hunde von der Muttermilch entwöhnt sind, werden sie an einen Pfahl gebunden und an das Stilliegen gewöhnt. Sie erhalten dann eine gute Fischsuppe, welche äusserst nährend ist. Im zweiten oder dritten Jahre werden sie angespannt. Jeder bekommt seinen Namen, auf welchen er hört, denn alle werden nur mit Worten gelenkt. Ihre Nahrung besteht größtentheils, und oft ausschließlich in gefrorenen, getrockneten, gekochten, und verfaulten Fischen. Im Sommer suchen sie sich selbst ihre Nahrung; im Herbst treibt der Hunger sie zur Rückkehr in die Dörfer; die Besitzer fangen sie ein, und binden sie an, um sich ihrer nach Belieben zum Schlittenfahren bedienen zu können. Im Herbst sind sie sehr fett; dann müssen sie abmagern, weil fette Hunde zum Ziehen nicht taugen. Tag und Nacht geben die eingefangenen durch Heulen ihre Klagen über Hungersnoth und über verlorene Freiheit zu erkennen. Da nun jeder Kamtschadale wenigstens sechs Hunde besitzt, so heulen in einem Orte, wo zwanzig Menschen wohnen, wenigstens 120 Hunde, was freilich für einen Europäer gräßlich klingt. Der Fischvorrath, womit sie im Winter gefüttert werden, befindet sich in Gruben; er geht in Fäulniß über; aber diese Speise ist für die Hunde eine wahre Leckerei. Mit hungrigem Magen laufen die Hunde in einem Tage fünfzehn bis zwanzig deutschen Meilen über den Schnee weg und dabei ziehen sechs von ihnen eine Last von sechs Centnern.

Ihr Instinkt ist wunderbar. Als der Reisende Dobell einst über eine gebirgige Gegend längs der Meeresküste fuhr, wo Alles nackt und fast baumlos war, sagte der Führer an einem hellen Morgen, als ein heftiger Wind wehete, und weiße Wolken am Himmelsbogen hinjagten: „Laßt uns eilen, es zieht ein Sturm heran; hier gibt es weder Haus noch Hütte, noch irgend ein Obdach, und wenn wir nicht irgend eine Rennthierstation erreichen, müssen wir erfrieren.“ Kurz nachher ging die Prophezeiung in Erfüllung; der Sturm wüthete mit wachsendem Ungestüm, und trieb ihnen das Schneegestöber so heftig entgegen, daß sie es nicht länger auszuhalten vermochten, sondern Halt machen mußten. Ihre Noth war um so größer, da sie den Weg verloren hatten und nicht mehr wußten, was sie beginnen sollten. Der Führer schlug vor, man solle sich gänzlich den vor die Schlitten gespannten Hunden anvertrauen. Es blieb

kein anderes Hülfsmittel übrig. Verweilen und Zaudern war gewisser Tod. „Ich habe großes Vertrauen zu diesen zuverlässigen Thieren, setzte er hinzu; befindet sich ein Rennthier in der Ebene, so werden sie es gewiß ausfindig machen." Er trieb also seine Hunde weiter, stellte ihnen aber die Richtung, welche sie einschlagen sollten, ganz frei, und ermahnte die Gesellschaft dicht bei einander zu bleiben. Zum Erstaunen Aller wandten sich die Hunde sogleich von dem Meere weg, so daß man den Wind fast in den Rücken bekam. Obgleich dies Mehrere beunruhigte, weil sie glaubten sie kämen nun auf einen ganz falschen Weg, so waren sie doch jetzt von dem schneidend kalten Schneegestöber befreit. Es ging nun wenigstens zwei Stunden lang fort. Der Sturm tobte fortwährend mit gesteigerter Wuth; Wolken von feinem Dunst wälzten sich wie schwarzer Rauch über das Meer, und sie waren Alle vor Kälte fast erstarrt. Auf einmal fingen die Hunde des Führers an zu schnobern, laut zu bellen und rannten dann so schnell als möglich weiter. Es war wie ein elektrischer Schlag. Die anderen Hunde folgten und strengten alle Kräfte an, Schritt mit jenen zu halten. Die Herzen der ermatteten Reisenden klopften nun gewaltig; sie waren überzeugt, daß die Hunde ein Rennthier witterten, und diese Erregung brachte wieder Wärme in ihre Glieder, da sie hoffen durften, einen Zufluchtsort zu finden. Und nach ungefähr zehn Minuten hatten sie das unaussprechliche Vergnügen, sich neben einem knisternden Feuer zu sehen, umgeben von gastlichen Eingeborenen.

Zum Schlusse noch zwei Schilderungen aus dem angeführten Buche. König Friedrich der Große hatte in seiner Jugend mehrere Affen, deren Possen ihn belustigten, allein die natürliche Treulosigkeit dieser Thiere machte sie ihm bald zuwider. Getreue Hunde kamen an ihren Platz. Der König besaß ein Lieblingswindspiel, das ihn nie verließ, selbst nicht in Schlachten, und erst nachdem es ihn in augenscheinliche Gefahr gebracht hatte, verlor er das Recht ihn dahin zu begleiten. Als der König sich einst zu Fuß weit von seinem Gefolge entfernt hatte, sah er einen Trupp Panduren auf sich zukommen. Er verbarg sich unter einer Holzbrücke. Das treue Windspiel konnte ihn verrathen, wenn es beim Geräusch der über die Brücke trabenden Pandurenpferde bellte; allein Friedrichs Glück siegte und der Hund schwieg. Von nun an mußte er aber beim Gepäck bleiben. Als in einer Schlacht die Equipage des Königs weggenommen worden, kam das Windspiel in die Hände der Generalin Nadasdi, und diese Frau ließ sich lange bitten, ehe sie in die Auslieferung ihres Gefangenen willigte. Endlich aber wurde derselbe zurückgeschickt. Der König schrieb eben, mit dem Rücken nach der Thür gekehrt, als der Hund ins Zimmer gelassen wurde. Da er seinen Herrn erblickte, sprang er mit einem Satze auf den Tisch, warf die Papiere untereinander, und legte seine Vorderfüße auf die Schultern des Königs. Friedrich war überrascht und gerührt. Das Thier blieb ihm theuer so lange es lebte, und nach seinem Tode bekam es ein Denkmal und eine Inschrift, welche man noch jetzt auf der großen Terrasse von Sans-Souci erblickt.

Als die Spanier Amerika eroberten, bedienten sie sich bei ihren Kämpfen gegen die Einwohner der Bluthunde. Zu den berühmtesten derselben gehörte Becerillo, von welchem viele Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts reden. Er war roth, und nur von der Schnauze bis an die Augen schwarz, mittelgroß, schlank, kühn und klug. Er pflegte sich in die dichtesten Haufen der Feinde zu stürzen, die Indianer bei den Armen zu fassen, und so gefangen hinwegzuführen. Wer sich weigerte, ihm zu folgen, den zerriß er. Die, welche sich unterworfen hatten, wußte er genau von den Feinden zu unterscheiden und berührte sie nie. Als ein besonders merkwürdiger Zug seines Verstandes wird Folgendes erzählt. Eines Morgens wollte sich der Hauptmann Jago de Senazar das entsetzliche Vergnügen machen, vom Becerillo eine alte gefangene Indianerin zerreissen zu lassen. Er gab ihr daher ein Stückchen Papier, mit dem Auftrage, dasselbe dem Statthalter zu überbringen. Er nahm an, daß der Bluthund bald nach Entfernung der Alten losgelassen und diese von ihm angepackt werden würde. Als die Indianerin den Hund auf sich zustürzen sah, setzte sie sich, von Schrecken ergriffen, auf die Erde, und bat, indem sie ihm das Papier zeigte, um Schonung, da sie einen Brief zu bestellen habe. Der wüthende Hund stutzte, und näherte sich, nach kurzer Ueberlegung, liebkosend der Alten. Dies Ereigniß erfüllte die Spanier mit Erstaunen, und erschien ihnen als etwas Uebernatürliches und Geheimnißvolles. Die alte Indianerin ward vom Statthalter freigelassen, Becerillo aber nachmals in einem Gefechte gegen die Karaiben durch einen vergifteten Pfeil getödet.

Landstreicher und Geisterbanner vor sechszig Jahren.

Noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts schwärmten in manchen Theilen Deutschlands ganze Massen von Landstreichern umher, die dem Bürger und Bauer unsäglichen Schaden zufügten. Am häufigsten fand man sie am Rhein und in Schwaben, weil besonders in diesen Gegenden das Land in eine große Menge verschiedener Gebiete zerfiel, deren Regierungen sich selten zu gemeinsamen Handeln einigen konnten. Wurde nun eine Bande hier vertrieben, so ging sie über die nächste Gränze, wo sie sich in verhältnißmäßiger Sicherheit befand, und war die sogenannte Streife vorüber, und hörte die Wachsamkeit auf, so fingen die Missethäter ihr schlechtes Gewerbe wieder von vorne an.

Jetzt hat diese Landesgeißel längst aufgehört; in den heutigen Staaten ist die Wachsamkeitspolizei besser geordnet, die Aufsicht ist strenger, das Eigenthum der Staatsbürger vor Banden geschützt. Die Diebe kommen nur noch einzeln vor, oder müssen, wenn sie irgendwo doch Gesellschaften bilden, sich in das Dunkel des Geheimnisses hüllen. Aber die Behörden wissen den Schleier zu lüften, und über kurz oder lang trifft den Schuldigen die gerechte Strafe.

Vor der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts kannte man in den obengenannten Gegenden keine eigentliche Landstreicher- und Räubervereine, wenn auch schon ältere Reichsschlüsse „starker Bettler, Schalksnarren, Pfeiffer, Sänger, Reimensprecher und Landfahrer, Zigeuner, leichtfertiger Absager, Landzwinger, Anstreter, und leichtfertiger, rechtscheuer Unterthanen“ gedenken. Herrenloses Gesindel trieb sich, unter dem Namen Gartender Knechte umher; es waren meist verabschiedete Soldaten, die unter dem Vorwande, Dienst zu suchen, den Leuten Geld und Lebensmitteln abforderten, und wo diese ihnen verweigert wurden, mit Gewalt nahmen was nicht niet- und nagelfest war. Aber von eigentlichen Diebshorden hört man erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Durch den dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) waren viele tausend Menschen ins tiefste Elend gerathen, von Haus und Hof vertrieben, des Ihrigen beraubt, und an eine wilde, ungebundene Lebensart gewöhnt worden. Nach Beendigung des Kriegs wurden viele tausend, nun brodlose, Soldaten entlassen, von denen die meisten keine Heimath mehr hatten. Des Raubens und Stehlens waren sie gewohnt; — kein Wunder daß sie das „Garten“ auch im Frieden fortsetzten. Bald darauf folgten dann die verderblichen französischen Kriege, und im Anfange des vorigen Jahrhunderts stieg die „schwäbische Gaunerei“ zu einer fürchterlichen Höhe. Ueberall wimmelte es von Dieben, Räubern und Landstreichern, und kein Ort war vor ihren Mißhandlungen und Beraubungen sicher. Als sogenannte Generalstreifen gegen sie unternommen wurden, bildeten sie kleine Armeen von zwei- bis dreihundert Mann, verschanzten sich in den Wäldern, und unternahmen von ihren „Festungen“ aus Raubzüge, nicht nur gegen Dörfer, sondern sogar gegen geschlossene Ortschaften. Fing man welche von ihnen ein, so wurden sie meist gebrandmarkt, und dann nach Ungarn, oder nach Holland, Genua und Venedig auf die Galeeren, geschickt. Dort aber versagte man endlich die Aufnahme dieser bösen Gäste weil ihrer zu viele wurden, und da die Behörden mit blutiger Strenge mehr ausrichten zu können glaubte, so wurden die ärgsten Bösewichte zu Dutzenden geköpft, die minder Schuldigen aber in die Kreiszuchthäuser nach Eßlingen, Donaueschingen oder Buchloe ꝛc. gesperrt.

Aber ihre Zahl nahm trotzdem nicht ab. Im Jahre 1726 zog sich eine starke Bande Franzosen vom Niederrhein, wo sie, dreihundert Mann stark, übel gehaust hatte, nach Schwaben hinauf, setzte sich in den Wäldern fest, steckte in Würtemberg ein herzogliches Jagdschloß und sechszig andere Häuser in Brand, und bedrohete die Städte Kannstadt, Stuttgart und Tübingen mit Einäscherung. Diese Räuber waren völlig militä-

risch organisirt. In den Gegenden zwischen Lech und Donau trieben sich im Jahre 1746 einhundert und siebenzig Gauner umher, die nicht nur Leute auf den Straßen anfielen, sondern truppenweise mit Säbeln, Pistolen und Flinten bewaffnet, in die Dörfer einrückten und sie bei hellem Tage ausplünderten. Dabei verübten sie die entsetzlichsten Grausamkeiten. Sie banden ihren Gefangenen Hanf und Werg auf den bloßen Leib, und zündeten es an, um sie durch Schmerz zur Herausgabe von Geld und Kostbarkeiten zu zwingen. Alle Straßen, von Augsburg bis Tyrol, waren durch sie unsicher, und besonders häufig fielen sie die Posten an. In der Folge trieben die Gauner ihr Gewerbe friedlicher, die großen Banden lösten sich auf, und es bildeten sich kleinere, die sich auf Marktdiebstähle, nächtliche Einbrüche und dergleichen beschränkten. Doch wurden in den Jahren 1770 bis 1790 allein in Schwaben 123 solcher Gauner hingerichtet. Sie hatten Anführer, welche sich durch Keckheit und eine Menge von Missethaten auszeichneten, und die noch jetzt im Munde des Volkes fortleben, wie im Schwarzwalde und am Bodensee der Kostanzer Hans, in Würtemberg der Sonnewirthle, in Baiern der bayerische Hiesel und der Bayersepp.

Jetzt hört man Gottlob von solchem Unfuge nichts mehr, und wenn wir an jene gefährlichen Gäste erinnern, so geschieht es, um zu zeigen, wie sehr sich die Zeiten geändert haben, und wie weit es die Gauner, auf die damalige Schwäche der Behörden und den Aberglauben der Bauern pochend, einst treiben durften. Es gab aber der Gauner, oder wie sie in ihrer Sprache hießen, der Kochumer, mehrere Klassen, deren jede ihr besonderes Gewerbe trieb, und einen eigenen Namen hatte. Es gab Stubenräumer, die Nachts bei den Bauern schliefen und sich früh Morgens, nachdem sie tüchtig gestohlen, heimlich aus dem Staube machten. In der Gauner- oder jenischen Sprache hießen sie Schrendefeger. Es gab andere die sich bei Tage unbemerkt in die Häuser schlichen, sogenannte Scheinspringer. Die Marktdiebe hießen G'schockgänger; die Sackgreifer oder Beutelschneider, Bimuther oder Kissler; und die welche Einbrüche mit Gewaltthätigkeit und Mißhandlung, auch wohl Ermordung der Bestohlenen begingen, nannte man Kochmooren oder Schränker. Die Betuchten oder stillen Kochumer begingen nächtliche Einbrüche in der Stille. Zu den Gaunern gehörten ferner die Marktschreier und Quacksalber, die allerlei angebliche Geheimmittel verkauften, Hexen und Geister beschworen und Schatzgräberei trieben. Sie hießen Felinger, und waren zum Theil kostbar gekleidet, hatten sogar manchmal Pferde, Wagen und Dienerschaft. Weiter gab es falsche Spieler oder Freyschupper in ganzen Banden, Falschmünzer oder Reisser, Falschgeld-Wechsler oder Margediser. So zahlreich waren die Klassen dieser gemeinschädlichen Menschen. Selten gab es aber einen, der nicht mehrere Arten zu stehlen zu gleicher Zeit getrieben hätte. Der Nachtdieb erschien auch auf Märkten und Messen, der Quacksalber beging auch nächtliche Einbrüche, und oft war einer Alles zugleich: Nachtdieb, Felinger, Beutelschneider, Falschspieler und Falschmünzer, denn er suchte bei seinen Genossen Ruhm darin, in jedem Fache der Gaunerei groß und erfahren zu sein. Im Jahre 1775 belief sich die Zahl der den Behörden in Schwaben bekannten Gauner, von denen eine Liste gedruckt war, auf 2176 Köpfe! Bei Hehlern und Diebeswirthen, oder bei Bauern, die nicht gern „den rothen Hahn" auf dem Hause haben wollten, fanden sie Aufnahme, ja bei Dorfschulzen, Gerichtsschreibern, Beamten und Edelleuten, die durch ihre sehr ernst gemeinten Drohungen in Furcht gesetzt waren. Sie schwärmten umher; heute war der Gauner auf der Alp, morgen auf dem Schwarzwald, dann am Bodensee, im Thurgau oder am Rhein, von wo sie in die Schweiz, ins Elsaß und in die Pfalz hinüberstreiften. Ihre Hauptsammelplätze und Niederlagen waren aber der Schwarzwald, die Alp und der an diese stoßende welzheimer Wald, wo sie sich wegen der dichten Gehölze, der tiefen Thäler, der fern von einander liegenden Höfe und Ortschaften, am leichtesten verstecken, und unbemerkt umherstreifen konnten. Im Winter mußten ihnen die Bauern warme Stuben und Kartoffeln geben. Für Schinken und andere Lebensmittel sorgten sie selbst auf ihre Weise. Im März begannen sie dann die Streife, im Sommer gaben die Kirchweihen ergiebige Ausbeute. Jede Horde sucht so viel als möglich ihren Bezirk zu halten. In der Erndte vermietheten sie sich auch wohl als Schnitter. Bei vielen stand aber der Sinn höher. Sie wollten mächtige Hauptleute sein. Der große Bayersepp, der meist als Kavalier oder Kaufmann umherzog, erschien oft plötzlich in Schwaben, und sammelte eine zahlreiche Rotte, an deren Spitze er stand. Einst überfiel er mit seinen Leuten Nachts ein Nonnenkloster, plünderte es rein aus, verübte unmenschliche Grausamkeiten, und zog von dannen. Im Fürstenbergischen und Badischen wurden sie übrigens am strengsten beaufsichtigt, aber das Breisgau, war ihr „gelobtes Land."

Die schon erwähnten Felinger trieben ihr Gewerbe auf eine weniger gewaltsame Weise, und kamen doch sicherer zu ihrem Zwecke — die Leute ums Geld zu prellen. Sie kannten ihr Publikum vortrefflich und spekulirten hauptsächlich auf die Vorurtheile und den Aber-

glauben der Bauern, unter denen es manche gab, in deren Köpfen es unglaublich finster aussah. Denn zu jener Zeit war noch nicht überall für guten Volksunterricht gesorgt, und der einfache Landmann, dem es an Belehrung fehlte, der weder lesen noch schreiben konnte, war der Industrie jener Betrüger preisgegeben. An Geister, Heren und verborgene Schätze, die sich mit leichter Mühe heben ließen, glaubte er steif und fest, und die Abenteurer bestärkten ihn in seiner Meinung. Dabei trieben sie es folgendermaßen.

Irgend ein Felinger, der sich mit einem Andern verabredet hat, geht in ein Dorf, schleicht sich in die Viehställe, steckt den Pferden eine Nadel von innen unter den Schwanz, oder reibt einer Kuh die Zunge mit Seife ein. Dann schleicht er sich unbemerkt weg. Die Thiere werden dadurch krank und hören auf zu fressen. Am folgenden Tage erscheint ein Mann im Dorfe, der verlauten läßt, er könne alle Krankheiten heilen. Natürlich wendet sich der Bauer an ihn. Der „kluge Mann" besieht die kranken Thiere, macht ein sehr bedenkliches Gesicht, und sagt dann: „Euer Pferd, Eure Kuh ist von einer Hexe geritten." Indessen seine ausserordentliche Kunst ist auch gegen solche Unholde wirksam; der Betrüger spricht allerlei Segensformeln im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, läßt dann den Bauer hinausgehen, zieht dem Pferde die Nadel aus, und peitscht vor dem Stalle den Sattel derb ab, um die Hexe abzustrafen und auszutreiben. Nun frißt das Pferd. Bei der Kuh macht er ähnlichen Hokuspokus; dann reibt er ihr die Zunge mit Kienruß, Essig und Salz, läßt sie Salz fressen, und der Schade ist geheilt. Der Felinger aber strich seine zehn, fünfzehn oder mehr Gulden ein, und ging, um in einem andern Dorfe denselben Betrug zu verüben. Der Bauer indeß schwebte in ewiger Furcht vor Hexen; um ihn einigermaßen sicher zu stellen, sprach der Felinger über Stall und Krippe seinen Segen, bohrte in Thür und Wände Löcher, that sogenanntes Malefiz und Zauberpulver hinein und schlug einen Eggenzahn daneben. Dafür erhielt er mindestens einen Kronenthaler, und das Geld ging ihm nie aus, da es ja in seiner Macht stand, des Bauern Vieh krank zu machen. Oft machten die Felinger sich sogar anheischig die Hexe zu stellen, und der Bauer konnte die Zeit gar nicht erwarten, bis er sie sah. Die Rolle derselben wurde den Weibern der Felinger übertragen. Um Mitternacht sollte die Hexe erscheinen, wenn der Beschwörer ein Licht aus dem Fenster hielte. Die Hexe kam, sie stellte sich, mit wallenden Haaren, in den Hintergrund des Stalles; der Bauer sah sie und — zahlte. Aber es gab auch wohl starke Geister, und so ereignete es sich, daß ein handfester Mann, im Zorn über den Schaden, welcher ihm zugefügt wurde, Heugabel oder Dreschflegel ergriff, und auf die Hexe losschlug. Dadurch ist manche dieser Stallkomödiantinnen in Lebensgefahr gerathen.

Der Felinger konnte aber noch andere Kunststücke. Er verstand es, unschädliche Geister zu beschwören, von ihnen Schätze zu erheben, Geldmännchen zu schaffen, — und immer wurde der Leichtgläubige geprellt. Die Landleute reden ja noch jetzt gern von Geistern und Spuk. Der Felinger brachte das Gespräch auf diese Dinge, und ließ, wenn Alle recht aufhorchten, etwa merken, er wisse wie man mit Geistern umzugehen habe. Dann ging er aus dem Zimmer, und gewöhnlich eilte der eine oder andere ihm heimlich nach, um ihn zum Bannen zu bewegen. Der Felinger entfernte sich, verabredete sich mit einem andern Gauner, kam dann nach einigen Tagen wieder, und machte Anstalten zur Beschwörung. Er stellte sich zum Beispiel, als bete er einen ganzen Tag lang allein im Hause, und räucherte mit angeblich geweiheten Kerzen, damit der Geist, wenn er erscheine, „Niemand keinen Schaden thue." In der Nacht wurde dann beschworen. Der Betrüger zog einen Kreis, stellte sich, sammt dem Bauer, mit einem geweiheten Lichte hinein, und befahl dem Geiste zu erscheinen und zu antworten. Der zweite Betrüger ist längst an seinem Platze. Er erscheint. „Wie weit ist dein Bezirk?" war immer die erste Frage, die der Geist dumpf brüllend beantwortet. „Wem bist Du überlästig?" Antwort: Pferden, Kühen, oder Menschen, je nachdem es sein soll; und er sei das, weil er ungerechtes Gut besitze und müsse so lange spuken bis das ungerechte Gut wieder fort sei, und da es nicht mehr an den gehörigen Ort zurückgegeben werden könne, so müsse man es an Arme oder Kirchen verschenken. — Nun handelte es sich nur noch darum, den Geist gefangen zu nehmen, und das geschah insgemein in der darauf folgenden Nacht. Der Geist nahm dann einen Hund oder ein Kaninchen mit in den Stall, in den er sich heimlich hineinschlich, und verbarg das mit Phosphor überstrichene Thier. Um Mitternacht wurde der Geist aufs neue beschworen; das Thier mußte springen, und wurde am Stricke wieder zurückgezogen; durch den Phosphorus erhielt es einen leuchtenden Schein. Der Felinger sprang ihm nach, fing es, nachdem er eine Zeitlang mit ihm gekämpft, und der Geist war nun um sein ungerechtes Gut gebracht. Ein solche Beschwörung wurde mit fünfzig bis sechszig Gulden bezahlt!

Wie der Felinger Geister beschwörte, so konnte er auch Schätze heben, denn die Wesen der Dunkelheit mußten ihm ja gehorchen. Sollte die Beschwörung im Hause vorgenommen werden, so mußten alle Hausleute

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sich um einen Tisch herumsetzen und wenigstens vier Stunden lang beten, ohne daß sie sich von der Stelle bewegen durften. Der Felinger ging hinaus zu einem Betrüger, der mit ihm unter einer Decke spielte, und ließ ihn ein. Dann wurden alle Hausleute in eine Kammer eingeschlossen, und nur der Hausherr durfte im Zimmer bleiben. Mit einer Glücksruthe, Kreide oder Kohle wurden nun zwei Kreise beschrieben; einer für den Bauern, ein zweiter für den Felinger. Der letztere fuhr auf beiden mit einer geweiheten Kerze herum, stellte einen Leuchter hinein, gab dem Bauer eine Kerze in die Hand, nahm selbst auch eine, las Zauberformeln aus einem Buche, und begann die Beschwörung. Allmälig regte sich der Geist und fing an zu lärmen. „Wollt Ihr ihn nun sehen?" war die an den Bauer gerichtete Frage. Oft verbat es sich dieser, manchmal war er herzhaft genug das Erscheinen zu verlangen. Für diesen Fall war der Geist mit einem festzusammen gewickelten Klumpen von Flachs oder Hanf und brennendem Zunder versehen. Den Flachs nahm er in den Mund, brachte ihn durch Hauchen zum Glühen, öffnete dann unter Gerassel die Thür ein wenig und schauete, Feuer speiend, ins Zimmer. „Es ist wahrlich ein böser Geist!" raunte der Felinger dem Bauer zu; diesem entfiel nun gewöhnlich der Muth und er hätte viel gegeben, wenn der Geist nicht gekommen wäre. Der aber tobt und rast an der Thür und will mit Gewalt hinein, wird aber vom Felinger durch Zauberformeln, wiewohl mit Mühe abgetrieben. Die Leute in der Kammer mußten, — damit sie ja nicht etwa neugierig herbei kamen, — in einem fort beten, sonst wurde der Geist nicht zahm. Wenn er zum Zweitenmale gerufen wurde, gebehrdete er sich daher auch „stiller und tugendsamer," und gestand mit weinerlicher Stimme ein, daß er, allein oder mit anderen Geistern, einen Schatz von so und so viel tausend Gulden vergraben habe. An diesen, dessen Ort ausser ihm noch Niemand wisse, sei er jetzt gebannt. Alsdann wird gefragt, wie man es anfangen müsse, ihm zu helfen und den Schatz zu heben. Nun sagt er: es müßten so und so viel Dukaten, Louisdor oder Conventionsthaler von einem Schlage an den und den Ort, — wo der Schatz liegt — in einem mit blauen oder rothen Bändern umwickelten Schächtelchen hingestellt oder vergraben werden. Dadurch kämen zu jedem Stück fünfzehn ähnliche, und allmälig werde so der ganze Schatz gehoben.

Der Geist wird nun entlassen, das Geld aufgetrieben, und dem Felinger eingehändigt, der es vor dem Auge des Bauers in die Schachtel packt, wie der Geist vorgeschrieben. Das Schächtelchen aber wird geschwind mit einem ähnlichen verwechselt, und mit dem ächten geht der Felinger weg, um nie wieder zu kommen!

Ganze Gesellschaften Schatzgräber bildeten sich und im Anfange der achtziger Jahre brachte ein Landstreicher, Sternewitz, fünfhundert Bauern auf dem Schwarzwalde zusammen, denen er versprach, in einem alten verfallenen Schlosse bei Oberkirch im Renchthale einen ungeheuern Schatz zu heben. Er trieb seine Betrügereien vier Jahre lang, ließ sich oftmals einige hundert Gulden vorstrecken, reiste unter dem Vorwande, einen Höllenzwang und andere Zauberbücher aufsuchen zu müssen, herum, und bestimmte endlich den Tag, an welchem der Schatz erhoben werden sollte. Ein Ausschuß von dreißig Männern sollte zugegen sein. Sternewitz ging in einen Keller, um angeblich zu beten; brach Nachts um zwölf Uhr zur Burgruine auf, und fing an, den mit Gesträuch bewachsenen Boden aufzugraben. Bald stieß er auf eine mit starken Löchern versehene Truhe. Wie klopfte den Bauern das Herz! Sternewitz grub weiter, aber trotz aller Anstrengungen war die Truhe nicht von der Stelle zu bringen. Er ging nun in das Innere des Schlosses, um mit dem Geiste zu sprechen, und ihn zu zwingen, daß er die Truhe entließe, brummte, und holte sich von dem Geiste den Bescheid, daß nicht er, Sternewitz, als welcher ein Weltkind sei, sondern nur ein geweiheter Priester ihn erlösen könne. Einen solchen wollte nun Sternewitz suchen, und die Bauern mußten dafür fünfhundert Gulden zusammenschießen. Als der kecke Betrüger diese Summe hatte, verschwand er, und kam nie wieder. Er hatte die Truhe eingegraben, und damit sie fester hielte, an die Wurzel einer abgehauenen Eiche festgeschraubt!

Aber selbst durch so offenbare Gaunerei ließen sich die Leute nicht warnen, und es gibt deren bis auf den heutigen Tag, die steif und fest an Schatzgräberei glauben.

Deutsche und französische Redeweise.

Herr J. Venedey, der seit längerer Zeit in Frankreich lebt, hat ein ganz vortreffliches Büchlein geschrieben, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen, und das von jedem Lehrer, jeder Lehrerin, und besonders von Allen gelesen werden sollte, welche Erziehungsanstalten zu leiten haben. Es heißt: Die Deutschen und Franzosen nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwörter. Die Sprache ist das Herz des Volks, die Sprüchwörter aber sind die Adern, die das Blut nach allen Theilen des Körpers hinleiten. Die Wahr- und Sprüchwörter, die „Weisheit auf der Straße" soll man nicht verachten. Die Sprache ist das Volk.

Wir entlehnen dem Werke, um zu zeigen, wie der fragliche Gegenstand behandelt worden ist, folgende Abschnitte.

Die Frauen.

Die Sonne ist weiblich, der Mond männlich in der deutschen Sprache, und es ist dies mehr als ein Zufall. Die Frau ist das Gestirn, das das Leben in Deutschland verklärt. Wir finden diese Verehrung des Weibes durch die ganze deutsche Geschichte. Jene Germanen, vor welchen die Römer zitterten, die das stolze Weltreich zerbrachen, die kaum ein Gesetz kannten, nie dem Willen eines Einzelnen, selten dem Aller sich unterwarfen, beugten willig den stolzen Nacken vor dem Weibe. Die ältesten Gesetze der Deutschen sind eben so viele Denkmale dieser Verehrung des Mannes vor dem Weibe; der freie Mann, Bürger, Krieger, Gesetzgeber und Richter, der Niemanden erlaubte, sich über ihn zu stellen, verkündete in den Gesetzen, die er selbst machte, daß die Frau über dem Manne stehe, und er gab ihr ein doppelt so hohes Wehrgeld, als er für sich selbst forderte.

Die französische Sprache sagt: l'homme, wenn sie vom Menschen im Allgemeinen spricht. Die deutsche Sprache hütete sich, in einen ähnlichen Fehler zu fallen; in ihr vertritt weder der Mann noch das Weib das menschliche Geschlecht, sondern sie suchte einen neuen Ausdruck und nannte beide Menschen. Die Verehrung der Frauen aber zeigt sich z. B. in dem Worte: mein Schatz. Auch der Franzose braucht mitunter in der poetischen oder bildlichen Sprache diesen Ausdruck für die Geliebte, die Gattin. Aber in Deutschland ist das Wort im Volke gäng und gebe, und der prosaischste Bauer, der bilderkargste Arbeiter bezeichnet seine Geliebte selten anders. Ein deutscher Bürger, ein deutscher Handwerker, besonders in den kleinern Städten, fragt nur selten: „was macht Ihre Frau?" oder gar wie der Franzose: comment se porte Madame? sondern: „wie befindet sich Ihre Liebste?"

Die deutsche Sprache ist endlich reicher als die französische an Worten für die Geschenke, die der Ehemann seiner jungen Frau nach der Trauung gibt, oder für das, was der Frau nach Auflösung der Ehe zukommt. Morgengabe, Weibtheil, Witthum und Weiberloos sind einige derselben, und das in Frankreich adoptirte vivelot (Weiberloos) bekundet, daß die Franzosen bei ihren in dieser Beziehung reichern Nachbarn Anleihen machen mußten. Die französische Sprache dagegen ist so ungerecht als möglich gegen die Frauen. La victime (das Opfer), la dupe (der Gefoppte, der Betrogene) sind nur weiblichen Geschlechts; die französische Sprache unterstellt aber nicht einmal die Möglichkeit, daß eine Frau poëte (Dichterin), auteur (Schriftstellerin), professeur (Lehrerin), vainqueur (Siegerin), possesseur (Besitzerin), administrateur (Verwalterin), defenseur (Vertheidigerin), témoin (Zeugin) etc. werden könne, während sie nichts dagegen einzuwenden hat, daß sie renégatte (Renegat), saligaude (Schweinigel), dissipatrice (Verschwenderin), ivrognesse (Säuferin), usurière (Wucherer), voleuse (Diebin), calomniatrice (Verläumderin), séductrice (Verführerin), destructrice (Zerstörerin) etc. werde. Die deutsche Sprache hat nur wenige Worte, die kein Femininum zulassen, und bei denjenigen, die sich dagegen sträuben, scheint das Gefühl der dem Weibe gebührenden Ehre im Spiele zu sein: Trunkenbold, Wucherer und ähnliche mehrere gehören hieher.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Franzosen dagegen sind galant, und ein Deutscher würde vergebens versuchen, ihnen diese Eigenschaft streitig zu machen; schon die in die deutsche Sprache übergegangenen Worte galant und galanterie würden gegen ihn zeugen. Aber leider scheinen sie, wenn man nur die Sprache zu Rathe zieht, nichts als galant zu sein. Je suis charmé de vous voir, vous êtes charmante, ràvissante etc., sind Wörter, schöne, klangreiche Wörter, nicht weniger und nicht mehr. Der Franzose läßt seinem Freunde bien des choses (viele Dinge) sagen, wo ihn der Deutsche freundlich oder herzlich grüßen läßt.

Die Würde, mit der der Deutsche und seine Sprache die Frauen behandelten, und noch heute nach Jahrhunderten des Fortschrittes und leider auch des Verderbens behandeln, konnte nicht ohne Einfluß auf die Frauen selbst sein; denn wer sich geehrt und geachtet sieht, lernt sich selbst ehren und achten. Wir haben gesehen, wie die Franzosen kein Wort für Sittsamkeit, keinen eigentlichen Ausdruck für Häuslichkeit haben, und man könnte nachweisen, wie gerade in diesen beiden Tugenden die deutsche Frau sich in ihrem schönsten Glanze zeigt; aber es ist dies überflüssig, wenn man bedenkt, daß die deutsche Sprache ein einziges Wort hat, das alle weiblichen Tugenden, wie ein Strauß die schönsten Blumen, zusammenfaßt. Weiblichkeit ist ein echt deutsches Wort, die Eigenschaft eines echt deutschen Weibes, und wie das Wort den Franzosen fehlt, fehlt auch sehr oft den Weibern dort die Eigenschaft, die dasselbe bezeichnet. Alle Umschreibungen, die man in Frankreich versuchen möchte, um diese Idee wiederzugeben, vertus, état, qualités naturelles de la femme etc., zeigen nur um so klarer, daß man selbst die hohe Idee des einfachen Wortes in Frankreich kaum zu begreifen im Stande ist. Der Prüfstein, der Stempel der deutschen Weiblichkeit ist die Schamröthe, die das Antlitz einer deutschen Frau durchglüht und ihre Wangen überzieht, wenn ein elektrischer Funke den Brennstoff der Liebe in ihrem Herzen berührt und entzündet. Wie aber die Franzosen kein Wort für Weiblichkeit haben, so haben sie auch keines für Schamröthe, da diese nur Folge jener ist, und jene diese bedingt.

Gefühl und Gemüth.

Der Franzose hat unstreitig mehr esprit als der Deutsche, der Deutsche dagegen mehr Gefühl. Ich habe früher die Familie die Schule des Gefühls genannt, und wenn dem so ist, so darf es nicht auffallen, daß das Gefühl bei einem Volke, das beinahe ausschließlich in der Familie lebt, das sie ehrt, und Alles fürchtet, was sie bedrohen könnte, sich höher entwickelt zeigt. Es möchte schwer sein, zu sagen, was hiebei Ursache, was Folge. Aber es würde nicht so schwer sein, zu beweisen, daß Eines ohne das Andere nicht möglich ist. Es ist dies wieder die alte Streitfrage vom Huhne und vom Ei, und es wird wohl noch eine Weile unentschieden bleiben, welches vor dem andern da war. Aber soviel wissen wir nun einmal: ohne Familie keine Entwickelung des Gefühls, ohne Gefühl keine Familie.

Die Liebe, die aus Achtung vor dem Weibe in Deutschland im Frauenkleide auftritt, ist in der deutschen Sprache etwas ganz anderes als in der französischen. Jene hütet sich, ein Wort zu entwürdigen, das sie nur mit Scheu und Ehrfurcht ausspricht. Der Deutsche, wenigstens der Sprache nach, liebt nur Gott und die Menschheit, seine Eltern und seine Kinder, seine Frau und seinen Schatz. Der Kreis ist rund und groß genug. Nie aber liebt er ein Stück Rindfleisch, eine Hammelskarbonade, eine Suppe oder Aehnliches, wie der Franzose in den Ausdrücken: j'aime le boeuf, j'aime les côtelettes, j'aime la soupe etc., und wenn der Deutsche sich bei solchen Gelegenheiten des Wortes lieben bedient, so ist es erweislich nichts als französische Reminiscenz, ein Gallicism. Selbst dem Freunde gegenüber wendet der Deutsche das Wort lieben nicht, oder nur unrichtig an. Er hat ihn gerne, er mag ihn leiden, er will ihm wohl, sind hier die eigentlichen Ausdrücke. Endlich haben die Worte: Freund, Freundschaft entfernt nichts mit der Liebe gemein, während ami von amour stammt und die französische Sprache der Armuth sowohl in Bezug auf die Worte als auf die Gefühle anklagt, indem sie Freundschaft und Liebe, so verschiedene Begriffe, so nahe nebeneinander stellt. Und es liegt mehr in dieser scharfen Trennung des Begriffs und des Worts Liebe von Allem, was nicht wirklich Liebe ist, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Ein Deutscher, gewohnt, das Wort nur in dem engen Kreise der sein Heiligstes umschließt, anzuwenden, wird oft genug in seinem Innern einen unüberwindlichen Widerstand finden, wenn er durch dasselbe täuschen wollte, während der Franzose, der ohne Wortunterscheidung sagt: j'aime ma fiancée und j'aime une côtelette de veaux, es ohne alle Umstände auf Alles anwenden wird, was zwischen diesen beiden liegt. Die deutsche Sprache klagt ihn dessen förmlich an, denn sie war gezwungen, bei ihm ein Wort zu leihen, das der technische Ausdruck ist für das Spielen mit dem Worte Liebe und der Liebe selbst.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Coquetterie ist ohne Uebersetzung im Deutschen. Es ist deßwegen nicht gerade nothwendig zu glauben, daß es keine Coquetten in Deutschland gebe; man könnte mit einem solchen Glauben übel ankommen; aber so viel scheint gewiß, daß einem Volke, das ein Wort für einen Begriff bei einem andern Volke leiht, vorher der Begriff selbst fehlte, oder wenigstens so selten war, daß es kaum der Mühe lohnte, einen Namen dafür aufzusuchen.

Die Worte Liebkosung, liebevoll, liebreich, Liebreiz, liebwerth und viele andere, die alle sehr schwer in's Französische zu übersetzen sein würden, und jedenfalls nur durch eine Umschreibung wiedergegeben werden können, bekunden weiter den Reichthum der deutschen Sprache an Ausdrücken des Gefühls.

Das Herz spielt in Deutschland und in der deutschen Sprache eine viel größere Rolle als in Frankreich und seiner Sprache. Herzen ist ein so schöner Ausdruck, daß er hier obenan zu stehen verdient. Was den Deutschen innig und wohlthätig berührt, ist ihm herzerhebend; er liebt herzinnig, und seine Braut, seine Geliebte ist sein herzallerliebster Schatz, und was er endlich mit Freuden thut, thut er von Herzen gerne. Es liegt in diesen Ausdrücken so viel tiefes, inniges Gemüth, daß sie allein im Stande sind, den Charakter eines Volks in dieser Beziehung aufzudecken. Die französische Sprache ist hier viel kälter, viel prosaischer, oft beinahe frivol. Im Deutschen empört sich das Herz eines Vaters, wenn er sieht, daß seinem Sohne Unrecht geschieht; im Französischen empören sich seine Eingeweide.

Wir kennen bereits das Wort: trauen, das heirathen und vertrauen zugleich bedeutet. Die deutsche Sprache besitzt eine Menge Worte, die denselben Ursprung haben und die man meist vergebens versuchen würde, in's Französische zu übersetzen. Vertraut ist mehr als familier und intime; traulich ist ganz ohne annähernd bezeichnendes Wort in der französischen Sprache; traut ist sicher viel inniger als chère. Alle diese und ähnliche von trauen abstammenden Worte sind aber um so bezeichnender, da sie durch ihr Stammwort im Sprachsinne ohne allen Eigennutz sind. Man würde ebenso vergebens eine treffende Uebersetzung für hold suchen. Affectionné, aimé, favorable, würden das Wort nur wiedergeben, wenn man aus allen ein einziges machen könnte; dasselbe gilt von huldvoll, holdselig, Holdseligkeit.

Das gefühlvolle Wesen des Deutschen enthüllt sich vollends in seiner ganzen Fülle in den Worten: Gemüth, Sehnsucht, Wonne und Wehmuth, vier Worten der höchsten Poesie. Gemüth und Gefühl sind zwei verschiedene Worte, die man beide im Französischen mit sentiment übersetzen muß, obgleich der Unterschied unendlich groß ist. Gefühl bezeichnet eigentlich die Allgemeinheit der Gefühle. Der scharfe Unterschied zwischen Gemüth und Gefühl aber zeigt sich schon in den Worten selbst. Das eine kommt von Muth (Herz), das andere von fühlen, das erste weist somit auf eine innere Thätigkeit der Seele, das zweite auf eine äussere hin; und dies ist auch der bezeichnende Unterschied. Das Gemüth schafft die Gefühle aus sich heraus, das Gefühl empfängt sie, von außen angeregt, und theilt sie dem Innern mit. Er hat Gemüth, heißt: in seinem Innern liegt ein fruchtbarer Keim zu allen tiefen, schönen und erhabenen Gefühlen; er hat Gefühl, heißt: er bleibt nicht theilnahmlos, wenn er von aussen angeregt wird, wenn Großes, Erhabenes, Schreckliches, das Unrecht und die Noth ihm entgegentreten. Ein tiefes Gemüth und ein feines Gefühl bezeichnen diesen Unterschied klar genug. Und die Franzosen kennen in ihrer Sprache diesen Unterschied nicht, sie haben kein Wort für Gemüth, und sind meist, wie ihre Sprache, gemüthlos. Sehnsucht ist ebensowenig zu übersetzen. Désir ardent, heißes Verlangen, ist der Ausdruck, wodurch man sie gewöhnlich wiederzugeben versucht; aber die deutsche Sehnsucht ist sehr oft ein Verlangen ohne bestimmten Zweck, beinahe krankhaft. Der Deutsche sehnt sich, die Wiesen wiederzusehen, auf denen er mit den Gespielen seiner Jugend sich tummelte, zu wissen, was hinter den Bergen lebt, die er noch nicht bestiegen hat, mit den Schwalben, mit den Wolken zu ziehen, und die Sterne am Himmel zu umarmen. Die deutsche Sehnsucht ist rein Gefühl, Poesie, und sie zeigt sich besonders bei den im Auslande lebenden Deutschen in jener Krankheit, von der wir schon gesprochen, und die der Franzose durch das deutsche Wort *Heimvé* oder durch den nichtssagenden Ausdruck: mal de pays, bezeichnet.

Wonne übersetzt man in Frankreich durch délice, plaisir, jouissance. Aber diese Worte bedeuten eher: Lust, Freude, Wollust oder Genuß. Wonne ist ebenfalls ein rein deutsches Gefühl, das nur in einem deutschen Gemüthe lebt. Sie ist die Poesie des Genusses, der Freude, ein rein geistiger Genuß, der über dem Leben und der Materie steht, wie der Geist über dem Körper. Wehmuth endlich, was die Franzosen durch douleur, tristesse, affliction zu übersetzen suchen, ohne auch nur entfernt dem Begriffe nahe zu kommen, ist — wie die Wonne die Poesie der Freude — die Poesie des Schmerzes, des Kummers, der rein geistige Schmerz des deut-

schen Spiritualisten, der mit Wehmuth die Schwäche des neugebornen Kindes, die Gebrechen des hinsterbenden Greises betrachtet, der mit Wehmuth dem Kosen zweier Liebenden, dem Sehnsuchtsliede der Nachtigall zuhört.

Die deutschen Verkleinerungsworte vermehren die gefühlvolle Tiefe der deutschen Sprache nur noch mehr; denn sie sind nicht nur Ausdrücke der Verkleinerung, sondern auch der Zuneigung, der Anhänglichkeit, und es sollte schwer sein, ein Adjectiv zu finden, welches die Worte: Mutter, Schwester, Bruder noch freundlicher machen könnte, als sie es in Mütterchen, Schwesterchen ꝛc schon sind.

So ist es denn auch ganz natürlich, daß der Franzose bei dem Deutschen lieh, als er ein Wort suchte, um die Sprache des Gemüthes, des traulichen Austausches zwischen Freunden und Geliebten, zu bezeichnen. Nur die Deutschen konnten das Wort kosen (causer) erfinden. —

Krieg.

Das deutsche Volk war einst unstreitig das tapferste Volk der Erde. Selbst die eisernen Römer, die der Stimme des furchtbaren Marius gehorchten, bebten vor ihnen. Aber die Geschichte ist nicht nothwendig, um dies zu beweisen, die Sprache genügt. Unsere tapfern Nachbarn haben uns zwei Worte abgeliehen, die zeigen, daß die Deutschen einst ihr Muster waren: hardi (hart, Herz, herzhaft) und brave, tapfer, sind unstreitig deutschen Ursprungs. Mehr noch als dies beweisen die alten Kriegsausdrücke der Franzosen: halte-là, halle-bard, hallebardier, happe (Haube), harnais (Harnisch), hauban (Rüstschuh, Hauband), haubert (Panzerhemd, Hauberg, bergen), heaume (Helm), heraut (Herold), landskenet (Landsknecht), ban (Bann) und selbst bréche (Bresche, von brechen). Die Fülle von Worten für Muth: muthig, keck, tapfer, wacker, der Sprachreichthum in: Schlachtfeld, Wahlplatz, Wahlfeld, Wahlstatt zeugen ebenfalls für diese Ansicht, denn wo die Sprache reich an Worten, ist sie reich an Gedanken, und diese bekunden hier, daß der Gedanke der Gefahr, der Tapferkeit dem Deutschen ein vertrauter war. Die alten Germanen waren nicht weniger tapfer zur See als auf dem Lande. Die Fahrten der Normannen, Sachsen, Friesen und selbst der Franken sind bekannt; bis nach Griechenland, Asien und Afrika zitterten alle Uferbewohner vor ihnen. Die Mehrzahl der französischen technischen Ausdrücke im Seewesen beurkunden diesen Zustand. Bord, hautbord (Hochbord), tribord (Drehbord), marée (Maare), havre (Hafen), cabestan (Kabeltau), hisser (hissen), yacht (Yacht), capre (Kaper), quille (Kiel), mat (Mast), matelot (Matrose), lest (Last) u. s. w. sind germanischen Ursprungs.

Aber die Sprache, die zugleich die Geschichte der Völker ist, zeigt uns auch die Umgestaltung der Dinge, die besonders seit dem dreißigjährigen Kriege eingetreten. Deutschland, in hundert Interessen zertheilt, erkannte die Franzosen als die vornehmste kriegerische Nation Europa's, und die deutsche Sprache zahlte mit derselben Münze, mit welcher früher die französische gezahlt hatte. Sie neigte sich vor der französischen, und entlehnte aus ihr alle Kriegsausdrücke, vom General, bis zum Corporal. Compagnie, Regiment, Division, Armeecorps und Armee selbst sind französische Worte. Nur zwei Worte lieh die französische Sprache der deutschen ab: havresac (Habersack) und canapsa (Schnapsack). Da habt Ihr's! — Erst die Ereignisse von 1813 — 1815, und ganz besonders die Schlachten von Bauzen und Lützen, wo ein geschlagenes Heer unbesiegt war, weil es nicht besiegt sein wollte, veranlaßten die Sprache, ein Wort in das Buch ihrer Geschichte zu schreiben, das die Franzosen augenblicklich annahmen und nicht übersetzten, das Wort Landwehr. Es ist das einzige Anleihen, das die Franzosen in neuester Zeit bei uns machten; aber mir scheint es beinahe, als ob es für sich allein dem ganzen Reste von französischen Kriegsausdrücken die Wage halten könnte. —

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Insel Neufundland und der Stockfischfang.

Die Insel Neufundland ist die größte von denen, welche vor der breiten Mündung des St. Lorenzstromes liegen, der die ausgedehnte Provinz Kanada durchströmt und den großen nordamerikanischen Seen zum Abfluß dient. Sie wird vom fünfzigsten Grade der Breite durchschnitten, hat so ziemlich die Gestalt eines Dreiecks, und etwa tausend englische Meilen im Umfange. Die Küsten und manche Strecken im Innern sind felsig und steil, und die See macht viele Einschnitte bis tief ins Land hinein. Die Gesammtbevölkerung mag sich auf hunderttausend Seelen belaufen, wovon etwa zehntausend Franzosen, einige hundert Indianer, alle übrigen aber englischer Abkunft sind. Die Hauptstadt St. Johns liegt an der Ostküste und hat 18,000 Einwohner; es gibt aber auch noch manche andere gute Hafenplätze. Entdeckt wurde die Insel schon in den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, und seitdem oft von Engländern und Franzosen besucht, die mit den Eingeborenen Handel trieben, und bald auch auf den ungeheuern Reichthum von Fischen aufmerksam wurden, von denen das Meer in der Nähe der Insel, besonders auf der großen Bank von Neufundland, einer weithin sich erstreckenden Untiefe, wimmelt. Im Jahre 1609 gründeten die Engländer eine Niederlassung, der bald mehrere andern folgten. Jetzt befinden sich alle in einem recht gedeihlichen Zustande, und der Verkehr in den Hafenplätzen ist sehr lebhaft. Im Jahre 1841 liefen in denselben mehr als tausend große Seeschiffe ein, die kleineren Segel ungerechnet. Die Engländer beschäftigen beim Stockfischfange 30,000 Matrosen und zehntausend andere Arbeiter, und führen jährlich 140,000 Tonnen aus, besonders Stockfische, Makrelen, Häringe, Thran, Seehundsfett, Holz und etwas Pelzwerk.

Der Kaufmann, welcher in und mit Neufundland Handel treibt, hält sich auf der Insel nur so lange auf, bis er ein beträchtliches Vermögen erworben hat, oder kommt auch wohl gar nicht hin, sondern läßt seine Geschäfte durch einen Bevollmächtigten versehen. Manche aber gewinnen die Kolonie lieb, und siedeln sich für immer an. Es gibt dort eine zahlreiche Menschenklasse, die man Mittelleute oder Pflanzer nennt. Diese Pflanzer aber heißen nur uneigentlich so, denn sie haben mit dem Ackerbau nichts zu thun. Die dritte Klasse wird gebildet durch die „Arbeitsbienen," nämlich die Fischer. Der Kaufmann gibt Schiff, Netze, Lebensmittel, kurz Alles zum Fischfange nöthige dem Pflanzer, der dann mit den Fischern Verträge schließt und den Fang beaufsichtigt.

Insgemein beginnt der Fischfang in der zweiten Woche des Juni. Die Boote werden, je nach ihrer Größe, mit zwei, drei, vier oder mehr Matrosen bemannt; sie sind meist ohne Verdeck, haben sogar zum Theil keine Segel, und manchmal sind bloß Knaben oder Mädchen ihre Ruderer. Denn Alles was auf Neufundland lebt und webt ist mit dem Meere vertraut. Sobald das mit allen nöthigen Geräthschaften, z. B. Angelhaken, Schnüren, Netzen und Köder versehene Boot eine geeignete Stelle erreicht hat, die oft unweit der Küste in einer der vielen Meereseinbuchtungen liegt, dann wirft es Anker, und wirft die Schnüre aus. Sind Fische in Menge da, so ist die Arbeit schwierig und ermüdend. Der Mann muß die Angelschnur aufziehen, den Fisch, welcher sich festgebissen hat, losmachen, ihn ins Boot werfen, und neuen Köder befestigen, und diese Arbeit dauert ununterbrochen fort, bis das Fahrzeug gefüllt ist. An der Küste muß dann die Beute ausgenommen, gesalzen, getrocknet und verpackt werden. Zu alle dem ist große Aufmerksamkeit erforderlich. Der zum Trocknen ausgelegte Fisch muß oft mit den Händen umgewandt werden, und ist er gut, so wird er in Haufen gelegt, die rund sind. Ist der Fisch aufgeschnitten, oder *gesplitet* — auseinandergerissen — wie

man es nennt, so werden Leber und Zunge in einen besonderen Behälter gethan; der übrige Abfall wird als Dünger verwandt.

Der Kabeljau erscheint zur Laichzeit an den Küsten und Bänken, in Nordeuropa schon im Anfange des Jahres, bei Neufundland später. Die Menge ist so ungeheuer, daß man sie nicht mit Unrecht für ein Naturwunder erklärt hat; ihre Zahl übersteigt alle Zahlen, und um sie einigermaßen annährend zu bezeichnen, ist schon gesagt worden, sie sei größer als jene aller Sterne am Himmel, deren doch Herrschel am Vorgebirge der guten Hoffnung sechs Millionen berechnete, die in einer Stunde vor seinem Fernrohre vorbeigingen. Das darf uns nicht in Erstaunen setzen, da der Kabeljau nicht weniger als vier Millionen Eier haben soll. Wenn sie von Norden nach Süden ziehen, so füllen sie oft die ganze, zweihundert Stunden breite Meeresstraße zwischen dem Nordkap und Grönland an, und dieser weite Raum ist oft zu eng für sie. Kommen sie dann dahin, wo das Meer breiter ist, so theilen sie sich; ein Theil geht nach den brittischen Inseln, ein anderer nach Amerika. Der Fisch gehört in die Gattung der Schellfische. Die Niederdeutschen, wozu die Holländer gehören, nennen ihn Kabeljau, die Hochdeutschen Bolch, die Dänen Kablag oder Torsk (Dorsch), die Engländer Cod, Codfisch, oder auch Keeling. Bloß eingesalzen heißt er im Handel Laberdan. Die Isländer dörren ihn an der Luft, und dann heißt er Stockfisch; fällt nasses Wetter ein, so wird er so gelegt, daß die mit Schuppen bedeckte Seite oben liegt, und dann heißt er Flackfisch; ist er an Stangen getrocknet Hängefisch. Die Norweger trocknen den Laberdan, (den schon gesalzenen Fisch) auf Felsen, und dieser wird dadurch Klippfisch.

Wir haben schon bemerkt, daß aus der Leber Thran gesotten wird; die Gräten werden auch wohl zur Feuerung, und auf Island auch, gestampft, zum Futter für Schaafe und Kühe benützt; die Haut frißt der Hund gern, die Köpfe sind der beste Köder beim Sardellenfange. Der Kabeljau ist ein höchst gefräßiges Thier; seine Leckerbissen sind die Häringe, deren Zügen er folgt, und Taschenkrebse; und die Stärke seines Magens ist so bedeutend, daß er die verschluckten Fische in sechs Stunden verdauet. Er geht sehr leicht an den Köder, doch läßt er sich zur Laichzeit, wo er dicht an einander gedrängt schwimmt mit Fischgabeln stechen. Sonst ist die Angelschnur mehrere hundert Klaftern lang; an ihr hängen, ähnlich wie bei den Angelschnüren, womit man im Rhein fischt, an kurzen Fäden eine Menge Angelhaken mit Köder verschiedener Art; und die Fische beissen an, während die Matrosen herumrudern. Der Fang geschieht sowohl bei Nacht wie bei Tag.

Man sollte glauben, daß ein so großer, fetter Fisch, der Wochenlang ohne Salz unter freiem Himmel liegen bleibt, verfaulen müsse, denn das nordische Klima ist doch feucht. Aber in Norwegen ist im Frühjahre die Luft gewöhnlich kalt und rein; die dann wehenden Nordwinde treiben die Feuchtigkeit, welche die innere Ursache der Gährung und Fäulniß ist, aus; zur Zeit der Fischbereitung sind keine Schmeißfliegen vorhanden und kommen ja dergleichen, so werden sie durch die Strenge des Fischgeruchs abgehalten. In Norwegen trocknet man auch die wilden Gänse und andere Vögel im Winde, um sie beliebig statt des Brodes zu gebrauchen. In Neufundland dagegen, wo der Fang später beginnt, muß man die Fische salzen, sonst halten sie nicht. Der Stockfischfang ist eine wahre Wohlthat für die nordischen Küstenländer, deren Bewohnern er eine gesunde, nahrhafte und wohlfeile Speise liefert. Sehr bedeutend ist der Absatz in die katholischen Länder Europa's, wo der Stockfisch eine beliebte Fastenspeise ausmacht. Spanien allein hat einen Bedarf von fünf Millionen Centner. Der Fischer aus dem Norden tauscht seinen Bedarf an Waaren der südlichern Zone für das um, was ihm vom Meere so freigebig dargeboten wird. Aber beschwerlich ist der Stockfischfang in jenen rauhen stürmischen Meeren; er bildet aber auch die beste Schule für den Seemann, und die Erfahrung lehrt, daß auf den Kriegsschiffen immer jene Matrosen die kühnsten, kräftigsten und ausdauerndsten sind, welche ihre Schule in den Nebeln und Stürmen der Bank von Neufundland gemacht haben.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

I Bd. 34

Alte Ruinen in Mittel America

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Amerikanische Alterthümer; Ruinen in Mittelamerika.

(Tafel 34.)

Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend Zeugen,
die man aus dem Schacht der Erde gräbt.

Wir nennen die westliche Erdhälfte, Amerika, die neue Welt, weil sie uns erst vor wenigen Jahrhunderten bekannt geworden ist. Aber diese „neue" Welt hat auch ihre Geschichte gehabt, sie ist, gleich den alten Welttheilen, der Schauplatz gewesen, auf welchen sich schon in sehr früher Zeit Völker mit eigenthümlicher und hoher Gesittung bewegt haben müssen, die nun längst verschwunden sind, und mit den Indianern, wie wir sie jetzt in Amerika finden, in keinem Zusammenhange standen. Aber es waren zu der Zeit als Amerika entdeckt und zum Theil von den Weissen erobert ward, mehrere Brennpunkte einer eigenthümlichen Gesittung vorhanden. Die Mexikaner, die Peruaner und die Muyscas und manche andere Völker trieben Ackerbau, sie hatten geordnete Regierungen, große, stark bevölkerte Städte, sie hatten es in Gewerben und Künsten in einer durchaus eigenthümlichen Weise weit gebracht. Auf den Hochebenen von Anahuac (Mexico), von Cuzco und Cundinamarca (in Peru) waren die Gesetzgeber und Hohenpriester Quecacoatl, Manco Capac und Bochica erschienen, Männer, die von Osten her aus unbekannten Ländern kamen, laut der Sage die umherirrenden Stämme bewogen, Dörfer und Städte zu gründen, den Acker zu bauen, und die Weiber lehrten, wie man Stoffe webt. Die Mexikaner hatten ihre Pyramiden, sie verfertigten Magueypapier, hatten Sonnentempel und hieroglyphische Malereien; das ganze Land vom nördlichen Mexico bis ins südliche Peru ist mit Trümmern einer längst dahin geschwundenen Gesittung bedeckt, die von den Spaniern zu Boden getreten und ausgerottet wurde. Die alten Peruaner feierten allgemeine religiöse Volksfeste, sie hatten Pilgerfahrten und heilige Oerter, befestigte Städte und steinerne Denkmäler; mitten durch die lange Kette der Anden führten sie breite Heerstraßen, schlugen feste Brücken über breite Gebirgsströme; sie hatten ihre Kalender, nach welchen sie die Zeit eintheilten, sie beobachteten den Himmel. Und auch in dem Gebiete, welches jetzt die Vereinigten Staaten von Nordamerika bildet, zeugen Festungswerke, Grabhügel und Götzenbilder von dem Dasein eines Volkes, das man die Alighewi nennt. Die Felsen am Orinoko und anderen Strömen Guyana's sind mit Inschriften bedeckt, die kein Gelehrter zu entziffern vermag. Auch Mumien hat man gefunden.

Die Erklärung dieser Denkmäler aber ist ungemein schwierig, sie wird durch keine schriftlichen Zeugnisse in Archiven oder Bibliotheken unterstützt, und die Forscher, so rüstig sie auch sind, stehen erst an der Schwelle zum Innern. Wir würden mehr wissen, wenn nicht die spanischen Eroberer mit einem so abscheulichen Fanatismus und einer so gräßlichen Zerstörungswuth, wie sie in der ganzen Geschichte ohne Beispiel sind, alles zerstört hätten, was ihnen in den Weg kam. Rühmte sich doch Cortez in einem Schreiben an Kaiser Karl den Fünften, daß er nicht einen Schritt weit in der Stadt Mexiko vorwärts gegangen sei, ohne zu zertrümmern! Sie verbrannten und zerschlugen Götzenbilder und Landkarten, verbrannten die Gemälde, auf welchen die der Schriftsprache unkundigen Mexikaner ihre Geschichte darstellten, sie sprengten die Tempel und mordeten ganze Gegenden aus. Und was sich nicht zerstören ließ, das vergruben sie in die Erde, und wälzten Steine darüber, und erst dreihundert Jahre nach jenen Gräueln der Verwüstung wird wieder Einzelnes an das Tageslicht geschafft, wie der herrliche steinerne Kalender, durch welchen wir nun Kunde von der mexikanischen Zeiteintheilung erhalten

haben. Manches ist noch übrig geblieben, es kommt in Amerika von den Alterthümern immer mehr zum Vorschein, und künftige Zeiten werden einen hellern Blick in die Vergangenheit dieses Erdtheils und seiner alten Bevölkerung zu thun vermögen, als wir jetzt können.

So viel aber ist durchaus keinem Zweifel unterworfen, daß die amerikanischen Alterthümer sehr verschiedenen Ursprungs sind und ganz verschiedenen Zeiten angehören. Man kann sie in drei große Gruppen abtheilen, die in dem ganzen Wesen ihrer Erscheinung und Beschaffenheit wesentlich von einander abweichen. Die eine Gruppe ist offenbar neuern Ursprungs; die zu ihr gehörenden Denkmäler rühren von einem vergleichsweise auf niedriger Kulturstufe befindlichen Volke her, von den unmittelbaren Vorfahren der jetzigen Indianervölker oder diesen selbst. Die Denkmäler der zweiten Art haben jene ansässigen, zu Staaten vereinten Völker zu Urhebern, welche vor dreihundert Jahren von den Spaniern unterjocht wurden, während jene der dritten Art, viel älter sind und weit über die Geschichte der Mexikaner und Peruaner hinausreichen.

Jene der ersten Klasse sind über ganz Amerika verbreitet; es sind Zierrathen, Inschriften der rohesten Art, Gemälde mit halbhieroglyphischen Symbolen, Hausgeräthschaften und Werkzeuge, wie der Indianer sie im Kriege oder im häuslichen Leben gebraucht, oft sehr geschickt gearbeitet und sinnreich ausgedacht. Die Ansiedler finden dergleichen oft, wenn sie den Boden mit Hacke oder Pflug umbrechen, z. B. Pfeilspitzen, Steinmesser, Streitärte, rohes irdenes Geschirr und dergleichen mehr. Auch manche künstliche Hügel, die sogenannten Tumuli, sind neuern Ursprungs; gewöhnlich dienten sie zum Begräbnißplatze der Bewohner eines Dorfes oder Stammes, oder sie erhoben sich auch wohl über der Leiche eines tapfern Kriegers oder auf einem Schlachtfelde, um das Andenken an einen siegreichen Kampf zu verewigen. Solche Hügel gibt es in vielen Gegenden der Vereinigten Staaten; sie haben zum Theil vierzig Fuß im Durchmesser, sind zwölf Fuß hoch, länglich rund und mit einem Graben umzogen. Hin und wieder sind sie höher und von Stein.

Die Denkmäler der zweiten und dritten Art liefern den Beweis, daß die Menschen von welchen dieselben herrühren eine in ihrer Weise ausgezeichnete und selbstständige Gesittung hatten. Aus den Ueberbleibseln geht ein feiner und geläuterter Geschmack hervor; man sieht, daß jene uns so wenig bekannten Völker es in Handwerken und in der Mechanik sehr weit gebracht haben mußten, daß sie ein sehr ausgebildetes Religionssystem hatten, und sich auf Kriegführung vortrefflich verstanden. Darüber lassen die Werkzeuge, die Gräber, die Mauern, die Bilderwerke gar keinen Zweifel; und so gebildete Völker lebten auch einst im ganzen Umfange der Vereinigten Staaten, von Neuengland bis Florida und zur Gränze von Mexiko. So fand man in Tennessi bei der Stadt Nashville höchst kunstvoll gearbeitetes Töpfergeschirr, zwanzig Fuß tief unter der Erde, und die Farbe womit es bedeckt ist, zeigt sich heute noch so glänzend und frisch, als wäre sie eben erst vom Maler aufgetragen worden. Solche Vasen und Urnen sind häufig; die Ziegel, welche man findet, sind vortrefflich gebrannt, die Steinarbeiten ausgezeichnet, eben so die zierlichen Schnitzereien aus Knochen.

Auch Metalle sind in den alten Tumuli gefunden worden, namentlich Kupfer, das sehr allgemein im Gebrauche gewesen zu sein scheint, und manchmal mit Silber belegt vorkommt; es wurde namentlich zu Pfeilspitzen, Armringen, Platten, Kreuzen und dergleichen benützt. In hohem Grade merkwürdig sind die alten Befestigungswerke, die mit einander gleichlaufenden Erdmauern und die unterirdischen Mauern aus Backsteinen. Sie sind besonders häufig am Missisippi und dessen Zuflüssen, und einzelne davon bedecken einen Raum von fünfhundert Morgen Landes. Die bei Chillicothe in Ohio bestehen in einer Erdmauer, welche dicht über dem Boden an ihrer Grundlage zwanzig Fuß Dicke hat. Sie ist zwölf Fuß hoch, stößt auf der einen Seite an einen Fluß, und ist auf den Landseiten von einem zwanzig Fuß breiten Graben umzogen. Liegen diese Befestigungen an Flüssen so sind sie rechtwinkelig und sehr groß; sind sie vom Wasser weiter entfernt, kreisrund und kleiner. Manche haben Thore, und sind so durchaus kriegsgerecht angelegt, daß ein europäischer Baumeister keinen bessern Plan entwerfen könnte. Am Missouri gibt es Erdhügel, die mehrere Abtheilungen und Stufen, wenn man so sagen darf, Stockwerke haben, und 80 bis 150 Fuß hoch sind. Mumien fand man in den Kalksteinhöhlen Kentuckys in salpeterhaltigen Erdschichten, aber am Körper bemerkte man weder Bänder noch irgend eine gewürzige oder harzige Substanz, wie etwa die Aegypter sie anwandten; die innere Hülle derselben bestand vielmehr aus einer Art Stoff von doppeltem, auf eigenthümliche Art gedrehetem Bindfaden und großen, braunen, mit vieler Kunst dazwischen geflochtenen Federn; die zweite Hülle hatte denselben Stoff, aber ohne Federn, die dritte bestand aus einer glatten, die vierte aus einer behaarten Damhirschhaut.

Diese Alterthümer in den Vereinigten Staaten tragen so sehr ein gemeinsames Gepräge, daß man annehmen muß, sie rühren von ein und demselben Volke

her, oder wenigstens von Menschen, welche übereinstimmende Sitten und Gebräuche hatten. Sie reichen wie schon gesagt, von den Gränzen Neu-Englands bis zum mexicanischen Meerbusen, und auf der rechten Missisipiseite bis Meriko. Das atlantische Weltmeer berühren sie nur in Florida, sonst nirgends, eben so wenig den stillen Ocean. Man findet sie in erstaunlicher Menge, und schon jetzt sind mehr als fünftausend bekannt. Sie stammen aus früher Zeit, und rühren nicht von wandernden Horden her, sondern, wie das Feste und Massive bei so vielen andeutet, von einem seßhaften, in geordneten Verhältnissen lebenden Menschenstamme, dergleichen die heutigen Jägerstämme nicht sind. Daß sie alle aus gleicher Zeit herrühren, ist nicht anzunehmen; in welche Zeit man aber ihren Ursprung setzen müsse, darüber kann man keine auch nur halbwegs begründete Muthmaßung hegen. Viele sind mit Urwald bedeckt. Jenes Volk muß zahlreich gewesen sein und Ackerbau getrieben haben, und mit den Künsten des Friedens und des Kriegs sehr vertraut gewesen sein; denn es verstand die Bearbeitung von Blei, Kupfer, Silber und Gold, jene der Steine; verfertigte Töpferwaaren, beutete die Salzquellen aus, hatte eine ausgebildete Religion und eine mit der Sternkunde in Verbindung stehende Götterlehre. Vielleicht stand es wohl mit Meriko in lebhaftem Verkehr, und mag von dorther gekommen sein.

In den Vereinigten Staaten war, als die Europäer nach Nordamerika kamen, dieses alte Kulturvolk längst verschwunden; sie trafen nur rohe Indianer. Dagegen lebten damals in Meriko, Yukatan und Guatemala zahlreiche Völker in vielen geordneten Staatsverbänden, unter mannigfachen Regierungsformen; denn es gab unumschränkte Monarchien, aristokratische und demokratische Republiken; sie hatten eine ausgebildete Religion und feste Gesetze, mächtige Städte, die sich an Pracht der Gebäude wie Menge der Bevölkerung mit den größten der alten Welt messen konnten, Straßen, Wasserleitungen und andere öffentliche Werke, von unübertroffener Großartigkeit. Sie kleideten sich sehr gut und geschmackvoll, trieben den Ackerbau sehr umsichtig und verständig, und waren in manchen Künsten und Wissenschaften ihren spanischen Eroberern bei weitem überlegen. Das große mexikanische Reich ward aber erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gegründet, die Hauptstadt Meriko, welche ihre Bewohner Tenochtitlan nannten, wurde 1325 gebaut. Als der Verwüster Cortez in Meriko einzog, war die Stadt mit zahlreichen Tempeln geschmückt, sogenannten Teocalli's, die sich in Pyramidenform abgestuft erhoben. Auf den Seen, zwischen welchen sie liegt, fuhren zu allen Tageszeiten tausende von Nachen einher. Durch drei gepflasterte Dammwege stand Tenochtitlan mit dem festen Lande in Verbindung; noch jetzt sind Spuren davon übrig. Frisches Trinkwasser erhielt die Stadt durch Leitungen mit doppeltem Röhrenwerke. Die Hauptstraßen waren breit und gerade, einige lagen an Kanälen, über welche Brücken von solcher Breite führten, daß zehn Reiter nebeneinander darüber hinwegsprengen konnten. Die Wohngebäude waren niedrig; zum Theil aus Holz, zum Theil aus Stein aufgeführt. Jeder einzelne Stadttheil hatte seinen Tempel; die Bevölkerung belief sich auf einige hunderttausend Seelen. In der Mitte der Stadt erhob sich der Haupttempel, der erst sechs Jahre vor der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus erbaut worden war, und einen Flächenraum bedeckte, auf welchem fünfhundert Häuser stehen könnten. Seine Steinmauern waren sehr dick, hatten nischenförmige Zinnen und waren mit einer Menge von steinernen Bildern bedeckt, die Schlangen darstellten. Er hatte nach jeder Himmelsgegend eine große Eingangspforte. In der Mitte der Umschließung erhob sich eine abgestumpfte Pyramide von 162 Fuß Höhe, und an der Grundlage 291 Fuß Breite. Zum Gipfel, der acht Klafter ins Gevierte maß, führte eine Treppe. Dort oben befanden sich zwei Kapellen, und ein großer Stein, auf welchem Menschen geopfert wurden. Den Tempeldienst verrichteten fünfhundert Menschen. Unter den übrigen neun und dreißig Tempeln, welche den Haupttempel umgaben, befand sich jener des Quezalcoatl oder des Gottes der Luft. Die Eingangsthür stellte den geöffneten Rachen einer Schlange vor; und vor dem Eingange erblickte man ein großes Gebäude ganz mit den Schädeln von Menschen bekleidet, die dort geopfert worden waren. Der höchste Opferpriester versetzte dem zum Opfer bestimmten den Todesstreich, riß ihm das Herz aus und brachte es den Götzen dar. Des Kaisers Montezuma Palast hatte mehr als tausend Zimmer; in manchen derselben waren die Wände mit feinem Marmor oder mit seltenen Steinen bedeckt; Balken und Fußböden bestanden aus Cedern- und Cypressenholz. Er hatte Wohnungen für zahme Vögel und für seltene wilde Thiere. Im geräumigen Zeughause befand sich eine Niederlage aller bei den alten Mexikanern gebräuchlichen Waffen, Feldzeichen und Fahnen. Es gab in der Stadt Bildhauer, Gold- und Silberarbeiter, ein ganzer Stadttheil wurde von Tänzern bewohnt; der Marktplatz war mit einer mächtigen Säulenhalle umgeben, die einen förmlichen Bazar bildete; es gab Apotheken, Gasthäuser, Schenkstuben, Marktmeister, die auf richtiges Maaß sa-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

hen; jede Waare hatte ihren besondern Stand. Ueberall herrschte die größte Reinlichkeit.

So war, nach zuverlässigen Berichten, im Jahre 1520 der Zustand der Hauptstadt des Aztekenreiches, Tenochtitlan oder Meriko. Von alle dem ist nichts mehr übrig. Daß diese eigenthümliche Civilisation so bald verschwinden konnte, hat seinen Grund nicht allein in der Grausamkeit der Spanier. Die Azteken waren nämlich Eroberer, die ursprünglich aus dem Norden kamen. Die große Masse des Volkes war noch ungebildet, und erst im Keimen der Kultur begriffen, das plötzlich erstickt wurde. Die Priesterschaft duldete keine freie Bewegung und bevormundete alle Lebensverhältnisse, alle Wissenschaft und Kunst war fast auf sie beschränkt, und pflanzte sich, als die Träger derselben, die Priester, ausgerottet waren, die allein das von ihnen errichtete Staatsgebäude gestützt hatten, nicht mehr fort. Es gab aber in Meriko wie schon gesagt, ausser der Hauptstadt noch viele andere große Städte, die aber mit jener gleiches Schicksal theilten.

Viel älter, von einem ganz anderen Volke herrührend ist aber eine dritte Art von Alterthümern, die man vorzugsweise in Yucatan und Mittelamerika findet, nämlich jene von Palenque und Copan. Jahrhunderte lang hat man in Europa und selbst in Amerika nichts von ihrem Dasein gewußt. Vor nun etwa neunzig Jahren verirrten sich Reisende in den Einöden und Wäldern der großen Halbinsel Yucatan, wo sie gewaltige Ruinen entdeckten, und die Kunde davon nach Meriko brachten. Die spanische Colonialregierung aber, träge wie sie überhaupt war, bekümmerte sich weiter nicht darum. Erst 1786 wurde von Madrid aus eine Untersuchung befohlen. Und nun fand der Hauptmann Antonio del Rio im Mai 1787 in der Nähe des Dorfes San Domingo de Palenque erstaunenswürdige Ruinen, die etwa zwanzig Jahre später abgezeichnet wurden, und auch von den deutschen Reisenden Franck, Nebel und Waldeck, untersucht und beschrieben worden sind.

Doch wir übergehen Palenque mit seinen reichen Trümmern, und wenden uns zu Copan, im mittelamerikanischen Staate Honduras. Die Ruinen, welche in der Nähe dieses Fleckens liegen hat der Nordamerikaner Stephens beschrieben, und der Maler Catherwood vor einigen Jahren gezeichnet. Jetzt sind beide, mit einem Daguerrotyp versehen, abermals nach Mittelamerika aufgebrochen, um weitere Forschungen anzustellen. Sie fanden dort merkwürdige Mauern und Gebäude. Am Ufer des Flusses Copan erhebt sich ein Tempel, dessen eine Mauer, am Wasser hin eine Länge von 624 und eine Höhe von 60 bis 90 Fuß hat; die drei anderen Seiten bestehen aus Stufenreihen von 30 bis 140 Fuß Höhe. Am merkwürdigsten waren aber die vielen mit Skulpturen versehenen Säulen, mit einem einzigen Steinblocke, von etwa vierzehn Fuß Höhe. Diese Bilder sind von Allem, was es sonst auf Erden gibt, so durchaus verschieden, daß der geübte Zeichner große Mühe hatte, sich zurecht zufinden. Eine dieser Steinsäulen, die in großer Menge bei Copan vorkommen, und sämmtlich, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, doch denselben gleichförmigen Charakter tragen, zeigt unsre Tafel. Sie sind, wie bemerkt, etwa ein Dutzend Fuß hoch, die Breite beträgt drei Fuß. Sieben dieser Säulen stehen noch. Auf der einen Seite stellen sie menschliche Gestalten dar, denen man gerade ins Gesicht sieht; die Hände ruhen auf der Brust. Manche haben eine hosenartige Beinbekleidung, an den Füßen Sandalen, auf dem Kopfe geschmückte Kappen. Die Rückseite enthält Hieroglyphen in viereckigen Feldern, und etwa drei oder vier Schritt vor den Steinsäulen liegt immer ein Altar- oder Opferstein. Offenbar sollen die meisten Bilder Schrecken einflößen, wie man aus dem Hervortreten der glotzenden Augen abnehmen kann. Auch Figuren, welche Ungeheuer darstellen, kommen in den Trümmern von Copan vor; so stellt ein Stein das Bild eines ungeheuern Alligatorkopfes vor, der in seinem Rachen eine Gestalt hält, die ein Menschenhaupt, aber dabei Thierklauen hat; ein anderer eine riesige Schildkröte in aufrechter Stellung mit Menschenarmen und Tigerkrallen. Copan war noch 1570 bewohnt; jetzt ist es öde und verlassen. Den Ursprung dieser Denkmäler wissen wir zwar nicht, daß sie aber über die Aztekenherrschaft, also über das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen, scheint gewiß.

Mannigfaltiges.

Eine amerikanische Eisenbahn.

Auf dem Wege von Boston nach Lowell machte ich zuerst Bekanntschaft mit einer Amerikanischen Eisenbahn. Da die Eisenbahnen durch die sämmtlichen Staaten fast ganz gleich sind, so wird es leicht, eine allgemeine Charakteristik von ihnen zu geben.

Es existiren nicht, wie bei uns, Wagen erster und zweiter Klasse, sondern Herren- und Damen-Wagen; der Hauptunterschied zwischen beiden ist, daß in den ersten Jedermann raucht, in den letzten Niemand. Da ein Schwarzer niemals mit einem Weißen zusammen reist, gibt es auch einen besondern Wagen für die Neger. Da gibt es immer viel Schaukeln und Lärmen, eine große Menge Wand und wenig Fenster, voran der Ziehwagen, einen durchdringenden Schrill und eine Glocke.

Die Wagen gleichen dürftigen Omnibussen, sind aber größer und fassen 30, 40, 50 Personen. Die Sitze, statt von einem Ende zum andern zu gehen, sind der Quer nach gestellt, jeder hält zwei Personen. Eine lange Reihe läuft an jeder Seite der Karawane, ein schmaler Durchgang in der Mitte, und eine Thür befindet sich an beiden Enden. In dem Mittelpunkte des Wagens findet sich gewöhnlich ein Ofen, der mit Kohlen geheizt wird und meist glühend heiß ist. Es wird dadurch unerträglich beklommen, und die heiße Luft fluthet stets zwischen uns und den Gegenständen, nach denen wir eben blicken, wie der Geist des Rauches.

In den Damen-Wagen sind eine große Menge Herren, die Damen bei sich haben; eben so eine große Menge Damen ohne alle Begleitung. Denn jede Dame darf hier allein reisen, von einem Ende der Vereinigten Staaten zu dem andern, und überall stets der artigsten und höflichsten Begegnung gewiß seyn. Der Conducteur oder Zettel-Einnehmer, oder Wächter, oder was er sonst seyn mag, trägt keine Uniform. Er geht in dem Wagen auf und nieder und ein und aus, wie's ihm beliebt, lehnt sich, die Hand in der Tasche, gegen die Thür und stiert dich an, wenn du etwa ein Fremder bist, oder läßt sich in ein Gespräch mit den nächsten Passagieren ein. Eine große Menge Zeitungen werden herbeigebracht, aber wenige davon gelesen. Jedermann redet dich oder wen es ihm beliebt an. Bist du ein Engländer, so vermuthet er, daß diese Eisenbahn einer Englischen ziemlich gleich sey. Sagst du: Nein, sagt er: Ja? (frageweise) und fragt, in welcher Hinsicht sie sich unterscheiden. Du zählst ihm nur die Hauptunterschiede, einen nach dem anderen, her, und er sagt: Ja? in derselben fragenden Weise zu jedem. Dann vermuthet er, daß man in England nicht schneller reise, und versichert man ihm das, so sagt er wieder, immer fragend: Ja? und wenn er endlich Alles weiß, so glaubt er's nicht. Nach einer langen Pause bemerkt er, theils zu dir, theils zu dem Knopfe auf seinem Stocke, daß Yankee's für rasch fortschreitende Leute gelten; und wenn du dann dazu: Ja, sagst, so sagt er wieder: Ja! (diesmal affirmative); und wenn du aus dem Fenster siehst, so erzählt er dir, daß hinter jenem Berge und etwa drei Meilen von der nächsten Station eine bedeutende Stadt in herrlicher Lage sich befinde, wo du verweilen wirst, wie er vermuthet. Deine verneinende Antwort leitet dann natürlicher Weise zu mehr Fragen, betreffend deinen beabsichtigten Weg; und wohin du auch gehen magst, immer wirst du auf dieselbe Weise hören müssen, daß dahin nicht ohne ungeheure Schwierigkeit und Gefahr zu gelangen und daß alles Sehenswerthe anderswo zu suchen sey.

Wenn eine Dame etwa Lust bekommt zu dem Sitze irgend eines männlichen Passagiers, so deutet der sie begleitende Herr ihm solches kurz an, und er räumt ihr augenblicklich seinen Platz mit größter Artigkeit ein. Politik, Banken und Baumwolle bilden meist den Gegenstand der Unterhaltung. Besonnene und ruhige Leute vermeiden es, das Gespräch auf die Präsidentschaft zu bringen, denn in 3½ Jahren wird eine neue Wahl sein, und — sobald die Bitterkeit der letzten Wahl vorüber ist, beginnt die Bitterkeit und Parteinahme für die nächste: das ist ein unaussprechliches Behagen für alle eifrigen Politiker und aufrichtigen Freunde des Vaterlandes, das heißt für immer 99 Männer und Knaben von je 99 ½.

Ausgenommen wo sich eine Seitenbahn mit der Hauptlinie vereinigt, findet man sehr selten mehr als ein Geleis, daher denn der Weg sehr schmal ist und die Aussicht, besonders bei Einschnitten, sehr beschränkt. Wo kein Einschnitt, ist der Charakter der Umgegend immer derselbe. Eine Meile nach der anderen verkrüppelte Bäume, einige niedergehauen mit der Axt, andere vom Winde niedergeworfen und andere halbgefallene gegen die Nachbarbäume gelehnt, manche bloße Stümpfe, versteckt in dem wässerigen Grunde, andere zu schwammigen Stücken hinweggefault. Der Erdboden selbst besteht aus lauter Bruchsteinen dieser Art; jeder kleine Fleck stehenden Wassers hat seine Kruste von verfaulter Vegetation; an jeder Seite die Zweige, Stämme und Stümpfe der Bäume, in allen möglichen Stadien des Verfalls und der Vernachlässigung. — Hier hebt man sich für wenige kurze Minuten zu einer offenen Landschaft empor, die mit hellen Flüssen und Wässern glänzt, so breit wie mancher Englische Fluß, aber hier gelten sie für so klein, daß sie kaum einen Namen haben; hier sucht man einen flüchtigen Blick zu gewinnen von einer fernen Stadt mit ihren weißen reinen Häusern, den kühlen Plazzas, der zierlichen neuen Kirche und dem Schulhause, — aber im Nu, fast noch ehe man es gesehen, wieder dieselbe dunkle Enge, die kümmerlichen Bäume,

Sümpfe, stehenden Wässer, — dem Vorigen so ähnlich, daß man glauben möchte, durch Zauberei wieder zurück versetzt zu seyn.

Der Zug hält bei Stationen im Walde an; so unmöglich es ist, daß irgend Jemand einen Grund haben könnte, auszusteigen, so wenig Aussicht ist, daß irgend Jemand hier seyn könnte, einzusteigen. Da ist kein Schlagbaum, kein Polizist, kein Signal, — nichts als ein roher Holzbogen, an dem gemalt ist: „Wenn die Glocke läutet, so kommt die Locomotive!" Hals über Kopf wirbelt es fort, fort durch das Holz, und taucht in dem Lichte hervor, rauscht hinweg über zerbrechliche Bogen, auf dem schweren Boden schießt unter eine Holzbrücke, die für eine Secunde, wie ein Flügel, das Licht nimmt, ruft plötzlich alle schlummernden Echo's in der Hauptstraße einer großen Stadt wach und brauset auf gut Glück in halsbrechender Verwirrung mitten durch die Straße herunter. Da — Handwerker arbeiten in ihrem Geschäfte, das Volk lehnt sich aus Thür und Fenster, die Knaben lassen Drachen fliegen und spielen mit Marmelsteinen, die Männer schmauchen, die Weiber schwatzen, die Kinder kriechen, die Schweine wühlen, und ungezähmte Pferde bäumen sich und laufen fort, ganz nahe der Eisenbahn, da — zerrt der wüthende Drachen von Maschine seinen Wagenzug mit sich fort, in allen Richtungen Schauer brennender Funken von dem Holzfeuer ausstreuend, schreiend, zischend, gellend, zitternd, bis das durstige Ungeheuer zuletzt unter einem bedeckten Wege, zu trinken, Halt macht, das Volk sich schaarenweise darum versammelt und der Passagier Zeit hat, wieder aufzuathmen. (Nach Boz-Dickens.)

Der Handel mit Blutigeln.

Wir alle kennen die Blutigel, jene Wasserwürmer, die in stehenden Gewässern, besonders in Teichen und Sümpfen leben, und ihren Namen davon haben, daß sie warmblütigen Thieren das Blut aussaugen. Auch von Aerzten und Wundärzten werden sie gebraucht, besonders bei Entzündungen und Blutandrang. Der Begehr nach ihnen ist daher überall sehr stark, und da man diese Thiere nicht in allen Ländern in hinreichender Menge findet, so müssen die Gegenden, in welchen sie häufiger sind, aushelfen. Mit anderen Worten: die Blutigel sind eine Handelswaare, ein Spekulationsartikel geworden, mit welchem namentlich in Ungarn große Summen verdient werden. Deutschland deckt so ziemlich seinen eigenen Bedarf, England muß ihn aus der Fremde beziehen. Früher, so lange der Aderlaß gebräuchlicher war als jetzt, bekam es seine Blutigel aus den eigenen Teichen; seit Jahren sind aber diese völlig erschöpft. Im Jahre 1815, nachdem der allgemeine Friede geschlossen war, besuchten einige Spekulanten Paris, um Geschäfte zu machen, und kauften dort große Parthieen billig ein. Die dortigen Droguisten und Apotheker erhielten nämlich ihre Blutigel von den Postschirrmeistern, welche dieselben in großen Gläsern aus Orleans, St. Quintin, Tours und anderen Provinzialstädten mitbrachten, und mit einem kleinen Gewinn zufrieden waren. Als aber die Engländer kamen, begriffen sie, daß nun ein gut Stück Geld zu machen sei, und schlugen auf. Gern wurden ihnen für tausend Stück zehn bis zwölf Franken gegeben; wobei sie vier Franken verdienten. So kamen in den Jahren 1815 bis 1823 mehr als zehn Millionen Blutigel zu London in den Handel. Bei vermehrter Nachfrage erhöheten die Franzosen auch den Preis ihrer Waare, und das tausend Blutigel stieg allmälig von 10 Franken auf 12, 15, 40, 100, ja bis zu 200 Franken. Denn da man in den Sümpfen und Teichen diesen Würmern Jahraus, Jahrein nachstellte, und ihnen keine Zeit ließ, sich wieder zu vermehren, so wurden sie dermaßen selten, daß nun die Franzosen selbst ihren Bedarf aus der Fremde beziehen müssen. Inzwischen sind bei diesem Handel beträchtliche Reichthümer erworben worden. Manche Postschirrmeister und Apotheker, welche Zeit und Umstände zu benützen wußten, haben sechszig bis hunderttausend Franken damit erworben, und besitzen nun Landgüter.

Seitdem in dem „Artikel" in Paris „nichts mehr zu machen" war, wandten sich die Engländer nach Hamburg, wo die Geschäfte besser gingen, und nun ist die Hansestadt an der Elbe ein Hauptmarkt für Blutigel geworden. Aus den dortigen Niederlagen gehen allwöchentlich viele tausende auf Dampfschiffen nach London. Hamburger Händler beziehen sie mit großen Kosten und großer Gefahr, — denn oft reißt ein Sterben unter ihnen ein, — aus Ungarn, Polen, und der Wallachei, und wenn die Leute dort eben so unbesonnen zu Werke gehen, wie die Engländer und Franzosen, so werden die nützlichen Thiere auch dort bald ausgerottet und kaum noch mit Gold zu bezahlen sein. Es gibt ihrer auch in Spanien, Portugal, in der Schweiz und Italien, sie taugen aber dort nicht so viel, und vertragen keinen weiten Transport. In London kosten gegenwärtig tausend Stück der zweiten Qualität, (nämlich die grünen; die grauen sind die besten) die Summe von einhundert und zwanzig Gulden; vor zwanzig Jahren konnte man für drei Thaler so viel von der besten Art haben! Deshalb hat sich die Einfuhr vermindert; es kommen jährlich nur noch etwa vier Millionen Stück auf den Markt, da nicht jeder die hohen Preise zahlen kann. Man hat den Versuch gemacht, sie in besonderen Teichen aufzubewahren und fortzupflanzen, sie gedeihen aber nur in sumpfigen Gewässern.

Neue Erfindungen.

Deren werden alle Tage gemacht, es sind aber bekanntlich viele dabei, die ohne erheblichen Nutzen sind und bald wieder vergessen werden. Glück genug, wenn sie keine großen Kosten verursacht haben, und die etwa zu ihrer Ausbeutung zusammengetretenen Aktionäre mit einem blauen Auge davonkommen. Die luftigsten Erfindungen stammen, abgesehen von den Herren Leinberger und Henson, aus Frankreich; wo übrigens die Leute so oft geprellt worden sind, daß man nicht mehr sagt: der oder jener ist leichtgläubig, sondern: der Mann ist actionär. Aber nicht alle werden durch Schaden klug. Vor einiger Zeit rühmte sich ein Pariser ein neues Leuchtgas erfunden zu haben, das um die Hälfte billiger sei, als das Steinkohlengas. Flugs trat eine Actiengesellschaft zusammen, denn die Ankündigung lautete gar zu hübsch. Als aber, wie man zu sagen pflegt, die Sache zum Klappen kam, stellte sich heraus, daß das Gas allerdings vortrefflich brannte, aber gerade doppelt so viel kostete als das gewöhnliche. Die geprellten Actionäre lösten demnach ihre Gesellschaft auf. Vor etwa zwei Jahren kündigte Einer an, es sei ihm nach vielem Sinnen und Versuchen gelungen den elektrischen Lichtstrahl, er möge so groß

sein als er wolle, in dem Umfange eines Raums von drei Fuß zu fixiren, und der Biedermann schlug in allem Ernste vor, Paris bei Nacht vermittelst eines halben Dutzends künstlicher Sonnen zu beleuchten. Zwar hatte die Sache ein etwas abenteuerliches Ansehen, dadurch wurden aber einige wohlhabende Leute nicht abgeschreckt, ihm Geld zu „großartigen Versuchen" vorzustrecken, und vielleicht glauben sie heute noch, daß man künstliche Sonnenbeleuchtung einführen könne, wodurch denn allerdings Lampen, Oel, Wachs- und Talgkerzen sammt Stearinlichtern überflüssig werden würden *). Der künstliche Sonnenfabrikant ist übrigens noch ein bescheidener Mann im Vergleich zu jenem Venetianer, der steif und fest behauptete, er könne die Sonnenstrahlen am Tage in Flaschen einfangen, verstöpseln und bei Nacht zu beliebiger Erleuchtung wieder herauslassen. Neulich hat ein sehr scharfsinniger Mann herausgebracht, daß Holzkohlen ein theurer Artikel seyen. Um nun ein billiges Ersatzmittel derselben herzustellen, will er allen möglichen Abfall von Pflanzen in Kohlen verwandeln, zum Beispiel Kartoffelnschale, Kohlstränke und dergleichen mehr. Möglich ist die Sache, aber solche Kartoffelschalenkohlen würden sechsmal so theuer zu stehen kommen, als Holzkohlen. Indessen — schon der alte Gellert sagt ja: Erfindung macht die Künste groß, und bei der Nachwelt unvergessen! —

Mäßigkeits-Gasthöfe.

Die Anzahl der Männer und Frauen, welche in Großbritannien sich zur Nüchternheit und Enthaltsamkeit von geistigen Getränken verpflichten, wächst in erfreulicher Weise, und noch weit mehr, wie bei uns in Deutschland, wo die Bewegung erst im Werden ist. Viele Enthaltsame sind aber durch ihr Geschäft auf öfteres Reisen angewiesen und müssen in fremden Städten natürlich in Gasthöfen wohnen. Das bringt für sie manchen Uebelstand mit sich. Die meisten Wirthe sind Gästen, „die nichts trinken", wenig gewogen, denn am Getränk wird gut verdient; mancher Enthaltsame, der noch nicht ganz fest war, wird auch wohl verleitet, sein Gelübde zu brechen. Deshalb hat man nun angefangen, Gasthöfe einzurichten, in denen gar keine geistigen Getränke verabreicht werden, und in denen sich Abends enthaltsame Stammgäste einfinden, um Zeitschriften und nützliche Flugschriften zu lesen, und einer vernünftigen Unterhaltung zu pflegen. Die große Stadt Glasgow in Schottland hat den Anfang gemacht. Dort kehren Reisende ein, und alle Preise sind billig gestellt. Es gibt solcher Temperance-Hotels schon mehrere, und sie sind immer stärker besucht, als die übrigen. Die Gäste, welche in ihnen einkehren, ersparen ein ungeheures Kapital an Gesundheit, Geld und gut angewandter Zeit, und das gute Beispiel verdiente wohl Nachahmung.

Türkisches.

Mit dem Geschützwesen der Türken ist es von jeher schlecht bestellt gewesen; sie haben immer ausländischer Lehrmeister bedurft, und eben jetzt werden sie von preußischen Offizieren eingeübt. Vor etwa sechszig Jahren unterrichtete sie der Baron Tott. Damals machten die osmanischen Artilleristen großes Aufheben davon, daß es ihnen gelungen war, am Morgen ein „höllisches Feuer" zu beginnen, nachdem sie die ganze Nacht mit dem Laden der Kanonen zugebracht hatten. Wie beschränkt die Leute waren ergibt sich aus Folgendem. Herr von Tott ließ Stückwischer, zu denen bekanntlich Schweinsborsten genommen werden, auf einem öffentlichen Platze zubereiten. Da kam der Großschatzmeister, um zu sehen, welchen Fortgang die Arbeit nehme. Er besah die Stückwischer und fragte, wovon die daran befindlichen Bürsten gemacht wären? Baron von Tott antworte: Aus Schweinsborsten, denn diese allein sind dazu tauglich. — Aber, rief nun der Türk im Beisein der versammelten Volksmenge eben, dieser dürfen wir uns nicht bedienen; sie kommen von unreinen Thieren. — Warum dürft Ihr Euch derselben nicht bedienen, da doch Eure Moscheen davon voll sind? entgegnete Tott. — Bei diesen Worten wurde das Volk, welches vorher schon gemurrt hatte, noch unruhiger. Der Baron aber rief nach einem Maler, und ein alter Mann trat hervor, der aussagte: allerdings seyen die Pinsel, mit denen die Moscheen bestrichen werden von Schweinsborsten. Sie nützten sich beim Gebrauche ab, und viele von den Borsten blieben in der Mauer zurück. Da rief das Volk: Gelobt sei Gott; der Großschatzmeister warf voll Freuden seinen Zobelpelz ab, ergriff selbst einen Stückwischer, handthierte damit, und rief: Wohlan, meine Freunde, wir wollen uns dieser neuen Erfindung zum Heil und Ruhm der wahren Gläubigen bedienen! — Und seitdem nimmt kein Türk mehr Anstoß an Stückwischern von Schweinsborsten!

Landstraßen von Holz.

In Kanada findet sich nicht blos in den Straßen der Städte Holzpflasterung, namentlich als Trottoirs, — Balken, der Länge nach neben einander gelegt und in einander gefügt, — man hat sogar Landstraßen von Holz, z. B. die, welche von Toronto nach Kingston führt. Die Reisenden versichern, man könne sich keine schönere Fahrt denken, als auf einer solchen Holzstraße. Die Straße wird geebnet und dann mit aneinandergefügten fünfzehn Fuß langen, einen Fuß breiten und einen Zoll dicken Brettern quer belegt, welche man dann einigermaßen mit Sand bestreut, so daß man das Holz nicht sieht. Das Holz ist dort wohlfeil und während eine gewöhnliche macadamisirte Straße 1000 Pf. St. die (engl.) Meile kostet, stellt man sie mit Holz für 500 Pf. St. her. Die erstere muß in dem dortigen Klima jährlich ein Mal ausgebessert werden, die Bretterstraße dagegen liegt wenigstens zehn Jahre. Ob sie sich aber wirft oder nicht, davon steht nichts geschrieben.

Schnelligkeit.

Ein Vergleich der Schnelligkeit mit Dampfkraft geht aus Folgendem hervor: Die Extrapost macht in der Sekunde gewöhnlich 7 Fuß; Körper, welche z. B. von einem hohen Thurme fallen, in der Sekunde 15 Fuß; ein Krähe fliegt in der Sekunde 32 Fuß. Eine Lokomotive durchläuft in der Sekunde gewöhnlich 40 Fuß, eine große Welle auf dem Meere 50 Fuß. Der Sturm-

*) Ein Probeversuch mit einer Beleuchtung dieser Art soll wirklich angestellt und gelungen sein, wie die neuesten Zeitungen melden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wind 60 Fuß. Die Schnelligkeit, womit zwei Dampfwagen an einander vorüberrollen, ist in der Sekunde 80 Fuß, ein Zug wilder Gänse macht in der Sekunde 120 Fuß; der Schall durchläuft 1040 Fuß; die Rotation der Erde soll unter dem Aequator in einer Sekunde eine Schnelligkeit von 1427 Fuß haben. Eine Kanonenkugel durchläuft in einer Sekunde 1800 Fuß; eine telegraphische Nachricht 3703 Fuß, die Erde soll in ihrer Bahn in der Sekunde 112,000 Fuß durchlaufen; der Komet des Jahres 1680 machte über anderthalb Millionen Fuß in der Sekunde und das Licht macht in der Sekunde 46,667 Meilen.

Deutsche in England.

Es soll mehr als fünfzigtausend unserer Landsleute allein in London geben; viele andere leben ausserdem in den großen Gewerbs- und Handelsstädten als Kaufleute oder Techniker in grossen industriellen Anstalten. Lange Zeit war in London der beste und geschickteste Buchbinder ein Deutscher, der beste Messerschmied ist es noch jetzt. Die größte Kunstgärtnerei haben die Gebrüder Loddige, deren Vater als armer Gärtnergesell aus Deutschland nach London kam. Aeusserst sparsam, thätig und ausgezeichnet in seinem Berufe brachte er es bald dahin, daß er auf eigene Rechnung ein kleines Geschäft anfangen konnte. Und dieses führte er vortrefflich, es vergrößerte sich rasch, und bald besaß Loddige die erste Kunstgärtnerei in England. Vor wenigen Jahren starb er und hinterließ ein Vermögen 2,400,000 Gulden, welches er einzig und allein durch seine Gärtnerei erworben hatte. Seine zwei Söhne ahmen löblicher Weise das gute Beispiel ihres Vaters nach, leben nicht als große Herren, sondern legen selbst Hand an, und wer ihre Gärtnerei zu Hackney bei London besucht, was der Mühe allerdings werth ist, der kann sie mit der Gießkanne oder dem Spaten in der Hand arbeiten sehen. Ihre Gärten haben einige englische Meilen im Umfange, und sind mit Treibhäusern überdeckt, unter denen sich das Palmenhaus am meisten auszeichnet. Es ist im eigentlichen Sinne des Wortes aus Glas gebaut, damit möglichst viel Licht in sein Inneres fällt. Man findet in demselben so viele und herrliche Pflanzen, daß man glaubt, einen tropischen Palmenwald vor sich zu haben.

Die bekannte Familie Baring ist auch deutscher Abkunft. Die Firma Gebrüder Baring hat Ansehen in der ganzen Welt. Der eine Theilhaber ist Thomas Baring, jüngster Sohn des Lord Ashburton, (der bekanntlich den, in den Zeitungen und im Parlamente wie im washingtoner Kongresse so viel besprochenen Vertrag mit Amerika abgeschlossen hat,) ferner Franz Baring, früher Minister (Kanzler der Schatzkammer), ein Kapitän Mildmay, Lord Ashburtons Schwiegersohn, und Josua Bates, ein Yankee aus Boston, der seine Laufbahn als Waarenaufseher eines Kauffahrteischiffes begann. Der Vater Lord Ashburtons war der Sohn eines aus Hannover gebürtigen Kramhändlers, der sich in Exeter niedergelassen hatte. Während des Krieges gegen die amerikanischen Kolonien, welcher England ungeheure Summen kostete, wußte Baring Lieferungen zu erhalten, und die Sache so zu wenden, daß er von beiden kriegführenden Theilen Einkünfte zog. Der jetzige Lord Ashburton war Reisender für das Haus, und machte als solcher die Bekanntschaft eines amerikanischen Agenten, Bingham. Beide kauften gemeinschaftlich Ansprüche, welche theils in England, theils in Amerika an das eine oder andere Land geltend gemacht wurden, und wußten denselben die Anerkennung von den Regierungen zu verschaffen. Bingham trieb seitdem in Philadelphia fürstlichen Aufwand. Er hatte fünf Töchter; eine derselben heirathete Baring, der Wittwer geworden war, eine andere heirathete sein Bruder. Mit dem gewonnenen Gelde operirten sie lange gemeinschaftlich, bis 1834 Alexander Baring, Lord Ashburton, sich zurückzog. Er nahm eine bedeutende Summe aus dem Geschäft, ließ aber doch 800,000 Pfund Sterling, oder mehr als neun Millionen Gulden in demselben, und schoß dem Hause, als es 1836 in eine Klemme gerieth sogleich weitere 500,000 Pf. Sterling vor. Das Haus hat seine Filiale in Liverpool, Neuyork, Neuorleans und in mehreren Städten des europäischen Festlands, und in Amerika besitzt es ausgedehnte Ländereien. Vor siebenzig oder achtzig Jahren wanderte der alte Baring aus Deutschland; jetzt besitzen seine Nachkommen mehr als hundert Millionen Gulden!

„Ausspruch eines Richters.

Zwei Parteien standen vor dem englischen Geschwornengerichte wegen einer häßlichen Sache; bei der Verhandlung wurde eine solche Menge von ehrenrührigen und widerwärtigen Sachen offenbart, daß am Schlusse der Richter, ein angesehener und wegen der Biederkeit seines Charakters allgemein geachteter Mann sich mit den Worten zu den Geschworenen wandte: „Meine Herren: Die beiderseitigen Zeugen verdienen nicht die mindeste Glaubwürdigkeit, und Kläger und Beklagter sind beide so verächtliche und schlechte Gesellen, daß es mir ganz gleichgültig ist, welchen Ausspruch Sie thun. Beide sind keinen Schuß Pulver werth!"

Folgen der Dampfschifffahrt.

Man hat oft gesagt, es lasse sich noch gar nicht berechnen, welche Folgen die Dampfschifffahrt für manche Länder haben werde, und dieß bestätigt sich mit jedem Tage mehr. Wie manche Gegenden Englands, von denen nur jetzt das ungeheure London mit frischem Gemüse versorgt wird, während sonst nur die Nachbarschaft Londons es lieferte und liefern konnte, so wird Westindien gleichfalls in ein ähnliches Verhältniß zu England treten; Früchte und andere schnell vergängliche Waaren beider Länder werden, da jetzt die Fahrt nicht mehr als vierzehn Tage erfordert, von einem nach dem andern gebracht werden. Melonen, Bananen u. dgl. kann man jetzt leicht nach England führen, und sie werden wegen ihrer Wohlfeilheit selbst den Mittelklassen zugänglich werden, die sich bis jetzt diesen Genuß versagen mußten. Da frische Kartoffeln, grüne Bohnen u. s. w. das ganze Jahr hindurch in Westindien zu haben sind so wird letzteres das Gewächshaus für England werden, um ganz England damit wohlfeil zu einer Zeit zu versorgen, wo man sie in London selbst nur aus Gewächs-Häusern, also mit sehr großen Kosten, haben kann. Diese Aenderungen, welche nach und nach in dem Verkehr mit England vorgehen müssen, bemerkt „das Ausland," werden auch für die Neger eine sehr wohlthätige Folge haben, indem kleine Stücke Gartenland einen immer höhern Werth erhalten, da ein bisher ungekannter Absatz nach England auf diese Weise eröffnet wird, während England früher kaum etwas anderes als Zucker und Kaffee aus den Plantagen bezog, was dazu führte, die Neger in einer sklavischen Stellung auf großen Gütern zusammenzuhalten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Kaffern

Die Kaffern.

(Tafel. 35.)

Nördlich von den Gränzen der Kapkolonie und des Hottentotenlandes, welche die Südspitze Afrikas einnehmen, zwischen dem dreißigsten und fünfundzwanzigsten Grade südlicher Breite, im Osten des Erdtheils, lebt eine Anzahl von Volksstämmen, die sich von ihren Nachbaren, den Hottentoten und Buschmännern im Süden und Westen und den Negern und Arabern im Norden sehr wesentlich unterscheiden. Von den glaubenseifrigen Mohammedanern wurden diese Stämme mit den Namen Kafirs, das heißt Ungläubige, belegt, und von ihnen entlehnten die europäischen Seefahrer, welche die ostafrikanische Küste besuchten, die nun allgemein gewordene Benennung: Kaffern. Das Gebiet welches diese Menschen bewohnen, ist erst in den letzten Jahrzehnten etwas genauer bekannt geworden, besonders die Natalsküste, welche sich vom großen Fischflusse bis zum Lorenzo Marquez ausdehnt, der in die Lagoabay fällt. In diesem Lande liegt der Weihnachtshafen oder Port Natal, in dessen Nähe, mitten im Kaffernlande, sich die holländischen Bauern (Boers, sprich Buhrs) niedergelassen haben, die vor einigen Jahren die Kapkolonie verließen, um sich in jenen fruchtbaren Gegenden eine neue Heimath zu begründen, welche sie seither mit den Waffen in der Hand auf das tapferste vertheidigten.

Unter den Kaffernstämmen sind folgende die wichtigsten, die wir nennen, weil ihrer manchmal in Zeitungs- und Reiseberichten erwähnt wird: die Kussas, Tambuki und Mambuki wohnen an der Küste; sodann die Betschuanas, zu welchen die Brikas, Tammahas und Barrolongs gehören, und die Macquinis, Morolongs und Gokas im Innern. Ihr Gebiet ist ein großes Weideland, reich an Antilopen und anderen Gazellenarten, an Pferden, Ebern, Straußen und Wasservögeln; an Löwen, Panthern, Schakalls und Geiern. Die Kussas, und mit ihnen die übrigen Kaffernstämme mehr oder weniger, sind ein schön und kräftig gebaueter Menschenschlag; ihr Wuchs ist hoch und schlank, Arme und Beine sind muskelstark, das Ebenmaaß der Glieder läßt nichts zu wünschen übrig, ihre Haltung ist edel, und ihr Gang sehr fest und gemessen. Die Farbe ihrer Haut ist ein schwärzliches graubraun; sie bemalen aber letztere mit einer Art rother Okerfarbe, und überziehen diese mit einer Lage von Fett oder Mark, welche ihre Haut weich erhält. Ihr Haar ist hart, kurz, wollig, und steht büschelweise. Immer ist es schwarz, der Bart schwach. Die Frauen erreichen gewöhnlich keinen hohen Wuchs, dieser aber hat ein herrliches Ebenmaaß und erinnert an die gepriesenen Bildsäulen der Griechen. Mißgestaltete Menschen kommen bei diesem mäßig und einfach lebenden Volke nicht vor. Die Kaffern sind die vollkommensten Hirten, die es nur geben kann. Alles dreht sich bei ihnen um den Viehstand, von welchem ihr ganzes Leben und We-

sen abhängig ist. Sie nähren sich fast ausschließlich von dem Ertrage ihrer Heerden, namentlich der Milch, denn mit anderen Nomaden haben sie das überein, daß sie nur höchst ungern ein Stück Vieh schlachten. Sie bauen übrigens etwas Hirse, Welschkorn und Wassermelonen. Salz gebrauchen sie nie, und ersetzen dasselbe auch nicht durch ein anderes Gewürz. Selten wird aus gegohrener Hirse ein berauschendes Getränk bereitet. Das Fleisch von zahmen Schweinen, Hasen, Enten und Gänsen, so wie von allen Fischen, genießen sie nicht. Die Schweine, sagen sie, nähren sich von den unreinsten Dingen; wenn man vom Hasen ißt, verliert man den Verstand; Gänse und Enten schreien unangenehm und gleichen den Kröten, und die Fische haben Aehnlichkeit mit den Schlangen. Die Kussas lieben den Taback leidenschaftlich; dagegen rauchen die Mambukis an der Lagoaboy niemals, schnupfen aber desto stärker.

Die Kussas sind ungemein thätig und lebendig, und gewaltige Jäger vor dem Herrn. Haben sie es auf einen Elephanten abgesehen, so verfolgen sie ihn, unter der größten Lebensgefahr, Tagelang. Hin- und herziehen ist ihnen zur zweiten Natur geworden, und sie machen oft sehr weite Reisen nur um irgend einen Freund zu besuchen, und zu sehen, was es wohl anderwärts für Neuigkeiten geben könnte. Eine Strecke von dreißig bis vierzig Wegstunden legen sie fast ohne auszuruhen zurück, und gibt man ihnen dann etwas Taback, so führen sie noch Freudentänze auf

Sie kleiden sich in Thierfelle und Leder, das sie sehr geschickt zu bearbeiten wissen. Häufig, besonders in der heißen Jahreszeit, gehen sie auch wohl fast nackt. Den Hauptputz bilden breite Elfenbeinringe, die sie am Unter- oder Oberarme tragen, wie unsere Abbildung zeigt. Die Weiber haben auf Rücken, Armen und auf der Mitte der Brust gleichlaufende Streifen in die Haut eingeschnitten, welche die Schönheit ausserordentlich erhöhen, wie sie selbst wenigstens glauben.

Der Kaffer kann mehr als eine Frau heirathen, wenn er will; sein Hauswesen ist immer sehr geordnet. Die Wohnung besteht aus einer niedrigen kreisrunden Hütte, die immer von den Frauen erbaut wird; denn der Mann bekümmert sich vorzugsweise um die Heerde. Er ist vor allen Dingen Hirt. Das eigenthümliche Blöken irgend einer Kuh erfüllt ihn mit Leidenschaft; er hat keine Ruhe bis das Thier, welches ihm gefällt, um jeden Preis sein Eigenthum geworden ist. Aber er versteht sich auch auf dessen Wartung und Pflege, wie kein Anderer, und der bestabgerichtete Jagdhund gehorcht seinem Herrn nicht besser, wie im Kaffernlande die Heerden der Stimme des Hirten folgen. Die Heerden mögen noch so zahlreich sein — pfeift der Treiber, so stehen plötzlich alle Kühe wie angenagelt, und pfeift er wieder, so setzen sie sich in Bewegung, wie Krieger auf den Befehl des Feldherrn.

Wenn die Kinder beiderlei Geschlechts ein Alter von etwa zwölf Jahren erreicht haben, so nimmt sich der Häuptling einer Horde oder eines Kraals ihrer an, bei dem sie eine volksgemäße Erziehung erhalten. Die Knaben werden im Hirtendienste unterrichtet, und müssen sich in den Waffen üben. So lernen sie die Hassagaye, d. h. den Wurfspeer, schleudern und die Keule handhaben. Die Mädchen müssen Kleider nähen, Speisen zubereiten, und sich nebenbei auch ein wenig um den Ackerbau bekümmern. Die Kinder bezeugen den Eltern hohe Ehrfurcht, und leisten ihnen ihr lebelang Gehorsam. Die Frauen werden gut behandelt, und müssen in Kriegszeiten als Unterhändlerinnen zwischen den feindlichen Stämmen dienen, weil es herkömmlich ist, daß man ihnen nie etwas zu leide thut. Die mit einander nicht in Zwistigkeiten verwickelten Kaffern behandeln sich gegenseitig sehr freundlich; jeder sucht dem andern behülflich zu sein, wo er kann. Gastfreiheit ist eine heilige Pflicht, jeder Fremde wird wie ein Mitglied des eigenen Hauswesens betrachtet, und die Zuvorkommenheit, welche man ihm bezeigt, geht nach europäischen Begriffen sogar allzuweit.

Die Bewaffnung der Kaffern besteht in der Hassagaye oder Zagaye, einer Art Lanze von vier bis fünf Fuß Länge, die oben eine lange eiserne Spitze hat. Diese Waffe wissen sie vortrefflich zu handhaben und auf fünfzig bis sechszig Schritte weit zu werfen. Nicht minder gut verstehen sie mit ihrem Schilde und der Keule umzugehen, aber gut zielen können sie nicht. Der deutsche Reisende Lichtenstein ließ in einer Entfernung von etwa dreißig Schritten ein Brett aufstellen, und bot dem, welcher zuerst das Ziel treffen würde, ein rothes Tuch zur Belohnung. Die Kaffern müheten sich jedoch lange Zeit ab, ehe sie ihren Zweck erreichten. Endlich traf einer, und zwar mit solcher Kraft, daß das Eisen auf der weiten Entfernung durch das zolldicke Brett drang. Der Kaffer hält stets ein Bündel solcher Wurflanzen in der linken Hand. Er schleudert, dem Feinde immer näher kommend, eine nach der andern gegen ihn, erst mit der letzten rückt er ihm geradezu auf den Leib. Wenn sie zum Kampfe gehen, so stellen sie sich erst in Schlachtreihe, und werfen dem Feinde ihre Zagayen entgegen, während sie sich zugleich bemühen, dem Wurfgeschoß der Gegner auszuweichen; dabei verändern sie jeden Augenblick ihre Stellung, springen nach rechts und links, schreien laut, werfen sich auch

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wohl auf die Erde nieder, und springen dann plötzlich wieder auf, um selbst ihre Lanze zu schleudern. Die Behendigkeit und Leichtigkeit ihrer Bewegungen, die Mannigfaltigkeit reizender wohlgefälliger Stellungen, der herrliche Wuchs und die vortreffliche Haltung dieser Leute, gewähren ein herrliches Schauspiel.

Ehe der Kampf beginnt schickt der Angreifende seinem Gegner einen Waffenherold zu, der zum Zeichen seiner Würde einen Löwenschweif in der Hand hält. Wenn die Streitmacht dessen, der den Krieg erklärt hat, in der Nähe des feindlichen Lagers ankommt, so wird Halt gemacht, und wieder werden Herolde abgeordnet, um weitere Meldung zu machen. Hat der Feind seine Streitkräfte noch nicht beisammen, so thut er das seinem Gegner kund, und dieser wartet, bis jener kampfbereit ist. Doch geht es natürlich nicht immer so ritterlich zu.

Auf die Jagd gehen auch Frauen und Mädchen mit. Haben sie es auf einen Löwen abgesehen, so schliessen sie ihn ein, und suchen den König der Thiere immer enger einzukreisen und zu verwunden. Dieser stürzt sich dann auf einen seiner Verfolger, der sich aber schnell zur Erde wirft und seinen Schild über sich deckt. Die anderen eilen hinzu, und durchbohren dann den Löwen mit ihren Zagayen.

Jede Kaffernhorde hat ihren erblichen Häuptling, den Inkussi. Wo mehrere Horden in einem Gebiete zusammen sind, steht ein Oberhäuptling an der Spitze; doch ist die Gewalt aller dieser Leute eine sehr eingeschränkte.

Die Gesittungsstufe der Kaffern ist eine ziemlich niedrige; ihr Leben verfließt in ewigem Einerlei, wenn nicht der Krieg einigen Wechsel hineinbringt. Die Bedürfnisse, welche sie haben, können sie leicht befriedigen, und mit anderen Völkern, die entsetzlichen Buschmänner ausgenommen, die eigentlich kein Volk bilden, kommen sie wenig in Berührung. So fehlt es ihnen, die kaum anders Addiren können, als wenn sie die Finger zu Hülfe nehmen, an Bezeichnung für die Zehner. Ihre Zeitrechnung geht nicht über einen Mondslauf hinaus, auch wissen sie von ihrem Ursprung weiter nichts, als daß sie von daher gekommen seien, wo die Sonne aufgehe.

Die Betschuanenstämme bewohnen im Innern ein sehr fruchtbares Land, das stark bewaldet ist. Sie bauen ihre Hütten in so großer Menge bei einander, daß dieselben große Ortschaften bilden, die man mit dem Namen Städte beehrt. So soll Lattaku etwa achthundert solcher Hütten gehabt haben. Als Lichtenstein dasselbe besuchte, versammelte sich eine große Menschenmenge um ihn. Auch der König, ein alter Mann, kam. Als derselbe eine Pfeife Tabak erhalten hatte, schluckte er den Rauch mit Wohlgefallen ein, gab dann die Pfeife seinem ersten Rath, der sie nachher jenem überreichte, welcher ihm an Würde zunächst stand. So wanderte sie von Mund zu Mund bis zum untersten Bedienten, und jeder that einen Zug. Eine der Frauen des Königs war sehr verschwenderisch mit afrikanischem Putz beladen; sie trug einen reich mit Pelz verbrämten Mantel, der über der Schulter mit einem Bündel Katzenschwänzen befestigt war; sodann mehrere Halsbänder von Knochen, Kupfer, Korallen, und an einem Arme nicht weniger als zwei und siebenzig kupferne Ringe. Nördlich von Lattaku, das, nach Kaffernart, mehrmals an eine andere Stelle verlegt worden ist, liegen noch mehrere andere Städte, z. B. Meribowey, wo die Krieger sich roth bemalen und in Felle wilder Thiere kleiden, und Kurrichane, wo die Eingeborenen in großen Lehmöfen Kupfer und Eisen schmelzen. Die Häuser sind dort mit Steinmauern umgeben, und der Ackerbau wird sorgfältig betrieben, da ringsum die Stadt das Feld bestellt wird. Die Stadt war 1833 von den Kriegern eines im Norden wohnenden Stammes eingenommen und geplündert worden, denn in jenen Gegenden, wo die Kriege selten aufhören, wechseln die Besitzer eines Gebiets sehr häufig. Jene Verwüster von Kurrichane waren selbst von dem Stamme der Zulahkaffern, die stets 15,000 Mann ins Feld stellen können, aus ihrem Lande vertrieben worden, und hießen die Mantaties oder Wanderer. Nach Südwesten gedrängt, stießen sie auf die Betschuanen, deren Hauptstadt damals Neu-Lattaku war. Ihre Annäherung verbreitete Furcht und Schrecken, und die unter ihnen angesiedelte christlichen Glaubensboten waren sehr besorgt, über das, was kommen konnte. Denn die Betschuanen kämpfen nur mit Ausdauer wenn sie im Hinterhalte liegen; im offenen Felde werden sie von den übrigen Stämmen gewöhnlich geschlagen, und weil sie das wissen, so vermeiden sie gern eine eigentliche Schlacht. Hier aber war schnelle Hülfe nöthig. Einer der Missionäre eilte sogleich zu den Grikas, einem Stamme an der Gränze des Kaplandes, der mit dem Feuergewehr vertraut ist, um diesen zu Hülfe zu holen, während andere Engländer sich in die Nähe der Mantaties wagten, um diese zu beobachten. Als sie Alt Lattaku erreichten, fanden sie die ganze Stadt öde; alle Bewohner waren geflohen. Von einem Hügel herab erblickte man die zahlreichen Massen der Mantaties. In Neu-Lattaku gab man schon alle Hoffnung, diesen grimmigen Feinden Widerstand leisten zu können, völlig auf, und die besten Habseligkeiten wurden bereits auf Ochsen ge-

laden. Am andern Tage sollte die allgemeine Flucht beginnen; da erblickte man gegen Abend im Süden eine ungeheure Staubwolke; — es war der Vortrab der Grikareiterei, die mit ungeheuerm Jubel empfangen wurde. Mancher Ochse wurde geschlachtet und gebraten, und Gelag und Kriegstanz dauerten bis tief in die Nacht hinein. Denn nun sollte und konnte Widerstand geleistet werden. Einige Missionäre bemüheten sich bis zum letzten Augenblicke Frieden zu stiften, und wollten mit den Mantaties unterhandeln. Als sie sich aber denselben näherten, erhoben die wilden Horden ein so furchtbares Geheul, und warfen ihre Lanzen mit solchem Grimm den Weissen entgegen, daß diese nur mit genauer Noth dem Tode entrannen. Die vereinigten Grikas und Betschuanen boten also die Schlacht an. Die Mantaties sahen schreckhaft genug aus; sie waren fast nackt, von ihren Köpfen wallten mächtige Straußfederbüschel, um Nacken und Beine hatten sie messingene Ringe; und unter wildem Schlachtrufe handhabten sie Streitärte, Zagayen und Keulen. Beim ersten Angriffe wichen die Betschuanen, dagegen blieben die Grikas standhaft, eröffneten ein Flintenfeuer und machten dadurch den Feind stutzig. Aber er hielt doch Stand, und erst als eine Menge tapferer Krieger und einige Anführer durch die mörderischen Feuerröhre niedergestreckt waren, ergriff er die Flucht, auf welcher er Alt-Lattaku einäscherte. Alle Verwundeten und Gefangenen wurden grausam ermordet.

Die Betschuanen-Kaffern gehören im Wesentlichen zu demselben Stamme, wie die Kussas, unterscheiden sich aber doch von ihnen in mancher Hinsicht. In Bezug auf ihre Speisen sind sie nicht so wählerisch, und was den Wuchs betrifft im Durchschnitt nicht so groß als jene; ihre Haut hält zwischen dem dunkelgelb der Hottentoten und dem Schwarz der Neger die Mitte. Im übrigen gleichen sie an Körperbildung vollständig den Kussas, doch trifft man unter ihnen noch häufiger gebogene Nasen und weniger aufgeworfene Lippen. Sie zeigen auch Sinn und Geschick für Gewerke, und sind so neugierig, daß sie dadurch den Reisenden wahrhaft zur Qual werden. Alles was ihnen auffallend vorkommt, betasten sie, und im Erbetteln von Sachen, die ihnen gefallen, sind sie unermüdlich. Schlägt man ihnen aber ihre Forderung ab, so geben sie sich auch bald zufrieden. Sie haben ein gutes Gedächtniß, und lernen leicht Holländisch oder Englisch. Dabei sind sie aber selbstsüchtiger, und wissen sich weit mehr zu verstellen, als die Kussas. Tanz und Gesang sind ihre Lust, besonders wenn der Mond scheint. Sie können ungemeine Körperanstrengungen ertragen, und leben mäßig von Milch und der Beute, welche die Jagd gibt, denn auch sie schlachten Vieh nur selten; das Fleisch der Hyänen, Wölfe, Füchse, Katzen und Schwäne genießen sie mit gleichem Behagen, aber vor Fischen hegen sie doch, gleich den übrigen Kaffern, großen Abscheu. Das Fleisch braten sie in heißer Asche, die salzige Theile enthält. Ihr Getränk ist Milch, Wasser nur im äussersten Nothfall; Waschen gilt für überflüssig. Lange vor Ankunft der Europäer rauchten sie Blätter verschiedener Pflanzen, und für den Taback haben sie den einheimischen Namen Montinko. In der Kleidung halten sie sich sauber; ihre Häuser, kreisrund aufgeführt, (der Bau ist Sache der Frauen,) sind luftig und hell; sie haben Töpfergeschirr, schmieden mit Hammer und Zange, die zwar etwas plump sind, aber an Gestalt völlig den europäischen gleichen, und wissen sich der Sägen, Feilen, Scheeren und Nägel, die sie von den Weissen erhielten, ganz vortrefflich zu bedienen. Auch Schnitzereien verstehen sie zu machen.

Die Betschuanen-Kaffern haben einen Begriff von der Seele, deren Sitz sie ins Herz verlegen; von einem wackern Manne sagen sie: er hat ein weisses Herz, ein schlechter hat ein schwarzes. Vom Eigenthum haben sie etwas ungeordnete Begriffe.

Neben diesen Kafferstämmen, die doch ein tüchtiges Geschlecht und nicht ohne Anlagen sind, wohnen die armseligsten aller Sterblichen, so elend wie die Wedahs auf Ceilon, noch elender als die Pescherä's auf dem Feuerlande, — das bösartige, entsetzliche Geschlecht der mit Recht verrufenen Buschmänner (Bosjesmans) die in ihrer eigenen Sprache Saabs heißen. Es sind menschenähnliche Gestalten mit wirrem, wildem Blick, in dem Hinterlist, Verrath und Grausamkeit lautert, und verzerrten Gesichtszügen. Das natürliche Gelbbraun ihrer Hautfarbe kann man nur unter den Augen erkennen, wo die Thränen, welche der Rauch ihnen auspreßt, die dicke Kruste von Fett und Asche wegschwemmt, mit welcher sie den magern Körper beschmieren, der sich durch hohlen Rücken, und dicken Bauch auszeichnet. Gleich wilden Thieren klettern sie auf Bäume und über Felsen. Sie tragen Sandalen, über dem Rücken ein Stück Fell und einen Kürbis, der Wasser enthält. Wohnungen haben sie nicht; regnet es, so kriechen sie unter Felsen oder hängen einige rohgeflochtene Bastmatten über ein Paar Stangen. So streifen sie einzeln in den dürren Einöden umher, welche im Norden das Kapland begränzen, leben von Wurzeln, Ungeziefer, den Larven von Ameisen und Insekten, von Heuschrecken, Fledermäusen, Kröten, und von dem Vieh, das sie den europäischen Ansiedlern oder den Kaffern stehlen. Sie sind feig und grausam; haben keine festen Wohnsitze, keine Regierung, keine Religion,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und alle Versuche sie zu einem bessern Leben zu gewöhnen, sind gescheitert. Man gab ihnen Vieh zur Zucht; sie schlugen es tod und fraßen es auf. Sie sind sehr geschickte Bogenschützen, und um so gefährlicher, da sie sich vergifteter Pfeile bedienen. Der Buschmann springt mit einer Behendigkeit von Felsen zu Felsen, die oft alle Nachstellungen vereitelt. Von Engländern und Holländern, wie von Hottentoten und Kaffern, werden sie gleich sehr gehaßt, gefürchtet und verfolgt. Man geht auf die Buschmännerjagd, wie man etwa gegen Wölfe auszieht. Man schlägt sie todt, wie tolle Hunde. Sieht der Kaffer einen Saab, so geräth er in die fürchterlichste Wuth, denn die Gränzstämme und der Pflanzer müssen diesen gefährlichen Feinden, die gar nicht zur Gesittung zu bringen sind, eine Art von Tribut zahlen, und haben doch keine Ruhe vor ihnen. Denn bei Nacht und Nebel stehlen sie Vieh, und werden sie verfolgt, so lassen sie ihre Beute nicht etwa lebendig fahren, sondern tödten sie mit ihren vergifteten Pfeilen oder verstümmeln die Thiere; manchmal morden sie dieselben auch aus Blutgier; denn sie gleichen den Hyänen darin, daß der Anblick von Blut und Leichengeruch ihnen Wohlgefallen verursacht. Unter diesen Umständen kann es kaum befremden, daß einst ein Holländer, der von der Jagd zurück kam, mit Bedauern äusserte: er habe nur vier Buschmänner getödtet, hoffe aber demnächst den Schaden auf einer glücklichern Jagd wieder einzubringen!

Zwei Abenteuer.

1. Der Verirrte.

Wir in unserm von Landstraßen und Eisenbahnen durchzogenen Lande mit seiner dichten Bevölkerung, seinen vielen Städten, Flecken, Dörfern und Weilern, die allesammt mit einander durch Wege verschiedener Art verbunden sind, und wo wenigstens von Wohnung zu Wohnung ein Fußpfad führt, können uns zwar wohl in Gebirg und Wald einige Stunden weit, oder wenn es hoch kommt einen Tag lang verirren; allein endlich treffen wir doch auf Menschen, und im schlimmsten Falle eine Köhlerhütte. Aber in den Urwäldern Amerikas gibt es weder Weg noch Steg; da liegen die Wohnungen weit von einander, meist nur erst am Rande des Gehölzes, in welchem sich nur die wilden Thiere und die oft weit gefährlicheren Indianer zurecht finden. Wehe dem Ansiedler, der sich dort verirrt!

Der Urwald hat seine Reize und zieht den Menschen an. Mancher entflieht dem Gewühl der Städte, und siedelt sich auf dem jungfräulichen Boden an, der die Saat, welche man ihm anvertraut hundertfältig wiedergibt. Die Bäume werden geringelt, die Gestrüppe niedergebrannt, die Hütten von gefällten Baumstämmen oder abgehauenen Zweigen aufgeschlagen, und einige Umzäunungen gemacht, in welchen das Vieh Nachts steht, um vor den Raubthieren gesichert zu sein. Dann ist die Niederlassung fertig, und der Ansiedler geht ruhig seinem Gewerbe nach.

In Ostflorida am St. Johannflusse stehen herrliche Wälder in der üppigsten Pracht und Fülle, deren Bäume ein vortreffliches Schiffsbauholz liefern, das von Amerikanern wie Europäern gleichsehr gesucht wird. Deshalb hat sich dort ein kräftiger Schlag Menschen eingefunden, der aus dem Holzfällen ein einträgliches Gewerbe macht. Von einem dieser Männer wollen wir jetzt erzählen. Er hatte eines Tages sein Blockhaus verlassen, die Art über die Schulter geworfen, und war wohlgemuth der Niederung zugeschritten, in welcher er schon

seit mehreren Tagen damit beschäftigt gewesen war, Riesenbäume umzuhauen. In der Jahreszeit, welche für diese mühsame Arbeit die passendste ist, wird das Land nicht selten weit und breit von dichten Nebeln bedeckt. Man kann kaum zwanzig oder dreißig Schritte weit vor sich die Gegenstände einigermaßen erkennen. Der Urwald gewährt ohnehin in vielen Gegenden auf weiten Strecken einen so einförmigen und durchaus gleichartigen Anblick, daß eine Strecke der andern ähnlich erscheint, und ein Baum aussieht, wie alle übrigen. Dazu kommt, daß das Gras, wenn es nicht abgebrannt wurde, zum wenigsten mannshoch ist; weshalb man nur mit der größten Vorsicht sich in den Wald hineinwagen darf, und immer in Gefahr schwebt, sich zu verirren. Denn wo wäre ein Pfad, welcher Einen leiten könnte? Höchstens gewahrt man Spuren von Wild, und gibt es Waldwege, so laufen sie oft durcheinander, was dann den Wandrer irre führt. Er thut deshalb am besten, sich niederzusetzen und ruhig abzuwarten, bis der Nebel sich zerstreut. Denn auch der erfahrenste Waldmann geht sonst leicht irre, und mancher Jäger hat den Eifer, mit welchem er bei Nebel ein angeschossenes Stück Wild unbedachtsam und allzuhitzig verfolgte, mit dem Leben bezahlt.

Jener Holzschläger, dessen wir eben erwähnten, war bereits einige Stunden lang gegangen, und hatte einen Weg zurückgelegt, der viel weiter war, als jener, welcher von der Hütte bis zu der Niederung führte, wo er sein Tagwerk verrichten wollte. Als endlich der Nebel verschwand, sah er zu seiner größten Bestürzung, daß die Sonne beinahe ihre Mittagshöhe erreicht hatte. Er wußte nicht, wo er sich befand. Aber darum verlor der junge, kräftige Mann doch den Muth nicht. Du bist, dachte er, heute ein wenig rascher gegangen, als Du sonst wohl zu thun pflegst, und hast also dein Wanderziel um ein bedeutendes überschritten. Kehre um, schlag einen andern Weg ein, richte Dich nach dem Stande der Sonne, und schlag den ersten besten Weg ein. Gedacht, gethan. So vergingen wieder einige Stunden, und die Sonne verfolgte ihren Lauf und sank im Westen nieder; aber der Holzschläger wanderte immer noch umher, und wußte nicht, wo er sich befand. Die riesigen Bäume, altergrau und mit Moos bedeckt, streckten ihre gewaltigen Aeste und Zweige über ihn aus, die Schlingpflanzen rankten von einem Stamme zum andern; von einem Pfade war keine Spur zu entdecken, kein lebendiges Wesen begegnete ihm. Alles war still und öde, und Alles kam ihm vor, wie ein langer Traum. Der Verlassene wanderte umher wie ein vergessener Geist im Jenseits, der keinem seines Gleichen begegnet, mit dem er sich unterhalten oder verständigen könnte. O, die Lage eines Menschen, der sich in einem solchen Walde verirrt, ist schrecklicher als der sich vorstellt, der nie Monatelang in der Wildniß gelebt hat. Er glaubt jeden Gegenstand, den er sieht, schon längst zu kennen, und während er alle seine Sehkraft aufbietet, um mehrere Dinge genau zu betrachten, die ihm alle zu Leitern und Wegweisern dienen sollen, und dann meint, er sei endlich auf der rechten Spur, irrt er immer weiter ab. Und so war es auch mit dem Holzschläger. Glänzend sank die Sonne, einem mächtigen Feuerball vergleichbar, unter den Gesichtskreis, und nun begannen tausend und aber tausend Insekten zu summen und zu schwärmen; die Frösche krochen aus den sumpfigen Pfützen hervor, in welchen sie während der heißen Tagszeit sich verborgen gehalten; das Eichhörnchen dagegen eilte nach einem Loche, um im hohlen Baume seine Ruhe zu suchen, die Krähen sammelten sich schaarenweis auf den Gipfeln der Bäume, und der Reiher verkündete durch sein lautes Schreien, daß er von irgend einem Moraste zurückkehrte. Bald nachher ließen auch die Eulen ihr heiseres Gekrächz vernehmen, und der Abendwind, der Anfangs leise lispelnd, allmälig die Blätter bewegte und die Zweige schüttelte, brachte nassen Thau. Aber kein Mond erhellte durch sein Silberlicht die Einöde; die Nacht war dunkel, und matt und müde warf sich der Verirrte in das feuchte Gras. Es blieb ihm nur ein Trost in seiner Noth und seiner Einsamkeit, das Gebet; und dieser Trost ward ihm; er bat den Herrn im Himmel, daß seine Angehörigen eine weniger sorgenvolle Nacht haben möchten, als er. Mit Ungeduld harrte er dem neuen Tage entgegen.

Es war eine lange, kalte, düstere und schreckliche Nacht, und als der Morgen herauf dämmerte, stiegen auch wieder die Nebel empor. Der Verirrte sprang auf, und schritt beklommen und betrübten Herzens fürbaß. Der Weg, welchen er jetzt einschlug, glaubte er, müsse ihn nun endlich in eine bekannte Gegend führen, aber er wußte kaum noch was er that und wohin er ging. Eine Spur, die ihn hätte leiten können, war nirgends vorhanden, und doch, als die Sonne aufging, berechnete er, wie viel Tagesstunden er nun vor sich haben, und welch weiten Weg er zurücklegen könne, wenn er rasch gehe. Aber alle seine Hoffnungen waren vergeblich; der ganze Tag verfloß in fruchtlosen Versuchen, den Pfad, welcher zu seiner Hütte führte, wieder aufzufinden, und als nun wieder eine Nacht hereinbrach, da wurde er vor Angst, Hunger und Abspannung beinahe wahnsinnig. Voll Verzweiflung schlug er mit geballten Fäusten an seine Brust; er raufte sich das Haar aus, und war mehr als einmal in Begriff sich das Leben zu nehmen. Aber

er dachte an Weib und Kind, und die schon zum Selbstmorde erhobene Hand erlahmte bei diesem Gedanken. Der Hunger quälte ihn entsetzlich, und es blieb ihm doch nichts übrig als Unkraut und Gras zu kauen, und dabei hatte er fast die Gewißheit, daß er bald in dem wilden Walde vor Elend umkommen würde. Zehn Stunden lang war er gegangen, ohne einen Wassertropfen zu finden, und wenn er nicht bald an einen Bach gelangte, so mußte er verschmachten. Eine fürchterliche Hitze wüthete in seiner Brust, sein Mund war dürr, wie eine Wüste, seine Augen schmerzten ihn entsetzlich. Zwar scheuchte sein wankender Tritt zuweilen einen Hirsch oder Bären auf, aber er hatte ja keine andere Waffe als seine Art, mit der sich kein Thier erlegen ließ. So rings von Fülle umgeben mußte er fürchterlich darben!

Und doch fristete er noch tagelang sein Leben, aber was sich damals mit ihm begeben, davon wußte er später nichts, denn sein Gedächtniß war völlig geschwunden. Nur so viel erinnerte er sich, daß er, als er wie rasend umher lief, und immer und immer noch keinen Ausweg sah, eine Schildkröte fand. „Ich blieb wie gebannt vor ihr stehen, ich hätte jubeln mögen, aber ich trauete meinen Augen kaum. Wenn ich sie ruhig gehen ließ, so mußte sie mich zu irgend einem Wasser führen, aber ich war zu gierig, zu hungrig, und so aß ich denn ihr Fleisch und trank ihr Blut. Mit einem einzigen Schlage meiner Art war die Horndecke des Thiers zertrümmert, und mit einem Gefühl, das ich nicht beschreiben kann, fing ich zu essen an. O, wie inbrünstig dankte ich Gott für die Schildkröte! Bald fühlte ich mich gestärkt, und meine Pulse fingen ruhiger zu schlagen an. Da saß ich am Fuß einer mächtigen Fichte, und starrte gen Himmel, und dachte an mein armes, verlassenes Weib und meine lieben Kinder, und doch dankte ich Gott noch einmal, daß er mich am Leben erhalten, denn es war wieder Hoffnung in mein Herz gekehrt, und es war ja möglich, daß ich mich doch noch zu recht fand."

Der Verirrte blieb in jener Nacht unter der Fichte sitzen, wo er sein Mahl eingenommen hatte, und erfreuete sich einmal wieder eines ruhigen Schlafes, der ihn mächtig erquickte und stärkte, so daß er am Morgen mit frischem Muthe seinen mühsamen Gang antrat. Die Sonne ging hell auf, und der Wandrer folgte dem Schatten. Es war aber auch heute das ewige Einerlei; er sah nichts als Bäume und Gestrüpp, und schon wieder wollte sich die Verzweiflung seiner bemächtigen, als er einen Waschbären im Grase liegen sah. Rasch hob er seine Art empor und traf das arme Thier mit solcher Wucht, daß es auf der Stelle verendete. Und wie er früher sich an der Schildkröte gelabt, so verzehrte er nun mit Heißhunger den Waschbär. Kaum war sein Heißhunger zu stillen, aber auch jetzt fühlte er sich gestärkt, und war ruhiger und wieder aller seiner Sinne mächtig. Allein der Wald däuchte ihn ein großer Kerker zu sein, und war es auch für ihn, denn Tag verging nach Tag, und Woche nach Woche, und noch immer tappte der Holzschläger im Walde umher. Er nährte sich kümmerlich von Kräutern und Wurzeln, von Fröschen und Schlangen, und von allem was ein Mensch irgend verdauen kann. Aber dabei magerte er ab, die von Dornen verwundeten Füße versagten ihm den Dienst, und er konnte kaum noch kriechen. Endlich, endlich, nach Verlauf von vierzig Tagen, erreichte er die Ufer des Flusses wieder! Aber in welchem Zustande? Seine Kleider waren längst zerrissen, und hingen kaum noch in Fetzen an seinem Leibe herab, seine einst so glänzende Art war mit Rost überzogen, sein Bart war lang und struppig, sein Haar verwirrt, und sein Körper glich einem mit gelblichem Leder überzogenen Gerippe. Er warf sich am Stromufer nieder; weiter konnte er nicht, dort wollte er sterben. In einem unruhigen, fieberischen Schlafe träumte ihm, aus der Ferne schalle Ruderschlag bis zu ihm herüber. Er erwachte, und horchte, horchte so genau, daß das Summen einer Mücke ihm nicht entgehen konnte. Ja, es war in der That Ruderschlag, es konnte nichts anderes sein, und, o der unermeßlichen Freude, er vernahm seit Monaten wieder die erste menschliche Stimme, und sein Blut wallte mit rascherem Schlage; vor Angst und Hoffnung klopfte sein Herz hörbar gegen die Brust. Er sank dankerfüllt gegen den Himmel auf die Knie, Thränen preßten sich aus den tief in ihren Höhlen liegenden Augen, und träufelten über die eingefallenen Wagen herab, und dann jauchzte er, so laut er konnte, als das Boot um einen Vorsprung herumruderte, und die Schiffsleute ihn erblickten. Sie steuern auf ihn zu; — die Brust möchte ihm zerspringen, sein Blick umdunkelt sich und er kann kaum Athem schöpfen. Ja sie kommen, sie legen am Ufer an, sie nehmen ihn ins Fahrzeug und der unglückliche Verirrte ist gerettet, endlich gerettet!

Was wir hier erzählen, das ist kein Gebilde der Phantasie, sondern die reine, buchstäbliche Wahrheit, und wer sie uns berichtet, der hat sie aus dem Munde des Verirrten selbst vernommen und in dessen Behausung niedergeschrieben, vier Jahre nach dem Vorfalle. Frau und Kinder waren bei der Erzählung zugegen, und horchten aufmerksam zu.

Am Schlusse wollen wir noch bemerken, daß der Raum zwischen der Hütte welche der Holzschläger be-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wohnte und der Niederung, in welcher er an jenem ersten Tage Stämme fällen wollte, keine dritthalb Wegstunden beträgt, daß aber die Stelle, an welcher die Schiffsleute ihn fanden, etwa zehn Stunden von seiner Wohnung entfernt lag. Wenn der Verirrte täglich nur fünf Stunden lang ging so hatte er einen Weg von zweihundert Stunden zurückgelegt, und muß sich demnach immer im Kreise herumgetrieben haben, was Verirrten so häufig begegnet. Ein weniger gesunder und kräftiger Mann hätte ein so gefährliches Abenteuer gewiß nicht überlebt.

---

2. Der Alligatorritt.

Was will eine Saujagd bedeuten, auf welche sich unsere europäischen Waidmänner so viel zu gute thun; und was ists denn mit einem wilden Eber, den man auflaufen läßt, oder mit einem Wolfe, dem man aus einem erprobten Gewehr einige Kugeln durch den dichten Pelz ins Herz brennt? Würden unsere Jäger sich auch so kecken Muthes, etwa selbander, an ein vierzehn Fuß langes Krokodill wagen, dasselbe aus dem Wasser ziehen, ihm dann erst den Rachen zubinden, nachher die Füße über dem Rücken zusammenknebeln, endlich mit einem scharfen Eisen in den Nacken des Thieres stoßen, und es auf diese Weise tödten?

Das thun die Fischer am obern Nil, im Lande Dongola, welches unser Landsmann Eduard Rüppell aus Frankfurt am Main besucht hat. Diese Fischer bilden eine besondere Kaste; im Winter gehen sie auf die Krokodilljagd, weil dann das Thier gern auf sandigen Strecken in der Sonne schläft, oder im Frühling, wenn das Weibchen die Sandinseln bewacht, auf welche es seine Eier gelegt. Der Fischer gräbt ein Loch in den Sand, unter dem Winde, und mit einem Erdaufwurf nach der Seite, wo er das Krokodil erwartet. Es kommt und schläft ein. Dann wirft der Jäger mit einer spannenlangen Eisenharpune nach dem Thiere, das nun ins Wasser eilt, während der Fischer in seinen Nachen geht, und nun, von seinem Gehülfen unterstützt, alle Kraft aufbietet, den Feind zu erlegen, denn Fleisch und Fett des Krokodils sind für die Landeseingeborenen Leckerbissen.

Die Brüder der Krokodile, die amerikanischen Kaimans, sind noch zahlreicher und nicht weniger gefährlich. Massenweis liegen sie am Ufer der Ströme und brüllen so furchtbar, daß die Erde erbebt. Sie greifen den Menschen an, wenn er in seinem Boote durch das Wasser rudert, sie schießen mit den Köpfen und einem Theile des Leibes über das Wasser hervor, und speien ganze Fluthen aus. Ihre Kinnladen schlagen sie mit solcher Macht zusammen, daß es Einen fast betäubt; wer ihnen entgehen will, muß ihnen tüchtig mit der Keule auf den Kopf klopfen. In manchen Flüssen liegen sie in solcher Menge auf dem Sande um sich zu sonnen, daß sie wie eine Reihe Balken aussehen.

Und diese Thiere lebendig zu fangen, gilt bei manchen amerikanischen Indianern für eine Lustbarkeit, für ein Vergnügen! Und mit diesem Vergnügen hat es folgende Bewandtniß. Ein Mann nimmt in die rechte Hand einen etwa zwei Fuß langen Knüttel von starkem Holze, an dessen Ende zwei Kugeln mit eisernen Harpunen, in dessen Mitte aber ein flach aufliegender Riemen angebracht ist. An diesem faßt der Mann den Knüttel, geht ins Wasser, und hält ihn wagerecht über der Wasserfläche, indem er zugleich mit derselben Hand ein todtes Huhn emporhält, mit der andern aber schwimmt. Er legt sich dem Alligator gerade gegenüber, der nun gierig auf das Huhn losschießt. In dem Augenblicke, in welchem er die Kinnladen öffnet, um es zu verschlingen, wird der Knüttel ihm in einer senkrechten Richtung dergestalt in den Rachen gestoßen, daß die zufallenden Kinnladen sich selbst in die Harpunen verfangen, worauf denn das Thier ans Ufer gezogen wird. Dann klafft es den Rachen weit auseinander, zeigt seine spitzen Zähne, seine Augen treten glotzend hervor, man sieht ihm tief in seinen blaßrothen Schlund hinein, und nun werden ihm rothe Lappen vorgehalten, um es zu reizen. Auf diese rennt es los, so weit ihm der Strick an dem Knüttel es gestattet. Endlich tödtet man es mit Lanzenstichen.

Etwas gefährlicher ist das „Vergnügen," wenn der Mann, welcher mit dem Huhn ins Wasser geht, nur ein scharfes Messer hat. In dem Augenblicke, wo der Alligator nach dem Huhn schnappt, taucht der Mann, der das Huhn auf dem Wasser läßt, unter, und versetzt dem Thiere einen Stich in den Bauch, worauf es sich todt auf den Rücken legt.

Ein Europäer hätte schwerlich Lust, auf eigene Hand sich eine solche Lustbarkeit zu verschaffen. Doch gibt es hin und wieder einen Liebhaber, der einen Alligator lebendig zu fangen wünscht, und zu solchen gehörte der Reisende der uns nun sein Abenteuer selbst schildern mag.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Indianer pflegen dem Alligator ein Bündel von Stöckchen vorzuwerfen, die so zusammengefügt sind, daß sie Wiederhaken bilden. Verschlingt nun das Thier diesen Bündel, an welchem ein Strick befestigt ist, den man gewöhnlich um einen Baum am Ufer schlingt, so ist es gefangen. Die hölzerne Angel ist reichlich mit Köder versehen, der durch seinen scharfen Geruch anlockt. Wir hatten unsere an Baumzweigen befestigten Hangmatten etwa eine Viertelstunde weit von einer abschüssigen Stelle, wo der Strom ruhig floß, aber sehr tief war. Dort pflanzte einer meiner Indianer einen etwa zwei Fuß langen Stab in den Sand, an dessen Ende die Fangmaschine sich befand. Der Köder wohl etwa einen Fuß über der Wasserfläche, und das Ende des Seils war an dem Stocke oder Pfahl befestigt. Der Indianer nahm sodann das leere Gehäuse einer Landschildkröte, und schlug einigemale mit der Art darauf, um, wie er sagte, dem Alligator ein Zeichen zu geben, daß etwas vorgehe. Nun gingen wir wieder zu unseren Hangmatten, um am nächsten Morgen wieder nachzusehen. In der Nacht rannten die Jaguare durch den Wald und brüllten, und aus der Ferne hörten wir das Schnauben und Stöhnen der Alligatoren. Jenes Brüllen der gewaltigen Tigerkatzen war entsetzlich, aber es war süße Musik gegen das Konzert, welches die häßlichen Amphibien machten.

Gegen fünf Uhr Morgens schlich sich der Indianer weg, um einmal am Ufer nachzusehen, und bald kam er unter lautem Freudengeschrei zurückgerannt. Wir sprangen aus den Hangmatten und liefen ihm entgegen; die übrigen Indianer voran; denn die hatten ja nicht nöthig, sich anzukleiden, während ich einige Minuten Zeit bedurfte, um mich in Beinkleider und Schuhe zu werfen.

Wir fanden einen Alligator, der seine zehn bis eilf Schuh messen mochte, am Seile, und es kam jetzt nur darauf an, ihn aus dem Wasser zu ziehen, ohne daß er beschädigt werde. Ich musterte nun unsere Streitkräfte. Da waren drei eingeborene Indianer, mein indianischer Führer Jan Daddi Kwaschi, ein Neger, ein Vogelausstopfer und endlich meine Person.

Den Indianern that ich kund, daß der Alligator behutsam aus dem Wasser gezogen werden müsse, da ich ihn behalten wolle. Sie starrten einander an, und meinten dann: ich sollte ihn selber herausziehen, weil sie damit nichts zu schaffen haben möchten; denn daß er einen Menschen zerreissen werde, darüber sei kein Zweifel. Und dabei kauerten sie sich nieder und schlugen die Beine übereinander. Was sollte nun begonnen werden? Zwingen konnte ich sie nicht; sie wären bei dem ersten Versuche dazu, bestimmt ganz fortgegangen, um nie wieder zu kehren. Daddi Kwaschi hatte inzwischen unsere Gewehre herbeigeholt, die er für unsre zuverlässigste Stützen hielt. Aber ich verwies ihm seine Furchtsamkeit, worauf er mich bat, ich möchte doch vorsichtig sein, damit das Ungeheuer mich nicht fresse. Die übrigen Indianer wollten ihm ein Dutzend Pfeile in den Leib jagen, um es dadurch zu tödten. Allein dann hätte ich ein beschädigtes Thier bekommen, und ich wollte einen vollständigen Alligator haben.

Daddi Kwaschi erlaubte sich abermals einige Gegenvorstellungen, die mir ungelegen kamen, und ich befahl ihm daher Schweigen an. Da standen wir nun alle, und keiner sprach ein Wort. Die Indianer wollten unsere Beute gern tödten, und ich wollte sie um jeden Preis lebendig in meine Gewalt haben. Ich ging dem Ufer entlang und entwarf eine Menge von Planen, die ich alle wieder aufgab. Endlich befahl ich den Indianern, unsern Nachen herbeizubringen, der etwas entfernt von uns lag. Er hatte eine etwa acht Fuß lange Segelstange, die nicht viel dicker war, als mein Oberarm. Die nahm ich heraus, und schlang das Segel um das eine Ende so fest wie möglich. Nun dachte ich etwa: Wenn Du dich aufs Knie legst, und hältst die Stange etwa so wie der Soldat sein Bajonet, so kannst Du sie dem Alligator in den Rachen stoßen, wenn er auf Dich zu kommt. Als ich das den Indianern sagte, schienen sie sehr zufrieden damit, und versprachen mir behülflich zu sein, da nun das Ungeheuer auf's Trockne gezogen werden sollte. —

Schöne Kerle dachte ich; jetzt da ihr mich zwischen euch und dem Alligator habt, legt ihr Hand an. Noch einmal musterte ich unsere Kräfte, denn die Schlacht sollte beginnen. Wir waren nun vier südamerikanische Indianer, zwei afrikanische Neger, ein Kreole von der Insel Trinidad und ich, ein Nordeuropäer. Fürwahr eine sonderbare Gruppe.

Daddi Kwaschi drängte sich ins Hintertreffen; ich zeigte ihm aber ein langes spanisches Messer, das ich stets im Gürtel trug. Das war eine sehr deutliche Sprache, die er auch sehr gut verstand, denn er zuckte verzweiflungsvoll die Schultern. Eben lugte die Sonne über den Hochwald, der den östlichen Hügel bedeckte, und schien mir leuchten zu wollen. Nun stellte ich alle Leute ans Ende des Seils, und befahl ihm, so lange zu ziehen bis der Alligator an die Luft kam, dann aber sollten sie ihn wieder ins Wasser zurücksinken lassen.

Inzwischen hielt ich die Segelstange in Bereitschaft, und ließ mich auf ein Knie nieder, etwa vier Schritte vom Rande des Ufers. Ich wollte ihm bei der ersten günstigen Gelegenheit die Stange in der Rachen rennen. Es war mir doch bei der ganzen Geschichte nicht recht

geheuer zu Muthe, und unwillkürlich fiel mir der Höllenhund Cerberus am Styxflusse ein. Die Leute hatten nun den Alligator über das Wasser gezogen; er peitschte die Oberfläche mit seinem Schweife, und tauchte dann wieder unter, als jene das Seil wieder schlaff ließen. Nun sollte er aufs Land gezogen werden; sie zogen und gleich kam er zum zweitenmale heraus. Das ist fürwahr ein interessanter Augenblick gewesen. Ich stand fest, und verwandte kein Auge von meinem Feinde, der jetzt nur noch zwei Schritte von mir entfernt war. Dann ließ ich plötzlich die Segelstange fallen, sprang auf, und und stürzte ihm auf den Rücken. Bald saß ich gut und fest, packte ihm seine Vorderfüße, und drückte sie ihm auf den Rücken, so daß sie mir Dienste eines Zaumes leisteten.

Der Alligator aber schien nun von seiner Bestürzung zurückgekommen zu sein und da er wohl sah, daß er es mit Leuten zu thun hatte, die eben keine freundschaftlichen Absichten hegten, so fing er an entsetzlich mit seinem Schweife den Sand zu peitschen. Das war ein sonderbares Schweifwedeln!

Ich gestehe es gern, so zuversichtlich und guten Muthes ich mich auch auf das Abenteuer eingelassen hatte, so wunderlich ward mir's jetzt zu Muthe. Wie, wenn mein Amphibienroß mich abgeworfen hätte; wie, wenn meine Kräfte mich verlassen hätten und ich hülflos zu Boden gesunken wäre, eine Beute meines grimmigen Feindes der nach meinem Blute dürstete und furchtbare Anstrengungen machte, sich aus meiner Gewalt zu befreien!

Aber mich konnte er nicht treffen, denn ich saß in der Nähe seines Kopfes, obwohl nicht recht fest auf dem sonderbaren Sattel. Ein unbetheiligter Zuschauer, der diesen Alligator-Ritt mit angesehen hätte, würde sich gewundert haben.

Meine Begleiter aber schrien so laut auf, daß ich nur mit Mühe ihnen begreiflich machen konnte, sie sollten mich und mein Wasserroß weiter landeinwärts ziehen; denn riß jetzt das Seil, so würde ich das Vergnügen gehabt haben, einen tiefen Sprung in die nasse Ewigkeit zu machen. So schleppten sie uns beide denn wohl fünfzig Schritte weiter, während der Alligator eine Menge vergeblicher Versuche machte, sich seine Freiheit wieder zu verschaffen. Aber Alles half ihm nichts, denn ich hielt ihm seine Vorderfüße fest, und in dem Streit blieb mir die Oberhand. Da wurde er endlich ruhig; wir drückten ihm den Kopf nieder und auch mit Schweife konnte er nichts mehr machen. Wir banden ihn, brachten ihn zu den Hangmatten und hingen ihn auf. Nachdem ich gefrühstückt hatte, schnitt ich ihm dann den Hals ab, und zerlegte meinen schuppigen Freund, um seinen Körperbau zu studiren. Nun steht er ausgestopft in meinem Bücherſaale.

Und wenn ich ihn ansehe, meinen Alligator vom Orenoko, dann denke ich an den Alligator-Ritt, den ich, offen gestanden, doch nicht zum zweiten Male wagen möchte.

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Mond

1 Bd. 36.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Mond.

Das freundliche Gestirn, das unsere Nächte erhellt und mit seinem wohlthätigen Lichte den Wanderer durch die Wüste leitet, ist zu allen Zeiten für denkende und gefühlvolle Menschen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, der sinnigen Betrachtung und wissenschaftlichen Forschung gewesen. Zu ihm blickt Jeder, der für die Erhabenheit der Schöpfung ein gesundes Auge und ein offenes Herz hat, mit Wohlgefallen empor. Wenn er, umgeben vom leuchtenden Sternenheere, in stiller Herrlichkeit am dunkelblauen Nachthimmel dahinwandelt, wenn er mit seinem magischen Lichte unsere Erdenthäler erfüllt und wenn seine Silberstrahlen auf den Wellen tanzen, dann nimmt unsere Einbildungskraft unwillkürlich einen kühnern Schwung, und unsere Seele durchbeben leise Ahnungen von einer höhern Heimath, von einem Reiche der Ideale, wo alles Große, Schöne und Gute zur Vollendung reift.

Der Mond übt als Himmelskörper auf unsern Erdplaneten einen wichtigen Einfluß aus. Er ist der beständige, getreue Begleiter desselben auf seiner jährlichen, mehr als hundert und zwanzig Millionen Meilen langen Bahn, um die Sonne; er steht uns unter allen Himmelskörpern am nächsten. Durch die ihm eigene Anziehungskraft bewirkt er, nach der übereinstimmenden Ansicht der Naturforscher, die tägliche Ebbe und Fluth des Weltmeeres, und trägt sehr viel zu den Veränderungen im Dunstkreise der Erde und zu dem Wechsel der Witterung bei. Er ersetzt den Bewohnern der Polarländer während ihrer langen Nächte einigermaßen die Abwesenheit der Sonne, er übt einen wesentlichen Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen, auf das Leben der Thiere und selbst auf die Gesundheit des Menschen. Es mag sich darum wohl der Mühe lohnen, dieses wichtige Gestirn, von welchem wir vielleicht mehr abhängig sind, als wir wissen, einmal näher zu betrachten.

Was zunächst des Mondes Lauf am Himmel betrifft, so hat er das mit der Sonne und allen übrigen Himmelskörpern gemein, daß er täglich einmal in der Richtung von Osten nach Westen um die Erde läuft. Dieser Lauf aber ist kein wirklicher, sondern nur ein scheinbarer und wird durch die Umwälzung der Erde um ihre Achse hervorgebracht. Der Mond hat aber auch noch eine andere eigenthümliche Bewegung; hat man ihn z. B. heute bei einem gewissen Sterne beobachtet, so steht er morgen nicht mehr bei demselben, sondern ein Stück weiter davon gen Osten hin und geht deßwegen morgen fast um eine Stunde später auf, als heute. Jeden folgenden Tag entfernt er sich immer weiter von dem Sterne, bei welchem man ihn zuerst gesehen hat, und geht auch immer später auf. An einem bestimmten Tage des Monats steht er bei der Sonne und geht mit ihr auf und unter; vierzehn Tage später aber hat er sich so weit von der Sonne nach Osten hin entfernt, daß er ihr gerade gegenüber steht, und aufgeht, wenn sie untergeht, oder untergeht, wenn sie aufgeht. Erst nach anderen vierzehn Tagen befindet er sich wieder bei der Sonne; er läuft also ungefähr in einem Monate von der Sonne weg, durch den ganzen Himmel, bis wieder zur Sonne zurück. Diese zweite Art seiner Bewegung, dieses Fortrücken unter den Fixsternen von Westen nach Osten, ist nicht scheinbar, sondern wirklich. Die Zeit, welche er zu diesem Umlaufe gebraucht, beträgt 27 Tage, 7 Stunden, 43 Minuten und 5 Sekunden. Genauere Beobachtungen haben gezeigt, daß der Mond etwas mehr, als einen Umlauf um die Erde machen muß, ehe er wieder Neumond werden, oder in Conjunction mit der Sonne kommen kann; denn während seines Laufes um die Erde ist diese selbst beinahe um den zwölften Theil ihrer Bahn fortgerückt und hat also ihre Stellung gegen die Sonne geändert. Der Mond muß also dieses Stück (ohngefähr 27 Grad) noch einbringen. Es verfließen daher von einem Neumonde zum andern ohngefähr 29½ Tag.

Die Astronomen nennen diese Zeit, nämlich von einem Neumonde bis zum andern, den synodischen, jene erstgenannte aber den tropischen Umlauf.

Eine andere Beobachtung des Mondes während seines vierwöchentlichen Laufes um die Erde zeigt, daß sein scheinbarer Durchmesser bald größer, bald kleiner ist. Der Mond hat also nicht immer einerlei Entfernung von der Erde, sondern steht ihr bald näher bald entfernter; die Bahn, in der er sich bewegt, ist demnach kein eigentlicher Kreis, sondern eine Ellipse, in deren einem Brennpunkte die Erde steht. Der Punkt der Mondbahn, wo der Mond der Erde am nächsten steht, heißt die Erdnähe (Perigæum) und der Punkt, wo er am weitesten steht, die Erdferne (Apogæum). Durch eine sichere Rechnung hat man gefunden, daß die größte Entfernung des Mondes von der Erde 54,939, die kleinste 48,123 und also die mittlere Entfernung 51,879 Meilen beträgt, ein Weg, den eine Kanonenkugel, wenn sie mit immer gleicher Geschwindigkeit fortflüge, erst in 22 bis 24 Tagen zurücklegen würde.

Von der Art und Weise, wie der Mond seinen Centralplaneten, die Erde, auf ihrer jährlichen Bahn um die Sonne begleitet, oder von der Gestalt seiner Bahn, haben die wenigsten Menschen einen klaren Begriff. In volksfaßlichen Schriften begnügt mach sich gewöhnlich damit, eine Figur vorzuzeichnen, wie wir sie hier abgebildet sehen, und zur Erklärung hinzuzufügen, daß die Figur mit den Strahlen die Sonne, E die Erde auf ihrer Bahn und M den Mond und die Mondsbahn vorstelle.

Aber hiermit ist eigentlich nur der scheinbare Umlauf des Mondes um die Erde, nicht aber der wirkliche dargestellt. Stände die Erde immer auf einer und derselben Stelle, so würde die Mondsbahn ohngefähr die Gestalt haben, wie wir sie hier abgebildet sehen. Allein unsere Erde läuft ja selbst und zwar mit ungeheurer Geschwindigkeit in ihrer Bahn fort. Wollte daher der Mond bei seiner Begleitung lauter in sich zusammenlaufende Kreise beschreiben, so wüßten wir in der That nicht, wie er ihr folgen sollte; er müßte dann von dem einen Cirkel zum andern einen entsetzlichen Sprung machen, der am Himmel ohngefähr aussehen würde, wie eine fürchterliche Sternschnuppe. Aber einen solchen Sprung sehen wir den Mond nie machen, sondern ihn immer ruhig zwischen den Fixsternen hindurch seinen Pfad von Westen nach Osten wandeln. Was hat es also mit der Gestalt seiner Bahn für eine Bewandtniß? Wenn unsere Leser alle Mathematiker wären, so wären wir mit der Erklärung bald fertig; denn Gelehrten ist gut predigen. Wir würden alsdann nur sagen: „der Mond bewegt sich auf seiner Bahn in Epicyclen d. h. in lauter Halbcirkeln, welche eine kreisähnlich in sich selbst wiederkehrende Schlangenlinie bilden. Man könnte sagen, ein Bild dieser beiderseitigen Bewegung gebe beim Tanze der Walzer. Man nehme an, ein sehr beleibter Mann tanze mit einem sehr leichten Mädchen, (— der Mond hat fünfzig mal weniger Körperinhalt als unsre Erde —). Wenn beide dahin tanzen, so beschreibt ihr gemeinschaftlicher Schwerpunkt eine einfache krumme Linie, wie die Erdbahn; jede der beiden Personen aber bewegt sich in einem Kreise um diesen Schwerpunkt, und vollführt die fortschreitende Bewegung in einer Schlangenlinie. Die schwerere Masse ist aber, eben wegen ihrer Schwere, nicht so leicht aus ihrer Bahn zu reissen, als die leichtere, und die letztere wird einen größere Kreis beschreiben müssen. So ist es auch mit Erde und Mond. Die fortschreitende Bewegung beider wird in einer Schlangenlinie geschehen, aber der Mond, der ja fünfzig mal weniger Masse hat, wird in gekrümmtern, die Erde in flacheren Bogen ihren Lauf um die Sonne vollenden.

Es versteht sich dabei von selbst, daß bei einer solchen Beschaffenheit seiner Bahn der Mond bald über, bald unter, bald rechts, bald links von der Erde sich befinden wird, und dies führt uns auf die abwechselnden Lichtgestalten, oder Phasen, die er uns darbietet. Bald sehen wir nämlich den Mond gar nicht, oder nur in sichelförmiger Gestalt, bald sehen wir ihn wachsend halb erleuchtet, bald ganz erleuchtet, und zuletzt abnehmend wieder halberleuchtet. Daher die Ausdrücke Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel. Kein vernünftiger Mensch wird im Ernste glauben, daß der Mond während dieser Zeit wirklich seine Körpergestalt ändern und einmal wirklich sichelförmig, das andere mal wirklich scheibenförmig sei. Wer nur ein mäßig scharfes Auge hat, und den Mond zur Zeit seiner sichelförmigen Gestalt kurz vor oder nach dem Neulichte be-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

trachtet, der bemerkt vielmehr, daß er auch dann völlig rund ist.

Nur ist der größere, von der Sonne abgewandte Theil sehr matt erleuchtet und wenig von dem dunkeln Himmel unterschieden; bloß der westliche oder östliche, der Sonne zugewandte, Stand ist glänzend. Bedenkt man noch überdieß, daß es zu allen Zeiten nur der nach der Sonne zugekehrte Theil ist, welcher uns leuchtend erscheint, so bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß der Mond, gleich dem Erdkörper eine dunkle Kugel sei, welche ihr Licht von der Sonne empfängt; daß wir aber, wegen seinen verschiedenen Stellungen gegen die Erde, die erleuchtete Hälfte nur einmal ganz, zu anderen Zeiten bloß einen größern, oder kleinern Theil davon und einmal dieselbe auch gar nicht sehen. Diese verschiedenen Lichtgestalten lassen sich bloß dadurch erklären, daß man annimmt, der Mond bewege sich in ungefähr 4 Wochen einmal um die Erde *). Zur Zeit des Neumondes steht er zwischen uns und der Sonne; er wendet uns daher seine nicht erleuchtete Seite zu, und wir sehen ihn entweder gar nicht, oder nur als eine schmale Sichel. Der Bauch dieser Sichel ist nach

der Sonne zugekehrt. Mit jedem Tage wird diese Sichel, je weiter sich der Mond von der Sonne entfernt, breiter, und steht er endlich nach ungefähr 7 Tagen um den vierten Theil des Himmels von der Sonne ab, so erscheint er als ein heller Halbkreis, oder als eine halberleuchtete Scheibe, deren Krümmung ebenfalls der Sonne zugekehrt ist.

Man sagt alsdann: der Mond sei im ersten Viertel. Von jezt an wird dieser erleuchtete Theil an der östlichen Seite immer größer und kommt der Mond, nach ungefähr 7 Tagen so zu stehen, daß die Erde zwischen ihm und der Sonne sich befindet, so wendet er ihr natürlicherweise seine ganze erleuchtete Seite zu, und wir haben alsdann Vollmond.

*) Sommer, Gemälde der physischen Welt, Prag 1827. Band I. S. 174.

Von nun an nimmt er auf der westlichen Seite, welche zuerst erleuchtet war, allmählig wieder ab, und beginnt nun auf der andern Seite des Himmels sich der Sonne wieder zu nähern. Sieben Tage nach dem Vollmond steht er wieder zur Hälfte erleuchtet, und man sagt jetzt, er sei im letzten Viertel. Endlich wieder sieben Tage nach dem letzten Viertel steht er ganz nahe bei der Sonne, geht mit ihr zu gleicher Zeit durch den Mittagskreis und ist am Himmel unsichtbar, weil er uns als Neumond wieder seine dunkle Seite zuwendet.

Durch den Umlauf des Mondes werden auch jene seltsamen Erscheinungen erzeugt, welche unter dem Namen der Sonnen- und Mondsfinsternisse bekannt sind. Wenn nämlich, zur Zeit des Neumonds der Mond so zwischen Sonne und Erde zu stehen kommt, daß er mit ihnen eine gerade Linie bildet, so wirft er seinen Schattenkegel auf die Erde und verdunkelt den Theil derselben, der innerhalb der Gränzen dieses Schattens liegt. Die Bewohner dieser Erdgegend sehen alsdann die Sonne nicht oder nur theilweise, haben also eine sogenannte Sonnenfinsterniß, was aber eigentlich Erdfinsterniß heißen sollte, weil ja die Sonne

dabei nicht wirklich verfinstert wird. Kommt dagegen der Mond, zur Zeit des Vollichts in einer geraden Linie hinter die Erde zu stehen, so daß diese ihren Schatten auf ihn wirft, so wird er ganz oder theilweise verfinstert, und wir haben alsdann eine Mondsfinsterniß.

Wir würden eigentlich zur Zeit jedes Neumonds eine Sonnenfinsterniß und zur Zeit jedes Vollmonds eine Mondsfinsterniß haben, wenn die Mondsbahn genau in der Ebene der Ekliptik oder Sonnenbahn (Erdbahn) läge. Da aber beide Bahnen mit einander einen schiefen Winkel bilden, (oder sich in einem Winkel von 5 Grad 8½ Minuten durchschneiden) so kann der durch die Ekliptik gehende Mond nicht immer in eine gerade Linie mit der Sonne und Erde fallen, sondern muß weit öfter seitwärts zu stehen kommen, und daher kommt es, daß Finsternisse so selten einfallen. Da aber die Astronomen die Durchschnittspnnkte beider Bahnen, die sie Knoten nennen, ganz genau kennen, so vermögen sie auch auf Jahrtausende hinaus und zurück, also vergangene und künftige, Sonnen- und Mondsfinsternisse auf das Allerbestimmteste zu berechnen.

Die Himmelskundigen haben auch die Größe des Mondes berechnet und gefunden, daß sein Durchmesser 468 und sein Umfang 1469 geographische Meilen betrage. Folglich ist, nach den Lehren der Geometrie, seine Oberfläche etwa 13¼ und sein körperlicher Inhalt 49¼ Mal kleiner, als die Oberfläche und der Körperinhalt unserer Erde.

Die Beobachtung des Mondes hat uns gelehrt, daß er uns beständig die nämlichen dunkelen Flecken zeigt; folglich bewegt er sich nicht in der Art der Planeten, um seine Achse, und wir bekommen auf der Erde die von uns abgewandte Seite desselben niemals zu sehen. Auf gleiche Weise haben die Bewohner dieser Seite des Mondes, falls es überhaupt Mondsbewohner gibt, auch keine anschauliche Kenntniß von der Erde. Man muß indeß daraus nicht den Schluß ziehen, daß der Mond gar keine Achsendrehung habe. Denn eben daraus, daß er der Erde während seines Umlaufs immer dieselbe Seite zuwendet, folgt, daß er in dieser Zeit diese Seite nach alle 4 Weltgegenden richtet, sich also in 27 Tagen wirklich einmal um seine Achse drehe.

Auf dem Monde findet ein ganz anderes Verhältniß der Tages- und Jahreszeiten Statt, als auf der Erde. Wenn wir, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß, durch das Wort Tag die Zeit zwischen zwei Aufgängen der Sonne bezeichnen, so sind die Tage auf dem Monde unvergleichbar länger, als die auf der Erde. Ein Mondstag ist nämlich die Zeit von einem Neumonde zum andern, also 29½, unserer Tage gleich. Die Bewohner des Mondes sehen also die Sonne durch 14¾

unserer Tage über und eben so lange unter dem Horizonte, oder ihr Tag im engsten Sinne des Wortes dauert 14¾ mal 24 Stunden, und eben so lange ist auch ihre Nacht. — Diese Länge der Tage und Nächte ist auf dem Monde immer dieselbe; er hat daher beinahe gar keinen Unterschied der Jahreszeiten, und die Temperatur wechselt nur, insofern Tag und Nacht wechseln, d. h. sein Tag ist sein Sommer und seine Nacht sein Winter.

Auf der uns beständig zugewandten Seite des Mondes erblicken wir schon mit bloßen Augen hellere und dunklere Theile, aus deren mannigfaltigen Gestalten die Einbildungskraft des gemeinen Mannes seit uralten Zeiten ein Menschengesicht gemacht hat. Allein durch Fernröhre hat man entdeckt, daß jene Flecken wirkliche Ungleichheiten auf der Oberfläche des Mondes, also Berge, Thäler und andern große Vertiefungen sind. In frühern Zeiten hielt man die dunkleren Stellen für Meere und Seen, weil das Licht vom Wasser nicht so lebhaft zurückgeworfen wird, als das von dem festen Lande, welches man sich unter den helleren Gegenden dachte. Die neuesten Beobachtungen haben indeß gezeigt, daß jene dunklen Stellen kein Wasser sein können, und daß es allem Anschein nach auf dem Monde überhaupt kein Wasser gibt. Vielmehr sind die dunkeln Stellen weit ausgebreitete Ebenen, welche bloß im Vergleich mit den weit höhern Bergrücken und Bergspitzen in einem blassern Lichte erscheinen.

Bei den Mondsflecken muß man wohl unterscheiden, ob sie wandelbare oder bleibende sind. Zur Zeit des Vollmonds erblickt man eine Menge Flecken nicht, welche zur Zeit des ersten und letzten Viertels gesehen werden. Auch stehen diese Flecken zur Zeit des ersten Viertels mehr nach Osten und zur Zeit des letzten Viertels mehr nach Westen hin. Daraus hat man den Schluß gezogen, daß es die Schatten hoher Berge seyen, welche natürlich allezeit nach der von der Sonne abgewandten Seite fallen und zur Zeit des Vollmonds, wo wir den Mond der Sonne gerade gegenüber sehen, die Sonnenstrahlen also senkrecht auf die Mondberge in der Mitte der Scheibe fallen, nicht zum Vorschein kommen können.

Unter den vielen Mondflecken fallen vorzüglich die kleinen, fast unzähligen runden auf, welche meist mit einem glänzenden Ringe eingefaßt sind; man nennt sie Ringgebirge.

Aller dieser Merkwürdigkeiten wegen, die der Mond dem Auge des Beobachters darbietet, hat man schon im sechszehnten Jahrhundert angefangen, den vornehmsten und kenntlichsten bleibenden Flecken Namen beizulegen und von der Mondscheibe Abbildungen und Karten zu liefern, wie man Landkarten von der Erde hat. Auch unsere Abbiloung ist eine solche Mondkarte, und es wird unsern Lesern nicht unerwünscht sein, sich darauf ein wenig zurechtzufinden.

Am meisten fällt in die Augen eine weit sich erstreckende Bergkette in der Mitte der uns zugewandten Seite des Mondes. Ihre Gipfel erheben sich 15 bis 19,000 Fuß, und wenn zur Zeit der Viertel die Lichtgrenze nahe an ihnen vorbeigeht, so erblickt man entweder ihre hell erleuchteten Spitzen weit in die Nachtseite hinaus, oder man sieht ihre langen Schatten, wenn die sie umgebenden Ebenen schon erleuchtet sind. Man hat dieser Bergkette den Namen Apenninen gegeben. Die Gipfel dieses Gebirges sind aber noch nicht die höchsten auf dem Monde. Der Astronom Schröter in Lilienthal hat nach einer ziemlich sichern Methode Mondsberge gemessen, die sich bis 24,000 und 30,000 Fuß erheben. Sie liegen am südlichen und östlichen Mondrande und führen die Namen Dörfel und Leibnitz. Da der Durchmesser des Mondes etwa nur ein Viertel vom Durchmesser der Erde beträgt, so sind diese in ihrem Verhältnisse zum Monde über viermal höher als die höchsten Berge der Erde, indem der Dhawalagiri im Himalayagebirge, der wahrscheinlich höchste Berg der Erde, noch keine 30,000 Fuß erreicht.

Die übrigen Gebirge im Monde sind von geringerer Höhe und zeigen sich theils als Bergrücken, theils als einzelne Berge, oder Ringgebirge. Die Bergrücken oder Vergadern sind besonders zahlreich und weite Strecken durchlaufend in den grauen Flächen, denen man den Namen Meere gegeben hat. Sie sind meistens niedrig, zum Theil so sehr, daß sie nur bei sehr tiefem Stande der Sonne als Erhebungen hervortreten und eine Schattenseite zeigen. Zum Theil ist ihr Abhang sehr flach, so daß sie bei 400 oder 500 Fuß Höhe eine Breite von anderthalb Meilen einnehmen. Die einzelnen Berge zeichnen sich manchmal durch steile Abhänge und die beträchtliche Höhe von 9000 Fuß und darüber aus.

Eine Haupteigenthümlichkeit des Mondes aber sind die schon erwähnten zahlreichen Ringgebirge. Darunter versteht man nämlich mehr oder weniger tiefe Einsenkungen unter die Mondfläche, die rund herum mit einem Bergwalle umgeben sind, auf dem öfters sich einzelne hohe Bergspitzen erheben, deren lange Schatten weit über den Schatten des Ringgebirges vorspringen. Die Fläche, welche ein solches einschließt, ist entweder mit der äussern Mondfläche ziemlich von gleicher Höhe und dann nennt man das Ganze eine Wallebene, oder es ist eine tiefe Einsenknng, die man mit den Kratern

unserer Vulkane vergleichen kann und daher eben so genannt hat. Diese Einsenkungen erkennt man daran, daß der von der umgebenden Bergwand hineinfallende Schatten viel größer ist, als wenn er bei entgegengesetztem Stande der Sonne nach aussen hin fällt. Bei einzelnen Ringgebirgen sind die Wallebenen zerrissen, und man sieht nur einzelne Bergspitzen als Ueberreste des einst vorhandenen und durch irgend eine Revolution zertrümmerten Bergwalles. In anderen Ringgebirgen bemerkt man Durchbrüche neuer Krater in dem Walle, wodurch dieser ganzer Theil zerstört und ein neuer Wall um die entstandene Vertiefung gebildet worden ist. Merkwürdig ist es, daß bei mehreren dieser Abgründe in der Mitte sich wieder eine Erhöhnung, ein sogenannter Centralberg befindet, den die Vertiefung ringförmig umgibt. Die Tiefe der Einsenkungen ist immer beträchtlich; es gibt viele von 8000 und 10,000, sogar einige von 16,000 und 18,000 Fuß Tiefe.

Die steilen Bergwände der Krater, ja selbst der Boden, wenn beide ganz erleuchtet sind, so wie auch die übrigen Gebirge des Mondes, erscheinen meistens in einem sehr glänzenden Lichte, weßwegen Schröter mit Recht vermuthet, daß wir hier überall nackte Felsen sehen. Die ebenen Flächen im Monde aber, auch die Wallebenen, scheinen wegen ihre grauen Farbe solche Stellen zu sein, welche mit Vegetation bekleidet sind. Es ist schon bemerkt worden, daß man sonst diese grauen Flächen für Meere hielt. So gibt es z. B. ein Heiterkeitsmeer, ein Feuchtigkeitsmeer, ein Regenmeer ꝛc. Auch heißen ihre Einbiegungen in die hellen Gegenden Meerbusen. Daß diese dunkeln Flecken keine wirklichen Meere sind, haben wir schon erinnert. Sie sind bloß die ebenen Theile der Mondfläche.

Es ist fast bis zur Gewißheit ausgemacht, daß die Ringgebirge und Vertiefungen wirkliche, (freilich zum Theil längst ausgebrannte) Vulkane sind. Die ausserordentliche Menge derselben läßt auf ungeheure Umwälzungen schließen, welche die Oberfläche des Mondes in frühern Zeiten erlitten haben muß. Auf jeden Fall muß die Gewalt des unterirdischen Feuers, welche diesem Weltkörper seine jetzige zerrissene Gestalt gab, ungeheuer gewesen sein. Die Ringgebirge, welche die Krater einschließen, sind höchst wahrscheinlich nichts weiter, als die erhärtete Masse, welche vorher die Vertiefung des Kraters ausfüllte und durch das Feuer emporgehoben wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch jetzt einzelne Feuerausbrüche Statt finden, wodurch neue Vulkane entstehen. Man findet nicht nur große Krater, welche die ältern genauesten Mondbeobachter nicht gekannt haben, sondern es haben sich auch dergleichen Vulkanausbrüche vor den Augen unserer neusten Astronomen z. B. Herschel's und Schröter's ereignet. So sah Herschel im Jahr 1787 in der Nachtseite des Mondes mehrere brennende Vulkane und Schröter sah 1788 einen hellen Punkt, an dessen Stelle späterhin ein Krater sichtbar war.

Aus den bisherigen Bemerkungen werden unsere Leser schließen, wie eigenthümlich sich die Natur auf dem Monde ausgeprägt hat und wie ganz anders die Beschaffenheit der auf ihm lebenden organischen Wesen sein müsse. Die Erdgeschöpfe könnten höchst wahrscheinlich gar nicht auf dem Monde fortleben, und wenn es auch den Kräften des Menschen gegeben wäre, seinen, ihm so lieblich und sanft erscheinenden Nachbar einmal besuchen zu können, so würde ihm doch diese Reise nichts nützen, da er wenig oder nichts daselbst antreffen würde, was seinen Unterhalt sichern könnte. Allerdings würde die Neuheit des Schauspiels, das wir da erblicken, uns auf's Höchste interessiren. Diese vierzehntägige Nacht und der eben so lange Tag, diese ungeheuern Felsenmassen neben den tiefsten Abgründen, dieser schnelle Wechsel des Lichts und der Finsterniß, den keine Dämmerung mildert, dieses gewiß ganz andere Ansehen des Himmels über uns, wenn er durch die niedrige und dünne Atmosphäre betrachtet würde; welch eine Menge neuer, interessante Scenen müßte dies Alles uns darstellen!—

Daß solche Wunder der Natur auch von organischen und vernünftigen Wesen erblickt werden, ist eine sehr wahrscheinliche Voraussetzung. Wo nur Leben möglich war, da hat der Schöpfer auch Leben hingeschaffen. Ja Gruithuisen in München, will durch seine vortrefflichen Frauenhoferischen Instrumente sogar ein sternförmiges Gebilde im Monde entdeckt haben, das, gleich den ägyptischen Pyramiden genau nach den 4 Weltgegenden gerichtet sei!

Deutsche Sprüchwörter.

In den deutschen Sprüchwörtern tritt deutsches Wesen an und für sich, und auch in seinem Gegensatze zur französischen Rüstigkeit so klar als möglich hervor. — Vorerst heißt es hier: „Aller Anfang ist schwer." — Der Franzose kennt dies nicht, denn, in seiner kecken Art, bei seiner Lust am Neuen, erscheint ihm selbst die ungewohnte schwere Arbeit, wenn sie nur neu ist, am Anfang leicht und schön. Oft genug geschieht es dann aber auch, daß, wenn kein Enthusiasmus, privater oder öffentlicher, mit im Spiele ist, mit dem Reiz der Neuheit auch die Lust am Werke aufhört, und der Franzose dann sucht, dasselbe von sich abzuschieben. Der Deutsche dagegen gewöhnt sich eher an das, was ihm im Anfang schwer erschien, und gerade, weil es ihm Anfangs schwer vorkam, wird es ihm nach und nach leichter, und dann geht es ruhig und rüstig dem Ende zu; denn „besser nicht anfangen, als erlegen." — Wie schwer ihm aber auch der Anfang erscheint, so schreckt ihn das Ende nicht ab; ein: „Frisch gewagt ist halb gewonnen!" genügt ihm oft; er greift zu und führt's durch, denn: „Hoffen und Harren, macht Manchen zum Narren." — Die Zeit aber geht ihm nicht zu langsam, er weiß, wie nothwendig sie ist, und daß „gut Ding Zeit und Weile haben will;" und deßwegen fällt es ihm denn auch nicht ein, sie, wie der Franzose, bei den Schultern zu nehmen und vorwärts zu stoßen. Im Gegentheil arbeitet er ruhig und langsam fort und sagt: „Wen man nicht jagt, der soll nicht laufen." — Deßwegen glaube man aber ja nicht, daß er sich nicht selbst treibe, daß er nicht rüstig und thätig sei, wo er nicht gejagt wird. Das Sprüchwort selbst ist ein Beweis für das Gegentheil; denn wie man in Rom ein Gesetz gegen den Vatermord erst dann für nothwendig hielt, als wirklich Vatermorde vorkamen, so wurde auch das Gesetz der Weisheit auf der Straße, das verbietet, nicht zu laufen, ehe man gejagt wird, wohl erst nöthig, als der Gesetzgeber, der gesunde Menschenverstand, sah, daß der Deutsche sich oft genug gegen dasselbe versündige, und eher zu viel als zu wenig thue. Im Gegentheil haben wir gesehen, der Franzose hielt ein Sprüchwort für nöthig, in dem er anbefahl, die Feste nicht zu feiern, ehe sie gekommen. Der Deutsche ist weit entfernt, einer solchen Warnung zu bedürfen, denn er feiert nur, wenn sein Werk vollbracht, und so heißt es: „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen." Und ebenso sagt er:

Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste.

Wenn er selbst aber rüstig bei der Arbeit ist, so verlangt er auch von Andern gleiche Rüstigkeit und sagt insbesondere von den Arbeitern: „Wie die Arbeit, so der Lohn," oder auch bäurisch grob und ernst: „Wer will mit essen, soll auch mit dreschen," oder gar noch allgemeiner: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Es ist das ein scharfes Wort, ein ernstes Urtheil, aber es ist gerechter als irgend eines, das je gesprochen worden, und hieße der Richter Salomo.

Aber das Alles genügt dem Deutschen nicht. Nicht nur eine Pflicht, eine Menschen- und Weltpflicht, scheint ihm die Arbeit zu sein, die unerläßlichste, die, welche erst ein Recht gibt, zu essen, und somit zu sein; sondern er erhebt sie über Geschick und Zufall und adelt sie gleichsam, wie sie in seinen Augen die Arbeiter selbst adelt.

„Handwerk hat einen goldenen Boden," ist nur die Einleitung in die Reihe dieser erhebenden, dieser unvergleichlichen Kernsprüche eines Kernvolkes. Weiter aber als dieses Sprüchwort, das den Handwerker gleichsam auf einen goldenen Thron stellt, geht schon das: Fleiß ist des Glückes Vater." Der Zufall muß sich vor ihm beugen; das Mißgeschick hat ihm ge-

genüber keine Macht mehr; die wetterwendische Göttin des Glücks kann nichts gegen den Fleiß, der sie entwaffnet, besiegt und an seinen Pflug spannt. Aber wie Fleiß des Glückes Vater ist, so ist „Arbeit des Ruhmes Mutter." Ruhmvoll, ehrenvoll, geadelt erscheint der im groben Kittel, in zerrissenem Wamms, im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienende Arbeiter vor dem Gesetzgeber des deutschen Sprüchwortes; und so zu Ehren gekommen, darf er stolz um sich sehen und namenlos sich den Stolzesten der Erde keck gegenüber stellen, denn der Schweiß seines Angesichts ist sein adelig Blut, und er hat einen Ahnen, der da Fleiß heißt, und eine Mutter, deren Namen Arbeit ist.

Endlich aber adelt die Arbeit nicht nur in dieser Welt, sondern begründet auch ein Recht, vor Gottes Richterstuhl mit Vertrauen zu erscheinen, denn: wer treulich arbeitet, betet zwiefältig." Und so erringt Arbeit nicht nur Ruhm und Ehre, sondern selbst die Palme und den Heiligenglanz.

Ich habe in manchem Geschichtswerke gelesen, manches Volkes Art und Weise zu erforschen gesucht, aber ich glaube nicht, daß es eines gibt, oder je gegeben, welches der Arbeit eine höhere Stellung angewiesen, als das deutsche. Hiernach zu sagen, daß der Müssiggang in Deutschland ein scharfes Urtheil zu erwarten habe, ist kaum nothwendig. Wie ernst aber dieses Urtheil, zeigt vorerst das Sprüchwort: „Zum Müssiggang gehört hoher Zins oder — hoher Galgen." — Dann aber heißt es:

Müssiggang
Ist aller Laster Anfang.

oder auch:

Müssiggang
Ist der Tugend Untergang.

und endlich:

Müssiggang
Ist des Teufels Ruhebank.

Wo aber deutsches Wesen noch klarer wird, ist in dem Sprüchwort: „Müssiggang ist eine schwere Arbeit." Und wirklich, der Deutsche ist dazu verdorben, er ist so wenig zum Müssiggehen gemacht, daß er der Arbeit nicht halb so schnell überdrüssig werden würde, als des Nichtsthun.

Es durchglüht mich ein erhebender Stolz, wenn so mein Volk, geadelt durch Arbeit und Fleiß, strenge gerecht, den Müssiggang als das höchste, des Hungers würdige Verbrechen bezeichnend, ruhig und ernst allen andern Völkern gegenüber tritt.

„Frauen haben lange Kleider und kurzen Muth," und sind somit auf das Haus angewiesen. Und hier sind dann die deutschen Weiber nicht, wie die Französinnen, die Lenkerinnen des Geschäfts, Herrin und Meister im Comptoir und in der Boutike, sondern schlichte Hausfrauen. Ja! der Mann in Deutschland würde sich für entwürdigt halten, wenn er der Frau, wie in Frankreich, das Comptoir, die Lenkung der Geschäfte überlassen müßte, wenn er ihr sein Hab und Gut, die Blüthe seines Handels, mit einem Worte, seinen Wohlstand, dessen Begründung und Aufrechthaltung verdankte; denn „nährt das Weib den Mann, so muß er ihr Spielmann sein." Und wirklich gibt es derartige Spielleute, wie unmusikalisch sonst auch die Franzosen sind, in Frankreich genug, und viel mehr als in Deutschland; und das kommt daher, daß der Franzose in seiner Frau Alles, nur beinahe nie die Hausfrau sieht. Ich habe unter den französischen Sprüchwörtern nur einzelne gefunden, die mehr oder weniger darauf hindeuten, daß der Franzose auch bei seiner Frau an das Hauswesen, an die Wirthschaft denkt.

Das deutsche Sprüchwort entwickelt in dieser Beziehung einen Reichthum, der grell gegen die Armuth des französischen hervortritt und zu beweisen scheint, daß eben das Hauswesen das eigentliche Element des deutschen Weibes ist. Vorerst sagt das Gesetz der Weisheit auf der Straße: „Hausfrau darf nicht sein eine Ausfrau," und weist so der Schaffnerin ihren Kreis an; dann aber ist: „Eine fleißige Hausfrau die beste Sparbüchse," und weiter heißt es: „Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann erwirbt." Das Sprüchwort geht hier bisweilen in's Einzelne ein und der schlichte Handwerker sagt: „Der Hausfrau Augen kochen wohl." Der Wirth aber setzt hinzu: „Wo die Frau wirthschaftet, da wächst der Speck am Balken," und der Bauer weiß endlich: „Wo die Frauen gut gehen und die Kühe gut stehen, kann der Mensch reich werden." Das klingt nun freilich Alles sehr prosaisch; aber es ist eine eigene Sache um die Poesie der Weiber, der Frauen und Mütter. Man ist nicht alle Morgen und alle Abende aufgelegt, einen Roman zu spielen; der Cothurn ist ein gar unbequemer Schuh, und es braucht nicht gerade zu frieren und sehr glatt zu sein, um mit ihm ganz bequem Arm und Bein, oder gar den Hals zu brechen. — Bei Lichte besehen aber klingt die Sache am Ende auch prosaischer, als sie ist, und sie hat, wo's nöthig und möglich, auch ihre schöne, erhabene, poetische Seite. Das Sprüchwort selbst deutet diese an, indem es sagt: „Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken weh."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Orangutang.

I Bd. 37

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die historischen Gemälde sind sehr schön als Paradestücke, mögen in Staatsgebäuden, Kron- und Deputirtensälen an ihrem Flecke sein; aber in meinem Familienzimmer, in meiner Schlafstube würde ich ein Genrebildchen vorziehen; und das Schönste, das ich mir denken könnte, würde dann eine Mutter sein, die in stiller Ruhe und Ergebenheit, blaß ob der durchwachten Nächte, Thränen in dem müden aber mildlächelnden Auge, an dem Bette ihres kranken Kindes säße, jeden Athemzug beobachtend, um in ihm eine neue Hoffnung, neuen Trost zu erhaschen, die dem ersten Blicke des erwachenden Kindes entgegenharrte, um in demselben den schönen Lohn ihrer Liebe, ihrer Aufopferung zu finden. Und für alle Jungfrauen von Orleans, für alle Charlotten Cordays der Welt würde ich ein solches Bildchen nicht hingeben. Das Sprüchwort sagt endlich noch: „Hausehre liegt am Weibe, nicht am Manne," und deutet hiermit abermals eine poetische Seite der deutschen Hausfrau an. Ehrfurchtgebietend durch die schönen Pflichten, die sie übernommen und gerne erfüllt, wird sie in ihrer prosaischen Beschäftigung zur Ehre des Hauses, dessen Abglanz auf den Mann selbst übergeht, fordert sie Achtung und Huldigung, die ihr Niemand versagen wird; denn Ehre, dem Ehre gebührt, und sie gebührt Wenigen mit mehr Recht, als der braven, tüchtigen Hausfrau, der treuen Gattin, der liebenden Mutter. — Der Gegensatz zwischen den französischen und den deutschen Frauen tritt also scharf genug hervor. Hier eine Hausfrau, dort eine Heldin; und je nachdem Jemand der Einen oder der Andern bedarf, suche er sie dies- oder jenseits der Vogesen. (Venedey, die Deutschen und Franzosen, nach dem Geiste ihrer Sprachen und Sprüchwörter.)

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Der Orang-Utang.

(Tafel 37.)

Ein alter römischer Dichter ruft einmal aus: „Wie ähnlich ist uns Menschen ein so häßliches Thier wie der Affe! (Simia quam similis turpissima bestia nobis.) Diese nahe Verwandtschaft hat freilich für uns etwas durchaus nicht Schmeichelhaftes. Denn nennen wir uns nicht die Herren der Welt, thun wir uns nicht selbst so viel auf uns zu gute, sind wir nicht stolz auf unsere Gesittung, auf unsere Städte und Prachtpaläste, auf unsere Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, und auf so vieles Andere. Und doch sollen wir Vettern jener grinsenden, behaarten Thiere des Waldes sein?

Wir Europäer freilich nicht, denn wir sind über das rein Thierische, das vom Geiste längst unterjocht worden ist, hinaus, und stehen viel höher. Wir beherrschen alle anderen lebendigen Wesen, wissen dieselben uns unterthan zu machen und für uns zu benützen. Aber welch ein Unterschied ist auch zwischen dem weißen Menschen, der in geregelten Staatsverbänden lebt, der sich seines Geistes bewußt ist, und zwischen dem Buschmann, den unsere Leser kennen, oder den rohen Neuholländern, die sich bestimmt nicht viel über den Affen erheben. Diese nackten Wilden, die nicht einmal Hütten bauen, die Ungeziefer aller Art verzehren, Fleisch nicht einmal kochen, sondern roh verschlingen, Wurzeln ausgraben, und ihre Frauen auf das Unwürdigste behandeln, und so seit Jahrhunderten, Geschlecht nach Geschlecht, nicht leben, sondern hinvegetiren, die sind kaum viel mehr als Affen. Und in der That leiten auch manche Negervölker ihren Stammbaum von den Affen ab, mit denen sie sich ziemlich gut vertragen. In Loango wurde einst eine Negerin von Affen geraubt, und in die Wälder ge-

schleppt. Dort baueten sie ihr aus Baumzweigen und Blättern eine Hütte, bis sie endlich durch Zufall wieder erlöst wurde.

Der Orang-Utang, als die am meisten ausgebildete Affenart, steht allerdings noch weit auch von den auf der niedrigsten Gesittungsstufe befindlichen Menschen ab, denn diese können doch ihre Gedanken durch die Sprache ausdrücken. Und Gott gab ja, wie gleichfalls ein alter römischer Schriftsteller bemerkt, dem Menschen die Rede um ihn von den Thieren zu unterscheiden. Und doch hat der Orang-Utang im Körperbau so Vieles, was mit dem unsrigen übereinstimmt, daß man nicht umhin kann, ihn wenigstens für eine Nüance, für eine Mittelstufe zwischen dem Menschen und den Thieren, gelten zu lassen. Glauben doch die Neger, er könne auch sprechen, er wolle es nur nicht, weil er zu träg oder zu boshaft sei! In den Naturgeschichten folgen die Affenthiere, die Simii, gleich nach dem Menschen. Sie haben alle an den Hinterbeinen Hände; sie sind zum Klettern geschaffen, und leben daher vorzugsweise auf Bäumen oder Felsen. Das Aufrechtgehen fällt ihnen schwer, weil dabei ihre Hinterhand nur auf dem äussern Rande ruht, und ihr schmales Becken der Erhaltung des Gleichgewichts nicht günstig ist.

Der Affe (Simia) hat, wie der Mensch, in jeder Kinnlade vier aufrecht stehende Schneidezähne und Backenzähne, die mit stumpfen Höckern versehen sind, die Eckzähne aber werden meist länger als beim Menschen. Bei vielen ist das Gesicht menschenähnlich; die Augen sind nach vorne gerichtet, die Schnauze ist oft sehr lang. Der Affe klettert nicht, wie sonst die Kletterthiere durch Einhäkeln der Nägel, denn diese sind stumpf, sondern er umfaßt die Zweige. Unter den amerikanischen Arten haben manche einen sehr langen Schwanz, den sie zum Greifen gebrauchen, und den sie um Baumzweige wikkeln können. Es gibt der Affen eine große Anzahl von Arten, aber alle leben nur in heißen Klimaten, und in Europa kommt nur eine Affenart vor, die auf den Felsen bei Gibraltar wohnt.

Der Orang-Utang, d. h. im Malayischen Waldmensch, lebt auf den hinterindischen Inseln, besonders auf Borneo und Sumatra; der ihm in mancher Beziehung ähnliche Chimpanze lebt in Afrika, in den Küstengegenden von Angola. Dieser ist es wohl auch, den die alten Griechen und Römer als Waldmensch bezeichneten. Der Admiral Hanno, der im Auftrage Alexanders der Großen im Jahre 336 vor unserer Zeitrechnung Afrika umschiffte, fand auf einer Insel Westafrikas „männliche und weibliche Menschen," die mit Haaren bedeckt waren. Seine karthagischen Matrosen gaben sich alle mögliche Mühe, eine Anzahl derselben einzufangen; sie entflohen aber, und kletterten mit wunderbarer Behendigkeit über Felsen, sprangen über Abgründe, warfen Steine auf ihre Verfolger und entkamen. Nur drei Weibchen wurden gefangen, nachdem sie sich lange vertheidigt und wie wüthend um sich gebissen hatten. Man sah sich genöthigt, sie zu tödten, und zog ihnen das Fell ab, das zur Erinnerung an die gefahrvolle Reise, zu Karthago im Tempel der Juno aufgehängt wurde, wo es die Römer, als sie die Stadt einnahmen, noch fanden.

Man theilt die Affen in zwei Gruppen, nämlich in jene die in der alten, und jene die in der neuen Welt leben. Die amerikanischen haben alle Schwänze. Der Orang-Utang, den wir jetzt näher betrachten wollen, der Simia Satyrus, hat braunes Haar, kahles und etwas graues Gesicht, und die Arme so lang, daß dieselben fast bis zu den Knöcheln herabreichen. Er soll vierzig bis fünfzig Jahre alt werden, und eine Höhe von sieben Fuß erreichen. An Oberlippe und Kinn hat er oft einen gekräuselten Bart. In kälteren Himmelsstrichen kann dieses, aus einem heißen Klima stammende, Thier nicht lange leben. In Europa, wohin ihn wohl Schiffer aus Borneo mitbringen, verliert er bald seine Munterkeit, die Kälte macht ihn mißmuthig, und es scheint auch, als bekomme er eine Art von Heimweh. Darum stirbt er gewöhnlich schon nach einigen Monaten.

Die Alten dulden gar keine Gefangenschaft; dagegen lassen die Jungen sich zähmen und sind auch nicht bösartig. Bekommen sie Schläge, so vergießen sie Thränen, wie die Kinder. An Gelehrigkeit fehlt es ihnen durchaus nicht. Man kann ihnen Kleider anziehen, und sie scheinen sich zu freuen, wenn sie hübsch angeputzt werden. Sie können aufrecht gehen, haben gern einen Stab in den Händen, und ahmen überhaupt den Menschen nach. Sie schreien und seufzen, und können sich, wenn sie wollen, sehr ordentlich betragen. Manche scheinen gar nichts boshaftes in sich zu haben, sondern ganz gutmüthig und ohne Tücke zu sein. Einst hatte ein Holländer ein Orang-Utangweibchen, das sich ganz vortrefflich benahm. Es liebte die Geselligkeit und war sehr betrübt, wenn es keine Menschen um sich hatte, weinte dann und warf sich verzweiflungsvoll zur Erde nieder; kamen aber dann die, welche ihm gewöhnlich Speise brachten, und sich allerlei mit ihm zu schaffen machten, so war es wieder auffer sich vor Freuden. Trat sein Wärter ein, so bereitete es demselben einen guten Sitz, indem es Decken, Gras oder überhaupt weiche Sachen herbei schleppte. Rohes Fleisch wurde von ihm verschmähet, dagegen aß es gern Braten und gekochte Fische,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wobei es sich des Messers und der Gabel sehr gewandt zu bedienen wußte. Es trank Wasser, Thee und auch Wein, zog den Stopfen von der Flasche, schenkte sich ein, trocknete sich mit dem Tischtuche die Lippen ab, und bediente sich nach dem Essen sogar eines Zahnstochers. Auf der Ueberfahrt von Borneo nach Europa schloß es Freundschaft mit den Matrosen, und holte sich, gleich ihnen, seine Portion Essen aus der Küche. Brach die Nacht an, so machte es sich sein Lager zurecht, legte ein Stück Zeug auf die Erde, that Heu hinein, nahm die vier Zipfel zusammen, machte sich solchergestalt ein Kopfkissen, und hüllte sich in eine wollene Decke. Es konnte mit dem Schlüssel umgehen, putzte Stiefel, bürstete Kleider aus, und löste Knoten, wenn sie auch noch so verwickelt waren. Was man ihm geschenkt hatte, konnte ihm Keiner wieder nehmen. Hatte es Kopfschmerzen, so band es sich gleich ein Tuch um den Kopf. Es wurde aber bald sehr melancholisch, und starb wenige Monate nach seiner Ankunft in Europa 1774.

Dieser Orang-Utang nahm manche Dinge vor, die Jeden in Erstaunen setzten. Man sah eines Tags, wie er das Schloß an seiner Kette mit einem Schlüssel öffnete und dann wieder zuschloß. Er ergriff nämlich ein kleines Stück Holz, steckte es ins Schlüsselloch, drehete es herum, und sah nach, ob das Schloß nicht aufging. Man hat gesehen, daß er Klammern mit einem großen Nagel auszuziehen suchte, dessen er sich wie einer Zange bediente.

Ueberhaupt eignet sich der Orang-Utang mit ungemeiner Leichtigkeit äussere Gewohnheiten der Menschen an, besonders so lange er jung ist. Ein Ostindienfahrer hatte einen solchen an Bord genommen, der, als das Schiff bei Isle de France anlegte, um Lebensmittel einzunehmen, die Matrosen täglich ans Land begleitete. Er besuchte jeden Morgen eine der am Hafen befindlichen Buden, in welchen Negerinnen Kaffee verkaufen, und ließ sich von ihnen sein Frühstück besorgen. Er wußte sehr wohl deutlich zu machen, was er wünschte. Auf dem Schiffe selbst stand er mit Jedermann im Besten Einvernehmen, und war zuvorkommend gegen Alle. Nur den Fleischer mied er. Er hatte gesehen, daß dieser oft Ochsen und Schafen das Leben nahm, und fürchtete daher für sich ein gleiches Schicksal. Oft schlich er sacht zu dem Manne hin, den er wie seinen Opferpriester furchtsam verehrte, untersuchte ihm die Hände und prüfte Finger nach Finger, ob zwischen denselben nicht etwa ein schneidendes Werkzeug verborgen war. Bei Tische führte er sich höchst anständig und gesittet auf, und wußte mit Löffel, Messer und Gabel vollkommen so gut umzugehen, wie ein achtjähriges Kind. Ein anderer Orang-Utang kannte die Stunde des Essens sehr genau, und bettelte um Leckerbissen. Als einst sein Herr verreist war, wollte er nichts genießen, er sprang unruhig umher, wälzte sich, fing an zu schreien und schlug mit dem Kopf auf die Erde. Er hatte seine eigene Stube. Kam Jemand ins Nebenzimmer, so riegelte er seine Thür auf, und sah zu was es gab. Da der Riegel etwas schwer aufging, so stieg er auf einen nahe bei der Thür befindlichen Stuhl, um desto mehr Kraft anwenden zu können, und als dieser Stuhl weggestellt wurde, holte er ihn wieder herbei.

Der schon erwähnte Chimpanze oder afrikanische Waldmensch, Simia troglodytes, dessen Haar schwarzbraun ist, und dem die Arme nur bis ans Knie reichen, gibt in allen diesen Beziehungen, dem Orang-Utang nichts nach. Er erreicht die Höhe eines ausgewachsenen Menschen, lebt mit seines Gleichen gesellig, und baut Hütten. Ein auf einem Schiffe befindlicher Chimpanze hatte den Backofen heizen gelernt; er gab sorgfältig acht, daß keine Kohlen herausfielen; er wußte sehr genau, wann der Ofen den nöthigen Grad von Hitze erreicht hatte, und benachrichtigte dann den Bäcker. Er verrichtete auch alle Arten von Matrosenarbeit, wand das Ankertau auf, zog die Segel ein und band sie fest, zur großen Freude der Schiffsleute, welche diesen wunderlichen Gefährten sehr gern hatten.

Die großen Affenarten haben etwas Langsames und Schwermüthiges, desto lebendiger sind die kleineren Arten. Sind sie, sagt Lenz in seiner Naturgeschichte, haufenweis beisammen, so sind sie in fortwährender Unruhe begriffen, weil die äußersten immerfort nach innen drängen. Die Nahrung der meisten besteht aus Früchten, unter denen sie große Verwüstungen anrichten; manche fressen auch Würmer, Knospen, Wurzeln, Insekten, Eier und junge Vögel aus den Nestern, welche erst sorgfältig gerupft werden, wenn sie schon Federn haben. Sie durchsuchen alle Bäume, indem sie Stücken Rinde und Holz abreißen, um die verborgenen Insekten oder deren Larven und Puppen zu finden. Haben sie den Baum verlassen, um etwa eine Maiskolbe oder Melone zu holen, so flüchten sie sobald als möglich wieder hinauf, um die Beute oben in Ruhe zu verzehren. Diese Ruhe ist aber, wenn ihrer viele sind, sehr gering, denn einer sucht den andern immer zu bestehlen, wobei es nicht ohne Geschrei, Rauferei, Zähnefletschen, Ohrfeigen und Fratzen abgeht. Sehr gern plündern sie Pommeranzenbäume. Alle Gegenstände, die der Affe nicht genau kennt, muß er erst mit den Händen befühlen und genau besehen; dazu kommt dann noch eine Untersuchung durch den Geruch. Diesem letztern folgt er übrigens weit weniger

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

als andere Säugethiere, was man z. B. daraus ersieht, daß er sehr eifrig nach schön gemalten Insekten und Früchten greift, um sie zu verzehren, während z. B. ein Hund, welcher fast nur dem Sinne des Geruchs folgt, sich nicht um das Gemälde kümmert, welcher seinen Herrn oder einen Hasen, Hirsch und dergleichen vorstellt. In der Gefangenschaft füttert man sie mit allerlei Obst, Nüssen, Möhren, Rüben, gekochten Kartoffeln und Brod; die kleineren Arten erhalten auch wohl Milch, Semmel, und nebenher etwas Mais, Hanf und gekochten Reis. Die Speise und zuweilen selbst den Trank bringen sie mit der Hand zum Munde. An Bier, Kaffee, Thee, Wein und überhaupt an alle Speisen und Getränke die der Mensch genießt, lassen sie sich auch gewöhnen.

Nichts sieht possierlicher aus als eine Anzahl Affenweibchen mit ihren Jungen. An Ruhe ist da nicht zu denken. In allen Ecken schreit's. Bald wird das Junge auf den Arm genommen, ans Herz gedrückt, mit liebevollem Blicke betrachtet, mit Leckerbissen gefüttert, gestreichelt und gereinigt; bald bekommt es, wenn es etwa selbst nach Speisen greift oder sich zu weit entfernt, oder mit einem Nachbar Possen getrieben hat, tüchtige Ohrfeigen, schreit dann, wird abermals mit Ohrfeigen zur Ruhe verwiesen, und schreit nun desto ärger. Kaum möchte wohl der Affe an natürlicher Klugheit irgend einem Thiere nachstehen, und doch wird man seine Mühe oft schlecht belohnt finden, wenn man es versucht, einen aufzuziehen und frei herumlaufen zu lassen. Die meisten sind sehr unsaubere Gäste, weil sie sich nicht gewöhnen lassen, die Stube oder das Haus rein zu halten, und diebisch sind sie auch im höchsten Grade, weil sie ihre Begierden nicht zu zügeln wissen, wenn sie auch schon zehnmal Hiebe bekommen habe. Die größeren Arten werden auch gewöhnlich tückisch und boshaft. Auch manche kleinere Arten toben und trauern sich zu Tode, wenn man sie alt fängt; bekommt man sie jung, so lassen sie sich leicht zu allerlei Künsten abrichten. Das sieht sich recht nett an, vorzüglich unterhaltend ist es aber für den Zuschauer wenn ein großer Affe sein Pfeifchen raucht; denn wenn er einmal daran gewöhnt ist, so thut er es mit einer solchen Begierde, daß er vor Freuden eine Menge Fratzen macht, und hinterdrein noch eine Zeitlang tobt, um des Guten mehr zu bekommen.

Die geographische Verbreitung der Thiere.

II.

Werfen wir einen Blick auf die Karte von Asien, so sehen wir gleich, daß dieser Erdtheil ganz vorzüglich und noch mehr als Afrika und Amerika, geeignet sein muß, eine große Mannigfaltigkeit von Thieren zu ernähren. Asien dehnt sich von der Nähe des Erdgleichers bis zum nördlichen Eismeere, und hat demnach jede mögliche Abstufung der Temperatur. Seine Küsten sind besonders im Süden tief eingeschnitten, und in die mächtigen Meerbusen fallen viele große Ströme, die das Land nach allen Richtungen hin durchziehen. Dadurch erhält dasselbe eine Masse von Feuchtigkeit, und besitzt daher, namentlich in den tropischen Gegenden, die beiden Hauptbedingungen eines kräftigen Pflanzenwuchses: Wärme und Feuchtigkeit. In Folge dessen hat es auch eine ungemeine Ueppigkeit der Vegetation, welcher nur jene von Südamerika gleich kommt; und zu diesem Thierleben steht das Pflanzenleben in genauem Verhältnisse. Die ungeheuere Himalayakette und andere zahlreiche Gebirgszüge, welche das Innere nach allen Richtungen hin durchziehen, und, mit ewigem Schnee bedeckt, hoch in die Wolken reichen, geben dem Erdtheile eine große klimatische Mannigfaltigkeit und Abwechslung. Dazu kommen noch in der Mitte Asiens die vielen Hochebenen, und dann im Norden und Osten die ausgedehnten Steppen. Der Nordwesten hat in seiner physischen Gestaltung und seinen klimatischen Verhältnissen Aehnlichkeit mit Europa, der Südwesten dagegen mit Afrika. So hat denn Asien eine arktische wie eine tropische, d. h. eine hochnordische und eine ganz südliche Thierwelt; und während in Sibirien der Eisbär, das Rennthier und andere Bewohner der Gegenden am Polarkreise vorkommen, leben im Süden Papageyen und Elephanten.

Weit über Asien verbreitet sind Kameele und Dromedare, die aus diesem Erdtheile stammen. Da sie aber seit Jahrtausenden vom Menschen benützt werden, und dessen Einfluß unterworfen sind, so läßt sich schwerlich genau bestimmen, in welcher Gegend ihre eigentliche, ursprüngliche Heimath sein mag. Ein stolzes und kluges Thier ist der indische Elephant, dessen mächtige Stoßzähne oft ein Gewicht von einem Centner erreichen. Seine Heimath hat er in den stark bewässerten, waldigen Gegenden von Vorder- und Hinterindien, wo er im Norden bis zu den Vorbergen des Himalaya angetroffen wird. Auch auf den großen Inseln Ceilon, Borneo und Sumatra findet man ihn. Oft bricht er in großer Menge aus den Wäldern hervor, und richtet in

den Reisfeldern und im Zuckerrohr große Verwüstungen an. Nur mit Mühe läßt er sich dann durch Feuerbrände vertreiben. Ehe das Schießgewehr in Asien allgemein eingeführt war, benützte man ihn bekanntlich auch in Schlachten. — Das asiatische oder indische Nashorn, ein plumpes, aber friedliches Thier, hat im freien Zustande ein spitzes Horn, das seine furchtbare Waffe bildet. Sein Fleisch wird gegessen. Man macht mit abgerichteten Elephanten Jagd auf dieses Thier.

Der blutdürstige Tiger, der in Bengalen am größten und gefährlichsten erscheint, durchstreift weite Landstrecken, denn man findet ihn unter dem Aequator und im Norden an den südlichen Gränzen Sibiriens, die er nicht selten überschreitet. Er gilt für eine wahre Landplage. So viele Tiger auch von den Landeseingeborenen und den jagdlustigen Engländern, namentlich in Indien erlegt werden, so wenig ist doch eine Verminderung dieser gefährlichen Raubthiere zu bemerken. Asien soll auch das Stammland unserer Haushunde sein, und noch jetzt nährt es einen wilden Hund, den Buansu (Canis primaevus); auch Tibet hat eine besondere Hundeart, die eine bedeutende Größe erreicht, und sich durch langherabhängende Lippen vor allen übrigen auszeichnet. Sogenannte rothe Hunde (Chryseus) von verschiedener Art, findet man vom südlichen Abhange des Himalaya bis Ceylon, und von China bis zum mittelländischen Meere. Die bekannten Schakalls sind dem Reisenden, wie den Eingeborenen im hohen Grade unangenehm durch ihr abscheuliches Geheul, welches sie allnächtlich anstimmen, und das man aus weiter Ferne hört. Eigentliche Füchse sind in vielen Arten vorhanden; so gibt es eine ganz besondere in Nepal. Der schwarze sibirische Fuchs hat einen so werthvollen Balg, daß derselbe zuweilen mit vierhundert Rubeln bezahlt wird.

An wiederkäuenden Thieren ist Asien gleichfalls sehr reich; manche sind ihm eigenthümlich, andere hat es mit Afrika und Europa gemeinschaftlich. Das Bisam- oder Moschusthier bewohnt nur die Hochgebirge zwischen Sibirien, China und Tibet, und ist so durchaus auf sehr kalte Gegenden angewiesen, daß es sich nicht einmal gern in solchen Landstrichen aufhält, wo doch kein anderer Baum als die Fichte mehr fortkommt. Man hat den Versuch gemacht Junge in milderm Klima am Leben zu erhalten, sie starben aber. Der Moschus oder Bisam kommt vom Männchen, das in der Nabelgegend eine Vertiefung hat; in dieser ist der Moschus enthalten. Frisch riecht er so stark, daß er Nasenbluten verursacht. Er kommt nach Europa in kleinen Beuteln von der Größe eines Taubeneies. Auf den hinterindischen Inseln lebt der Babi-Russa oder Hirscheber; der Hippelaphas oder das Hirschpferd hat eine flatternde Mähne, und der nepalesische Hirsch ist ein stattliches Thier, das unserm Rothwild gleicht. Der Chikara, eine kleine Antilopenart mit vier Hörnern, lebt im westlichen Bengalen, Behar und Orissa; der Nylghau oder blaue Ochs, der etwa die größe eines Hirsches erreicht, in den mit Rohr bewachsenen Niederungen der nordwestlichen Indiens.

Ziegen und Schafarten hat Asien sehr viele; wir nennen nur das wilde sibirische Schaf oder Argali, welches jetzt zur Kreuzung europäischen Wollviehes gebraucht wird, und im Altaigebirge häufig vorkommt. Die Kaschmirziege ist wegen ihres feinen Haares, aus welchem die besten Shawls verfertigt werden, weltberühmt. Die kaukasische Ziege (Capra aegagrus) hält man allgemein für den Stammvater, von welchem alle anderen Ziegenarten herzuleiten sind.

Hochasien ist auch die Heimath des edeln Pferdes, auf dessen Pflege, Wartung und Abrichtung sich die Nomadenvölker, z. B. die Araber und Turkomanen, ganz vortrefflich verstehen. Der Onager oder wilde Esel durchrennt die Gebirge Arabiens, Persiens nnd die dürren Hochebenen, er ist der Urstamm jener schönen, schnellaufenden Esel, die in der Bibel gerühmt und noch jetzt im Morgenlande hoch geschätzt werden.

An den Stromufern und in den großen Wäldern der sibirischen Ebenen leben zahllose Heerden von Rennthieren, Elennthieren, Wölfen, Füchsen, Bären, Vielfraße und Marder; viele Nagethiere, namentlich Eichhörnchen, und der Zemni und Spalax, die beide blind sind. Am Ufer des Eismeeres führt der Polarbär Krieg mit allem was Leben hat. Im Meere schwimmen dort Walfischthiere und Seekühe; im kaspischen Binnensee auch Seehunde.

Das Krokodil des Ganges, der Gavial, mit seiner langen Schnauze, ist vom afrikanischen Krokodil verschieden. Schlangen und Nattern sind in unglaublicher Menge vorhanden, z. B. die Brillenschlange oder Naya, welche von Gauklern zum Tanze abgerichtet wird. Die Ularlimpe ist so giftig, daß ihr Biß fast unmittelbar den Tod bringt.

Viele asiatische Vögel haben ein prächtiges Gefieder. Am Indus herrschen als Tyrannen der befiederten Welt riesenhafte Geier, und die Zahl der Adler, Falken und Nachteulen ist ungemein bedeutend. In den Palmenwäldern flattern haufenweis die geschwätzigen Papageyen umher; z. B. die Loris mit karmoisinrothem Gefieder, die Kakadus mit milchweißem Federschmuck, und die schmelzfarbigen kleinen Papageyen, die Kurukus mit

goldfarbigem und scharlachrothen Federn; die Malkohas mit großem Schnabel, die Spornkukuke mit steif- und starrvorstehendem Gefieder, die Bartrogül, die Nashornvögel und viele andere. Asien ist auch die Heimath der Fasanen.

Die Thiere Europas stehen in Bezug auf Größe und Wildheit, so wie in Mannigfaltigkeit der Gattungen und Arten hinter den asiatischen zurück. Unser Erdtheil hat keine so große Ausdehnung und liegt nur unter dem gemäßigten und kalten Erdstriche, daher fehlen ihm die Thiere der heißen Zone. Aber um den Mangel einigermaßen zu ersetzen, haben wir den übrigen Erdtheilen sehr viel entlehnt, und manche nützliche Thiere aus der Fremde geholt, um dieselben bei uns einzubürgern. Im Norden hat er seine Thierwelt mit Nordasien und Nordamerika so ziemlich gemeinschaftlich, den Bären, das Walroß, das Rennthier, die Füchse und andere. Der Auerochs, so berühmt in unserer Vorzeit, lebt jetzt nur noch in einigen Gegenden Litthauens. Fünf Hasen- und Kaninchenarten sind unserm Erdtheile eigenthümlich.

Der Kuhbaum.

Als Alexander von Humboldt in Kolumbien war, hörte er von einem Baume, dessen Saft der Milch gleiche und als Nahrungsmittel benützt werde. Er fand, als er ihn sah, daß man die Wahrheit gesagt hatte. Die Spanier nennen ihn palo de vaca; er hat längliche, zugespitzte Blätter nebst einer etwas fleischigen Frucht, die einen, oder zuweilen zwei Kerne enthält. Macht man einen Einschnitt in den Stamm, so fließt in reichlichem Maße eine dicke, zähe, milchartige, von Schärfe völlig freie und angenehm riechende Flüssigkeit hervor. Sie wird von den Negern und allen Leuten getrunken, die in den Pflanzungen arbeiten, und die Reisenden nahmen eine beträchtliche Menge zu sich, ohne davon im geringsten nachtheilige Wirkung zu spüren. Wird der Saft der Luft ausgesetzt, so zeigt er auf seiner Oberfläche eine gelbliche Substanz in häutigen Schichten, die elastisch sind und in fünf bis sechs Tagen sauer werden.

Der Kuhbaum ist besonders häufig am See von Maracaybo. Unter den vielen merkwürdigen Erscheinungen, sagt Humboldt, die sich mir im Laufe meiner Reisen darboten, gab es in der That wenige, die einen so starken Eindruck auf mich gemacht haben, wie der Kuhbaum. Alles, was auf Milch und Getreide Bezug hat, erweckt in uns eine Theilnahme, die nicht bloß in der physischen Kenntniß von Dingen zu suchen ist, sondern sich mit einer andern Reihe von Begriffen und Gefühlen verknüpft. Es ist kaum zu begreifen, wie das Menschengeschlecht ohne mehlige Substanzen und ohne die nährende, in der Mutterbrust enthaltene Flüssigkeit, welche dem körperlichen Zustande des schwachen Kindes so angemessen ist, bestehen könnte. Das Stärkemehl, welches die Getreidegewächse enthalten, — der Gegenstand religiöser Verehrung unter so vielen alten und neuen Völkern, — ist in den Samen vertheilt und in den Wurzeln von Vegetabilien abgelagert, während die Milch, welcher wir uns als Nahrung bedienen, ausschließlich das Erzeugniß des thierischen Organismus zu sein scheint. Solches sind die Eindrücke, die wir in früher Kindheit erhalten, und das ist die Quelle der Verwunderung, die uns ergriff, als wir den Kuhbaum erblickten. Prächtige Wälder, majestätische Flüsse, und hohe, mit ewigem Schnee bekleidete Berge sind nicht die Gegenstände, die wir hier bewundern. Einige wenige Tropfen einer vegetabilischen Flüssigkeit prägen uns den Begriff der Macht und Fruchtbarkeit der Natur ein. Auf dem ausgedörrten Abhange eines Felsens wächst ein Baum mit dürren, lederartigen Blättern, dessen große, holzige Wurzeln kaum in den Boden eindringen, denn mehre Monate im Jahre werden seine Blätter durch keiu Regenschauer angefeuchtet; Aeste und Zweige erscheinen wie tod und verwittert. Bohrt man aber den Stamm an, so fließt eine süße und nahrhafte Milch aus demselben. Bei Sonnenaufgang ist diese vegetabilische Quelle am ergiebigsten. Zu dieser Zeit sieht man Schwarze und Indianer von allen Seiten herbeiströmen. Jeder ist mit einem großen Napfe zur Aufnahme der Milch versehen, die an ihrer Oberfläche gelb wird und sich verdickt. Einige leeren ihre Gefäße auf der Stelle aus, während andere sie für ihre Kinder mitnehmen. Man glaubt die Familie eines Hirten zu erblicken, welcher die Milch seiner Heerde vertheilt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Kleine Plagen.

Wir haben in diesem Sommer am Rhein uns bitter zu beklagen gehabt, über die ungeheure Menge und die Blutgier jener Mücken, die unter dem Namen Rheinschnaken allgemein bekannt sind. Aber was will die Plage, welche diese Thiere uns verursachen, gegen jene Qualen bedeuten, welche Vieh und Menschen von solchen stechenden Insekten in den Niederungen Sibiriens zu dulden haben, wo Alexander von Humboldt, in der Barabinzensteppe, sich genöthigt sah, eine Maske von geflochtenem Draht oder Haar vor dem Gesichte zu tragen, wenn er Beobachtungen anstellen wollte! Nicht minder sind die Bewohner in den Küstenländern und Stromthälern Süd-Amerikas von diesen Thieren heimgesucht, und wer in Indien ruhig schlafen will, der muß schon eine nicht geringe Gewandtheit zeigen, wenn er Nachts sich nicht entsetzlich zerstechen lassen mag. Das Schlafengehen ist dort eine Kunst. Da die Vorhänge, welche das Bett umgeben ringsum unter der Matratze befestigt sind, so muß man erst wohlbedächtig zusehen, wo man einsteigen will. Nachdem man endlich eine Wahl getroffen hat und zu einem festen Entschluß gekommen ist, dann nimmt man in die rechte Hand einen Penkah oder Wedel, der gewöhnlich aus Roßhaaren verfertigt ist. Wenn man jedoch schon, auf Kosten seines Blutes und seiner Haut, Erfahrung genug erworben hat, so reicht auch ein Handtuch schon aus. Mit der linken Hand packt man den Rand jenes Theils vom Vorhange, der an dem Platze, wo man einsteigen will, unter der Matratze befestigt ist; dann treibt man beim Scheine der Lampe, deren Docht von Kokosöl genährt wird, und die in jedem Schlafgemache Ostindiens am Boden brennt, die Mückenschwärme mit dem Wedel oder Tuche fort. Man muß dabei wohl acht geben, daß man den blutdürstigen Feind auch wirklich in die Flucht geschlagen hat. Gelingt das unglücklicherweise nicht völlig, so ist für die nächste Nacht an keine Ruhe zu denken; denn die abscheulichen Thiere scheinen wohl zu wissen, worauf es eigentlich abgesehen ist. Sie benehmen sich, man könnte sagen so standhaft wie gediente Soldaten, die schon oft das Feuer erprobt haben; sie eilen zum Sturme, drängen heran, und kehren sich weder an Wedel noch Tuch.

Doch nehmen wir einmal an, der Feind sei zurückgeschlagen worden. In diesem Falle macht man schnell eine Oeffnung, die aber nicht um das Mindeste größer sein darf als der Körper, und schlüpft dann möglichst rasch hindurch. Gelingt alles, so geht die Sache gut, und man freut sich nicht wenig, daß die Muskiten uns nichts anhaben können, und in ohnmächtiger Wuth gegen die straffgezogenen Vorhänge anprallen.

Aber wehe dem armen Menschen, wenn es einem dieser entsetzlichen Plagegeister gelingt, sich mit uns in das Bett zu schleichen! So dumm ist die Mücke nicht, daß sie Einen durch Summen auf ihre Gegenwart aufmerksam machte. So lange man wach bleibt, und sie also leicht tödten könnte, bleibt sie stumm, und mit der Gewißheit, daß man eine ungestörte Nacht verbringen werde, läßt sie einen einschlafen. Aber des Menschen Hoffnung ist eitel. Kaum sind die Gesichte des Tages entschwunden, und die lieblicheren der Nacht aufgetaucht, kaum drückt der Schlaf mit seiner Allgewalt uns die müden Augen zu, so glaubt man Trompetengeschmetter zu vernehmen. Man schrickt auf, man wähnt nun in der Nähe werde ein tödlicher Kampf ausgestritten, aber man findet auch gleich, daß man friedlich im Bette liegt. Doch man hat die Töne der Muskitos gehört, und nun ist keine Ruhe mehr. Es bleibt keine andere Wahl als zu siegen über den grausamen Gegner oder sich entsetzlich quälen zu lassen. Man will nicht eher einschlafen, bis man den Feind erlegt hat. Man stellt sich also als schlafe man, und die Mücke läßt sich wieder hören. Anfangs kreist sie ziemlich hoch über dem Haupte, sie kommt aber allmälig immer niedriger, bis sie fast das Ohr berührt, auf welchem sie wahrscheinlich Platz nehmen will. Wüthend und mit einem plötzlichen Ruck erhebt man die Hand, und versetzt sich selber eine Ohrfeige, daß einem der Kopf brummt, und mit der man viele tausend Mücken im Nu zerquetschen könnte, wohl

gemerkt, wenn sie gerade auf der Stelle säßen, die man trifft. Man lebt der frohen Hoffnung, daß es nun um den Feind geschehen sei, man murmelt etwas vor sich hin, das einem Fluche gleicht, und auf befriedigte Rache deutet, und drehet sich behaglich um. Aber kaum sind ein Paar Minuten vergangen, so hört man, wie zum Hohn, abermals dasselbe Gesumme, das Einen jetzt wahrhaft zur Verzweiflung bringt. Dennoch horcht man, denn sehen kann man ja den Feind nicht. Aus seinen Bewegungen glaubt man abnehmen zu können, daß er es diesmal auf die linke Hand abgesehen; man wartet daher bis der Gesang aufhört, und gibt sich dann einen zweiten Schlag, der aber den Feind eben so wenig ums Leben bringt wie der erste. Man entdeckt gleich darauf daß man Stiche auf den Fußsohlen und den Ohren hat; wie das aber geschehen ist, wissen die indischen Götter. Durch die schmerzenden Wunden wird man in eine noch höhere Wuth versetzt; besonders weil sie auf eine so hinterlistige Weise beigebracht wurden. Man stützt sich auf die Knie um zu fechten und zu fluchen; man ergreift ingrimmig den Wedel, schlägt damit im ganzen Bette herum, und wenn man sich heiß und matt gearbeitet hat, meint man, es sei nun um die blutgierigen Bestien geschehen. Unter solchen Kämpfen, die beinahe immer fruchtlos sind, und wobei man bald seine Wunden drückt, bald flucht und wettert und um sich schlägt, vergeht die Nacht, welche gar kein Ende nehmen will. Gegen Morgen endlich fällt man matt und müde in einen bleiernen Schlaf, und überläßt sich völlig den Gegnern, die nun ungestört Menschenblut schmausen. Wird man später geweckt, so findet man leicht die übersatten Ungeheuer, die gewöhnlich oben am Bette sitzen. Jetzt schlägt man sie tod; aber was hat man nun von der Beute weiter, als einen zerstochenen und zerkratzten Körper und eine verlorene Nacht? Das sind eigentlich keine kleinen, sondern große Plagen.

Der Wohlthäter.

Folgende Schilderung ist buchstäblich wahr. Vor nicht langer Zeit starb zu N. N. im Gasthofe zum goldenen Horn ein wohlhabender Mann, der an jenem Orte eine Wohnung suchte. Er war an dem ganzen Tage vergebens umhergewandelt, und kehrte gegen Abend im Horn ein, wo er ein Nachtlager verlangte. Er war verdrießlich und so klang auch seine Forderung verdrießlich. Der Wirth entgegnete auf gleiche Weise: es sei kein Platz. Der Fremde aber erklärte, er werde nicht von dannen gehen, und nach langem Wortwechsel, wollte der Wirth wohl oder übel, er mußte ihm den Willen thun. Nun blieb der Mann auch den folgenden Tag da, und dann wieder einen, und immer so fort. Jeden Abend machte er reine Rechnung, und sagte: Morgen zieh ich aus. Wenn aber der Morgen kam, blieb es beim Alten nach wie vor, und er starb im Horn, nachdem er dort fünf und zwanzig Jahre als Gast gelebt hatte. So wie ihn hier erst der Trotz, dann die Gewohnheit festgehalten hatte, so hielt er sich auch in allen anderen Dingen immer an Eine Weise. Winter und Sommer stand er um dieselbe Stunde auf, und ging, bis andere Leute wach waren, ohne Licht im Hause hin und her. Nie veränderte er seine Geräthschaften, und wie er immer in demselben Zimmer wohnte, in demselben Bette schlief, so aß er immer mit demselben Messer, trank aus derselben Tasse und saß Abends im Gesellschaftszimmer jedesmal auf demselben Stuhle in der Nähe des Ofens. Ausserdem hatte der Mann noch eine andere Sonderbarkeit, die wohl mancher seinem reichen Vetter wünschen möchte. Von ärmeren Verwandten wurde er bisweilen um Geld angesprochen. Dann erkundigte er sich immer, ob der Mann, der von ihm borgen wollte, auch thätig und ordentlich sei, und lautete der Bericht günstig, dann pflegte er zu sagen: Geld wegzuleihen habe ich ver-

schworen, ich bin zu oft betrogen worden; ich muß es Euch also schenken. Und das ließen sich die Leute meist auch gefallen. Dann setzte er aber hinzu: „Ihr sagt Keinem etwas von der Sache. Hör ich, daß Ihr nicht reinen Mund gehalten habt, so bekommt Ihr von meinem Nachlasse keinen Heller." So machte er es auch mit dem Wirth, als dieser einmal eine Summe Geldes nöthig hatte. Er schenkte sie ihm. Dieser Mann, er hieß Joseph Kapper, lebte bei guter Gesundheit sieben und siebenzig Jahre. Am letzten Tage seines Lebens wich er zum ersten Male von seiner Ordnung ab und erschien nicht im Gesellschaftszimmer, ließ aber weder einen Arzt noch sonst Jemand zu sich rufen; er ging vielmehr ohne Nachtessen zu Bett, schlief ein und erwachte auf Erden nicht wieder. Der Wirth aber ließ ihm einen Leichenstein auf sein Grab setzen und die Worte darauf schreiben. „Ich war ein Gast auf Erden; nun bin ich von meiner Pilgerfahrt in die Heimath gegangen, und weiche nimmer von da!"

Verirrungen des menschlichen Geistes.

Daß es Menschenfresser gibt, ist entsetzlich, noch abscheulicher aber ist es, daß es Völker gibt, die Kannibalen aus System, und aus Religiosität sind. Wenn der Neuseeländer dem Fremden keine größere Ehre erweisen zu können glaubt, als wenn er ihn zu einem Gerichte Menschenfleisch einladet, so schaudern wir zurück und bedauern die Rohheit eines solchen Volkes. Ein fürchterliches Grauen aber packt uns, wenn wir von den Binderwahs in Ostindien hören, die in Folge eines entsetzlichen Aberglaubens ihres Gleichen verzehren. Sie glauben, es sei eine dem Götzen Kali wohlgefällige und überhaupt mitleidige Handlung gegen ihre Eltern, dieselben zu tödten und aufzufressen, sobald dieselben von einer schweren Krankheit heimgesucht oder im hohen Alter kraftlos werden. Dann schlachtet man sie, und die Freunde und Verwandten nehmen Theil am festlichen Mahle!

Und nun die Battahs auf der Insel Sumatra, ein im Uebrigen sanftes und ziemlich civilisirtes Malayenvolk, das eine selbstständige Literatur und Dichtung hat! Sie haben eine aus dem hohen Alterthume stammende Gesetzgebung, und aus Achtung gegen diese sind sie Menschenfresser. Den Satzungen der Altvordern gemäß werden lebendig gefressen: a) Alle, welche die Ehe nicht heilig halten und das Gelübde der Treue übertreten; b) Jeder, der bei Nacht einen Diebstahl begeht; c) die Kriegsgefangenen; d) Jeder der ein Weib aus demselben Stamme nimmt, was streng verboten ist; e) Jeder, der verrätherischer Weise ein Dorf, ein Haus oder eine Person überfällt.

Wer sich eins von diesen fünf Verbrechen zu Schulden kommen läßt, wird vor Gericht gestellt, und wenn dieses ihn schuldig findet, zum Tode verurtheilt. Ist das Urtheil gesprochen, so trinken die Richter, zum Zeichen, daß keine Berufung mehr stattfinden könne. Nach einigen Tagen versammelt sich das Volk, der Verurtheilte wird vorgeführt, und mit ausgebreiteten Armen an eine Art von Galgen gebunden; dann tritt die beleidigte Partei vor, und wählt den ersten Bissen aus, was gewöhnlich beide Ohren sind. Darauf folgen, je nach ihrem Range, die anderen, und schneiden sich vom Leibe selbst die Stücke ab, welche ihnen am schmackhaftesten dünken. Nachdem sich Jeder seinen Theil genommen, tritt der Vorsteher der Versammlung zum Opfer hinan, haut ihm den Kopf ab, nimmt diesen mit nach Hause und hängt ihn vor seiner Wohnung auf. Diesem Vorsteher, oder, je nach den Umständen, dem beleidigten Theile, gehört das Gehirn, welchem die Bat-

tahs wunderbare Kräfte zuschreiben, und das sie darum sorgfältig in einer Flasche aufbewahren. Niemals werden die Eingeweide gegessen, wohl aber gelten das Herz, das Innere der Hand und die Fußsohlen für kostbare Leckerbissen. Das Fleisch der Verurtheilten verzehren sie entweder roh oder geröstet, immer aber auf dem Richtplatze selbst, weshalb die Anwesenden, um es schmackhafter zu machen, Citronen, Pfeffer und Salz immer in Bereitschaft haben. Zuweilen dient auch Reis als Zuspeise. Die Mahlzeiten sind ein Fest, aber nie darf dabei Palmwein oder irgend ein anderes starkes Getränk genossen werden. Das Blut fängt man in Bambusröhren auf, um es später zu trinken. Bei der Hinrichtung dürfen nur Männer zugegen sein, wie denn den Frauen das Vorrecht, Menschenfleisch zu essen, durchaus versagt ist; sie wissen sich aber diese leckere Speise heimlich zu verschaffen. Denn die Battahs ziehen sie allen Uebrigen vor, genießen sie aber nur in den vom Gesetze vorgeschriebenen Fällen. Ehemals fraßen die Battahs, gleich den Binderwahs, auch ihre Eltern auf. Wenn die Greise sich schwach und lebensmüde fühlten, so gingen sie ruhig nach einem Baume, und hingen sich mit den Armen an einen Zweig, während ihre Kinder und Nachbaren um sie herumtanzten, und dabei sangen: Wenn die Frucht reif ist, dann fällt sie ab. Sobald dann der ermüdete Greis nicht länger Kraft fühlte, sich am Zweige halten zu können, dann ließ er denselben los, und fiel zur Erde. Rasch stürzten alle Anwesenden über ihn her, hieben ihn in Stücken und verzehrten sein Fleisch mit dem innigsten Wohlbehagen!

Auf der Insel Madagaskar, an der Ostküste von Afrika, liegt die Provinz Emerina. Dort herrscht auch ein entsetzlicher Brauch. An gewissen Tagen, namentlich an denen, welche man für des Königs glückliche Tage hält, muß die Mutter das Kind ersäufen, welches an einem solchen Tage das Licht der Welt erblickt. Eben so empörend ist die Giftmischerei in jenem Lande, denn sie ist gesetzlich, wie das Menschenfressen bei den Battahs. Im Jahre 1830 erklärte die schwarze Königin eines Tages, sie sei behext, denn ein boshafter Zauberer habe ihr eine Krankheit eingeimpft, und sie könne nur genesen, wenn der Zauberer den Tod erleide. Man hält die Giftprobe für ein Gottesurtheil, welches die Regierung zu jeder Zeit anordnen kann, wenn sie die Treue eines Unterthanen in Zweifel zieht. Die Richter lassen bei schwierigen Rechtsfällen oft beiden streitenden Parteien Gift reichen, das in dem sogenannten Tanghem, der Frucht eines auf Madagaskar wachsenden Baumes, besteht. Die Art, wie dasselbe dargereicht wird, ist folgende.

Nachdem der Angeklagte so viel gekochten Reis gegessen hat, als nur immer möglich, verschlingt er, ohne zu kauen, drei Stücke von der Haut eines Vogels, jedes ungefähr so groß wie ein Thaler. Dann muß er das Gift trinken, nämlich eine kleine, geschabte und mit Bananensaft vermischte Quantität der Tanghen-Nuß. Der Panokontoha oder Priester, welcher die Verwünschungsformel ausspricht, legt dann seine Hand auf das Haupt des Angeklagten, und ruft, falls er schuldig sei, alle Flüche auf sein Haupt herab. Dann muß der Unglückliche eine Menge Reiswasser trinken. Natürlich wird der Inhalt des Magens ausgeworfen, und wenn bei der Prüfung die drei Hauptstücke sich vorfinden, so ist Alles gut und der Beklagte wird für unschuldig erklärt, im entgegengesetzten Falle ist er schuldig, und nichts kann ihn retten. Zuweilen wirkt das Gift so schnell, daß der Tod noch während des Gottesurtheils erfolgt. Wenn jedoch im Falle der vermeintlichen Schuld das Gift nicht gleich den Tod hervorbringt, so wird der Missethäter sogleich von den Anwesenden, die über ihn herstürzen, getödtet, gewöhnlich durch Erdrosselung, oder er wird begraben, ehe noch das Leben gänzlich entflohen ist. Manchmal läßt man ihn unter den wüthenden Schmerzen, die das Gift ihm verursacht, langsam und elend umkommen; er ist dabei verlassen von seiner Familie und seinen Freunden, denn Jedermann flieht ihn. Er muß es für eine Wohlthat halten, wenn Hunde gegen ihn gehetzt werden. Wer das Gift darreicht, bekommt den vier und zwanzigsten Theil vom Eigenthum dessen, den er tödtet.

Unbedingt glauben die Bewohner von Emerina an Zauberei und ein böses Wesen. Die Zauberer auf Madagaskar sind Menschenhasser, und man beschuldigt sie, daß sie von einem unwiderstehlichen Triebe bewogen werden, ihren Mitmenschen Unglück und Schaden zuzufügen. Sie vergiften, wie behauptet wird, oft die Wasserkrüge, um gleich mehrere Leute zusammen ums Leben zu bringen.

Noch eine weitere Verirrung des menschlichen Geistes. In Ostindien gibt es eine besondere Menschenklasse, die man mit dem Namen Erdrosseler bezeichnen könnte. Sie heißen dort zu Lande Thugs oder Phansigars, auch Kockbonds, und ihre eigentliche Heimath ist in den Staaten des Nizam. Sie kennen kein anderes Mittel sich ihren Unterhalt zu erwerben, als die Kunst, Menschen an sich zu locken, um sie zu erdrosseln und zu berauben. Sie nehmen dem Wandrer nie das Geringste, ehe sie ihn getödtet haben, und dann scharren sie die Leiche gleich bei.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Diese Pest der Gesellschaft behauptet, ihr Gewerbe sei so alt wie die Welt. Sie sagen, daß sie nur einem Gebote der Göttin Kali oder Bhowani gehorchen, welche in der Nähe von Mirzapur einen Tempel hat, wohin sie bedeutende Opfergaben schicken. Bhowani beschloß, wie die Sage meldet, eines Tages, das ganze Menschengeschlecht auszurotten, mit alleiniger Ausnahme ihrer Anbeter. Allein sie bemerkte, daß durch die Dazwischenkunft des obersten Weltenschöpfers, so oft das Blut eines Menschen vergossen wurde, gleich ein anderer an dessen Stelle entstand. Deshalb schuf sie ein Bild, welches sie belebte, rief ihre Verehrer zusammen, und lehrte sie, wie man Menschen mit einem Tuche erdrosseln müsse. Dann versprach sie, daß die Leichen der Ermordeten, deren Habe sie ihren Jüngern überließ, verschwinden würden, damit keine Entdeckung stattfinden könne. So, sagen die Thugs, entstand unsere Sekte, und im Anfang kümmerten wir uns nicht um die Leiche, nachdem wir dieselbe erdrosselt hatten. Einst aber lauschte einer von uns, um zu sehen, was wohl die Göttin damit anfange. Sie kam, wie gewöhnlich, um die Leiche abzuholen. Als sie aber sah, daß sie beobachtet wurde, rief sie den Neugierigen zu: fernerhin wolle sie sich keine Mühe mehr geben, und er, nebst seinen Genossen, möge nun selbst zusehen, wie er fertig würde. Seitdem begraben sie die Leichen selbst.

Im Allgemeinen haben die Thugs die Hindureligion beibehalten; doch gibt es auch Mohammedaner darunter, welche aber nichts desto weniger auch die Göttin Bhowani anbeten. Gewöhnlich ziehen sie in Banden, die oft zweihundert Mann stark sind, auf Beute aus, und wissen durch List und Verstellung aller Art ihre wahren Absichten zu verbergen. Nicht alle sind Thugs, denn diese miethen oft für Geld mehrere Leute, die nicht eher erfahren, daß es auf Menschenmord abgesehen ist, als bis sie den Ermordeten vor Augen sehen. Manche dieser Miethlinge schließen sich aus Habsucht den Thugs an. Es ist bei ihnen Gesetz, nie das Leben eines Menschen zu schonen, den sie berauben. Ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht tödten sie Alle, nur Kinder ausgenommen, die noch ganz jung sind. Diese werden in dem Götzendienste und Gewerbe der Thugs aufgezogen. Jede Bande hat ein Paar Oberhäupter, die man auch als Ceremonienmeister oder Oberpriester bei ihren religiösen Feierlichkeiten betrachtet. Sie geben auf den Mordzügen die nöthigen Befehle, und erhalten von der Beute einen verhältnißmäßig größern Antheil. Nach ihnen ist der Erdrosseler die wichtigste Person; er trägt das Tuch, mit welchem die Schlachtopfer ums Leben gebracht werden. Es besteht in einigen Ellen Baumwollenzeug, ist zusammengerollt, und hat an dem einen Ende eine Schlinge. Dieses Tuch, Bumal oder Palu genannt, halten die Thugs auf der Brust verborgen. Sie sind alle auf das Erdrosseln eingeübt, aber nicht jeder hat ein Recht jenes Tuch zu tragen, und viele müssen warten, bis sie dazu Erlaubniß von den Häuptlingen erhalten, welche nur den Unerschrockensten und Geübtesten die Ausführung des Mordes anvertrauen. Der diensthabende Erdrosseler folgt dem Menschen, welchen der Häuptling ihm bezeichnet hat. Auf einen Wink faßt er mit der linken Hand die Schlinge des Tuches; mit der rechten das andere Ende, und wirft es dem Unglücklichen rücklings über den Hals. Dann kreuzt der Erdrosseler seine Hände, und so groß ist seine Geschicklichkeit, daß, einer Behauptung der Thugs zufolge, schon die Augen aus den Höhlen treten, und das Leben entschwunden ist, bevor noch der Körper zur Erde fällt. Ist der, auf welchen sie es abgesehen haben, ein starker Mann, oder der Thug ein Anfänger, so erhält letzterer einen Gehülfen. Begegnen sie einem Wandrer, so begleiten sie ihn. Wird des Abends Halt gemacht, so fragt der Häuptling, welche Stunde es sei. Seine Gefährten blicken zu den Sternen auf, gleichsam als wollten sie dieselbe zu Rathe ziehen. Das ist das verabredete Zeichen. Der Wandrer erhebt auch seinen Blick zu den Sternen und bietet dadurch die Kehle der Schlinge dar.

Ein unentbehrliches Mitglied jeder Thugbande ist der Tittahi oder Späher. Dieser treibt sich in den Städten umher, und zieht Erkundigungen über die Reisenden ein, um dieselben seinen Spießgesellen in die Hände zu liefern. Er ist sehr anständig gekleidet, besucht die Bazare und öffentlichen Plätze, sucht Zutritt bei den reichsten Kaufleuten, mischt sich unter die Karawanen, macht seine Kenntniß der Gegend geltend, und knüpft überall Bekanntschaften. Seine Spießgesellen behandeln das Auserkorene Opfer mit der größten Zuvorkommenheit, während sie auf Mord sinnen.

Ist ein Reisezug, den die Späher begleiten, zu zahlreich, so erregen sie zu gelegener Zeit Streit und Zank, damit die Gesellschaft sich trenne. Gelingt es ihnen aber nicht, Reisende zu entzweien, so suchen sie dieselben zu berauschen und locken sie an einen abgelegenen Ort, wo man sie erdrosselt, beraubt, einscharrt. Dann ziehen die Thugs weiter. Manchmal müssen sie auch, wenn sie ihre Beute nicht fahren lassen wollen, auf den Landstraßen morden, was sie sehr ungern thun, und die Leichen mit der größten Eile begraben. In diesem Falle bleibt einer zurück, bis die anderen wieder

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

kommen, um eine tiefere Grube zu graben. Ist der Mord in einem Garten oder in der Nähe eines Dorfes begangen worden, so zerstreuen sie aus Vorsicht die Erde, welche nach dem Zuwerfen der Grube übrig bleibt, auf die anstoßenden Felder; dann werfen sie Dünger auf das Grab oder zünden Feuer an; und bei alle dem sind sie so gänzlich frei von Gewissensbissen, daß sie über der Leiche ihr Mahl kochen.

Jeder Thug nimmt sogleich einen Theil von der Beute mit; kommen sie dann an einen sichern Ort, so wird Alles zusammengelegt und die regelmäßige Theilung vorgenommen. Dabei geht es selten ohne Zank ab. Die Thugs haben einen unendlichen Abscheu vor dem Blute und bedienen sich ihrer Waffen niemals, nicht einmal um sich gegen ihre Verfolger zu vertheidigen. Am liebsten ist ihnen Geld, weil es sich am leichtesten vertheilen läßt. Soldaten, die in ihre Heimath zurückgehen, werden besonders häufig von ihnen überfallen. Das schlecht erworbene Gut hält aber nie lange vor, denn es wird gleich nach dem Morde in Ausschweifungen aller Art vergeudet.

Sie haben ihre eigene Gaunersprache, wie die europäischen Diebe, und besondere Zeichen und Redensarten. Sie haben Verbündete sogar unter den angesehensten Hofleuten der Nidzam, und überall Hehler und Helfershelfer. Sie nehmen es aber sehr übel, wenn man sie Räuber oder Mörder nennt, und behaupten, sie wären sehr ehrliche Leute, und durchaus unfähig, ihren Nächsten etwas zu stehlen oder zu entziehen, ausser insofern ihre Religion es gebiete!

Natürlich haben die Engländer in Indien diese Gräuel auszurotten gesucht, und es ist ihnen mit unsäglicher Mühe gelungen, die Thugs wenigstens der Anzahl nach bedeutend zu vermindern. Viele von den Gefangenen gestanden ein, zehn bis zwanzig Menschen erdrosselt und zur Ermordung von mehreren Hunderten beigetragen zu haben. Einer Ali, einer der berüchtigsten Phansigars, rühmte sich, bei der Erdrosselung von siebenhundert und neunzehn Menschen zugegen gewesen zu sein, deren Vermögen man auf weit über 300,000 Gulden schätzte. Die Engländer ließen einst an einem Tage 111 dieser Fanatiker hinrichten, aber ganz verschwunden sind sie immer noch nicht.

Auf der Westküste von Afrika liegt das Negerland Dahomey, in dem die furchtbarste Blutgier und Tyrannei herrscht. Vor dem Palaste des Häuptlings steht ein Wachthaus. Als ich, bemerkt Norris, hineinging, bemerkte ich eine große Anzahl von Menschenschädeln, welche an dem Dache desselben auf kleinen Pfählen steckten. Es waren die Köpfe von Kriegsgefangenen. Zu jeder Seite des Eingangs befand sich ein Berg von Menschenköpfen, wenigstens fünfzig in jedem, und einige Schritte davon, dem Eingange gegenüber, sah ich ein kleines, ungefähr zehn Fuß hohes Gerüst, auf welchem etwa zwei Dutzend Köpfe von Unglücklichen lagen, die man wenige Tage vorher bei einer Feierlichkeit geopfert hatte.

Man machte Musik. Mein Bediente zeigte mir sieben Männer und sieben Pferde, die mit den Knöcheln und Handgelenken an lange, in den Boden eingeschlagene Pfähle gebunden waren, um in diesem Zustande bis zu der Nacht vor der nächsten „Feierlichkeit" zu bleiben, bei welcher den Menschen, wie den Pferden die Köpfe abgeschlagen werden sollten. In ihrer Nähe hingen die Köpfe von 32 Pferden und 36 Männern, die bei zwei vorhergegangenen Feierlichkeiten ermordet worden waren, nicht etwa als Verbrecher, sondern einer alten Sitte gemäß, zur Ehre des Häuptlings. Auf dem Markte fand ich zwei hohe Galgen, und an jedem einen ermordeten Mann nackt bei den Füßen aufgehängt. Zwei ebenso besetzte Galgen standen auch am andern Ende des Marktes. Man hatte den Unglücklichen mit Keulen die Schädel eingeschlagen; Raubvögel rissen ihnen die Eingeweide aus und fraßen sie stückweise. Das sahen die Eingeborenen ohne alles Gefühl mit an, und bewunderten bloß die Größe des schwarzen Herrschers, der die Unkosten von solchen Schaugepränge zu bestreiten im Stande ist!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

I. Bd. 38.

Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

(Tafel. 38.)

Der Name Salzmann wird immer ein geehrter und geachteter Name bleiben. Der Mann, welcher ihn trug, hat sich hohe Verdienste um die Jugendbildung erworben, nicht nur als praktischer Erzieher in seiner eigenen Lehranstalt, sondern auch als Volks- und Jugendschriftsteller.

Christian Gotthilf Salzmann war im Jahr 1744 in der Nähe von Erfurt geboren, und widmete sich dem Berufe seines Vaters, eines Predigers. In Erfurt war er als solcher bei seiner Gemeinde sehr beliebt, und ein Anderer hätte schwerlich in so günstiger Lage die Kanzel verlassen. Aber Salzmann fühlte sich berufen, seine ganze Thätigkeit der Erziehung zu widmen, und folgte daher mit Freuden einem Rufe, der durch Basedow an ihn erging, der in Dessau einem von ihm begründeten Philantropin vorstand. Im Jahre 1784 verließ er dasselbe, um selbst eine Lehranstalt zu leiten, und kaufte zu diesem Zwecke das Gut Schnepfenthal. Eine Anzahl tüchtiger Männer schloß sich ihm an, um mit ihm gemeinsam zu wirken, und bei dem redlichen Eifer Aller, die in vielen Beziehungen sehr zweckmäßigen Erziehungs- und Unterrichtsweise, die in Schnepfenthal herrschte, konnte es nicht fehlen, daß die Anstalt gedieh und bald berühmt wurde. Eltern, denen die Verhältnisse nicht erlaubten, die Erziehung ihrer Kinder selbst zu leiten und zu überwachen, wußten dieselben bei Salzmann in den besten Händen, und aus allen Gegenden strömten Zöglinge herbei. Ganz Schnepfenthal war wie eine große Familie, in der es jedem wohl war, und noch jetzt gehört die unter Salzmanns Sohn stehende Lehranstalt zu den besten in Deutschland.

Schnepfenthal liegt in einer freundlichen und gesunden Gegend am Nordabhange des thüringer Waldes, unweit von Gotha, Reinhardsbrunn und Waltershausen, auf einem Hügel, von welchem herab man eine weite Aussicht auf die fruchtbare Ebene hat. Die Anstalt hat vier Gebäude, von denen wir auf unserm Bilde das größte erblicken. Ringsum gewähren Bäume kühlen Schatten; in der Nähe befindet sich ein kleiner Laubwald mit einer Turnanstalt, und ein klarer Teich in der Nähe dient zum Baden. Die Zöglinge, deren Anzahl noch immer beträchtlich ist, und die von trefflichen Lehrern unterrichtet werden, unter denen wir nur den sinnigen Naturforscher Harald Othmar Lenz nennen wollen, gedeihen an Leib und Seele, und werden zu nützlichen Geschäftsmännern, Gelehrten und Staatsbürgern herangezogen.

Mannigfaltiges.

Türkische Sprüchwörter.

Ein kleines Nein klappert oft mehr als ein großes.

Ein thöriger Freund bereitet uns oft mehr Unannehmlichkeiten als ein kluger Feind.

Der Mund wird darum noch nicht süß, wenn man auch Honig sagt.

Wer in ungestörtem Frieden leben will, muß taub, stumm und blind sein.

Wer Gott fürchtet, braucht keinen Menschen zu fürchten.

Wenn auch Dein Feind so klein wie eine Mücke wäre, immer thust Du gut, ihn dir so groß vorzustellen wie einen Elephanten.

Wer über Alles weinen wollte, müßte bald blind sein.

Der Tod ist ein schwarzes Kameel, das vor Jedermanns Thür kniet.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Turnen.

Wir dürfen uns wohl freuen, daß diese nützliche Leibesübung nun endlich überall wieder zu Ehren gekommen, und als ein wichtiger Theil der Volkserziehung anerkannt worden ist. Hoffentlich wird es bald keine Stadt mehr geben, wo nicht mit der Schule ein Turnplatz verbunden ist. Der alte Jahn hat es vor nun beinahe vierzig Jahren zuerst eingeführt, dann wurden die Turnplätze geschlossen, und jetzt sind sie feierlich wieder eröffnet worden. Keiner hat dem Turnen eine schönere Lobrede gehalten, als der vielerfahrene und vielgeprüfte Ernst Moritz Arndt. Er beseitigt alle Einwendungen, die irgend Jemand dawider haben könnte, er redet den Müttern die Aengstlichkeit aus, als könnten die Knaben Arme und Beine brechen. Zu zarte Kinder und zu gebrechliche und kränkliche Leiber werden ja ohnehin nicht zu den Uebungen gezogen, und wenn man sie zuzieht, ganz allmälig mit hineingebracht, so daß die Schwäche sich durch Uebung stärkt und erholt. Es gehen die Turnübungen ja alle ihren ruhigen Gang, Schritt vor Schritt und von Stufe zu Stufe, wie der Gang der Natur ist, und der Anblick der Turnplätze und der Turner, und das Urtheil und die Sicherheit, welche in der öffentlichen Schau liegt, die Jedem frei steht, und die immer gleichsam ein offenes Turngericht unter freiem Himmel bildet, weist alle Verläumdungen der edeln Anstalt zurück. Freilich Halsbrüche, Beinbrüche, Verrenkungen und dergleichen können bei einer großen Schaar auch erfolgen, wie bei den Uebungen der Regimenter zu Fuß, zu Pferde und beim Geschütz. Wer wollte aber deshalb das Heerwesen abschaffen? Es ist aber ein Glück, daß dergleichen beim Turnen noch fast gar nicht vorgekommen ist; denn ein Schwindel und eine Ohnmacht kann im Freien sich eben so wohl begeben, wie im Zimmer oder im Bett. Durch das Turnen, das Leib und Seele stärkt, wird das zahme, sitzende, grübelnde grämelnde und dämmernde Leben vertrieben, und die jungen Menschenpflanzungen werden auf dem Plan an Licht und Luft zum Bewußtsein des Lebens und zum Gefühl der Gesundheit und Freude gebracht. Daß fröhliche Buben wohl mal einen Muthwillen und einen Trotz mitlaufen lassen, und um so mehr, in je größeren Schwärmen sie miteinander sind, ist das natürlichste aller Dinge, und dafür, wenn es zu schlimm wird, gibt es ja Zucht und Strafe.

Wie der Wind wehen und das Feuer brennen muß, so muß die junge Kraft sausen und brausen, und über diejenigen muß man am meisten kopfschütteln, in welchen nichts sausen und brausen will. Wie unsere Sitten und unsere Art und Leben sind, ist eher zu fürchten, daß wir zu faul und weichlich werden, als daß ein zu hartes, wildes und rauhes Menschengeschlecht aus der Jugend erwachse.

Worin besteht die Lehre der Turnplätze?

1. Der deutsche Knabe soll wahr, ernst, redlich und männlich sein, frei von allem geckischen, gezierten und wälschen Wesen.

2. Er soll züchtig und keusch sein, wie seine Ahnen weiland gewesen. Ein liederlicher und unzüchtiger Bube wird auf dem Turnplatze nicht geduldet.

3. Es soll deutsch sein in Wort und That; alle Ausländerei ist bei den Turnern geächtet.

4. Er soll der großen Tugenden und Thaten der Väter und der herrlichen deutschen Vergangenheit immer erinnert werden. Der Turnplatz soll eine lebendige deutsche Geschichte sein; die großen Namen, Thaten, Siege, Feste und Tugenden des Volks gehören dem Knaben und Jüngling am meisten, in dessen empfängliche Seele der Saame der künftigen Zeit gestreut werden muß, wenn, er zur Freude und Ehre des Volks aufgehen soll.

Einheimischer Thee.

Wir haben neulich des chinesischen Thees erwähnt, und wollen hier noch bemerken, daß schon vor fünfzig Jahren ein deutscher Schriftsteller bemerkte: „Vielleicht sehen wir noch ganze Wälder von Theebüschen in Deutschland." Weshalb sollte dieser Strauch nicht auch im südlichen Deutschland gedeihen, das kein strengeres Klima hat, als Nordchina. Wir haben aber auch Pflanzen, deren Blätter, wenn sorgfältig zubereitet, den Thee ersetzen können. Als solche wird die Erdbeere gerühmt, deren junge Blätter an Geruch und Geschmack dem chinesischen Theeaufguß sehr nahe kommen. Auch die Blätter der braunen Doste und der Wirbeldoste, (Origanum vulgare und Clinopodium vulgare) sollen einen guten Thee geben. Ehrenpreis wurde vor etwa hundert Jahren unter dem Namen „europäischer Thee" nach Ostindien verschickt, und dort theuer bezahlt. Möchten wir doch einmal Versuche machen, die nichts kosten und nichts schaden, und so verständig sein, wie die Chinesen, von denen Staunton in seiner Reise nach China sagt: Es gibt vielleicht nicht ein einziges Kraut, welches die Chinesen nicht zu irgend einem Behufe zu verwenden wüßten. Durch genaue Beobachtung und Erforschung aller Eigenschaften der Kräuter, haben sie es dahingebracht, daß sie mit ihren einheimischen Gewächsen eben so weit ausreichen, als wir mit der ganzen Menge von Pflanzen, welche wir zum Theil aus fremden Weltgegenden beziehen. —

Ein Wink für Eltern.

Lehrt die Kinder früh entbehren! Heutzutage wird gegen diese erprobte Regel entsetzlich gesündigt; man läßt den Kindern allen Willen und gibt ihnen was sie verlangen. Darum sind sie auch oft so eigenwillig. Aber auch die zärtlichsten Eltern, die ihren Kindern unvernünftige Affenliebe beweisen, müssen doch bei einem gewissen Punkte der Nachgiebigkeit Schranken setzen. Dann aber fühlt sich das verzogene Kind sehr unglücklich. Dagegen erträgt ein anderes, welches schon früh an Gehorsam gewöhnt wurde, mit Heiterkeit, wenn es seinen Willen vereitelt sieht, weil es darin nur eine unvermeidliche Nothwendigkeit erkennt. Da aber seinen übertriebenen Wünschen schon früh ein heilsames Maaß und Ziel gesetzt wurde, so kommt diese Vereitlung bei ihm auch nicht so oft vor, während dagegen die Sättigung, welche aus der Befriedigung eines jeden Wunsches entsteht, die Einbildungskraft aufregt, um neue und unversuchte Quellen des Vergnügens aufzufinden. So wurde z. B. einem so verwöhnten und schmachvoll verhätschelten Kinde die Freude eines ganzen Abends verdorben, weil es die Vögel nicht bekommen konnte, die im Garten umherflogen. Es wollte einen solchen Vogel haben, und zwar gleich, auf der Stelle, und da die Mutter das Thier nicht herbeischaffen konnte, der ungezogene Bube sich aber nicht bis zum andern Tage begnügen wollte, so heulte und schrie er entsetzlich. Endlich wurde ein junges Küchlein herbeigebracht und man glaubte, er werde sich damit begnügen; aber unwillig und mit den Füßen stampfend warf er das Thierchen auf die Erde, und mußte endlich mit Gewalt aus dem Garten weggeschaft werden. Die schwache Mutter aber, die durch ihre schlechte Erziehung an alle dem schuld war, stand verlegen in einer zahlreichen Gesellschaft da, und mußte sich schämen. Deshalb noch einmal: Lehrt die Kinder früh entbehren!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Reisen im Morgenlande.

Damit sind Unannehmlichkeiten in Menge verknüpft, denn die Orientalen haben weder Eisenbahnen noch Landstraßen, und die Beschwerlichkeiten und Gefahren sind bedenklicher, als in Europa, wo der Reisende höchstens einmal von einem Kutscher unsanft behandelt, oder von einem geldgierigen Wirthe geprellt wird. Es gibt eine Art von Katechismus der Unannehmlichkeiten, den ein Engländer entworfen hat, und einzelne Abschnitte aus demselben sind:

a. Nachdem man sich bei einem Pascha über einen seinen Diener, dem man blos einen Verweis zuziehen will, beklagt hat, wird Einem der Kopf des armen Teufels auf einer hölzernen Schüssel übermacht, mit der Frage: Ob man mit dieser Genugthuung zufrieden sei? (Mag denn doch selten vorkommen.)

b. Wenn man über eine Brücke reitet, wird man plötzlich abgeworfen, und ist man ja mit ganzen Rippen davon gekommen, so muß man das Pferd zurücklassen, das sich in den löcherigen Bohlen ein Bein abgebrochen hat.

c. Wenn man meilenweit von allem, was einer menschlichen Wohnung ähnlich sieht, entfernt ist, wird man ohne Weiteres vom Führer verlassen, und mag zusehen, wie man seinen Weg findet.

d. Man stürzt in finsterer Nacht mit Sack und Pack in eine tiefe Schlucht.

e. Todmüde und von Kälte fast erstarrt, kommt man in eine Herberge. Aber dort findet man nichts als ein schlechtes Zimmer mit nassen Wänden, papierverklebten Fenstern und ohne Thüren. Will man Feuer machen, so bekommt man grünes Holz, und der Rauch beißt Einem entsetzlich in die Augen.

f. Geht man Abends in ein Kaffeehaus, so werden Einem Mantel und Kleider durch Brandflecken verdorben.

g. Man kommt in ein von türkischer Miliz besetztes Dorf und sucht eine Herberge. Die freundlichen Leute weisen Einem einen Platz an, zwischen dem Schweinstalle und einem Spital, in welchem Pestkranke dem Tode entgegen sehen.

h. Man will durch einen Fluß setzen, und glaubt in der Furth zu sein. Da fängt aber das Pferd an zu schwimmen, denn der Führer hat sie verfehlt. Also werden uns die Kleider naß, unsere Glieder kalt, und der einzige Trost bleibt, daß wir die Kleider nicht wechseln können, weil das Gepäck ja auch naß geworden ist.

Und so geht es fort!

Ein baumstarker Tyroler.

Der Stier einer Heerde im Pusterthal wurde plötzlich wild, und mit genauer Noth, — so erzählt ein Tourist — entkam ich mit meinen Gefährten in die Sennhütte, wo wir vom Fenster aus einem Kampfe zusahen, der unser Haar sträuben machte. Der Senner, eine riesige Gestalt, wurde von dem wüthenden Thiere, das mit seinen Hörnern die Erde aufwühlte, verfolgt und endlich erreicht. Sobald der Aelpler merkte, daß ihm der Stier auf der Ferse war, wandte er sich rasch um, streifte ein Paar kolossale Arme bloß, faßte den Stier, mitten im Anlaufe, bei den Hörnern, warf ihn um, und bohrte die Hörner in die Erde. Der Gewalt des Thieres gelang es zwar, sich wieder empor zu raffen und den Angriff zu erneuern, allein gleichzeitig hatte ihn auch der Senner wieder an den Hörnern gepackt, und that wie beim erstenmale. So warf er das ungeheuere Thier, den größten Bullen den ich je gesehen habe, dreimal zu Boden. Das viertemal war er es nicht mehr im Stande. Er stürzte rücklings in einen kleinen Graben; sein Feind beschädigte ihm sechs Rippen. Er genas erst nach langer Krankheit, aber der gefährliche Strauß hat dem baumstarken und muthigen Burschen weit und breit Ruhm verschafft.

Gomez.

Der mexicanische Räuber Gomez war seiner Grausamkeit wegen weit und breit berüchtigt. Einst traf er auf seinen Streifereien mit einem Manne zusammen, der im Laufe des Gesprächs bemerkte: Er fürchte sich sehr mit dem Räuber Gomez zusammenzutreffen, weil dieser die Leute, welche er beraube, auch noch martere.

„Wer sagt das?" fragte Gomez.

„Alle Welt sagts! Man weiß ganz gewiß, daß er Jeden, den er ausplündert, auch noch mordet, und sich dann seine Hände im Blute des Unglücklichen badet."

— „Wirklich thut er das? Lieber Freund, Euch soll ohne Weiteres das Gegentheil gezeigt werden. Denn seht dort hinten wohnt Gomez. Ihr werdet so gut sein, mit mir hinzugehen; ich will Euch dem Gomez vorstellen."

Der Wanderer mochte sich drehen und wenden, wie er wollte, und die nothwendigsten Geschäfte, die dringendste Eile vorschützen, er mußte mit, und sah nun bald, daß er in schlimme Hände gefallen war. In dem bezeichneten Hause waren die Helfershelfer des Banditen versammelt. Gomez rief ihnen zu:

„Bringt jene große Kiste her!"

Sie wurde gebracht und geöffnet. „Nun steigt hinein!" rief er dem Reisenden zu.

Der Unglückliche mußte sich hineinzwängen lassen, und der Deckel wurde zugeschlagen.

Gomez aber rief: „Ihr könnt Euch nun überzeugen, wie sehr alle Welt auf meine Kosten lügt. Sterben sollt und müßt Ihr, aber ich werde meine Hände nicht in Euerm Blute baden. Meinetwegen verhungert, erstickt, was Ihr wollt.

Vergeblich flehete der Arme um Gnade, die Räuber verhöhnten ihn, und würfelten auf dem Deckel der Kiste.

Seltene Nahrungsquelle.

Vor etwa zehn Jahren trieb sich in der Umgegend von London ein Mensch umher, der seinen Lebensunterhalt reichlich damit verdiente, daß er sich aufhängte. Dieser sinnreiche Biedermann wählte sich einen Baum an der Landstraße aus, und streuete Pa-

vier umher, die Bruchstücke von Briefen an seine Frau sein sollten. Dann hing er sich an einen Strick, aber so, daß Leute aus der Ferne es sehen konnten. Der Strick war aber so eingerichtet, daß er riß, und der Industrieritter auf die Erde fiel, wo er liegen blieb, bis die inzwischen herbei kommenden Leute ihn mitleidig aufhoben. Er war vortrefflich darauf eingeübt, das Wiedererwachen zum Leben so täuschend zu heucheln, daß er Jedermann damit betrog. Dann log er den Leuten eine herzbrechende Geschichte vor, wie Weib und Kind daheim hungern müßten. Die Folge war eine Sammlung, die insgemein reichlich ausfiel. Der Gauner nahm das Geld, und eilte von dannen, um sich im Wirthshause eine Güte zu thun, und am nächsten Tage abermals auf Spekulation zu erhenken.

Luftbetten.

Diese werden jetzt sehr häufig gebraucht und sind namentlich für Reisende von großem Nutzen. Ein Bürger aus Bridgewater, Johann Clarke, hat sie im Jahre 1813 erfunden. Der Ueberzug wird durch Federharz luftdicht gemacht, und in einen andern gesteckt, der von nicht luftdichtem Stoffe verfertigt warde. Alsdann wird in den innern Sack Luft geblasen, und derselbe dann vermittelst einer am Mundstücke angebrachten Schraube zugedreht. Solche Betten sind ein kühles und frisches Lager, und haben, auch wenn sie aufgeblasen sind, ein sehr leichtes Gewicht. Sie verdienen daher allgemeine Einführung.

Verschiedenes.

In einer kleinen Stadt fand man eines Morgens an dem Gerichtshaus einen Schild ausgehangen, auf welchem ein nackter Mann gemalt war, unter dem die Worte zu lesen waren. „Ich bin der Mann, der den Prozeß verloren hat.“ Auf der andern Seite sah man einen mit Lumpen behangenen Mann mit folgender Unterschrift: „Und ich bin Der, welcher den Prozeß gewonnen hat.“

Die Luftmaschine des Hrn. Henson von welcher wir neulich eine Abbildung und Beschreibung mittheilten, hat sich zu London nach wiederholten Versuchen mit einem Modell, als völlig unwirksam erwiesen, ohne daß dieselbe ihren Weg, nachdem sie die geneigte Ebene verlassen, auch nur einen Fuß durch die Luft fortgesetzt hätte. Hr. Henson und seine Anhänger wußten zwar jedes Mal das Mißlingen zu erklären: bald war die Maschine zu schwer, bald waren die Flügelräder nicht im Einklang mit der letztern. Einer der Betheiligten namentlich behauptet noch immer, nach diesem Prinzip eine Geschwindigkeit von 100 Meilen in der Stunde erzielen zu können.

Schön ist folgender Gesang eines kirgisischen Mädchens, das Meyendorff eines Tages in der Steppe singen hörte.

„Siehst du den Schnee? Blendender ist die Weiße meines Körpers. Siehst du, wie das Blut des geschlachteten Lammes den Schnee färbt? Röther sind meine Wangen. Gehe auf jenen Berg, und siehe die Kohlen von dem verbrannten Baume. Meine Haare sind dunkler. Bei dem Sultan sind Gelehrte, die schreiben viel; aber meine Augenbraunen sind schwärzer als ihre Tinte.“ Unsere Schönen wären wohl zu schüchtern, sich öffentlich selber so zu loben.

Ein berühmter Arzt schreibt: Ich will Euch kurz und gut sagen, weshalb es so viele Krankheiten gibt, die schwer oder gar nicht geheilt werden können. Die erste Ursache liegt in der Völlerei und Prasserei, und daß die Leute mehr in den Magen stopfen, als sie verdauen können. Die zweite Ursache ist der gereizte geistige Zustand vieler Leute, welche sich über Dinge quälen und abärgern, die sich nun doch einmal nicht ändern lassen. Leidenschaften aller Art, meist aber bösartige, und irdische Sorgen nagen an dem Geiste, stören die Verrichtungen des Gehirns und thun dem Körper einen Schaden, der gar nicht zu berechnen ist. Seid ruhig und lebt mäßig, dann werdet ihr auch gesund bleiben.

Daß der Löwe keine Mäuse leiden kann, ist bekannt. Dem Tiger geht es ebenso. Wenn man eine Maus an einen Stock bindet, und diese zu einem Tiger in den Käfig steckt, so erschrickt er sichtlich. Er springt nach der entgegengesetzten Seite, und läßt man die Maus, die er doch mit einem leichten Schlage seiner Tatze vernichten könnte, auf ihn zulaufen, so drängt er sich in die Ecke und bebt und brüllt, und scheint sich furchtbar zu ängstigen. Einst wollte ein Menageriebesitzer einen Tiger zwingen, über den Platz zu gehen, wo die Maus hin und herlief. Lange Zeit konnte er ihn nicht dahin bringen sich zu regen, und erst dadurch, daß er einen brennenden Schwärmer hineinwarf, zwang er ihn zum Aufstehen. Aber statt durch den Käfig zu schreiten, nahm er einen so hohen Sprung, daß er mit dem Rücken an das Dach seiner ziemlich hohen Behausung anstieß!

Die Menschenmenge auf Erden kann man etwa zu tausend Millionen annehmen. Rechnet man durchschnittlich für ein Menschenleben drei und dreißig Jahre so sterben alljährlich 30,000,000, täglich 82,132, stündlich 3422, und in jeder Minute 57, oder etwa 1 in jeder Sekunde. Seit Christi Geburt sind etwa 53 verschiedene Menschengeschlechter aufeinandergefolgt. Auf 3125 Todesfälle kommt etwa ein Mensch von hundert Jahren oder darüber; 250 Todesfälle fallen auf die Wintermonate, 289 auf den Frühling, 225 auf den Sommer und die übrigen 235 auf den Herbst; in sehr großen Städten sterben aber im Winter mehr.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Lebenslauf eines Ostindienfahrers

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Lebenslauf eines Ostindienfahrers.

(Tafel 39.)

Seit den ältesten Zeiten haben die Völker unserer westlichen Gegenden Handelsverbindungen mit dem fernen Morgenlande unterhalten, und der Name Indien hatte schon für Griechen und Römer einen Zauber. Man verknüpfte mit ihm den Begriff des Wunderbaren, des Reichthums und der üppigsten Fülle, es war das Reich der Sagen und Mährchen, und König Alexanders Ruhm wurde in nicht geringem Grade dadurch gesteigert, daß er bis zu jenem Wunderlande vordrang. Indien war immer das Ziel des Ehrgeizes für asiatische Eroberer, die über die Gebirge, welche jenes Land im Norden umsäumen, hinabstiegen in die fruchtbaren Gangesebenen, und die friedlichen Bewohner derselben unterjochten. Sie waren zu allen Zeiten eine Beute kühner Krieger, namentlich aber der Mongolen, — wer kennt den Großmogul nicht, — der Afghanen und nun, seit beinahe hundert Jahren, der Engländer. Die Männer mit dem bleichen Antlitze beherrschen nun das schöne Land bis zum Indus; es ist ihnen theils unmittelbar, theils mittelbar unterthan; sie halten in den wichtigsten Städten ihre Besatzungen, über das ganze Land sind Europäer verbreitet; es gibt wenig Ortschaften von irgend einer Bedeutung, in welchen nicht Eingeborene wären, die das Englische verständen und sprächen; indische Matrosen dienen auf brittischen Schiffen, und unsere Zeit erlebt es, daß Hindu-Brahminen, wie Ram Ramohun Roy und Dwakarnath Tagor nach Europa wallfahrten, um sich mit unseren Sitten, Gebräuchen, Künsten, Wissenschaften und Gewerben näher bekannt zu machen.

Der wichtigste Hebel, welcher die Europäer nach Indien trieb, war von jeher der Handel; denn jenes große, von vielen mächtigen Strömen durchzogene Land ist reich an den mannigfaltigsten Produkten, die unser Erdtheil uns nicht liefert. Lange wurde dieser Handel hauptsächlich über Land getrieben, und die indischen Waaren kamen den Euphrat aufwärts nach Syrien, oder durch das rothe Meer nach Aegypten oder durch Persien oder Turkestan nach dem kaspischen See und dem schwarzen Meere. Aber diese Wege waren mit großen Gefahren verknüpft, die Güter konnten nur langsam befördert werden, oft fielen sie in die Hände von räuberischen Wüstensöhnen, und feste Berechnungen waren damals gar nicht möglich. Groß und allgemein war daher fast in ganz Europa die Freude, als man die Kunde vernahm, es sei, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den Portugiesen gelungen, um Afrika herum, einen Seeweg nach Ostindien zu finden. Die ersten Schiffe, welche reich befrachtet mit den Erzeugnissen jener Gegend nach Portugal zurückkamen, wurden mit ungeheurem Jubel empfangen, und der Welthandel nahm, da fast gleichzei-

tig auch Amerika entdeckt wurde, eine ganz andere Richtung. Die Portugiesen, welche damals die höchste Stufe ihrer Macht erreichten, wählten jene östlichen Gegenden zum Schauplatze ihrer Großthaten, wie die Spanier Amerika; beiden folgten die Niederländer, und zuletzt erst, aber am großartigsten und gewaltigsten betraten die Engländer den Schauplatz. Vor hundert Jahren besaßen sie kaum einen Fußbreit Landes in Indien, und waren schon erfreut, daß die Eingeborenen ihnen erlaubten, eine Handelsfaktorei zu gründen. Und jetzt gehorcht das ganze Gebiet vom Indus und Himalaya bis zu den Gangesmündungen und dem Vorgebirge Komorin und der Insel Ceilon, dem brittischen Dreizacke! Erworben ist diese Macht durch eine ungeheuere Summe von Geist, Tapferkeit und Fleiß, aber auch durch Grausamkeiten und Treulosigkeiten der entsetzlichsten Art. Sie ruhet aber auf dem Anker der brittischen Handels- und Kriegsmarine, und wird gestützt durch „hölzerne Mauern."

Fast täglich laufen, schwer mit den werthvollsten Gegenständen beladen, in den brittischen Häfen Schiffe aus Indien ein, Ostindienfahrer, deren Mannschaft das bunteste Gemisch bildet. Da sieht man neben dem schottischen oder englischen Matrosen den dunkeln Hinduseemann (Laskaren genannt), die waizengelben Chinesen mit den vorstehenden Backenknochen, enggeschlitzten Augen und langen Zöpfen; kühne Malayen, nußbraun im Antlitz und wilden Gemüthes. Neger mit wolligem Haar von der Ostküste Afrikas, schlanke Araber, und nicht selten auch tättowirte Neuseeländer, die nur mit Mühe ihr Gelüst nach Menschenfleisch bezähmt haben. Sie alle aber sind auf dem Schiffe wie von einem Geiste beseelt, an Mannszucht gewöhnt, und gehorchen dem Befehlwort des Kapitäns. Denn auf jedem Schiffe, sobald es auf den Wogen tanzt, herrscht unbedingter Gehorsam.

Die Fahrt von und nach Indien gehört zu den längsten und schwierigsten. Nehmen wir an, das Schiff verlasse den Hafen von Hamburg oder London und sei nach Kalkutta bestimmt, und es sei die Zeit der Herbststürme. Dann wird es oft lange in dem Kanale zwischen England und Frankreich aufgehalten, es hat in dem engen Meeresarme hin und her zu laviren, und kommt es glücklich aufs hohe Meer hinaus, so treibt der Wind es in die spanische See (den biscayischen Meerbusen) die immer tief und hohl geht, und das Fahrzeug schlenkert. Doch auch diese Strecke wird zurückgelegt, und nach langer Mühe und ununterbrochenem Arbeiten, kann die Mannschaft, wenn sie die Höhe der afrikanischen Westküste erreicht hat, und in die Gegend der Azoren oder der kanarischen Inseln gelangt ist, sich von ihren Anstrengungen erholen. Alles ist frohen Muthes, bis sich plötzlich ein gewaltiger Sturm erhebt, der über die Sahara herweht. Es ist eine Art von Samum oder Harmattan, ein glühend heißer Wind, der Staub in der Wüste aufwirbelt, ihn bis weit aufs Meer hinauspeitscht, und die Sonne röthlich verfinstert. Dieser Orkan treibt das Schiff bis in die Nähe des Erdgleichers, wo das Tagesgestirn seine Strahlen senkrecht herabschießt, und die Menschen keinen Schatten werfen. Die Hitze ist entsetzlich und wirkt ermattend und erschlaffend auf den Körper, dem nur zuweilen ein kühles Lüftchen Labung bringt. Aber bald hört auch dieses Lüftchen auf, die See gleicht, so weit das Auge reicht, einem ungeheuern glatten Spiegel, in dem die Sonne wieder strahlt, den kein Lüftchen kräuselt, der bis tief hinab durchsichtig ist, und vollkommen bewegungslos zu sein scheint. Es ist dann Seestille, das Schiff ist, wie unsere Seeleute sagen, bekalmt, es kommt nicht aus der Stelle. Dann ruhen alle Hände, aber die Seeleute fürchten diese Ruhe, weil sie ein großer Zeitverlust ist, weil das Schiff dabei nicht aus der Stelle kommt, weil das Trinkwasser verdirbt, und alle mißmuthig gestimmt werden. Doch das Schmollen mit den Elementen hilft nichts, sie sind mächtiger als des Menschen Wille, und diesem bleibt nichts übrig, als in Geduld guten Wind abzuwarten. Von Glück kann er sagen, wenn derselbe nicht, was auch wohl geschieht, Wochenlang auf sich warten läßt, sondern eine frische Brise, eine Kühlte sich erhebt, die bald in einen lustigen Wind umspringt, der die Segel bläht, das Meer wieder kraus macht, und das Schiff vorwärts treibt. Nun sehnt die Mannschaft, die vielleicht schon zwei bis dritthalb Monate auf der See war, und mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, sich nach einem Erfrischungshafen, nach der Insel St. Helena oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Hat es diese Südspitze Afrikas erreicht, so athmen Alle leichter auf; die Mannschaft geht ans Land in die Kapstadt, labt sich an frischen Gemüsen, und edelm Konstanziaweine, und ist froh einmal wieder festen Boden unter den Füssen zu haben. Aber die Ruhezeit dauert nicht lange; der Wind ist günstig, die Kanone gibt das Zeichen, Alles muß wieder an Bord, und die Anker werden aufgewunden. Das Schiff steuert weiter, seiner Bestimmung zu, es muß seine Ladung nach Bombay auf der Westküste Indiens bringen; dort harren Guebern, Armenier oder Europäer schon längere Zeit sehnsüchtig auf die Ankunft der Waaren. Denn sie wissen, was für sie unterwegs ist; das Dampfboot, welches zwischen Suez am rothen Meere und Bombay fährt, und Nachrichten und Reisende aus Europa nach Indien, — über Alexandria, — in

fünf bis sechs Wochen bringt, hat die Briefe richtig abgeliefert. Täglich geht der Kaufmann an den Hafen und spähet, ob nicht unter den einlaufenden Schiffen auch jenes sei, das seine Güter am Bord hat. Manchmal ist schon die Sonne untergegangen; endlich aber läuft das ersehnte Fahrzeug ein, und hat seine Bestimmung erreicht.

Der Handel mit jenen Gegenden wird aber nicht nur durch europäische Fahrzeuge unterhalten, sondern auch mit Schiffen, die in Indien selbst gebaut werden, das in manchen Gegenden großen Reichthum an vortrefflichem Schiffbauholze hat. Wir sehen auf unserer Tafel, wie ein Ostindienfahrer vom Stapel gelassen wird. Oben auf dem Hügel, an welchem das Meer sich bricht, erhebt sich der Palast eines mohammedanischen Nabob. Das Meer ist belebt von Fahrzeugen der Eingeborenen, die herbeigekommen sind, um Zeuge des festlichen Schauspiels zu sein. Das Haupt haben sie gegen die Sonnenhitze durch Turbane und Baldachine zu schützen gesucht; sie rudern so nahe hinan, als ohne Gefahr irgend möglich ist. Jetzt wird der letzte Keil unter dem auf einer geneigten Fläche ruhenden Schiffe hinweggezogen, das Geschütz donnert, und die gewaltige Masse schießt hinab ins Meer, gewaltige Wellen werfend. Es sinkt tief ein, aber es ist gut gebauet, ist schwimmfähig, es hat Ebenmaaß, alle Verhältnisse sind genau berechnet, die Kunst hat ein tüchtiges Schiff geliefert, das dem Meister Ehre macht. Darum auch erhebt sich Jubelruf auf den Nachen, und Alle freuen sich des gelungenen Werkes.

Noch aber entbehrt es seines Hauptschmuckes. Die Masten fehlen ihm; diese sind zwar schon vom Zimmermann behauen, werden aber erst später eingesetzt. Dann wird es eben so stolz aussehen, und die Wimpel werden eben so lang im Winde flattern, wie auf jenem stattlichen Schiffe, das dort im Hintergrunde vor Anker liegt, und Freudenschüsse abfeuert, um die Gefährtin zu begrüßen. Das neue Schiff hat nur erst Flaggen, die brittische Flagge, und in der Mitte jene des indischen Landes, in dessen Gebiet zuerst sein Stern und Bug von den Wogen benetzt werden.

Nach vierzehn Tagen hat es seine Masten und seine Segel; es hat auch seine Ladung an Bord, und die Mannschaft ist vollzählig. Die Rheder und die Makler, die Zimmerleute und die Kaufleute, endlich die Müssiggänger, sie alle kommen, um es mit prüfendem Blicke zu mustern. Aber alle freuen sich über das herrliche Schiff, sie loben und preisen es; so lange, sagen sie, Wasser auf der Erde ist, hat noch nie ein solches Fahrzeug auf ihm geschwommen. Bei den Probefahrten hat es sich als einen vortrefflichen Segler bewährt, es gleitet wie ein Pfeil durch die Wellen, es steuert vortrefflich im Winde und gegen den Wind, es liegt schlank auf dem Wasser, es wiegt sich in ihm wie ein Schwan, und deshalb haben sie ihm auch den Namen: Der Schwan gegeben.

Der Schwan lichtet die Anker, er soll von Bombay ab, um Ceylon herum, nach Madras fahren. Das Wetter ist günstig, Alle am Bord sind wohlgemuth und guter Dinge. Seeräuber können dem Schwan nichts anhaben. So frech werden die malayischen oder arabischen Piraten nicht sein, daß sie bis in jene Meere schwärmen, oder gar den Schwan angreifen, ein auf zwanzig Kanonen gebohrtes Schiff, das Schießbedarf in Menge an Bord hat, und von einer muthigen, entschlossenen Mannschaft vertheidigt wird! Denn in jenen Gegenden sind auch die Kauffahrer bewaffnet. Der Schwan hat nichts zu befürchten.

Und doch, der Schwan hat etwas zu befürchten, er wird von Unheil bedroht, aber nicht durch Seeräuber, nicht durch Sturm und Gewitter, sondern das Unglück kommt von einer andern Seite. Hören wir die Erzählung des Mannes, der durch seine Entschlossenheit dieses Unglück abwandte.

„Auf unserer Fahrt von Bombay nach Madras schlief ich an einem schönen Tage in einem der Boote des Hinterdecks, als plötzlich wilder Aufruhr im Schiffe entstand. Ich glaubte, es sei eine Meuterei ausgebrochen, denn solche Verwirrung hatte ich noch nie gesehen. Die Matrosen stürzten einer über den andern, aus allen Lucken, zum Verdeck hinauf; alle Mannszucht hatte aufgehört; der auf dem Verdeck befehlhabende Lieutenant stand leichenblaß da, und konnte vor Staunen und Schreck kein Wort hervorbringen; der Kapitän und die meisten Offiziere drängten sich fragend und befehligend durch die dichte Masse des Schiffsvolks, aber alle Ordnung war geschwunden; Jeder, ohne Unterschied, wurde gedrängt und eingekeilt. Ich sah auf den ersten Blick, daß Verzweiflung sie alle gepackt hatte; ich sah es auf den plumpen, durchgewitterten Gesichtern der Matrosen, daß hier von Aufruhr keine Rede sein konnte. Endlich riefen sie, wie aus einer Kehle: Feuer, Feuer! Feuer im Vormagazin!

Das also war das Geheimniß. Der furchtbare Ton bewirkte, was sonst nichts Irdisches hätte hervorbringen kann. Es war Ursache, daß der kräftige, abgehärtete, beherzte Matrose die, man möchte sagen seit Kindesbeinen ihm angewöhnte, und mit seinem innersten Wesen verwebte, Zucht vergaß. Unwiderstehliche Furcht vor dem einzigen Elemente, mit dem einen Kampf zu

bestehen für den Seemann schrecklich ist, ergriff Alle. Feuer, und noch dazu in der Pulverkammer! Noch ein Augenblick, und Leiber wurden verstümmelt, in die Luft geschleudert, und eine Beute der gefräßigen Meeresthiere. Gewohnheit oder Instinkt trieb die Offiziere an, welche bei dem ersten Rufe das allgemeine Gefühl zu theilen schienen. Niemand bewegte sich, Aller Stirn war blutroth aufgeschwollen, Aller Augen waren starr auf die vordere Luke gerichtet, und Jeder erwartete das unvermeidliche Schicksal. Wir hatten kein Land im Gesicht; kein Segel, kein dunkler Punkt zeigte sich am Horizonte; die einzige Wolke ward von dem schwarzen, dicken Rauche gebildet, der aus der Luke hervorqualmte; es herrschte völlige Windstille; und dieser Dampf stieg in ungebrochener Säule zu den Wolken empor, und wir glaubten, ihm bald dahin folgen zu müssen.

Grabesstille herrschte auf dem großen, schönen Schiffe. Ihr folgte bald ein wirres Gemurmel, und gleich darauf stürzten Matrosen ohne Verabredung, aber in Massen und wie wenn sie Befehl erhalten hätten, zugleich nach den Booten am Hinterdeck. Andere drängten sich an die Schiffsseiten, und strengten ihre Augen vergeblich an, irgend ein Mittel zu erspähen, das zur Rettung führen könne. Wieder andere krochen zitternd an den Strickleitern hinauf, während ein kleines Häuflein eiserner Veteranen unerschrocken da stand, — Leute, die in Stürmen, Schlachten und gewaltigen Anstrengungen, nicht vor Alter, ergraut waren.

In dieser allgemeinen Bewegung schreckte mich die laute, deutliche und hell tönende Stimme des ersten Lieutenants auf. Er befahl den Feuerleuten die Löscheimer zu ergreifen, und den Seesoldaten bewaffnet auf das Hinterdeck zu kommen. Den Offizieren rief er zu, sie möchten seinem Beispiel folgen. Dabei ergriff er einen Handdegen, und nun erwachten die Offiziere gleichsam wieder zu ihrer Pflicht, und so wurden die Matrosen aus den Booten und vom Hinterdeck vertrieben.

Sobald ich des Lieutenants Stimme hörte, trat ich auf ihn zu, und sprach: „Ich will hinab in das Magazin, wenn Sie die Feuerwerker dahin schicken, und mir Wasser hinab reichen lassen."

Und kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so stürzte ich auch schon die große Schiffsluke hinab, eilte längs dem verödeten untern Verdecke hin, ergriff ein Tau, und ließ mich mitten durch den Qualm in das Magazin hinab. Im vordern Raum desselben, der schwärzer als die schwärzeste Nacht war, konnte ich unmöglich unterscheiden, was für eine Bewandniß es eigentlich mit dem Feuer hatte. Ich tappte umher, fühlte, daß mir Hand und Kopf versengt wurden, und der Rauch hinderte mein Athemholen. Da stolperte ich über einen Menschen hin, der entweder todt oder stark betrunken war; und dabei riß ich ein Bündel Lunten nieder, das in Brand gerathen war. Dadurch kamen die zu Signalen bestimmten, sogenannten blauen Lichter in Brand, und ich hörte, daß Leute, die herabkamen, um mir zu helfen, entsetzt schrien: Es fliegt auf! Sie stürmten wieder aufs Verdeck, wo nun auch alle verzweifelt ausriefen: Es fliegt auf! Dann war Alles wieder todtenstille.

Beim Flammen der blauen Lichter reichte ein Blick hin, das furchtbare Geheimniß aufzuklären. Zu meinen Füßen ausgestreckt lag der Unterfeuerwerker, mit einer zerbrochenen Pfeife im Munde. Das einzige Lebenszeichen welches er von sich gab, war eine paffende Bewegung seiner Lippen. Die zum Zünden bereit liegenden Kanonenlunten hatten durch seine Nachlässigkeit Feuer gefangen. Der langsam fortglimmende Brand so vieler Hunderte von Lunten hatte ganz allein den Brand verursacht, und es war nur ernstliche Gefahr dadurch zu besorgen, daß derselbe so nahe beim Pulvermagazine war. Ich sah, daß man das Schiff noch retten konnte, ich hielt mich in meinem Eifer für feuerfest, und packte also beherzt die blauen Lichter. Und während ich sie nach oben reichte, rief ich, man solle mir mehr Leute zu Hülfe schicken. In diesem Augenblicke kam der Lieutenant: „Kommen Sie nicht hier herunter," sagte ich, „aber reichen Sie diese verdammten Lichter nach oben; dann rasch einige Dutzend Eimer Wasser her, und Alles ist in Ordnung."

Den ersten Eimer Wasser, den die Leute herreichten goß er über mich aus, und sprach dabei: „Sie brennen lichterloh." Und meine Haare wie mein Hemd brannten wirklich. Das Wasser und der Dampf machten, daß ich bewußtlos umfiel. Nun nahm der Lieutenant meine Stelle ein; mich aber belebte die frische Luft bald wieder. In wenigen Sekunden war das Magazin voll Wasser geschwemmt und das Schiff gerettet." —

Ja, das Schiff war gerettet, und erreichte seinen Bestimmungsort. Von Madras steuerte es bald darauf in den Hugly, jenen Strom an welchem Calcutta liegt. Vor hundert Jahren standen dort nur wenige Hütten, jetzt erheben sich, umgeben von Häusern der Eingeborenen, tausend Paläste, und man kann binnen wenigen Minuten mitten aus Asien sich nach Europa versetzt glauben. Denn in dem Stadttheile, welchen die Engländer bewohnen, ist Alles europäisch; nur die Natur, die Gewächse und Thiere lassen sich ihren tropischen Charakter nicht nehmen. Dort ragt eine Palme stolz in die Lüfte empor, hier sitzt der Adjutantenvogel, nach Beute spähend auf dem Dache, und verläßt man die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Gegend der Paläste, um den Stadttheil der Eingeborenen zu betreten, so geräth man in ein buntes Gewimmel von Leuten aus allen asiatischen Nationen. In den engen Gassen, und in dem mit Waaren aller Länder reichlich versehenen Bazar drängt sich der dunkelfarbige Malabare neben dem schlauen Chinesen, der stolze Afghane neben dem Birmanen und Siamesen, deutsche Matrosen mit blondem Haar gehen vorüber am Hindu, Malayen oder Neuseeländer; ein reicher Bäbu (vornehmer Handelsmann) wird in einer Sänfte vorüber getragen; und wenn man die Laute der verschiedensten Sprachen durcheinander hört, so kann man sich nach Babylon versetzt glauben.

Der Schwan bleibt nicht lange in Kalkutta. Er erhält eine Waarenladung nach London, das er erreicht. Aber unterwegs peitschte ihn ein gewaltiger Sturm auf den Wogen umher, und riß ihm die Masten weg; er mußte bei Ceilon Anker werfen, und neue Masten aufsetzen. Später erhielt er einen Leck, und nur der ungeheuern Anstrengung der zahlreichen Mannschaft gelang es ihn über dem Wasser zu erhalten, indem sie die Pumpen nicht ruhen ließ. Nachdem er ausgebessert worden, tritt er eine Reise nach Gegenden an, die er früher noch nicht besuchte. Er segelt nach Westindien, nach der Havanna. Auf der Höhe der Insel Cuba leidet er Schiffbruch und geht unter; die Mannschaft muß sich in das Boot flüchten und dieses schlägt um.

Aber auch in dem gefahrvollsten Augenblicke übt die Mannszucht ihre Gewalt. Der Lieutenant gibt Befehl, den Kiel zu verlassen, und die Mannschaft gehorcht augenblicklich. Das Boot wird umgewandt; aber kaum haben zwei Matrosen angefangen, das Wasser mit den Hüten auszuschöpfen, so schreit der eine: er habe die Flossen eines Haifisches gesehen. Keine Sprache vermag den Schrecken zu beschreiben, welcher da die Seeleute ergriff, welche noch im Wasser waren. Ein Haifisch ist für die Matrosen zu allen Zeiten ein Gegenstand des Entsetzens. Nur die, welche den furchtbaren Rachen dieser gefräßigen Thiere gesehen, die ihre ungeheuere, fast unglaubliche Stärke, ihren Durst nach Blut, ihre Gier nach Menschenfleisch kennen; nur diese vermögen sich einen Begriff von den Gefühlen zu machen, von denen ein Schwimmer gepackt wird, wenn er rufen hört: Ein Hai, ein Hai! Jetzt suchte Jeder augenblickliche Rettung. Alle wußten, daß ein einziger Tropfen Blutes die Pilotfische, (die Schakalls der Haie) auf die Spur gebracht hatte; sie gehen den Haifischen voran, und zeigen ihnen, wo reicher Fraß zu erwarten ist. Jetzt verschwand die Mannszucht; das Boot schlug abermals um; der eine rettete sich nur auf den Kiel, um von einem andern wieder herabgestoßen zu werden, und die Kraft der Männer schwand durch die lange Anstrengung. Der gefürchtete Feind erschien indessen nicht, und nun drang der Lieutenant abermals in Alle, durch das letzte Mittel, welches noch übrig war, das Boot zu retten. Er ermahnte diejenigen, welche sich an den Seiten angeklammert hielten, mit den Füßen in das Wasser zu schlagen, um die Ungeheuer zu verscheuchen. Abermals dämmerte einige Hoffnung auf, das Boot wurde wieder aufgerichtet, und vier Mann waren in demselben thätig; nur ein wenig Geduld und Gehorsam, und die Rettung war wahrscheinlich. Aber in diesem Augenblicke, und während die im Wasser befindlichen ihren Gefährten im Boote zuriefen, sie möchten fleißig ausschöpfen, hörte man ein Geräusch, und fünfzehn Haifische schwammen daher. Nun war der Schrecken größer als je zuvor, das Boot wurde durch den gleichzeitigen Versuch Vieler sich zu retten, abermals umgestürzt, und abermals zwei und zwanzig Matrosen waren dem Untergange geweiht. Anfangs schienen die Haifische nicht geneigt, ihre Beute zu packen, sondern spielten zwischen den Matrosen im Wasser, und tauchten zuweilen empor, und rieben sich an ihren Opfern. Doch das dauerte nur kurze Zeit; ein lauter Schrei des einen Matrosen, lehrte uns, daß die Spielerei vorüber war, ein Hai hatte sein Bein gefaßt, und es mit einem Bisse vom Körper getrennt. Kaum hatten die übrigen Blut gekostet, als der allgemeine Angriff begann. Wieder ein Schrei, und abermals waren Glieder abgerissen. Einige wurden vom Boote weggeschnappt, an welchem sie sich bislang festgehalten, Andere ließen vor Angst los, Alle aber schwebten in der größten Gefahr. Aber selbst unter diesen Schrecknissen eines gewissen und furchtbaren Todes, gab der Lieutenant seine Befehle mit klarer vernehmlicher Stimme, und zur unvergänglichen Ehre der unglücklichen Matrosen müssen wir bemerken, daß dieselben befolgt wurden. Die Stimme des Offiziers wurde von den noch am Leben gebliebenen gehört, und das Boot wieder aufgerichtet. In demselben waren zwei Leute, um das Wasser auszuschöpfen; die Anderen gaben sich Mühe, es aufrecht zu erhalten; der Lieutenant hatte das Hintertheil gefaßt, und munterte die Mannschaft auf. Die Haifische aber hatten nun einmal Blut gekostet und waren von ihrem Schmause nicht mehr zu vertreiben. Als der Lieutenant einen Augenblick aufhörte, mit den Beinen zu plätschern, und in das Boot hineinsah, um sich zu überzeugen, wie weit es ausgeschöpft sei, schnappte ein Hai seine beiden Beine und bis sie ihm oberhalb der Kniee ab. Ein entsetzlicher Schrei preßte sich aus der Kehle des Unglücklichen hervor. Die Mannschaft

hatte diesen wackern, unerschrockenen Mann stets geliebt; als sie hörte, wie er schrie, als sie sah, wie er losließ, da packten ihn zwei Leute und hoben ihn ins Boot. Und sogar jetzt, unter den schrecklichsten Schmerzen, vergaß der tüchtige Offizier seine eigenen Leiden, und dachte nur daran, die wenigen, welche noch am Leben waren, zu retten. Er gab ihnen guten Rath, und munterte sie auf, den Muth nicht zu verlieren. Wieder neigte sich das Boot, weil mehrere zu gleicher Zeit in dasselbe hineinklimmen wollten; die beiden Matrosen, welche den Lieutenant hielten, ließen ihn los, und so rollte er in die Wogen und ertrank. Sein letzter Ruf verlor sich unter dem Geschrei seiner früheren Genossen; er sank, und kam nicht wieder zum Vorschein.

Um acht Uhr Abends stürzte das Boot wieder um, und um neun Uhr waren alle eine Beute der Haifische geworden, bis auf zwei! Die Ungeheuer waren für den Augenblick befriedigt und übersättigt. Jene Beiden beschlossen muthigen Herzens, den kostbaren Augenblick zu benützen; sie richteten das Boot wieder empor, schwangen sich der eine am Vorder- der andere am Hintertheil, wieder hinein, begannen es auszuschöpfen, erleichterten es bald hinreichend, so daß es nicht leicht wieder umschlagen konnte, und setzten sich dann, um ein wenig auszuruhen. Als aber die Haifische wieder zu plätschern begannen, nahmen jene die Arbeit wieder auf, denn die gefräßigen Thiere suchten das Boot umzustürzen, schwammen eine Zeitlang um dasselbe herum, bis sie sich endlich entfernten, und die beiden Matrosen, durch Gottes Hülfe von ihren unersättlichen Feinden befreit, und insofern gerettet schienen. So ermüdet auch beiden waren, so setzten sie doch ihre Arbeit fort, bis fast alles Wasser aus dem Boote geschöpft war; dann legten sie sich zur Ruhe. Trotz der Schrecknisse, deren Augenzeugen sie gewesen, versanken sie doch bald in einen gesunden Schlaf, und der Tag war bereits aufgedämmert, bevor sie zu schrecklichen Betrachtungen, und vielleicht noch schlimmeren Gefahren erwachten. Der Himmel war unbewölkt, die Sonne strahlte hell, und auf die kühle Nacht folgte ein heißer Morgen. Nun stürmten Hitze, Hunger und Durst auf die ermatteten Matrosen ein, welche durch Umsicht, Anstrengung und glücklichen Zufall von einem gewissen und schrecklichen Tode errettet worden waren. So weit das Auge reichte, war nichts zu sehen als der glänzende, unermeßliche Wasserspiegel des Meeres, der wolkenlose Himmel und die glühende Sonne. Das Boot lag, wie die Arche Noahs, allein in einer Welt. Sie hatten weder Ruder noch Masten noch Segel; keinen Mundvorrath, kein Trinkwasser, — nichts als sich selber und die Bretter des Bootes. Sie lagen auf dem ruhigen Ocean, ohne Hoffnung, ohne Hülfe, vom Unglück überwältigt. Ihre Augen hafteten aufeinander, zwar wohl mit Mitleid, aber zugleich auch mit Furcht. Jeder ahnete das Schreckliche wozu das unabweisliche Bedürfniß der Natur sie zwingen würde. Schon glühete Kannibalismus in ihren Blicken, und wenn der Kampf einmal begann, so mußte er schrecklich werden, denn beide waren tapfere Leute, und einander an Muth und Stärke ziemlich gleich.

Nur zuweilen kräuselte ein leiser Windhauch die ruhige Oberfläche der See. Umsonst strengten die Matrosen ihre Augen an, umsonst wandten sie sich von der einen Seite zur andern, um sich vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen; sie konnten nicht schlafen; die Furcht hielt sie wach. Keiner wagte auch nur den kürzesten Schlummer, denn er wäre wahrscheinlich sein letzter auf Erden gewesen. Einmal geriethen sie schon in Zank, aber glücklicherweise siegte Menschlichkeit über Verzweiflung. Der Mann im Vordertheile klagte über unausstehlichen Durst, tauchte seine Hand oft in das Meer, und sog die Näße ab. Er that es aber so schnell als möglich, denn die Schrecken der Nacht waren ihm noch zu gegenwärtig, und zuweilen ragten, nicht fern von dem Boote, die Flossen eines Haifisches aus dem Wasser hervor. Die grausamen Qualen des Durstes wurden durch den Genuß des Seewassers noch gesteigert; der Matrose wurde wie toll, er stampfte mit den Füßen, zerraufte sich das Haar, — aber plötzlich hielt er in seiner Wuth inne, und rief: „Bei Gott, dort ist ein Segel!“

Es war eine Brigg. Beide sahen, wie sie langsam das Wasser durchschnitt, und waren überzeugt, daß man sie gesehen habe. Aber in einer Sekunde stürzte das Gebäude ihrer Hoffnungen wieder zusammen, denn das Schiff wandte sich, und setzte mehr Segel auf. Ein schrecklicher Augenblick! Verzweiflung verfinsterte das Antlitz der beiden Matrosen, umsonst riefen sie, vergebens warfen sie ihre Jacken in die Luft; man hatte sie nicht gesehen.

Die Zeit verging; noch eine Viertelstunde, und jede Möglichkeit der Rettung war verschwunden. Da schöpfte derselbe Matrose, der sich kurz zuvor der wildesten Verzweiflung überlassen, wieder neuen Muth; er blickte starr nach der Brigg und rief aus:

„Beim Himmel, ich thue es, oder wir sind verloren!“

„Was willst Du thun? fragte sein Gefährte.

„Obschon es,“ erwiederte Jener, nach dem was wir erlebt und gesehen haben, keine Kleinigkeit ist, so will ich es doch versuchen; denn was für Hoffnung

bleibt uns noch übrig, wenn das Schiff vorüber segelt? Ich will hinschwimmen; gelingt es mir, so bist auch Du gerettet, gehe ich unter, so sterbe ich wenigstens, ohne mein Leben um einige Stunden durch einen Mord verlängert zu haben."

„Was? Ueber Bord springen, und mich allein lassen?" rief der Unglücksgefährte; „sieh jenen Haifisch, der uns schon seit Stunden folgt; springst Du ins Wasser, so zerreißt er Dich! Nein, nein; warte, vielleicht kommt noch ein Schiff; ich kann nicht halb so weit schwimmen als Du, und fürchte mich, allein zurückzubleiben. Denk an die Haifische und an gestern Abend."

Jener aber sprang so gefaßt über Bord, als wollte er in einem Teiche baden. Kaum schwamm er, als sein Gefährte sich umwandte, und nach dem Haifische zu sehen. Die Flossen waren verschwunden; das Ungeheuer schwamm offenbar seiner Beute nach.

Wer die meiste Angst ausstand, möchte schwer zu bestimmen sein. Der im Boote Zurückgebliebene ermunterte den Andern durch Zuruf, sah nach der Brigg und schwenkte seine Jacke in der Luft. Dann blickte er wieder nach den Haifischen, und wie groß war sein Entsetzen, als zwei derselben dicht am Boote hinschwammen und auf den Schwimmer zuschossen. Er plätscherte mit seiner Jacke im Wasser, um sie zu verscheuchen, aber die Thiere kehrten sich nicht daran, und verfolgten ruhig ihre Bahn. Der Matrose schwamm schnell und rüstig. Es unterlag keinem Zweifel, daß er in den Höhebereich der Brigg gelangen konnte, wenn die Haifische ihn daran nicht hinderten. Und da er wohl wußte, daß sie ihm folgen würden, so schlug er mit den Füßen aus und plätscherte im Wasser. Es gibt keinen Fisch der so furchtbar und doch zugleich so feig wäre, wie der Hai. Man hat gesehen, daß einer zweimal von der Harpune getroffen wurde, und doch zum drittenmal nach dem Köder schnappte; nichts destoweniger läßt er sich durch das geringste Geräusch vertreiben, und faßt seine Beute immer nur, wenn sie ganz still liegt. Der Schwimmer bemerkte die Gefahr, in welcher er schwebte, erst dann, als er schon eine beträchtliche Stelle vorwärts gekommen war; doch schwamm er wacker darauf zu; er war auf Alles gefaßt, und hatte nur geringe Hoffnung gerettet zu werden. Nun hatte der Lufthauch sich verstärkt, das Schiff alle Segel beigesetzt, und fuhr rascher. Der arme Schwimmer strengte alle Kräfte an, er schrie, aber umsonst, denn Niemand war auf dem Verdeck, und der Steuermann von seinem Berufe zu sehr in Anspruch genommen, als daß er auf irgend etwas Anderes geachtet hätte. Die Brigg segelte vorüber, der Schwimmer entfernte sich immer mehr von ihr, seine Kraft war erschöpft, und die Haifische warteten nur auf den ersten ruhigen Augenblick um nach ihm zu schnappen. An Rückkehr zum Boote war nicht zu denken; es war zu fern, und sein Gefährte konnte ihm ja auch keinen Beistand leisten. Eben that er sein letztes Gebet, bevor er ermattet die Arme sinken lassen wollte. Da ging ein Mann über das Verdeck des Schiffes. Der Schwimmer erhebt beide Hände, gibt seinem Leibe einen Schwung über das Wasser, und erregt durch diese Bewegung die Aufmerksamkeit des Mannes. Nun drehet die Brigg bei, das Boot wird ausgesetzt, der kühne Schwimmer gerettet, und nach ihm auch sein Gefährte.

Beide waren die letzten von der Bemannung des Schwans, der in den westindischen Gewässern unterging, nachdem er etwa drei Jahre früher so stolz im fernen Ostindien vom Stapel gelaufen war. Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe?

Fügung.

Eine Erzählung nach Thatsachen.

I.

Frau Philipeau befand sich kaum in einem Alter von vierzig Jahren, als ihr der Tod den biedern Gatten entriß. Johann Philipeau war Zeichner in einer Kattunfabrik und hatte sein reichliches Auskommen; aber ein halbjähriges Krankenlager verschlang das Ersparte und so hinterließ er seiner Gattin nur die Sorge für den eigenen Unterhalt und für die Pflege der siebenjährigen Waise Lucilie. Gott weiß, wie sauer es der Frau Philipeau geworden, ohne Hilfe der Menschen sich und ihr einziges Kind anständig zu ernähren. Aber wer berechnet die Kraft der Mutterliebe? Frau Philipeau hatte sich in ihrer Jugend zu ihrem Vergnügen mit Sticken beschäftigt; sie suchte nun das, was früher ihre Erholung war, zum Gegenstande des Erwerbes zu machen. Kaum daß der Morgen graute, so saß die Wittwe schon am Arbeitstische, und wenn längst die Lichter in der Nachbarschaft ausgelöscht waren, flimmerte noch immer das einsamme Lämpchen in dem Zimmer der biedern Frau, welcher die Sorge um das einzige Kind keine Erholung von der anstrengenden Arbeit gönnte. So vergingen zwölf Jahre. Lucilie war unterdessen zu einer stattlichen Jungfrau herangewachsen. Sie hatte sich die Kunstfertigkeit ihrer Mutter in den verschiedensten Stickarbeiten angeeignet und machte es sich nun zur Aufgabe, durch den beharrlichsten Fleiß der nunmehr schwachen und kränklichen Frau ein sorgenfreies Leben zu bereiten. Lucilie duldete nicht, daß die theuere Mutter sich nur im mindesten der Arbeit annahm. Das gute Mädchen sorgte für Alles, war auf das kleinste Bedürfniß bedacht und verlor niemals die Heiterkeit, es sei denn, daß die Mutter, deren Gesundheit durch frühere Sorgen und Arbeiten sehr geschwächt war, im Lehnstuhle über Schmerzen klagte; dann aber legte das Mädchen den Stickrahmen bei Seite, setzte sich der lieben Mutter zu Füßen, faßte ihre bleiche welke Hand und sah ihr so theilnehmend ins Auge, daß die gute Frau ihre Schmerzen vergaß und einen zärtlichen Kuß auf die Stirne des theuern Kindes drückte. —

Luciliens Herz war nicht mehr frei. Sie hatte ihre Zuneigung einem jungen Manne geschenkt, der sich ihr und ihrer Mutter durch verschiedene kleine Dienstleistungen oft gefällig gezeigt. Heinrich Melun, so hieß der junge Mann, war in der That ein sehr biederer Mensch, einer jener schlichten Charaktere, wie sie in der Welt sehr selten, in Paris aber am seltensten sind. Bescheiden und anspruchlos wie er war, hielt ihn jeder für beschränkt, der ihn genauer kennen zu lernen nicht Gelegenheit, oder Lust hatte. Er war aus der südlichen Provinz und war vor drei Jahren nach Paris gekommen wo er als geschickter Formschneider reichliche Beschäftigung fand. Er sah Lucilien häufig bei einem Fabrikherrn, für den sie Stickereien verfertigte und für den er selbst viel arbeitete. Die Bekanntschaft wurde fortgesetzt und gestaltete sich denn zu einem innigen, unauflöslichen Liebesverhältniß. Heinrich hielt um die Hand des Mädchens bei Frau Philipeau an, und diese, welche sein wackeres Herz bei vielen Gelegenheiten genugsam erproben konnte, gab dem Bewerber die günstigste Antwort. Heinrich betrachtete sich von nun an als Glied der Familie. Er war noch fleißiger als früher und brachte den Gewinnst seiner Arbeit der Frau Philipeau zur Verwahrung. Jeden Abend stellte er sich regelmäßig bei seiner Geliebten ein, brachte ihr und der Mutter ein kleines Geschenk, oder wenigstens eine Stadtneuigkeit mit, und so saßen drei gute, zufriedene Menschen in vertraulicher Unterhaltung bei einander. Man sprach von der Zukunft, von baldiger Vermählung und häuslicher Einrichtung und von sonstigen Dingen, denen Frau Philipeau in ihrem Lehnstuhle gerne Aufmerksamkeit zu schenken pflegte. Auf diese Weise verging ein Monat um den Andern.

Heinrich mußte wegen seiner beabsichtigten Vermählung eine Reise nach seiner Vaterstadt unternehmen, um daselbst verschiedene Familienangelegenheiten zu ordnen. Diese Reise könnte höchstens eine Abwesenheit von einigen Wochen veranlassen, und so schmerzlich auch eine Trennung von ihrem Geliebten für Lucilie war, so würde sie doch, in der Aussicht auf das baldige schöne Glück, ihre Heiterkeit nicht verloren haben; allein seit mehreren Tagen schien eine ungewöhnliche Veränderung mit Heinrich vorgegangen zu sein. Er war ernster und schweigsamer denn je, und saß oft geraume Zeit an der Seite seiner Braut, in düsteres Hinbrüten versenkt. Vergebens bat ihn diese, ihr den Gegenstand seines Kummers mitzutheilen. Er schüttelte entweder schweigend das Haupt, oder entschuldigte sich mit seiner Müdigkeit nach angestrengtem Schaffen, kurz: sein Benehmen war dem Mädchen wie der Mutter ganz unerklärlich. Endlich nahete die Stunde des Scheidens. Heinrich war etwas heiterer und versprach, in höchstens drei Wochen wieder in Paris einzutreffen. Man küßte und umarmte sich und vergoß heiße Thränen. Die gute Mutter ließ es an Verhaltungsregeln für die Reise nicht fehlen und das Mädchen hatte den Geliebten an tausend Dinge zu erinnern, bis endlich der junge Mann mit feuchtem Auge Braut und Mutter verließ.

II.

Vierzehn Tage waren verstrichen, seit Heinrich Paris verlassen. Daß Lucilie während dieser Zeit oft an ihren Bräutigam gedacht, oft mit ihrer Mutter von ihm gesprochen, bedarf wohl keiner Erwähnung. Die Stunden seit seiner Abwesenheit wurden gezählt, die Stunden bis zu seiner Rückkehr berechnet. Man sann auf eine Ueberraschung, auf einen feierlichen Empfang, kurz: die Phantasie des Mädchens war fast nur mit ihm allein beschäftigt. Lucilie hatte eine Freundin, die muntere Marie. Mariens Eltern wohnten seit dreißig Jahren dicht neben der Frau Philipeau und so wurden die Mädchen schon in ihrer frühesten Kindheit mit einander vertraut. Marie war ein lebhaftes, fast ausgelassenes Mädchen, das immer scherzte, immer lachte, dabei aber so herzensgut war, daß sie Niemand leiden sehen konnte. In einer einzigen Minute fuhren ihr die verschiedensten Einfälle durch den Kopf, die sie auch ausführte, wenn es nur irgend möglich war. Lucilie hatte heute in der Cité eine Angelegenheit zu besorgen und bat die Freundin, sie dahin zu begleiten. Marie stellte sich ein und bald verließen beide Mädchen die Frau Philipeau, welche zur baldigsten Rückkehr ermahnte. Auf dem Wege machte Marie solche drollige Bemerkungen über die Vorübergehenden und Vorüberfahrenden, daß auch Lucilie auf's Heiterste gestimmt wurde und so kamen sie bald unter Scherzen und Lachen in die Nähe der düstern Morgue. Die Morgue ist jene weltberühmte Behausung, in welcher die in oder in der Nähe von Paris aufgefundenen Leichen zur Schau ausgestellt werden. Selbstmörder, Gemordete und sonstige Verunglückte liegen hier nebeneinander auf Pritschen hingestreckt, bis irgend ein Verwandter, Bekannter oder Freund sich meldet und nähere Auskunft ertheilt, oder bis gänzliche Verwesung die Bestattung nothwendig macht. Ueber dem Haupte jeder Leiche hängt die Kleidung, in welcher man dieselbe gefunden und ich brauche dem Leser wohl nicht erst begreiflich zu machen, wie wahrhaft grauenerregend der Anblick dieser Morgue ist und welche starke Nerven dazu gehören, um den Anblick in dem Innern dieser Behausung ertragen zu können. Marie hatte schon oft Lucilien ersucht, mit ihr das gräßliche Todtenhaus zu besuchen; Lucilie hatte aber der Freundin diese Bitte stets abgeschlagen. Jetzt bat sie so dringend und gab so viele Gründe zur Rechtfertigung ihres sonderbaren Wunsches an, daß Lucilie endlich, obgleich widerstrebend, nachgeben mußte. Die beiden Mädchen zogen den Schleier tiefer über das Gesicht und traten zögernd und mit klopfendem Herzen in das düstere Thor der Morgue. Vielleicht hatte Marie mehr Herzensangst, als ihre besonnene Freundin; sie erheuchelte aber eine gewisse Festigkeit und zog Lucilien an diese Fensterwand, die den Hausflur von der Todenfalle trennt und durch welche man die hingestreckten Leichname deutlich sehen kann. Kaum aber, daß Lucilie einen Blick auf die Leichenreihen geworfen hatte, als sie mit dem Schrei „Heinrich!" halb ohnmächtig an den Busen der Freundin sank. Die Diener der Morgue eilten herbei und fragten nach der Ursache dieses Auftritts. Lucilie konnte kein Wort hervorbringen; sie deutete, am ganzen Leibe zitternd, auf einen Leichnam, der mit gräßlich zerschossenem Haupte dalag. Marie war trostlos. Sie gehörte zu jenen Naturen, in welchen die schroffsten Gegensätze sich berühren. Von der ausgelassensten Munterkeit konnte sie durch irgend eine Veranlassung zur düstersten Schwermuth gebracht werden und in diesem Augenblicke hatte sie wahrlich Grund genug zur Trostlosigkeit.

Bald kam der Aufseher, ein freundlicher, gebildeter Mann und ließ einige Kleidungsstücke, die über dem bezeichneten Leichnam hingen, herausholen. Die unglückliche Lucilie ward nur zu bald von dem schrecklichen Loose ihres Bräutigams überzeugt. Die Buchstaben H. M., die sie selbst in das seidene Tuch gezeichnet, welches den Hals der Leiche bei deren Auffindung umschlang, so wie die übrigen Kleidungsstücke ließen auch nicht den geringsten Zweifel an ihrem furchtbaren Verluste aufkommen. An dem Leichnam selbst, den der Aufseher auf einer Bahre in ein anstoßendes Gemach bringen ließ, konnte man nichts, als die Körpergestalt wahrnehmen; denn der Kopf war, wie gesagt, fürchterlich zerschmettert. So stand sie nun da, die unglückselige Braut vor der blutigen Bahre und betrachtete mit starrem, glanzlosem Auge die Leiche dessen, auf den sie die ganze Hoffnung ihres Lebens gesetzt und der ihr so schnell, so unbegreiflich schnell und auf eine schauererregende Weise entrissen worden. Sie weinte nicht; denn nur der Schmerz weint. Die Verzweiflung kennt keine Thränen. Marie drückte die Hand der Freundin an ihre Brust und blickte weinend bald auf sie, bald auf den Leichnam und bald auf den theilnehmenden Aufseher. Dieser, dem in seinem ernsten Berufe solche Scenen nicht unerwartet kamen, hatte einen Wagen bestellen lassen. Mit welchen Gefühlen fuhren aber die Mädchen nach Hause? —

III.

Der Mensch ist das stärkste und das schwächste Geschöpf zugleich und lebt in einem steten Irrthum über seine Kräfte. Bei kleinen Unannehmlichkeiten dieses Lebens zeigt er sich gewöhnlich schwach bis zur Feigheit; wenn ihn aber das Schicksal mit eisernen Krallen faßt und rüttelt, da erstarkt er und wagt den härtesten, den verzweiflungsvollsten Kampf. Zwei Tage waren seit jenem verhängnißvollen Besuche der Morgue verflossen.

Man kann sich leicht denken, was Frau Philipeau empfand, als sie aus dem Munde ihrer eigenen Tochter das Schicksal Heinrichs erfuhr. Sie unterdrückte ihren eigenen Schmerz und war nur um die unglückliche Lucilie besorgt, während diese eine gewisse Fassung erheuchelte, damit die kränkliche Mutter nicht in eine ernste, bedenkliche Krankheit verfalle. So vergißt wahre reine Liebe sich selbst in der Sorge um den geliebten Gegenstand. Indessen war Lucilie doch so sehr im Innersten erschüttert und angegriffen, daß sie zu keiner Beschäftigung fähig war. Marie die sich die Schuld an all diesem Unglück zuschrieb, war daher stets bei der Freundin, besorgte deren Arbeit und pflegte die Frau Philipeau womöglich mit noch größerer Sorgfalt und Aufmersamkeit, als Lucilie es bisher gethan. Mutter, Tochter und Freundin saßen nun zusammen und suchten sich gegenseitig zu trösten. Marie bedurfte vielleicht des Trostes am meisten. Frau Philipeau und Lucilie waren zart genug, dem guten Mädchen auch nicht den geringsten Vorwurf zu machen. Daß Heinrich der ausschließliche Gegenstand des Gespräches war, läßt sich leicht denken. Sein ungewöhnlicher Ernst, ja, seine wahrhaft düstere Stimmung in jüngster Zeit, unterlag jetzt den verschiedensten Deutungen. Was sollte ihn zu dem gräßlichen Entschluß eines Selbstmordes gebracht haben? Oder hat vielleicht ein Anderer Hand an ihn gelegt? Warum hat er seiner Braut, der er doch sonst Alles vertraute, die Ursache seines, wie es schien, sehr tiefen Kummers nicht mitgetheilt? — Solche und ähnliche Fragen wurden unzähligemale aufgeworfen und auf unzählige Weise beantwortet. So viel aber hielten die Frauen für gewiß, daß der gute, wackere Heinrich nicht schuldbeladen von diesem Leben geschieden und daß ein schweres, unerklärbares Verhängniß hier obgewaltet haben mußte. Dies und dergleichen sprachen sie auch am dritten Abend nach jenem finstern Ereigniß. Lucilie saß neben der zärtlichen Mutter, an deren Brust ihr bleiches Haupt ruhete. Marie stand gegenüber und war eben beschäftigt, die Lampe anzuzünden, als sich heftige Schritte vernehmen ließen. Bald öffnete sich die Thüre und herein trat — Heinrich.

IV.

Kaum war Heinrich in's Zimmer getreten, als Marie einen heftigen Schrei ausstieß, die Lampe zu Boden warf und sich hinter den Lehnstuhl flüchtete. Mutter und Tochter aber waren wie versteinert und blickten auf die in der Dämmerung fast unerkenntliche Gestalt Heinrichs. Dieser konnte sich das Erstaunen der Frauen nicht erklären und stand ihnen einige Zeit schweigend

gegenüber. Die ganze Gruppe hatte etwas Geheimnißvolles, Unheimliches, das sich kaum beschreiben läßt. Endlich unterbrach Heinrich mit folgenden Worten das Schweigen. „Ich bin in der That überrascht, mich auf diese Weise hier empfangen zu sehen. Steig' ich aus dem Grabe? Seh' ich einem Gespenste gleich, oder hab' ich einen Mord begangen, daß ihr so sehr vor mir zurückschaudert?"

Er hatte kaum beendigt, als Lucilie schon weinend an seinem Halse lag. „O Gott!" schluchzte sie, „wir haben viel, unaussprechlich viel um deinetwillen gelitten. Ein schreckliches, unbegreifliches Geschick scheint seinen Spott mit uns zu treiben. Aber du bist uns wiedergegeben und wir sind glücklich."

Heinrich konnte sich natürlich diese Worte nicht deuten. Indessen beruhigte er die Frauen, zündete Licht an, drückte der Frau Philipeau, die mehr tod als lebendig im Lehnstuhle saß, herzlich die Hand und bat denn um die Lösung des sonderbaren Räthsels. Lucilie erzählte ihm nun von dem Besuche in der Morgue. Heinrich wurde immer nachdenkender und als seine Braut ihre Rede geschlossen, sagte er mit thränenfeuchten Blikken: „Ich ahne ein Unglück. Wartet auf mich; ich kehre bald wieder."

Mit diesen Worten stürzte er eilends aus dem Zimmer und ließ die Frauen in neuem Erstaunen zurück.

V.

Auf's heftigste erschüttert kam Heinrich bald zurück. Er wischte sich die Thränen aus den Augen und rief seufzend: „So hat mich meine düstere Ahnung doch nicht belogen!" Er klärte sodann die Frauen über die Räthsel in dieser Begebenheit auf, indem er ihnen erzählte, daß Baptist, sein von ihm herzlich geliebter Bruder stets eine Abneigung gegen jeden Lebensberuf gezeigt. „Mit dem entschiedensten Talente begabt" sagte Heinrich, „hatte sich Baptist den verschiedensten Fächern gewidmet und ihnen schnell den Rücken gewendet. Ich habe für ihn gethan, was ein Bruder zu thun vermag. Ich habe ihm voriges Jahr Reisegeld nach Amerika gegeben, wo er sich, seinem Versprechen zufolge, irgend einer Lebensthätigkeit widmen wollte. Er verließ Paris. Meine herzlichsten Wünsche begleiteten ihn. Wie groß war aber mein Schrecken, als er vor zwei Monaten in mein Zimmer trat und zwar in einem Zustande, der mein tiefstes Mitleid, meine tiefste Verachtung erregte. Der Unglückselige hatte sich dem Trunke ergeben und sein Aeusseres so sehr vernachlässigt, daß er völlig einem Bettler ähnlich sah. Meine Verzweiflung kannte keine Grenze. Ich bat ihn, ich beschwor ihn, einen besseren Pfad einzuschlagen und die Ehre seiner Familie nicht an den Pranger zu stellen. Er versprach mir, nach Lyon zu gehen und einem dortigen Handlungshause seine Dienste anzubieten. Wiederum unterstützte ich ihn mit Geld und gab ihm die Hälfte meiner Kleider, damit er anständig in Lyon erscheine. Ihr könnt euch das Uebrige denken. Der Bedauernswerthe hat sich wahrscheinlich in der Verzweiflung über sein verfehltes Leben entleibt, und da er meine Kleider trug" — Heinrich konnte nicht weiter. Der heftige Schmerz erstickte seine Stimme. —

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Der gehaubte Kolibri und die Riesenspinne.

(Tafel 40.)

In Südamerika und Westindien erreicht die Thierwelt wie die Pflanzenwelt eine Ausbildung, eine Kraft und eine Ueppigkeit, hinter welcher sie in Europa weit zurückbleibt. Wir dürfen nur die Vogelspinne (Mygale avicularia), welche unsere Tafel vorstellt, mit unseren deutschen Haus- und Erdspinnen vergleichen. Wie schüchtern und winzig sind die letzteren im Vergleich zu ihr, deren Körper bis zu zwei Zoll lang wird, und, wenn sie ihre Beine ausstreckt einen Raum von sechs Zoll einnimmt. Es ist ein entsetzliches Thier, das einen unbehaglichen Eindruck macht, wenn man es sieht; es hat eine roth- oder braunschwärzliche Farbe, ist behaart, läuft schnell, und spähet nach Raub umher in Cayenne, auf St. Domingo und anderen heißen Gegenden Amerikas. Seine Wohnung hat es in Erdlöchern und Baumritzen, die es mit einem trichterförmigen Gewebe förmlich austapezirt. Am Tage hält diese Spinne sich gern verborgen, aber wenn es zu dunkeln beginnt, dann geht sie auf den Fraß aus, und tödtet Insekten, die oft stärker sind als sie. Keinen Kampf scheuet sie; trifft sie auf ein Thier, so packt sie es an, ringt mit ihm, und wenn sie es im erbitterten Kampfe überwunden hat, so saugt sie ihm mit der Gier einer Hyäne das Blut aus.

Auch an kleine Vögel wagt sie sich, und ist daher eine gefährliche Feindin der Kolibris. Hat sie ein Nest dieser kleinen niedlichen Vögel, besonders des Kolibri mit der Haube (Pardalotus cristatus) aufgespürt, so schleicht sie lange am Stamme des Baumes oder in den Aesten umher, und spähet, ob das Weibchen allein auf dem Neste sitzt. Denn mit diesem und dem Männchen zugleich vermag sie es nicht aufzunehmen, während sie einem Kolibri allein völlig gewachsen ist. Sitzt nun die sorgsame Mutter, um die Eier auszubrüten, oder die eben ausgekrochenen Jungen mit den Flügeln zu schützen und zu decken, so schleicht die Räuberin heran, und stürzt sich rasch über ihre Beute her. Der Kampf ist verzweifelt und gewöhnlich unterliegt der Vogel. Kommt dann das Männchen zurück, so findet es nur ausgesogene Leichen und auf dem Neste sitzt triumphirend das gefräßige Ungeheuer.

Der Kolibri mit der Haube ist ein schöner, munterer Vogel, der von Blume zu Blume summt, und dessen buntes Gefieder in der Sonne prächtig schimmert. Seine Haube, die er emporsträubt, wenn er in Zorn geräth oder ängstlich wird, ist roth, der Kopf, der obere Theil des Halses und des Körpers, sind olivengrün, die Flügeldecken zum Theil weiß, Kehle und Unterkörper zum Theil braun. So klein der Vogel ist, so fehlt es es ihm nicht an Muth, wenn auch seine Kräfte jenen der räuberischen Spinne nicht gewachsen sind.

Gelehrigkeit und Instinkt der Thiere.

Jedermann weiß, wie gut sich manche Thiere zu allerlei Künsten abrichten lassen, namentlich Hunde und Elephanten. Aber auch andere sind zuweilen in hohem Grade gelehrig.

Es lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Perth in Schottland ein Schuhflicker, der eine eigene Gabe hatte, mit Thieren umzugehen. Er richtete ein Rudel Katzen so ab, daß sie nach dem Dudelsack mianten, und möglichst gut Takt hielten. Das war eine gute Spekulation, denn als Krispins Jünger seine vierbeinigen Virtuosen in Stadt und Land herumführte, strömte von weit und breit Jung und Alt herbei, um das Katzenkonzert zu hören. Derselbe Mann stellte auch ein „gelehrtes Ferkel“ zur Schau, das auch wunder-

same Kunststücke zum Besten gab, und der lieben Jugend große Freude machte. Einem sächsischen Bauernknaben gelang es, seinen Hund sprechen zu lehren. Er hatte bemerkt, daß das Thier beim Bellen Töne ausstieß, die Aehnlichkeit mit menschlichen Worten hatten, und gab sich nun die Mühe ihn sprechen zu lehren. Als der Hund die ersten Lehrstunden erhielt, war er schon drei Jahre alt, und zeigte sich anfangs nicht sehr gelehrig; aber der Knabe ließ den Muth nicht sinken, und nach Ablauf der folgenden drei Jahren konnte das Thier wohl dreißig Worte hervorbringen. Er setzte alle die ihn hörten, in Erstaunen, wenn er „Thee," „Kaffee" und dergleichen forderte; aber es ist zu bemerken, daß er diese Worte nur dann aussprach, wenn der Bauer sie ihm vorgesagt hatte. Von selbst sprach er sie nie; es war also nur ein Nachahmungstalent, ohne, wenn man so sagen darf, geistige Thätigkeit. Der große Gelehrte Leibnitz war von der Erscheinung in so hohem Grade überrascht, daß er es nicht unter seiner Würde hielt, darüber zu schreiben.

Vor einigen Jahren wurde in London ein Hund gezeigt, der Domino und Schach spielte, und wenn sein Gegner einen Fehler machte, diesen anzeigte.

Beim Jagdhunde kommt bekanntlich viel darauf an, daß er einen guten Geruch habe, und dem Jäger gehorche. Wie schwer die Abrichtung ist, braucht nicht erst gesagt zu werden, denn der Hund muß seinen natürlichen Trieb dem Willen des Menschen unterwerfen. Aber selbst Schweine, sonst so unbeholfene Thiere, lassen sich wie Spürhunde abrichten. Ein Viehhändler beobachtete einst, daß ein junges Schwein über der Erdoberfläche schnüffelte, und dann allerlei Wurzeln aufwühlte. Ei, dachte er, Du sollst einmal den Versuch machen, ob das Thier keine Zucht bekommt. Er nahm es also mit seinen Spürhunden hinaus aufs Feld, und nach vierzehn Tagen machte es förmliche Jagd auf Hasen und Kaninchen, deren es in der Umgegend eine große Menge gab; und da ihm die Jagd gelang, so machte es immer mehr Fortschritte, gab auch zuletzt dem besten Hunde nichts nach, denn sein Geruch war weit stärker. Wenn der Viehhändler seinen Hunden pfiff, um mit ihnen auszugehen, so fing es an zu grunzen, und war nicht eher ruhig, als bis er die Thür öffnete und es mit hinaus nahm. Gewöhnlich lief es im Trabe, nur wenn ein Schuß gefallen war, fing es an zu galoppiren. Sobald ein Stück Wild, tod oder lebendig, vor das Schwein hingelegt wurde, dann äusserte es seine Freude sehr lebhaft. Es stellte ein Repphuhn auf wenigstens vierzig Schritte, schnüffelte erst, und legte sich dann nieder.

Bei manchen Thieren pflanzen sich die angelernten Eigenschaften fort, namentlich bei Pferden und Hunden. Der Jagdhund wendet schon in früher Jugend Schwalben und Tauben große Aufmerksamkeit zu; er betrachtet sie, stehend oder am Boden liegend, mit großer Aufmerksamkeit, und thut gern was er ältere Hunde thun sieht. Ein junger Hund von guten Eltern läßt sich noch einmal so leicht und schnell abrichten, als einer von verwilderten. Ein junger Terrierhund, dessen Eltern auf Marder und Iltisse abgerichtet sind, wird schon bei der bloßen Spur von einem dieser Thiere aufgeregt, wenn er auch weit von seinen Eltern entfernt lebt; und wenn ein junger Hühnerhund ein Repphuhn sieht, so wird er erst unruhig, benimmt sich aber bald so, als sei er schon abgerichtet worden.

Unsere Leser kennen die Hunde vom St. Bernhard in den Alpen, die schon manchem Unglücklichen das Leben gerettet haben. Ein junger Hund von dieser Art wurde nach Norddeutschland gebracht. Dort kümmerte er sich, so lange es Sommer und Herbst war, gar nicht um menschliche Fußtapfen. Als aber der erste Schnee fiel, zeigte er sich wie umgewandelt. Wo er Fußtapfen sah, folgte er ihnen, und konnte dieselben aufs Allergenaueste unterscheiden. Wenn sein Herr das Feld in die Kreuz und Quer durchstrich, und andere Leute veranlaßte, seinen Pfad zu durchkreuzen, so folgte der Hund doch nur jenen ersten Spuren, und ging niemals irr. Am liebsten trieb er sich, wie seine Eltern in den Alpen, im Schnee und auf dem Eise herum.

Englische Schafe, die auf üppigen Wiesen weiden, halten sich immer nahe beisammen, während die Schafe in Schottland, die auf magerm Boden weiden, eben dadurch gezwungen sind, zerstreut zu weiden, und sich auf einem weitern Raume ihr Futter zu suchen. Bringt man aber ganz junge englische Schafe nach Schottland, so behalten sie, trotz der veränderten Oertlichkeit die Gewohnheit ihrer Eltern bei, und erst nach der dritten Zeugung naturalisiren sie sich völlig.

Viele Thierrassen sind, gleich Menschenrassen, einer höheren Civilisation fähig, und lassen sich vom Menschen andere Gewohnheiten aufdringen. Diese Gewohnheiten erben häufig nicht nur bei Einzelnen sondern bei ganzen Stämmen fort. Aber fortgesetzte Aufsicht des Menschen ist doch nöthig; sonst schlagen sie bald wieder zu ihrer alten Wildheit zurück.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Deutsche Giftpflanzen.

(Tafel 41.)

Hütet Euch vor Gift! ist ein Wort, das man namentlich Kindern nicht genug einprägen kann. Es vergeht leider fast keine Woche, wo wir nicht von Vergiftungen hören, die ihre Ursache in Sorglosigkeit oder Unkunde giftiger Dinge haben. Bald hat sich Jemand durch den Genuß giftiger Schwämme getödtet, bald durch Arsenik oder Fliegengift; am meisten Unheil richtet aber die Naschhaftigkeit oder Spielerei der Kinder an. Sie gehen in den Wald, und genießen giftige Beeren, sie sind im Garten und stecken schön aussehende Blumen und Blätter in den Mund, und gerathen dadurch an den Rand des Grabes. Das ließe sich in den meisten Fällen vermeiden, wenn die Eltern achtsamer wären, und die Kinder früh mit giftigen Dingen bekannt machten. Mittel dazu sind ihnen genug an die Hand gegeben, da fast überall von Seiten der ärztlichen Behörden des Staates billige Bücher über diesen Gegenstand zur Nachachtung veröffentlicht worden sind. Man pflegt dieselben aber nicht genug zu beachten, und deshalb ist nachfolgender Aufsatz im deutschen Familienbuche gewiß an seinem Platze.

In Nachfolgendem geben wir eine kurze Zusammenstellung der hauptsächlichsten deutschen Giftpflanzen, nebst kurzer Beschreibung der Haupttheile, so daß auch der Nicht-Botaniker sie, mit der Abbildung in der Hand, erkennen kann, beigefügt sind die Hauptunterschiede von verwandten Pflanzen, die Vergiftungserscheinungen, welche am meisten in die Augen springen, so wie in Kürze jene Mittel, welche man anwenden muß, bis ärztliche Hilfe da ist. Da vorzüglich Kinder den unabsichtlichen Vergiftungen ausgesetzt sind, indem sie mit Beeren, überhaupt mit Pflanzen und Pflanzentheilen gerne sich abgeben und sie in den Mund stecken oder selbst genießen, so ist eine wirksame Hilfe im ersten Augenblick oft recht nothwendig, zumal ja auch Verkehrtes angewendet werden könnte, was dann Schaden bringt.

Wir wünschen deßhalb, daß diese kleine Arbeit der Jugend Nutzen und den Eltern Belehrung bringen möge. Später werden wir über die giftigen Schwämme besonders sprechen.

Tollkirsche,

(Fig. 1. 2. 3.)

Tollkraut, Wolfskirsche, Bullwurz, Saukraut, Saukirschen, Schlafbeere u. s. f.; lat. Atropa Belladonna.

Diese sehr giftige Pflanze wächst durch ganz Deutschland in schattigen Laubwäldern und an Waldrändern; durch sie geschieht am meisten Unglück, vorzüglich bei Kindern, indem sie, von den Beeren angelockt, diese verzehren. — Auch diese Pflanze, welche in allen ihren Theilen giftig ist, wird von den Aerzten in Krankheiten mit vielem Nutzen angewendet. —

Die Tollkirsche ist eine ausdauernde, 4 — 6' hohe, von Ende Juni bis in den August blühende Pflanze mit einer dicken saftigen Wurzel und nach oben gabelförmig getheiltem Stengel. Die Blätter sind so groß wie eine Hand. Die Blüthen sind glockenförmig, wohl 1 Zoll lang, schmutzig grüngelb mit bräunlichen Adern, nach vornen violettbraun. Die Früchte sehen gerade wie schwarze Kirschen aus und sitzen zwischen dem sternförmig ausgebreiteten Kelch. —

Nach dem Genuße der Beeren, so wie nach dem unvorsichtigen Gebrauche der andern Pflanzentheile entstehen: Schwindel, Betäubung, Angst, Krämpfe, Zusammenschnüren im Halse, so daß das Schlingen erschwert oder gar unmöglich wird, Auftreibung der Adern, dunkelrothe Gesichtsfarbe, rothe, glotzige Augen mit sehr erweitertem Augensterne (wie bei Kindern die an Würmern leiden,) Blindheit, Verstandesverwirrung, Schlummersucht und Betäubung; die Vergifteten lachen und weinen krampfhaft, sind tobsüchtig, wahnsinnig, haben Kinnbackenkrampf, sind selbst beißsüchtig; auf der Haut zeigt sich ein Ausschlag wie Scharlach (weßhalb die Tollkirsche häufig als ein Vorbeugungsmittel gegen das Scharlachfieber von Aerzten angewendet wird;) Starrkrampf, Schlagfluß und endlich der Tod. Die Leichen gehen sehr schnell in Fäulniß über, schwellen sehr auf und verbreiten einen sehr üblen Geruch, woraus also zu entnehmen ist, daß die Säftemasse des Körpers durch dieses Gift in seiner regelmäßigen Mischung verändert wird. —

Den Vergifteten gebe man, wenn sie schlucken können, gleich Oel, Butter und laues Wasser bis zum tüchtigen Erbrechen ein, mache unausgesetzt kalte Ueberschläge über den Kopf, begieße den Kranken vorsichtig mit kaltem Wasser; wenn man sieht, daß die Beeren ausgebrochen sind, so reiche man etwas schwarzen Kaffee.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Deutsche Giftpflanzen I

Tollkirsche (Fig. 1 2 3.) Herbst Zeitlose (Fig. 4 5 6.)
Gefleckter Schierling (Fig. 7.) Hundspetersilie (Fig. 8.)

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Kinder lasse man in Wäldern, wo die Tollbeere wächst, nicht allein gehen und suche diese Pflanze in der Nähe der Wohnungen auszurotten.

Herbstzeitlose,

(Fig. 4. 5. 6.)

Wiesenzeitlose, Herbstblume, Lichtblume, Wiesensafran, Michels-, Spinn-, Uchtblume, Strokkenbrod, Spindelkraut, Spindelwurzel, lat. Colchicum autumnale.

Ist eine auf Wiesen gar häufige Pflanze. — Die Zwiebel der Zeitlose ist ausdauernd, steckt sehr tief im Boden und sieht fast wie eine Kastanie aus; — aus ihr wächst im August eine stattliche, violettröthliche, selten weiße Blume hervor, welche nach unten in eine lange, schmale Röhre zugeht, nach oben in 6 Zipfel sich endet, die fast glockenförmig zusammenstehen. Selten blüht die Pflanze schon im Frühjahr und hat dann zugleich Blätter; die Regel ist's, daß Blumen und Blätter 6 — 8 Monate von einander entfernt zum Vorschein kommen. Die letztere erscheinen dann im Frühjahr, sind ansehnlich groß, viel größer als die der Maiblumen und auch dicker als diese; zwischen den Blättern zeigt sich die Frucht: drei bis zur Hälfte zusammengewachsene Kapseln, worin die Hirsekorn großen, im reifen Zustande dunkelbraunen Saamen enthalten sind.

Die Zeitlose ist für Menschen und Vieh schädlich; Wurzel, Blumen und Früchte sind giftig; die Thiere meiden diese Pflanze. Vergiftungen kommen bei Kindern vor, indem sie mit den Saamenkapseln spielen und den Saamen verschlucken. — Da das Heu häufig die Kapseln mit den Blättern enthält und deßhalb die Gefahr der Vergiftung für Kinder auf Heuboden und in Scheunen vorhanden ist, so sollte man die Zeitlosen sorgfältig aus dem Heu auslesen, da sie ja, wie bemerkt, auch dem Vieh schädlich sind. — Nach dem Genuße der Zeitlosensaamen bemerkt man Erbrechen, heftige Bauchschmerzen, Durchfall; — es entsteht Entzündung des Magens und Unterleibs und Uebergang in Brand; auch heftige Krämpfe und Zuckungen, Ohnmachten, kalter Schweiß stellt sich ein, und die Kinder sterben unter den Erscheinungen einer Cholera. — Bis zur Ankunft des Arztes gebe man Milch und Oel zu trinken.

Gefleckter Schierling,

(Fig. 7.)

Fleckenschierling, auch Berstkraut, Wütscherling, Wögendünk, Zigerkraut, Bangenkraut, Vogeltod, Kälberkern, Teufels- oder Katzenpeterlein, lat. Conium maculatum.

Auch diese Pflanze wächst durch ganz Deutschland, in der Nähe der Wohnungen, in altem Gemäuer, auf Schutt, an Wegen, an Wiesenrändern und wird mannshoch und noch höher. Der glatte Stengel entspringt aus einer spindelförmigen Wurzel, ist unten fingerdick, hohl, rund, zartgestreift, hat einen bläulichen Anflug und rothbraune Flecken. Die untern Blätter sind gestielt, der Blattstiel rund und hohl, die widerlichen und betäubend riechenden Blätter *) sehr fein zertheilt, dunkelgrün, glänzend, unten etwas bläßer, jeder Zahn der feinen Blattfetzchen hat eine weißliche Spitze. Die Anordnung der Blüthen ist in einer sogenannten Dolde, d. h. es entspringen aus einem Punkte des Stengels strahlenförmig mehrere Verästelungen von gleicher Höhe; bei dem Schierling und andern dahingehörenden Pflanzen theilt sich jeder Strahl wieder ebenso, und an der Spitze sitzen nun in einer Ebene die beim Schierling weißen Blüthchen. — Da wo die Strahlen entspringen, stehen einige Blättchen, man nennt sie die allgemeine Hülle. Diese Blättchen sind zurückgeschlagen und haben einen weißlichen durchscheinenden häutigen Rand. — Vorzüglich wichtig als Kennzeichen des Schierlings ist die besondere Hülle, welche dicht um den Punkt steht, wo die Blüthenstielchen entspringen; diese besondere Hülle ist nur halbirt, d. h. sie umgibt nur die äussere Hälfte der die Blüthen tragenden Stiele, besteht aus 3 — 4 geradeaus stehenden, am Grunde verwachsenen, langzugespitzten Blättchen. Die Frucht (gewöhnlich im Leben Saamen genannt) fällt bei der Reife leicht in 2 Theile, wovon jeder einzelne fünf erhabene Längslinien hat, welche sehr deutlich gekerbt sind. Durch die Frucht und die Hüllchen kann dieser Schierling von jeder naheverwandten Pflanze leicht unterschieden werden, wenn die Farbe des Stengels noch Zweifel läßt. — Er ist ein starkes betäubendes Gift, und manche Vergiftungen sind damit schon vorgekommen, weil die Pflanze verwechselt wurde; so mit Pastinak, Petersilie und Selleri; halte man sich nur an die oben an-

*) Feucht riechen sie oft gar nicht, getrocknet bekommen sie den Geruch wieder.

gegebenen Kennzeichen! Die Zeichen einer Schierlingsvergiftung sind denen gleich, welche überhaupt nach betäubenden Giften eintreten. Uebelsein, Ekel, und wirkliches Erbrechen, in höherem Grade Unvermögen des Magens zum Erbrechen; zuweilen ungemeine, schmerzhafte Auftreibung des Unterleibes, Durchfall; starker kalter Schweiß; das Athmen geschieht seufzend, langsam; der Puls unterdrückt, aussetzend; der Augenstern erweitert; der Hals verengt, weßhalb das Schlingen schwer fällt; es ist dem Vergifteten schwindlig, duselig, er taumelt, er stürzt ohnmächtig hin und schnarcht wie ein vom Schlagfluß Getroffener; es stellen sich Zuckungen und Krämpfe in mannigfacher Form ein, abwechselnd mit Starrkrampf, oder der Körper zittert, wird hin und hergeworfen, krümmt und bäumt sich; der Vergiftete ist bewußtlos, liegt zuletzt gelähmt da und stirbt, wenn nicht Hilfe eintritt oder die genossene Menge Gift zu groß ist. — Bis zur Ankunft des Arztes wende man in Vergiftungsfällen jene Mittel an, die bei dem Sturmhut später angegeben werden. —

Hundspetersilie,

(Fig. 8.)

Gartengleiße, Glanzpeterlein, tolle Petersilie, kleiner Schierling, faule Krüte (Gröthe), lat. Aethusa Cynapium.

Diese Pflanze wächst durch ganz Deutschland auf bebautem Lande, auf Schutthaufen, und ist in Gärten oft ein wahres Unkraut, welche durch seine giftige Eigenschaften gefährlich wird. Es kommt gerne unter Petersilie und anderen Gartenkräutern vor, mit welchen es irrthümlich gesammelt und zu Speisen verwendet wird. Die Verwechslung mit Petersilie ist am gewöhnlichsten und hat schon zu mehrfachen Vergiftungen Veranlassung gegeben. — Die Hundspetersilie ist eine ein- oder auch zweijährige Pflanze, mit meistens dünner, spindelförmiger, weißlicher Wurzel, die oft glänzender ist als die der Petersilie, und entweder gar keinen oder einen nur sehr unbedeutenden Geruch hat, wodurch sie sich von der Petersilie gleich unterscheidet. Der Stengel ist 1 — 3′ hoch, gestreift, glatt, matt grün, mit einem leicht abzuwischenden bläulichen Reif überzogen und öfter braun gefleckt. Die Blätter sind fein zertheilt, die einzelnen Lappen oder Fetzen sind oben dunkelgrün, unten heller und stark glänzend, fast geruchlos, nur beim Reiben zeigt sich ein etwas lauchartiger Geruch. — Durch diese Eigenschaften der Blätter unterscheidet man die Gleißeblätter sogleich von denen der Petersilie; erstere wächst auch bald über die ächte weg und kann dann leicht ausgerottet werden, damit keine Weiterverbreitung durch Aussaat entstehe. Wenn aber beide Pflanzenarten noch jung durcheinandergewachsen, so muß man sich am meisten vor Verwechslung in acht nehmen, und da muß man sich wieder an die unten glänzenden Blätter halten. — Die größer gewordene Pflanze unterscheidet sich noch durch die aus 3 — 5 langen schmalen und herabhängenden Blättchen bestehenden besonderen Hüllen, von welchen die Döldchen nur halb umgeben werden, ähnlich wie beim Fleckenschierling. —

Die nach dem Genusse der genannten Pflanze sich einstellenden Erscheinungen sind im Allgemeinen diejenigen, welche schon bei dem Fleckenschierling bezeichnet worden sind.

Urwärme der Erde.

Herrlich und schön ist es in Gottes freier Natur herumzuwandeln und an ihren Schönheiten Aug und Seele zu laben; vom hohen Berge hinabzublicken in fruchtbare Länder, wo durch üppige Wiesen gleich silbernen Schlangen sich helle Flüsse winden, wo fruchtbare Felder mit dunkeln Wäldern wechseln und hie und da im hellen Sonnenscheine Dörfer und Städte zerstreut liegen. Wenn man in das Funken weite Meer sich mit purpurnem Scheine die Sonne senken, oder hoch emporstrebende Berge mit ihren letzten Strahlen bekränzen sieht. Weit wird dem Menschen das Herz in mitten solcher Pracht und Herrlichkeit, dankbar neigt sich seine Seele dem Schöpfer dieser Werke, aber denkend sucht sein Geist in die Geheimnisse dieser Dinge einzudringen, ihr innerstes Wesen, die Ursache ihres Daseyns und Fortdauerns zu ergründen. Wie muß es uns nicht von Interesse sein mit dem ersten und Hauptgrunde des Bestehens aller dieser Schöpfungen näher bekannt zu werden, mit der Ursache, die allen Dingen auf der Erde das Leben gibt und erhält, mehr vertraut zu werden? Dieser Gegenstand durch seine Bedeutung zu einem der wichtigsten der Naturlehre geworden, ist die Wärme, insbesondere die Urwärme der Erde. Sie ist es die alle Dinge auf und in der Erde erhält; ohne sie könnte kein organisches Wesen mehr bestehen, die Erde mit ihrer Atmosphäre, ihren Meeren, ihrem Festlande, ihren Vegetabilien würde eine rohe, starre, formlose Masse bilden; mit andern Worten: nimmt man der Erde ihre Wärme, so würde sie in das alte Chaos zurückkehren, aus dem wir sie entsprungen denken, denn jeder Naturkörper, welcher Beschaffenheit er auch sein möge, verdankt sein Daseyn und seine Erhaltung lediglich der Wärme. Diese Wärme aber, die Mutter aller organischen Wesen, ist nicht allein ein Geschenk der Sonne, sondern wir müssen ihre Ursache in andern, von der Sonne unabhängigen Gründen suchen. Es ist offenbar unmöglich daß die Sonne im Stande wäre, den Körpern in der Tiefe der Erde eine so hohe und unveränderliche Temperatur mitzutheilen, wie wir es durch Erfahrung begründet wissen, wir müssen vielmehr diese Erscheinungen in der, der Erde eigenen Wärme: Urwärme suchen. Diese ist es, welche die Existenz aller organischen Wesen ganz allein bedingt und wie schon gesagt, mit der Sonnenwärme in gar keiner Verbindung steht.

Von mehreren Gelehrten ist nun die Behauptung aufgestellt worden, daß diese Urwärme der Erde allmählig abnähme und sich endlich ganz und gar verlieren würde. Diese Behauptung kann uns nicht ganz gleichgültig sein, da ja das ganze Daseyn der Erde auf dieser wohlthätigen Wärme beruht. So wird die Frage: „ob im Laufe der Jahrhunderte der Wärmezustand der Erde sich verändert hat und noch verändert" — zu einer der wichtigsten der Naturlehre, indem sie sich auf das Innigste mit der Zukunft und dem Schicksale kommender Geschlechter verknüpft, und es dürfte Jedem von Interesse sein, die Resultate der Untersuchungen über diesen Gegenstand zu erfahren.

Alle die Hypothesen anzuführen, welche die Physiker, schon von Aristoteles an, über den Wärmestoff aufgestellt haben, wäre hier nicht am Orte; nur der Fundamentalgesetze der Erscheinung des Wärmestoffes überhaupt müssen wir zu unserm Zwecke erwähnen.

Die erste Idee von Wärme und Kälte haben wir unserm Körper zu verdanken, der vermittelst des fühlenden Sinnes bei der Berührung anderer Körper eine Empfindung erhält, deren Dasein wir anerkennen aber mit dem Verstande nicht zergliedern können. Jene Empfindungen sind etwas durchaus Subjectives, daher unser Gefühl einen sehr veränderlichen Maßstab bildet, indem wir, je nach dem Zustande, in welchem sich unser Kör-

per befindet, ein und dasselbe warm oder kalt finden können. So führte uns der Gedanke und der Wunsch, das Maaß der Wärme und Kälte, unabhängig von dem Zustande unseres Körpers, rein objectiv zu bestimmen, auf die Wahrnehmung, daß die Wärme die Körper ausdehne und die Kälte dieselben zusammenziehe.

Auffer diesem ersten Grundfactum tritt auch das Folgende auf: wenn wir zwei verschiedene Körper nehmen, den Einen kalt, den Andern warm finden, und beide mit einander in Berührung bringen, so findet eine Gegenwirkung von Wärme und Kälte unter ihnen statt, d. h. der Eine dehnt sich mehr aus, der Andere zieht sich mehr zusammen. Dies dauert so lange fort, bis beide Körper durch einen dritten berührt in diesem nun eine und dieselbe Wirkung hervorbringen. Wenn Körper in ihrer gegenseitigen Berührung ihre Ausdehnung behalten, nennen wir sie gleichwarm, zieht der Eine sich aber zusammen während der Andere sich ausdehnt, so nennen wir jenen den kältern und diesen den wärmern.

So kommt es denn, daß alle Körper die auf der Erde uns umgeben, sich in einem fortwährend wechselnden Zustand befinden; bald dehnen sie sich aus, nehmen ein größeres Volumen (Raum) ein und heißen dann warm, bald ziehen sie sich zusammen, d. h. verringern ihr Volumen und wir nennen sie kalt. Die Gelehrten benutzen nun die ausdehnende Kraft der Wärme um nach ihr die Wärme zu messen und alle Methoden des Wärmemessens gründen sich ohne Ausnahme darauf. Da es aber nun sehr weitläufig sein würde, die Körper, über deren Wärmezustand geurtheilt werden soll, mit einander in Berührung zu bringen um auf diese Weise zu einem Resultat zu kommen, so fiel man bald und sehr natürlich auf die sogenannten Thermometer, eine Einrichtung, die durch die Empfindlichkeit ihres Hauptbestandtheils: des Queckfilbers, sehr geeignet ist bei der Berührung mit andern Körpern durch die Ausdehnung des Queckfilbers den Grad der Wärme derselben anzuzeigen. —

Es ist wohl ziemlich bekannt, daß bei verschiedenen Völkern verschiedene Eintheilungen der Thermometerskalen eingeführt sind, unter denen die gebräuchlichsten die von Reaumur, Fahrenheit und Celsius sind. Die Eintheilung von Fahrenheit wird vorzüglich in England, Nordamerika und Holland; die von Reaumur in Deutschland, Spanien und Polen benutzt. Im folgenden Aufsatze werden die Grade der Wärme immer nach der Celsius'schen Eintheilung bezeichnet. Celsius und Reaumur bezeichneten den Punkt, den das Queckfilber des Thermometers bei der Temperatur des schmelzenden Eises oder Schnees einnimmt (die Gränze zwischen dem harten und flüssigen Zustande des Wassers), mit Null, den Raum aber, durch den sich das Queckfilber von diesem Punkte aus bis zur Hitze des siedenden Wassers (der Gränze zwischen dem dampfbaren und dunstförmigen Zustande des Wassers) ausdehnt, theilt Celsius in 100, Reaumur aber in 80 gleiche Theile, Grade genannt. Fahrenheit hingegen bezeichnete den Nullpunkt des Celsius und Reaumurs mit 32 und dem Siedepunkt mit 212 *).

Nachdem wir nun das Fundamentalgesetz des Wärmestoffes kennen gelernt haben, demgemäß nämlich der Zustand der Wärme und der Kälte den Grad der Ausdehnung der Körper bedingt, so ist gleich ob man fragt: Aendert sich der Wärmezustand der Erdkugel oder ändert sich das Volumen derselben im Laufe der Jahrhunderte?

Die Wärme des Erdkörpers kann aus drei Ursachen abgeleitet werden: 1) Sie hat im Innern ihrer Masse einen Theil der uranfänglichen Wärme zurückbehalten, die sie bei ihrer Bildung enthielt. 2) Sie wird durch die Sonnenstrahlen erwärmt, deren ungleichförmige Einwirkung die Verschiedenheit der Klimate hervorbringt, und 3) Sie nimmt Antheil an der gemeinschaftlichen Temperatur des Planetenraums.

Unser Sonnensystem befindet sich in einem Theil des Weltraums, der vermöge an Licht- und Wärmestrahlen, welche die umgebenden Gestirne ihm zusenden, eine überall konstante Temperatur erhalten muß, welche unstreitig nur sehr niedrig sein kann. Fourier setzt sie wenig niedriger als die Temperatur der Polargegenden; wobei jedoch nicht genug berücksichtigt zu sein scheint, daß die Temperatur der Polare wegen Luft- und Wasserströmungen aus wärmern Gegenden unstreitig höher ist, als sie ohne diese seyn würde.

Die Erde würde blos diese gemeinschaftliche Temperatur des Planetenraums, die jedenfalls noch unter dem Gefrierpunkt des Queckfilbers liegt, haben, wenn nicht zwei Ursachen, eine innere und eine äussere Wärme, zur ihrer Erwärmung zusammenwirkten. Die eine liegt

---

*) Bezeichnet man die Anzahl der Reaumur'schen Grade durch R, die entsprechende Anzahl der Celsius'schen und Fahrenheit'schen durch C und F, so ist $R = \frac{4}{5} C$; $R = \frac{4}{9} (F - 32)$; $C = \frac{5}{4} R$; $C = \frac{5}{9} (F - 32)$; $F = \frac{9}{4} R + 32$ $F = \frac{9}{5} R + 32$.

in der uranfänglichen Wärme, welche der Erdkörper bei seiner Bildung besaß, und von der sich bis jetzt blos ein Theil durch seine Oberfläche zerstreut hat, eine ewige Quelle der Wärme für die wir die Erfahrungsweise sogleich kennen lernen werden; die andere liegt in der beständigen Einwirkung der Sonnenstrahlen begründet, welche in die Erde eindringen und auf ihre Oberfläche die Verschiedenheit der Klimate unterhalten.

Man war lange im Zweifel, ob die Erde überhaupt im Innern eine Wärme besäße. Man stritt lange dafür und dagegen; und der Streit war wohl am einfachsten beseitigt, wenn man Untersuchungen mit der Erde selbst darüber anstellte. Das that man auch, und fand, daß, je weiter man nach dem Mittelpunkte der Erde vordringt, die Temperatur immer mehr und zwar verhältnißmäßig zunahm. Durch diese Versuche die mit der größten Genauigkeit und Schärfe, so weit überhaupt ein Vordringen in die Erdkruste möglich war, angestellt wurden, erhielt man ein unleugbares Zeugniß von dem Daseyn einer innern Wärme der Erdkugel.

Früher wurde die Hypothese aufgestellt, daß die innere Wärme der Erde nach und nach von der Oberfläche dahin gedrungen und auf diese Weise das Resultat der seit undenklichen Zeiten von der Sonne an der Erdoberfläche hervorgebrachte Wärme sei. Insofern man nun blos die, der Oberfläche sehr nahe liegenden Schichten betrachtet, wäre diese Voraussetzung als richtig anzunehmen, weil wirklich die daselbst stattfindende Wärme mit der äußern mittleren Temperatur gleich ist, auch wohl seit Jahrtausenden keine merkliche Ab- oder Zunahme wahrgenommen hat, eine Erscheinung die sich wohl auf die stets von der Sonne auf der Erdoberfläche verbreiteten und daselbst Wärme entwickelnden Lichtstrahlen zurückleiten läßt. Allein wenn man weitere Schlüsse auf diese Hypothese baut, so zeigt sich, daß dieselben nur auf die ganz obern Schichten Bezug haben, keineswegs aber mit den Beobachtungen übereinstimmen, welche man über die Temperatur in Tiefen von mehreren hundert Fuß angestellt hat. Da nämlich die Erde ein schlechter Wärmeleiter ist, und in solchen Körpern die Temperatur immer sinkt, je weiter man sich von dem Endpunkte, an welchem eine Erhöhung der Temperatur hervorgebracht wird, entfernt, so folgt hieraus, daß wenn die Sonne allein im Innern der Erde die Wärme durch Fortpflanzung derselben von der Oberfläche aus, bewirkt hätte, die Temperatur immer tiefer sinken müsse, je weiter man sich von der Oberfläche nach Innen zu entfernt. Dieser Folgerung widersprechen aber alle Untersuchungen, welche unwiderleglich darthun, daß die Wärme im Gegentheil sehr schnell zunimmt, je tiefer man in die Erde hineindringt, und zwar ist diese Zunahme so stark, daß für jede 30 Metres (etwa drei Fuß, also 90) Tiefe das Thermometer um einen Grad steigt, so daß die Wärme im Innern viel schneller wächst als sie ausserhalb der Erde in der Atmosphäre abnimmt. Würde die Wärme im Innern der Erde in derselben Progression steigen, daß nämlich für jede 30 Metres Tiefe die Temperatur um einen Grad steigt, so würde schon in der Tiefe von 48 bis 49 Meilen eine Hitze von mehr als 2000 Grad vorhanden sein, welches der Schmelzpunkt des Gußeisens ist. — Die frühern thermometrischen Beobachtungen übrigens, welche man in tiefen Schachten anstellte, sind in Hinsicht für progressive Zunahme der Erdwärme im Zahlenwerthe, nicht sämmtlich brauchbar; indem die meisten Beobachter die Temperatur der Gruben beobachtet haben, ohne Rücksicht auf die Arbeiter und Grubenlichter, die sich in denselben befanden, zu nehmen und die nach manchen Beobachtungen die Atmosphäre der Gruben bedeutend erhöhen. Sicherer sind daher die Beobachtungen, welche man über die Temperatur des Gesteins und der unterirdischen Gewässer angestellt hat, die, auch wenn man alle äusseren erwärmenden Einflüsse berücksichtigt, dennoch ebenfalls unverkennbar auf eine mit der Tiefe zunehmende eigenthümliche Wärme der Erde deuten. Cordier hat durch Vergleichung fremder und eigener Beobachtungen folgendes allgemeine Resultat gefunden: die Zunahme der unterirdischen Wärme befolgt nicht allenthalben dasselbe Gesetz; sie kann in einem Lande die doppelte, sogar die dreifache von der in einem andern sein, und diese Unterschiede stehen in gar keiner Beziehung mit der geographischen Breite und Länge, sind öfters bei nahe aneinander gelegenen Gruben nicht unbeträchtlich, was indeß vielleicht von örtlichen Umständen abhängt.

Man kann also die hohe Temperatur im Innern der Erde, nach dem Obigen, nicht als eine Folge der Einwirkungen der Sonnenstrahlen annehmen, sondern wir müssen dieselbe vielmehr einer der Erde selbst eigenen und bei ihrer uranfänglichen Bildung erhaltenen Wärme, zuschreiben. Manche nehmen als sehr wahrscheinlich an, daß Anfangs die Erdmasse sich im Zustande der Schmelzung befunden habe, und daß erst nach und nach sich durch die an ihrer Oberfläche statt gefundene Ausstrahlung der Wärme in den leeren Raum (der, wie wir wissen, eine sehr tiefe Temperatur besitzt) eine feste Kruste über der flüssigen, geschmolzenen Masse der Erde bildete, welche die jetzige Oberfläche der Erde ausmacht. Daß die Erde Anfangs sich im flüssigen Zustande befunden habe, ist gar nicht abzuleugnen. War die Erde bereits ein fester Körper, als sie sich um ihren Mittel-

punkt zu drehen anfing, so mußte sie ungeachtet der drehenden Bewegung, dieselbe Gestalt fortwährend beibehalten, welche ihr damals zufällig eigen war. Nicht also würde es sich bei der Voraussetzung verhalten, daß die Erde im uranfänglichen Zustande flüssig gewesen sei. Eine flüssige Masse nimmt immer allmählig diejenige Gestalt an, welche das Gleichgewicht aller auf sie einwirkenden Kräfte bedingt. Nimmt man nun an, daß eine solche Masse durchaus gleichartig sei, so lehrt die Theorie, daß sie sich an den Endpunkten der Drehungs-Achse abplatten, um den Aequator aber anschwellen muß; sie gibt auch das nothwendige Längenverhältniß der beiden Durchmesser an und weist nach, daß in dem schließlich herbeigeführten Zustande des Gleichgewichts, die allgemeine Form der Massen die eines Ellipsoides sei; sie bezeichnet ebenso die Abweichungen, — welche sich aus einer Ungleichartigkeit der flüssigen Lagen ergeben können. Alle Messungen, welche auf den beiden Erdhälften angestellt worden sind, stimmen nun genau mit den Resultaten der Rechnungen überein, und wir müssen annehmen, daß eine solche genaue Uebereinstimmung unmöglich das Werk des Zufalls sein konnte, sondern daß unsere Erde sich wirklich im Anfange in einem flüssigen Zustande befand.

Darüber herrschte auch von jeher unter den Gelehrten nur eine und dieselbe Meinung, allein die Ansichten über die Ursache dieses flüssigen Zustandes der Erde sind verschieden. Die Geologen der neptunischen Schule wollen keinen andern als einen durch Wasser bedingten flüssigen Zustand zugestehen. Nach ihrer Ansicht waren alle noch so verschiedenen irdischen Substanzen ursprünglich in einer flüssigen Auflösung begriffen, und die feste Erdkruste hat sich endlich im Wege der Ablagerung oder des Niederschlags gebildet. — Die Geologen der plutonischen Schule ihrerseits, verwerfen durchaus das Princip der Auflösung durch Wasser. Nach ihrer Ansicht waren allerdings alle zu unserer Erde gehörenden Substanzen ebenfalls in einem flüssigen Zustande, allein sie sehen diesen als das Resultat einer sehr hohen Temperatur an, aus dem die Oberfläche durch Abkühlung in eine feste Masse überging.

Diese beiden Parteien, die Neptunisten und Plutonisten, stritten lange und heftig mit einander, indem die Beweise, welche jede Ansicht zur Rechtfertigung ihrer Annahme hervorbrachte, durchaus nicht von der Art waren, um die Sache zu entscheiden und den langen Kampf zu einem befriedigenden Schluß zu führen, bis man endlich darauf kam, die Spuren dieses Feuers aufzusuchen, welche doch zu finden sein mußten wenn die Ansicht der Plutonisten begründet sein sollte.

Die Annahme der Neptunisten, welche die Vermischung der festen Theile mit dem Wasser voraussetzen, und wo dann die feste Masse durch Niederschlag zum Vorschein gekommen sein soll, ist aus mehreren andern Gründen nicht wohl zulässig. Denn hierzu würde eine viel größere Menge von Flüssigkeit erforderlich gewesen sein, als wir auf der Erde in ihrem jetzigen Zustande wahrnehmen. Nehmen wir auch an, daß nur noch ein geringer Theil des Wassers sich an der Oberfläche der Erde zeigt, indem die bei weitem größere Menge ins Innere der Erde zurückgeflossen ist, so steht doch dieser Hypothese die beobachtete mittlere Dichtigkeit der Erde im Wege, welche beinahe fünfmal die des Wassers übertrifft, so daß auf jeden Fall jetzt die Erde nur zum kleinsten Theil aus Wasser bestehen kann, in weit überwiegenderem Maaße aber Materien enthält, welche eine bedeutend größere Dichtigkeit als das Wasser besitzen. Wir müssen also diese Hypothese verwerfen, und den andern Flüssigkeitszustand, der vermöge einer sehr hohen Temperatur stattfinden konnte, als denjenigen, der besser mit den Eigenschaften unseres Erdkörpers übereinstimmt, annehmen.

Die Schöpfungsgeschichte der Erde, ihre verschiedene Uebergänge in andere und wieder andere Zustände, hat von jeher Anlaß zu den mannigfachsten Hypothesen gegeben, die theils recht sinnreich, theils aber auch nur als Ausgeburten einer erhitzen Phantasie zu beobachten sind. So stellte Leibnitz die Ansicht auf, daß alle Planeten und Kometen, unsere Erde selbst nicht ausgenommen, in der Vorzeit Sonnen gewesen wären, die aber, nachdem sie älter geworden, ihre Kraft und mit ihr auch ihr selbstständiges Licht verloren hätten. Er gab übrigens durchaus weiter keinen Aufschluß woher die Sonnen gekommen, weshalb die jetzt noch scheinende Sonne nicht auch schon im Lauf der Jahrtausende so weit gealtert, daß auch sie ihre Kraft verloren habe.

Nach Whistons Meinung war die Erde Anfangs ein Komet, aber ohne Achsendrehung, ohne Bewohner, ein starrer, roher Körper, der sich indeß doch um die Sonne bewegte. Nach vielen Millionen Jahren stieß er zufällig mit einem andern Kometen zusammen, wodurch unsere Erde eine Achsendrehung erhielt. Der hierdurch entstandene Wechsel von Tag und Nacht lockte Pflanzen und Thiere auf ihre Oberfläche hervor. Die sehr lebhafte Einbildungskraft Whistons schuf sich nun einen paradiesischen Zustand, den er mit den lebhaftesten Farben schilderte und Jahrtausende hindurch währen läßt, bis zuletzt die Menschen sündhaft und schlecht wurden,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und es eines zweiten Kometen bedurfte eine neue Revolution hervorzubringen, die Wasser der Erde hervorzulocken und das ganze verruchte Geschlecht darin zu ersäufen.

Cartesius nahm an, daß von jeher nur eine chaotische harte Urmasse vorhanden gewesen sei, die in Stücke zersprang, welche sich dann in wirbelnde Bewegung setzten und aus denen sich, freilich auf unbegreifliche Weise Sonne, Monde und Planeten bildeten.

Büffon erkannte im Anfange aller Dinge nur die Sonne und eine Anzahl von Kometen an, welche letztere in allen möglichen Richtungen um die erste kreisten. Einige von diesen Kometen mußten nun mit der Zeit der Sonne immer näher und näher kommen und zuletzt von ihr angezogen werden, dann begegnete entweder der Komet der Sonne in einer auf die letzt senkrechten Richtung und in diesem Falle vereinigte er sich mit ihr, vermehrte ihre Masse und ersetzte den Verlust, den sie durch das Ausströmen ihres Lichtes erleiden sollte; oder der Komet begegnete der Sonne nur in schiefer Richtung, streifte blos die Oberfläche derselben und riß dann ein größeres oder kleineres Stück der Sonne ab, es auf seiner großen Bahn weiter mit sich fortführend. Büffon nimmt nun an die Sonne sei flüssig gewesen und mit derselben Zuversicht behauptet er, daß alle Kometen von der Westseite kommen müssen, wenn sie an die Sonne stoßen wollen, und hieraus erklärt er ohne allen Anstand die Entstehung sowohl als auch die Bewegung aller unserer Planeten Jenes abgerissene Stück der flüssigen Sonne schleppte nämlich der Komet in Form eines Baches oder vielmehr eines Wasserschweifes hinter sich her, der Strom trennte sich in mehrere Theile, in verschiedene größere und kleinere Kugeln, die je nach ihrer Entfernung von der Sonne, in welcher sie entstanden, eine verschiedene Geschwindigkeit um diese Sonne und auch zugleich eine Umdrehung um ihre eigene Achse erhielten. Auf diese Weise läßt nun Büffon die Planeten und die Monde entstehen, und da der Komet von West gegen Ost zur Sonne kam, so erklärt sich dadurch auch warum sowohl die jährliche als auch die tägliche Bewegung der Planeten in derselben Richtung, von West gegen Ost, vor sich geht. Das durch jenen Kometen abgerissene Stück aus welchem unsere Erde entstand, läßt nun Büffon volle 3000 Jahre in dem Zustande des Glühens, und weitere 34,000 Jahre durch die Wirkung der Hitze im Flusse um die Sonne kreisen. Selbst nach dieser Zeit sei das Meer noch ganz mit der Atmosphäre vermengt gewesen, indem durch die große Hitze der Erde das Wasser in Dampf verwandelt wurde. Nachdem nun wieder 25,000 Jahre verflossen waren, hatte sich die Erde so abgekühlt, daß die Dämpfe in tropfbare Flüssigkeit übergehen konnten, aus der Luft zur Erde herabfielen und als so gebildetes Wasser die Erde 12,000 Fuß hoch bedeckten. In den folgenden 20,000 Jahren verlief sich das Wasser allmählig in die Tiefe der Erde, vorzüglich in den Gegenden um den Aequator, wohin es von beiden Polen strömte. Die letztern wurden daher zuerst trocken und abgekühlt und deswegen finde man in den Polargegenden die ersten Spuren des vegetabilischen und animalischen Lebens und was dergleichen Dinge mehr sich daraus folgern lassen. Diese Hypothese Büffons fand viele Anhänger, namentlich unter seinen leicht entzündlichen Landsleuten. Sie hat sich lange Zeit erhalten, wozu wohl der blühende Styl und die Sicherheit mit der er die Schöpfungsgeschichte erzählt, viel beitrug. Die Zeiträume die er angibt, will er durch Berechnung gefunden haben. Er hielt es aber für's Beste, diese nie bekannt zu machen.

Ausser den hier angeführten Hypothesen haben noch viele andere diesem Gegenstande ihre Betrachtung gewidmet. Sie hier alle mitzutheilen wäre zu weitläufig und würde uns zu weit von der Lösung unserer Aufgabe ableiten. Viele der aufgestellten Hypothesen sind auch von der Art, daß Lichtenberg sich über dieselben sehr richtig äusserte, indem er sagte: daß in diesen Schriften oft die Gesetze des Denkens aufgehoben zu sein schienen. Nur die von Laplace aufgestellte Ansicht mag hier noch Platz finden, da sie am consequentesten, ohne Unwahrscheinlichkeiten zu enthalten, durchgeführt ist. Sie erklärt auch zugleich mehrere merkwürdige Erscheinungen an andern Himmelskörpern auf genügende Weise.

Es ist bekannt, daß die zu unserm Sonnensysteme gehörenden Planeten und Monde viele gemeinsame Eigenschaften haben, woraus sich auf eine gleichmäßige Bildung aller zu diesem Systeme gehörenden Körper schließen läßt. Sie bewegen sich nämlich in einerlei Richtung, von Westen nach Osten, in einer Ebene, die nur wenig von der des Sonnenäquators abweicht, und in einer Bahn, welche nicht sehr von einem Kreise verschieden ist. Dasselbe ist auch bei den Nebenplaneten in Bezug auf ihren Hauptplaneten der Fall. Ausserdem ist noch zu bemerken, daß die umdrehende Bewegung aller dieser Körper um sich selbst in derselben Richtung als der, welcher sie auf ihrer Bahn vorwärts beschreiben, geschieht. — Nur die Kometen weichen von den anderen Himmelskörpern in ihrer Bewegung insofern ab, als sie in ihrer Bahn eine mehr länglich runde Form, also eine von der Kreisbahn verschiedene, beschreiben.

Diese Erscheinungen lassen sich, wenn man annimmt, daß ursprünglich unser Sonnensystem nur aus dem Haupt-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

körper der Sonne und der sie umkreisenden Kometen bestand, folgendermaßen erklären.

Die öfters beobachtete Erscheinungen von neuen Sternen in Gegenden des Himmels, wo man früher, wenigstens mit bloßen Augen nie eine Spur desselben wahrnahm *), von Sternen, die in kurzer Zeit einen großen Glanz erreichten und dann wieder bis zu ihrem völligen Verschwinden an Helligkeit abnahmen, berechtigt zu der Annahme, daß durch irgend eine Ursache, vielleicht durch frei gewordene Wärme des Volumen des Sterns bedeutend vergrößert und durch diese temporäre Vergrösserung für die Erde sichtbar wurde; nachdem aber die Wärme wieder entwichen, wodurch sein Volumen wieder abnahm, wurde derselbe wieder auf's Neue uns wieder unsichtbar. — Nimmt man nun an, daß ein gleiches Erzeugniß bei der Sonne statt fand, gleichsam eine Atmosphäre um dieselbe gebildet war, die noch weit über die Bahn des — uns bis jetzt als letzten Planeten unseres Sonnensystems bekannten — Uranus, hinaus reichte, so ist einleuchtend, daß alle Kometen, die sich zu dieser Zeit innerhalb der Atmosphäre der Sonne befanden, in ihrem Laufe aufgehalten wurden und ihre Materie mit der der Sonnenatmosphäre vereinigten. Wenn nun der Kern der so ausgedehnten Sonne durch irgend eine Kraft, wozu schon die Anziehungskräfte der ausser der Sonnenatmosphäre sich befindenden, benachbarten Himmelskörper hinreichend waren, eine Bewegung, eine Umdrehung um sich selbst hatte, so mußte die Sonnenatmosphäre an dieser Umdrehungsgeschwindigkeit der Sonne um ihre Achse Theil nehmen, obgleich wir nicht bestimmen können, ob alle Theile dieser Atmosphäre, wenigstens nach und nach gleiche Geschwindigkeit anzunehmen im Stande waren. Denn wegen des geringen Zusammenhanges der Theilchen der sehr feinen Atmosphäre, konnte es wohl möglich sein, daß die von der Drehungsachse entfernteren Theilchen eine geringere Geschwindigkeit besaßen als die nähern. Entfloh die Wärme nun entweder allmählig oder plötzlich in einzelnen Schichten der Sonnenatmosphäre, so mußten sich diese kälteren Theile von dem Rest absondern und hierdurch eine Trennung der Sonnenatmosphäre in lauter einzelne Schichten verursachen, wovon jede sich nach bekannten Gesetzen um die Sonne als Mittelpunkt drehen mußte. War ferner in diesen Zonen irgendwo eine dichtere Masse vorhanden, so zog dieselbe nach und nach die übrigen Theile der Schicht an, und die Planeten bildeten sich, wobei die Richtung ihrer Bewegung nothwendiger Weise der, der Umdrehung der frühern Sonnenatmosphäre folgen mußte, und hierdurch wird die Erscheinung der Bewegung aller Planeten in einerlei Richtung von Osten nach Westen, erklärt. Indem nun die von der Sonne entferntern Theile einer solchen Schicht eine größere Geschwindigkeit besaßen, als die ihr näheren, so mußte hieraus nothwendiger Weise eine Umdrehung des sich bildenden Planeten um seine Achse erfolgen, da die entferntern Massentheilchen mit einer stärkern Größe der Bewegung auf ihn trafen, als die nähern, und die Richtung der Umdrehung mußte dieselbe werden, als die der progressiven Bewegung in der Bahn. Man kann nun wohl annehmen, daß die Planeten sich nicht sogleich bis zu dem jetzigen Zustande verdichtet hatten, sondern einen Körper bildeten, der aus einem dichten Kern bestand und mit einer Atmosphäre umgeben war, folglich konnte die Bildung der Trabanten aus der Planetenatmosphäre ebenso vor sich gehen, als die Bildung der Planeten aus der Sonnenatmosphäre, und die Bewegung der Trabanten mußte ziemlich in die Ebene des Aequators der Hauptplaneten fallen, so wie ihre Richtung mit der der Umdrehungsbewegung in Uebereinstimmung stehen mußte.

Auf diese Weise erklärt Laplace die Hauptphänomene, welche die Bewegung der Körper unseres Sonnensystems darbieten, und die Bildung derselben mit großer Genauigkeit, er führt uns auf die ersten und letzten Gründe desselben zurück, und erläutert alle Einzelnheiten so gründlich, daß wir seine Hypothese als die wichtigste und wahrscheinlichste anzunehmen und gelten zu lassen bewogen sind. Die Wissenschaft, und die Erfahrungen unterstützen sie und machen sie zur annehmbarsten Erklärung der Schöpfungsgeschichte.

Nach diesen Bemerkungen wollen wir nun wieder zu dem Gegenstande unserer Betrachtung zurückkehren.

Wir haben also zugegeben, daß die Erde in ihrem uranfänglichen Zustande glühend gewesen sei und daß ihre feste Umhüllung, die Erdkruste, auf dem Wege der Abkühlung sich bildete. Wir wissen auch, daß durch

*) Im Jahre 945 erschien ein überaus heller Stern zwischen den Sternbildern Cepheus und Kassiopeja, den man früher nie gesehen hatte; und im Jahre 1264 soll nahe an derselben Stelle eine ähnliche Erscheinung stattgefunden haben. Im Jahre 1572 am 11. November entdeckte Tycho de Brahe ebenfalls im Sternbilde der Cassiopeja einen neuen Stern von ganz vorzüglicher Größe. Dieser Stern war bis März 1574 sichtbar. Zur Zeit seines größten Glanzes war seine Helligkeit so groß, daß man ihn am Tage sehen konnte. Einen fast ebenso hellen Stern entdeckte Münter am 10. Oktober 1604 im östlichen Fuße des Schlangenträgers, der nach einem Jahre wieder völlig verschwand. Einen nicht so hellglänzenden Stern entdeckte man im Jahre 1670 am 20. Juni in dem Sternbilde des Schwans, der schon nach drei Monaten wieder völlig unsichtbar wurde.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Beobachtung bewiesen ist, daß ihre Erhitzung selbst in mittelmäßigen Tiefen ausserordentlich groß sein müsse. Aus diesen letzteren und noch mehreren ihr zu Gebote stehenden Umständen, hat nun die Wissenschaft Gründe, die das Gepräge der Wahrscheinlichkeit trugen, für die Abnahme der innern Wärme, herzuleiten gesucht. Allein aus der Bewegung des Mondes um unsere Erde kann bewiesen werden, daß während 2000 Jahren, seit der Zeit nämlich, daß wir astronomische Beobachtungen besitzen, die Temperatur der Gesammtmasse des Erdkörpers, sich nicht um den hundertsten Theil eines Grades geändert hat.

Denken wir uns eine Kugel, welche sich in Folge einer ursprünglichen Einwirkung um sich selbst dreht. Nimmt sie in ihrem Umfange zu, oder dehnt sich die Masse derselben aus, so wird die Umdrehungsgeschwindigkeit abnehmen, oder was einerlei ist, die Kugel wird längere Zeit zu einer einmaligen Umdrehung brauchen. Zieht sich dagegen die Masse der Kugel zusammen, so wird die Geschwindigkeit zunehmen, oder sie wird eine einmalige Umdrehung in kürzerer Zeit vollbringen. Hieraus folgt also, daß wenn die Masse der Erde sich nach und nach ausdehnte, diese sich immer langsamer und langsamer um ihre Achse drehen würde, daß aber hingegen wenn die Masse der Erde sich zusammenzöge, diese drehende Bewegung sich stets mehr beschleunigen müsse.

Würde nun die Gesammtmasse der Erde von ihrer Urwärme verlieren, so müßte sie sich also zusammenziehen, ein kleineres Volumen einnehmen und mithin eine kürzere Zeit zu einer einmaligen Umdrehung brauchen, oder was gleichbedeutend ist, die Zeitdauer eines Tages müßte kürzer geworden sein. Die Frage also: ob die Erde vor 2000 Jahren denselben Grad der Temperatur besaß als gegenwärtig, oder ob vor 2000 Jahren die Erde genau in derselben Zeit eine Umdrehung um sich selbst vollendete, als in der jetzigen Zeit — fallen also nun zusammen, da sie gleichbedeutend sind.

Die Beantwortung der Frage unter der ersten Form ist am schwierigsten, da sie sich auf thermometrische Bestimmungen zu stützen schien, von denen die Alten keinen Begriff hatten. Unter der zweiten Form hingegen ist sie leicht zu geben, da die Alten uns Beobachtungen hinterlassen haben, die hinreichend sind zu forschen ob die Umdrehungszeit der Erde sich unverändert erhalten hat. Die Dauer einer solchen Umdrehung ist eine gewisse Zeiteinheit, deren sich die Astronomen vormals bedienten und von welcher sie noch gegenwärtig Gebrauch machen; diese Zeiteinheit ist der siderische Tag oder Sterntag. Zur Bestimmung dieses Sterntags benutzt man gegenwärtig ein Fernrohr, das man an einer Mauer befestigt, die mit der größten Sorgfalt von Süden nach Norden fortlaufend, aufgeführt wurde. Will man nun wissen ob eine Uhr nach der Sternzeit geht, so merkt man sich mit möglichster Genauigkeit den Augenblick, wenn ein bestimmter Stern seine Stellung in dem Fernrohr eingenommen hat; dann fixirt man das Fernrohr in dieser Lage und da die Mauer sehr fest aufgeführt ist, so bürgt sie dafür, daß es in der gegebenen Lage bleibt. Am andern Tage wartet man den Augenblick ab wo derselbe Stern die nämliche Lage in dem Fernrohre einnehmen muß. Sind alsdann genau 24 Stunden zwischen der ersten und zweiten Beobachtung nach der Uhr verflossen, so ist der Gang der Uhr nach Sternzeit richtig. Der Gang aller astronomischen Uhren ist nach der Sternzeit eingerichtet.

Ohne Zweifel haben die Alten den Sterntag für das Zeitmaaß der Umdrehung des Himmels angesehen, weil sie die Erde für unbeweglich hielten. Da man aber jetzt weiß, daß die Erde sich dreht und daß daher nicht der Stern in die Ebene der im Meridian liegenden Mauer einrückt, sondern daß die Mauer dem Sterne entgegengeht, so mußte man nothwendiger Weise darauf geführt werden, in dem Sterntage die Dauer einer Umdrehung unserer Erde um sich selbst, zu erkennen.

Die Frage im Betreff der Temperatur unserer Erde mußten wir, da die Alten noch keine Kenntniß von Thermometern hatten auf ein Zeitmaaß zurückführen, obgleich auch die Uhren ihnen unbekannt waren. Allein wir haben genaue Beobachtungen über den Lauf des Mondes, woraus wir schließen können, wie groß der Bogen ist, den der Mond in einer gewissen Zeiteinheit vollendet hat, und wie wir daraus unsere Frage beantworten können, werden wir sogleich sehen.

Von jeher war die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die eigene Bewegung des Mondes gerichtet, und vorzüglich haben sie seine Geschwindigkeit zu messen gesucht. Da sie nun hierzu eine Zeiteinheit brauchten, so konnten sie zu dieser, bei der Unzulänglichkeit der Erfahrungen und Mittel in allen Zeiten, keine andere und bessere als den Sterntag wählen, um so mehr, da diese Zeiteinheit, oder was dasselbe ist, die Dauer einer Umdrehung unserer Erde, natürlich unabhängig von der eigenthümlichen Bewegung des Mondes gewählt werden mußte, was auch in der That der Fall ist, da der Lauf unseres Mondes durchaus nicht gestört werden würde, wenn unsere Erde plötzlich aufhörte sich um ihre Achse zu bewegen.

Aus den Beobachtungen welche uns die alexandrinische Schule hinterlassen hat, können wir mit großer Genauigkeit den Mittelwerth des Bogens berechnen,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

welchen der Mond vor 2000 Jahren während eines Sterntages zurückgelegt hat; gleiche Angaben liefern uns die Astronomen der Araber aus etwas späterer Zeit. Aus diesen Vermächtnissen der Alten, verglichen mit den neueren Beobachtungen, ergibt sich, daß zu allen Zeiten die Länge des Bogens, den der Mond während eines Sterntages durchläuft, genau derselbe ist. Wäre aber der Sterntag vor 2000 Jahren länger gewesen, welches stattgefunden hätte, wenn das Volumen der Erde größer, oder was einerlei ist die Temperatur höher gewesen wäre, als in unsern Tagen, so würden die Astronomen damaliger Zeit den Tagbogen des Mondes länger gefunden haben, als die neuern Beobachtungen ergeben, oder die Geschwindigkeit des Mondes müßte für uns scheinbar abgenommen haben. Im Gegentheil findet sich aber, daß der Tagbogen des Mondes zu allen Zeiten genau dieselbe Größe gehabt, ebenso der Sterntag stets dieselbe Zeitdauer hatte, oder was ganz dasselbe sagen will: Die Zeit einer einmaligen Umdrehung unserer Erde um ihre Achse ist immer dieselbe gewesen, folglich hat auch ihr Umfang sich nicht geändert und ihre Temperatur ist stets dieselbe geblieben.

Nehmen wir an, daß die Erde nicht mehr wie das Glas — das bei einem Temperaturunterschiede von einem Grade seinen Umfang um den hunderttausendsten Theil verändert — seit 2000 Jahren durch eine innere Temperaturabnahme von einem Grade ihr Volumen verringert hätte, so würde dennoch dadurch, wie die Mechanik uns mit der größten Schärfe beweißt, die Schnelligkeit einer einmaligen Umdrehung um sich selbst um den fünfzigtausendsten Theil vergrößert worden, der Sterntag also von 86,400 Sekunden um $\frac{86,400}{50,000}$ oder um $1\frac{7}{10}$ Sekunden verkürzt worden sein. Doch da, wir schon gesagt, aus den zusammengestellten und verglichenen Beobachtungen der älteren und neuern Gelehrten es sich ergeben hat, daß der Sterntag nicht um den hundertsten Theil einer Sekunde abgenommen hat, so folgt hieraus, daß das Volumen unserer Erde sich gleich geblieben, die Temperatur der Urwärme derselben nicht um den geringsten Theil eines Grades abgenommen, und somit wäre nun die Idee einer Zerstörung unserer Erde durch die Entweichung der Urwärme durch die aufgestellten Untersuchungen und Ergebnisse derselben, gebannt. Wir dürfen nicht mehr, wie vor einiger Zeit viele Gelehrten glaubten, eine Zeit erwarten, wo diese schöne Schöpfung in das alte Chaos zurücksinken wird, wo die Erde, ihrer Wärme beraubt, zur starren formlosen Masse sich gestalten, alles vegetabilische Leben entweichen, Menschen und Thiere vernichtet werden würden, oder vielleicht durch einen langsamen, durch Jahrtausende dauernden Uebergang andere Geschöpfe sich bilden, andere Schöpfung der Erde entspringen und sie beleben würden. Wir dürfen vielmehr hoffen und annehmen, daß nach Jahrtausenden unser Erdkörper und die darauf lebenden Dinge sich in demselben Zustande wie jetzt befinden werden.

Kleine Geschichten aus dem Leben.

Erzählt von

Berthold Auerbach.

1. Alles hat zwei Seiten.

Es war einmal eine Dame, so nennt man nämlich ein Frauenzimmer, das ein schönes Kleid an und einen Hut auf dem Kopfe hat; wenn sie noch einen Schleier dazu tragt, heißt sie eine vornehme Dame. Es war also einmal eine vornehme Dame; sie war groß und stattlich und galt für sehr gescheidt, obgleich man nicht viel von ihr wußte, warum sie den Namen hatte. Oft war große Gesellschaft in ihrem Hause, und wenn die Leute über etwas stritten und verschiedener Meinung waren, und der eine sagte so, und der andere so, und der dritte sagt: ihr habt alle beide Unrecht, ich allein hab recht, da saß währenddem die vornehme Dame ruhig da, und spielte das holländische Daumenspiel. Bald fing sie mit dem linken, bald mit dem rechten Daumen an, dabei nickte sie manchmal den Streitenden mit dem Kopfe zu oder lächelte und winkte mit den Augen. Wenn man sie dann um ihre eigne Meinung befragte, hielt sie mit dem Daumenspiel inne, legte den Kopf anmuthig zurück und sagte: „Ja, es hat Alles zwei Seiten." Darum also galt die Dame für gescheidt und es wußte doch eigentlich Niemand warum?

Die Nutzanwendung, die du von dieser Geschichte machen kannst, ist: Aus allem was ich jetzt hier erzählte, kannst du gar mancherlei nehmen und nicht blos immer das, was ich daraus ziehe denn — Es hat alles zwei Seiten. Du mußt aber auch wirklich etwas Absonderes dabei denken, und nicht blos so wie die vornehme Dame thun, als ob du Wunder was dabei dächtest, und wenn man dir recht auf die Haube geht, steckt nichts dahinter.

Oder läßt sich vielleicht noch etwas anderes aus dieser Geschichte nehmen? Was meinst du lieber Leser?

2. Der Fall über den Schatten.

Von Mainz führt eine Schiffbrücke nach Castel, auf der man aber auch von Castel herüber nach Mainz gehen kann. Das thaten eines Abends zwei lustige Gesellen, der dicke Peter und der Schambetist (Johann Baptist), die etwas tief ins Glas geguckt hatten, d. h. immer ins volle bis sie auf den Grund schauten. So oft sie einen frischen Schoppen im großen gerippten Glas vor sich stehen hatten, sagte der dicke Peter: „beiß ihm den Kopf ab." Das geschah. Drauf wischte sich der Schambetist den Mund ab und sagte: „reiß ihm den Schwanz aus." Das geschah wieder, das Unthier war verschlungen, der große Schoppen war leer. Fröhlichen Muths schlenderten endlich die beiden Zechbrüder dahin, denn das Trinken gibt dem Menschen auch eine Brüderschaft, wenn sie auch eben nicht lange dauert. Der Mond stand am Himmel und war voll, und es war als ob er die Vollen da drunten auslachte und ihnen einen Streich spielen wollte. Plötzlich bleibt der Schambetist stehen und ruft: „Halt! da ist ein Brett herausgenommen, fall nicht in den Rhein!" Er macht nun einen tüchtigen Satz, und springt glücklich hinüber; der Peter bleibt stille stehen, hebt bald den einen bald den andern Fuß und hüpft endlich, so viel es sein dikker Bauch erlaubt, fällt aber nieder und schreit. „O weh! Bruder zieh mich heraus, ich lieg im Rhein! Hilf!" Der Schambetist hat ein mitleidig Herz, und fängt an den Peter aufzuwirbeln. Der liegt aber nicht im Rhein, sondern, so dick als er ist, auf der Brücke. Wie er endlich wieder auf den Beinen steht, gucken sich die beiden an, und gucken wieder das ausgezogene Brett an. „Donnerkeil" sagt der Schambetist und tritt hart auf, „das ist ja gar kein ausgezogen Bord, (Bord heißt

am Rhein ein Brett,) das ist ja der Schatten vom Laternenpfahl." „Und ich hab mir doch meinen Fuß verstaucht" sagt der Peter und hinkt davon.

Daraus ist zu sehen, daß man, wenn man seine fünf Sinne nicht bei einander hat, auch über einem eingebildeten Hinderniß, wie hier über einen Schatten, straucheln und sich beschädigen kann. Du darfst aber wie gesagt, auch noch etwas anderes daraus entnehmen.

---

3. Das Glück durch die Gelbwurst.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gerne folgende Geschichte zu erzählen.

Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück und hab mein eigenes kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Ostermesse und ich reise hin, und nehme einen Kreditbrief von tausend Speciesthalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit tausend Speciesthalern machen zu können. Ich reis' also nach Leipzig und geb meinen Creditbrief im Haus Frege u. Comp. ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in sein Buch einschreiben und wünscht mir gute Geschäfte. Ich seh aber bald, daß sich mit tausend Thalern nicht viel machen läßt. Was thuts? Geht nicht viel, so geht wenig; besser leiern als feiern, sagt das Sprüchwort. Ich such mir also eine Parthie Wolle aus, und geh' hin, um mein Geld zu holen. Da sagt mir der alte Frege, es sei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich logire. Ich hatte das gerne nicht gesagt, da ich wieder, wie einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. Nun sagte der Herr Frege: „Essen Sie morgen Mittag bei mir. Sie werden da noch große Gesellschaft finden." Ich konnte nichts rechtes darauf erwiedern, und geh weg, ich erkundigte mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu thun hat und was dabei herauskömmt. Man sagte mir, daß es Sitte sei, daß jedes große Handlungshaus seine Empfohlenen durch eine Einladung wie man sagt, abfüttert; daß nicht viel dabei herauskömmt, als daß man das Essen theuer bezahlen muß, indem es mindest 1½ Thaler Trinkgeld an die Bedienten kostet. Das war mir nun gar nicht lieb, ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thaler nur noch 998 blieben, und für ein Mittagessen konnt ich nicht viel prästiren. Andern Mittags war ich kurz resolvirt, ich kaufe mir für 2 Groschen Gelbwurst, für 6 Pfennig Brod, steck' es zu mir, und geh hinaus vor das Thor, in das sogenannte Rosenthal. Mein Tisch war schnell gedeckt; ich setz mich auf eine Bank, und wickele meine Sachen heraus, ich zerschneide die Gelbwurst in 6 Theile, und lege sie neben mich hin; das, sage ich, ist meine Suppe, das mein Fleisch, das mein Gemüß mit Beilage, das meine Fische und das mein Braten und Salat. Ich glaub nicht, daß sie drinnen in der Stadt bei Frege mehr hatten und daß es ihnen besser schmeckt. Ich war eben an der süßen Schüssel, sie war sehr gut zubereitet, da seh ich einen Mann auf einem schönen Braunen dahergeritten, der denk ich, macht sich noch ein bischen Bewegung vor dem Essen, daß es ihm besser schmeckt. Ich wünschte ihm meinen gesunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller als ich dieß sage und denke ist der Reiter bei mir, und zu meinem Schrecken seh ich, es ist der Herr Frege selber. In meiner Angst fällt mir der letzte Bissen von der süßen Speise aus der Hand; ich wickle schnell mein Papier zusammen und weiß mir gar nicht zu helfen. „Ei Herr Keller!" sagte der Herr Frege, „was machen Sie da? glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu essen?" Was soll ich darauf sagen? — Ich denk, du bleibst bei der Wahrheit, ich sag ihm nun, daß es sich bei mir nicht austragen will, 2 Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittagessen zu geben und so und so und daß ich mir vorgenommen habe, mich heut Abend oder Morgen früh zu entschuldigen, weil ich nicht kommen konnte. — Da lacht er ganz laut und sagt: Ja, das müssen Sie ja thun, sonst werd ich bös, ich erwarte Sie um 5 Uhr, fehlen Sie ja nicht, wünsch „gesegnete Mahlzeit." Und fort war er mit seinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen soll, ich denk aber: nun fressen wird er dich nicht, er muß um 5 Uhr noch genug haben vom Mittag her. — Wie's also 5 Uhr gepömpert hat, geh' ich hin; man weist mich in sein Comptoir, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand, und führt mich in das Kabinetchen, und sagt zu mir „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10,000 Thaler Credit bei mir; wenn Sie aber das doppelte brauchen und auch noch mehr, sagen Sie mir's nur offen." — Ich sag, Sie irren sich, ich hab nur für 1000 Thaler. Da sagt er mir, es bleibt dabei, wie ich schon gesagt habe, Sie sind ein Mann, der zu sparen weiß, und heut Abend essen Sie ganz allein bei mir, in meiner Familie. Und so hab ich's auch gemacht, und das hat mir noch besonders gefallen, daß er die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Geschichte seiner Frau und seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort gewesen bin. Er hat wohl gemerkt, daß es mir leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So ist's mir durch die Gelbwurst möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und so lange der alte Frege gelebt hat, hab' ich jede Messe bei ihm allein zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt noch Gelbwurst aufgetragen worden.

---

4. Ein alter und ein junger Magen.

Der alte Fabrikant L, ein grundgescheidter und kernbraver Mann, saß eines Abends bei seinem Jugendfreunde, dem Kaufmann M. und wie das so geht, sie sprachen mit einander von alten Zeiten und dieß und das:

„Ich weiß nicht" sagte M., ich versteh mich nicht mehr auf die jetzigen Zeiten, ich kann den Sprüngen der heutigen Jugend keinen Geschmack abfinden, ja, als wir noch jung waren, es war doch ein ganz ander Leben, sechs von solchen jungen Bürschchen hätte ich auf den Hut gesteckt. Das tänzelt und thut und ist nichts dahinter und von rechter Lustbarkeit ist gar keine Rede mehr.

„Ich will dir was erzählen" erwiederte der Fabrikant L., du weißt, ich habe in meiner Jugend den Kugelhopfen, den runden Kuchen von dem Bäcker Elermann an der Stadtkirch für mein Leben gern gegessen; gestern krieg ich einmal wieder Gelust nach so einem guten Stück, ich schick hin und laß mir holen. Wie ich ihn aber versuch, schmeckt er mir gar nicht und ich sag: Was Teufels! das ist mein Kuchen nicht, sie können ihn jetzt nicht mehr so machen wie früher, das ist mein Kuchen nicht, da ist ja gar kein Saft und keine Kraft darin. Meine Kinder haben zuerst gekichert und nachher laut gelacht und mein gut Linchen sagt: „Vater, der Kuchen ist wahrscheinlich noch so gut wie er in deiner Jugend war, aber dein Magen ist nicht mehr von Anno damals." Und sie hat recht gehabt, ich hab seitdem auch schon zu viel andere Sachen genossen und der Kuchen ist mir nicht mehr das Höchste.

Verstehst du mich wo ich 'naus will?

---

5. Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie reden.

In vielen alten Familien findet man Erbstücke von Dienstboten, die treu und redlich ausharren bis zu ihrem Tode. Ein solches Erbstück war auch die alte Hanne; sie war als Amme ins Haus gekommen und diente nun schon bei den Kindern ihres Säuglings. Zu ihrem großen Leidwesen sah sie, was die Kinder in unseren Tagen für viele Sachen lernen müssen und es ward ihr ganz grauselich dabei, wie sie hörte wie die Kinder die verschiedenen Tugenden und Laster an den Fingern herzählen konnten. Da kam sie eines Tages zur Hausfrau und sagt: „Ich bitt dich um Gotteswillen, laß doch die Kinder nicht so viel lernen; wenn sie einmal groß sind und so sündigen, ohne es zu wissen, schadets nichts, so aber, wenn sie von Allem wissen, was es zu bedeuten hat, werden sie erst rechte Sünder."

Was hättest du darauf geantwortet lieber Leser?

---

6. Die Kaffeevisite.

Wenn die Geschichte, die ich jetzt erzähle, nicht wahr wäre, so würde ich sie selber nicht glauben, so aber ist sie in Salmünster, zwischen Hanau und Fulda passirt, und du kannst dich darnach erkundigen wenn du einmal des Weges kommst.

In einem alten Hause, das so baufällig war, wie weiland das römische Reich, und in denen auch verschiedene Potentaten Sitz und Stimme hatten, wohnten zwei alte einsame Wittwen; Frau Ursel wohnte oben und Frau Margarethe unten. Die untere wünschte die obere noch weiter hinauf, nämlich in den Himmel und die obere wünschte die untere noch weiter hinunter, nämlich in die Hölle, so lieb hatten sie einander. Du kannst dir denken, daß diese frommen Wünsche nicht im Geheimen blieben, sondern als aufrichtige Menschen sagten sie sich offen die Meinung auf der Treppe, und im Hausgange, oder wo sonst so ein vertrauliches Plätzchen ist, wo man gerne bei einander bleibt. Frau Ursel, die oben wohnte, war aber auch in der That das gerade Gegenspiel der Frau Margarethe, so lange ihr Mann noch lebte, hatte er sich nie über zu vieles Scheuern zu beklagen; sie dachte: es wird ja doch wieder schmutzig und da läßt mans gleich lieber so, und spart das Was-

ser und die Lumpen und die Müh'. Sie hatte Küche und Stall und Schlaf- und Wohnzimmer nahe bei einander, nämlich Alles in einem Zimmer, sie sprach am liebsten mit ihrer Stopfgans, die sie in einem Ställchen neben ihrem Bette hatte; sie machte sich des Tags nur einmal Kaffee, versteht sich aber so viel auf einmal, daß sie gut ihre sechsmal davon trinken konnte; dabei war sie immer ganz munter und fidel, und sang den ganzen Tag, wenn auch nicht zum allerschönsten, und ihre Stubengenossin die Stopfgans gab ihr immer Beifall und quackte: brava, brava. So sagt man nämlich wenn ein Frauenzimmer schön singt, wenn aber ein Mann schön singt, so sagt man bravo; merk dir das, wenn dich einmal der Hafer stechen will und du willst vornehm thun, denke nur an die Gans und es wird dir schon einfallen.

Wenn die beiden Weiber mit einander Händel hatten, versäumte Frau Margarethe nie, auf die Kaffeetulle anzuspielen, und sie behauptete, daß ihr nie eine Bohne ins Haus käme. Dem war aber nicht ganz so. Eines Abends war Frau Ursel besonders lustig und Margarethe hörte sie durch das dünne Lehmgestöck, das als Decke diente, singen und rumoren. Sie denkt: ei der Kaffee muß doch lustig machen, und sie bereitet sich in aller Stille auch einen solchen. Sie sitzt nun vergnügt da, und hält die Schale in der ausgebreiteten Hand und hat den Ellbogen auf den Tisch gestümmt, schlürft mit Behagen den braunen Trank. Da hört sie oben die Frau Ursel ihre Gans holen, neben sich niedersetzen und stopfen. Dabei singt sie:

Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb
Ach wenn es doch immer so blieb!

Da die Gans den Schnabel und die Gurgel voll hatte, konnte sie ihren Beifall nicht laut werden lassen, und hörte der Tafelmusik still zu. Frau Margarethe schenkte sich eben die dritte Tasse ein — plum, plum, da poltert was, und krach knack bricht was. Frau Margarethe sieht auf, wer kommt durch die Deck herunter? Frau Ursel mit ihrer Gans durch die Deck herunter, und fällt zum Glück gerade aufs Bett. Frau Margarethe schreit um Hülfe und sagt zu der Gefallenen: „Du hast dir doch keinen Schaden gethan?" Das war das erste gute Wort was sie ihr gegeben hat. „Nein" sagt Frau Ursel „was macht denn meine Gans?" Die flattert und schlägt mit den Flügeln wie sie allemal thut wenn sie genug im Kropfe hat. Da erholt sich Frau Margarethe von ihrem Schreck und beide Weiber fangen an laut zu lachen. „Aber was thust du denn da?" fragt Frau Margarethe wieder. „Ich hab mich wollen zur Kaffeevisit bei dir einladen; ich sehe du trinkst doch auch gern ein Täßlein und zwei." „Nu, meinetwegen, komm setz dich her und erhol dich von deinem Schreck."

Und sie setzten sich zusammen und basten mit einander und lebten fortan friedlich, und die Frau Ursel wurde auch säuberlicher. Daraus ist zu sehen, daß die Menschen oft gut mit einander werden, wenn eines einen Schreck für das andere aussteht. Du brauchst dir aber darum das Kaffeetrinken nicht anzugewöhnen.

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Scenen aus Manilla.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Scenen aus Manilla.

(Tafel 42.)

Die Heimath der Hahnenkämpfe und ihre eifrigste Pflege ist auf Manilla, einer der philippinischen Inseln im indischen Archipel, welche man seit alten Zeiten „die Perle des Orients nennt."

Von jeher diente es zum besondern Vergnügen der Menschen, auf den verschiedensten Bildungsstufen, den Kämpfen der Thiere zuzuschauen, und sich daran zu ergötzen. Je gewaltiger die streitenden Kräfte, um so anziehender war das öffentliche Schauspiel. Man berichtet von einem großen Philosophen, daß er sich in seiner Einsamkeit oft das Vergnügen gemacht habe, dem Kampfe zweier Spinnen zuzuschauen. Die Spinnen sind bekanntlich nicht sehr friedlich mit einander, und man sagt daher schon im gewöhnlichen Leben von Menschen, die sich heftig bekämpfen, sie seien spinnenfeind. Sonst stehen die meisten Thiere gleicher Gattung in friedlichem Verhältnisse miteinander. Nur die Hähne bekämpfen sich von Zeit mit ihren angeborenen Seitengewehren, und in England, wo man sich gerne allerlei Zeitvertreib macht, hat man auch die Hahnenkämpfe aufgebracht, und große Wetten dabei angestellt.

Der Hauptstamm der Ureinwohner, die Tapalen, auf Manilla, ihnen sind die Hahnenkämpfe noch die höchste Freude, sind leidenschaftliche Freunde des Hahnenkampfes; sie pflegen die Kampfhähne mit ausnehmender Liebe und der zartesten Sorgfalt, sie tragen sie stets bei sich, wie man in früheren Zeiten die Schooßhündchen trug, und streicheln und liebkosen sie. Der Kampfhahn auf Manilla ist viel größer als unser Hahn und schreitet mit großthuerischer Würde einher, als ob er wüßte, was es zu bedeuten hat, wenn sein Ehrentag kömmt, an dem er einen Waffengang macht. Ein anderer bringt seinen Hahn, man wettet Stoffe, Geschirr und allerlei Schmuck, die derjenige erhält, dessen Hahn den andern zuerst unterbringt.

Die Gegenstände der Wette sind zur Seite gelegt, eine aufmerksame Gruppe sitzt auf dem Boden und verfolgt mit gespannten Mienen den Ausgang des Kampfes. Mit geschwollenem Kamm und aufgesträubten Federn schießen die Hähne aufeinander. Man setzt von beiden Seiten, der Sieg schwankt hin und her, bis endlich einer unterliegt, und mit dem eroberten Gewinn, seinen Hahn im Arme streichelnd, kehrt der Glückliche heim, der andere betrachtet traurig die ausgerissenen Federn und den verlorenen Preis.

Der Hahnenkampf ist ein Vergnügen auf Manilla in der Zeit der Ruhe und des Ergötzens. Der Handel, namentlich auch schon seit langer Zeit nach China (es wohnen auch viele Chinesen auf Manilla) ist hier sehr bedeutend. Der Boden ist sehr ergiebig und bringt Reis, Zucker, Taback u. s. w. Der Fischfang bildet einen Hauptnahrungszweig. Wenn man zu demselben auf einem Floß ausfährt, ist das Netz gewöhnlich an eine Art von Mastbaum befestigt und wird so ausgeworfen, und dann, wenn man die Beute erhascht hat, wieder an sich gezogen. Besonders wird auch ein Seewurm, Balate genannt, häufig nach China ausgeführt; wenn er gesotten und getrocknet ist, sieht er wie eine Gurke aus, und dient als Reizmittel, welches die Chinesen sehr lieben.

Mannigfaltiges.

Feinheiten.

Die Blätter einer ostindischen Art von Agave, ziehen, wenn man sie theilt, so zarte Fäden, von denen jeder einzelne wieder in eine ungemessene Zahl noch feinerer Fäden sich theilt, daß man schon eigene Gespinnste und Stoffe, auch Teppiche daraus gemacht hat. Schon früher verstand man es, aus Spinnweben Strümpfe zu machen. Ein Spinnfaden soll eigentlich, wie von Naturkundigen behauptet worden, aus viertausend Fäden bestehen. Eine Fliege schlägt, wenn sie will, in einer Sekunde sechshundert Mal mit den Flügeln. Das wird wenigstens von Voigt behauptet. Ein Floh kann achtzig Mal so hoch springen, als er groß ist. Musschenbrook behauptet, ein Lichtstrahl sei fünftausend Billionen mal schlanker, als ein Barthaar; — eine sonderbare Zusammenstellung. Die kleinsten Infusionsthierchen sind, diesem Gelehrten zufolge, tausend Millionen mal kleiner als ein Sandkorn.

Ein Besuch nach dem Tode.

Der Bergrath Doktor Hehl erzählt Folgendes:

Als mein Schwiegervater, der verstorbene Leibmedicus von Klein, im Jahre 1756 in Straßburg Arzneikunde studirte, hielt sich ein böhmischer Graf dort auf, der durch seine vielseitige Bildung die Achtung aller Lehrer und Studirenden erwarb. An den Folgen einer frühern Fußwunde leidend, wurde er von meinem Schwiegervater gründlich hergestellt. Als er von Straßburg Abschied nahm, schloß er mit demselben einen ewigen Freundschaftsbund. Beide machten aus, daß der erste, der von ihnen sterben würde, dem andern in einer möglichst heitern Gestalt erscheinen solle. Nach Verlauf eines Vierteljahrs erwachte Klein Morgens um drei Uhr; es war ein Geräusch in seinem Zimmer. Er sieht seinen Freund, der im Hemde ist; er geht am Bett vorüber, und hat auf der Seite des Herzens eine blutende Wunde. Er ruft ihn an, — keine Antwort, wohl aber ein Hindeuten mit der rechten Hand auf seine Wunde.

Die Erscheinung verschwindet, Klein steht auf, macht Licht an, schreibt Tag, Stunde und alle Umstände auf, und nach sechs Wochen erhält er die Nachricht, daß der Graf um die nämliche Stunde, als er sich auf einem Vorposten befand, durchs Herz geschossen worden sei.

Wie Einer sein Alter zählt.

Während der Feldzüge Bonapartes in Italien, fiel ein österreichischer Offizier in die Gefangenschaft der Franzosen. Der General unterhielt sich mit dem greisen Soldaten, der ihm bemerkte, daß er schon unter Maria Theresia Pulver gerochen habe.

„Sie sind wohl schon sehr alt?“ fragte Bonaparte.

„Ja wohl, ich bin an die sechszig oder siebenzig Jahre.“

„Wie, Herr Oberst, Sie sind doch in einem Alter, wo man seine Jahre etwas genau zu zählen pflegt.“

„General, ich zähle mein Geld, meine Hemden und meine Pferde, aber was meine Jahre betrifft, so weiß ich gewiß, daß mir Niemand von denen etwas stiehlt.

Beleuchtung der Schiffe auf dem Meere.

Seit einigen Monaten stellt man zu Toulon Proben an mit einer Beleuchtung der Schiffe auf der See, um dem in neuerer Zeit wieder öfters vorgekommenen Zusammenstoßen der Schiffe vorzubeugen. Die Proben, die man anstellte, geschahen mit Sideralgas, und diese Beleuchtungsart besteht darin, daß man Aether vermittelst eines Stromes von Sauerstoffgas verbrennt. Das Sauerstoffgas wurde in metallenen Behältern an Bord gebracht, in denen man es um mehrere Atmosphären zusammengedrückt hatte. An jedem dieser Behälter war eine Büchse von etwa einem halben Litre angeschraubt, welche Aether enthielt, den das Gas beim Ausströmen durchziehen mußte. Ein Regulator war dem Behälter angefügt, um dem Ausströmen des Gases und dadurch der Flamme Gleichförmigkeit zu geben. Der Druck war durch einen Manometer angezeigt. Ein Reflector aus silberplattirtem Kupfer war angefügt und konnte nach beliebigen Seite gerichtet werden. Im Focus dieses Reflectors brannte die Mischung von Aether und Gas, und ein Stück Kalk von der Größe einer Nuß war durch einen Platinadraht darin festgehalten. Manchmal nimmt man auch statt des Kalkes Magnesia. Proben wurden am 14. Julius und 7 September angestellt, und andere sollen in größerem Maaßstabe im October folgen. Das Schiff war auf 7 bis 8 Kabellängen so glänzend beleuchtet, daß man alle Signale deutlich sehen, und das Licht so stark, daß man auf diese Entfernung hin lesen konnte. (Constitutionnel vom 11. Sept.)

Ein juristisches Räthsel.

Ein griechischer Redekünstler hatte einen Schüler, bei welchem er großes Talent für die Beredsamkeit gewahrte, so daß er hoffte aus ihm einen ausgezeichneten Advokaten machen zu können. Als die Lehrzeit zu Ende war, fragte der Schüler nach dem Betrage der Vergütung, die er für den Unterricht zu zahlen habe. „Das hat gute Wege, sagte der Lehrer," „du sollst mir nicht eher bezahlen bis du dich überzeugt hast, daß du etwas bei mir gelernt." „Und wie soll dies geschehen? fragte der Schüler." Das ist höchst einfach, war die Anwort, wenn du deinen ersten Rechtshandel verlierst, so soll dies ein Beweis sein, daß du nichts bei mir gelernt, und dann brauchst du mir nichts zu bezahlen."

„Gut, sagte der Schüler, so soll es gehalten werden und mein erster Proceß soll mit dir sein. Ich werde dir dein Honorar nicht bezahlen und du wirst mich verklagen. Hoffentlich wirst du mit deiner Klage abgewiesen und dann hört deine Forderung auf. Werde ich aber verurtheilt, ja nun, so habe ich meinen ersten Rechtshandel verloren und daraus soll ja hervorgehen, daß ich nichts bei dir gelernt. Dann siehe zu, woher du dein Geld bekommst."

„Hm, das Ding wird gefährlich, sagte der Lehrer, aber ich werde deine Trugschlüsse gegen dich selbst wenden. Ich werde dich verklagen und der Richter wird dich verurtheilen, mir meine Lehrvergütung zu entrichten. Dann mußt du mit dem Gelde herausrücken, weil eine abgeurtheilte Sache vorliegt. Sollte ich aber auch mit meiner Klage abgewiesen werden, je nun, hast du deinen ersten Rechtshandel gewonnen, hast dadurch gezeigt, daß du durch meinen Unterricht ein ausgezeichneter Zungendrescher und Rechtsverdreher geworden bist, und mußt also bezahlen."

Wer von beiden hat nun Recht?

Merkwürdige Fluth auf den Sandwichinseln.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 4 September theilte Hr. Arago ein Schreiben aus den Sandwichinseln mit, welches eine im Jahre 1837 vorgefallene Erscheinung beschreibt. Das Meer senkte sich plötzlich um ungefähr 6 Fuß, dann kehrte es zurück und bildete eine wahre Mauer von 20 Fuß Höhe, die alles, Häuser, Bäume u. s. w., mit sich fortriß; mehrere Personen kamen dabei gleichfalls ums Leben. Das Merkwürdigste ist aber daß das Meer zwar zu Honolulu wieder in seine alten Gränzen zurücktrat, auf den andern Inseln aber ein höheres Niveau als vorher einnahm. Der Verfasser des Briefes glaubt, es sey durch einen unterseeischen Vulcan eine Senkung des Bodens erfolgt, welche Meinung indeß Arago nicht theilt.

Chinesische Druckmethoden.

Ein Hr. Soldin theilt hierüber in dem Echo du Monde Savant vom 31. Julius Folgendes mit: „Man hat in China drei verschiedene Arten zu drucken. Die Methode Monpaß oder der Stereotypdruck vermittelst Holzplatten ist die gewöhnlichste und bequemste. Die Holzplatten sind von Birnbaum- oder Brustbeerenholz, zwei Bäume, deren Holz nach der Ansicht der Chinesen von schönem Kern, hart, glänzend, von säuerlichem Geschmack ist und das die Würmer selten angreifen. Man schneidet die Platten viereckig, von ein halb Zoll Dicke, ziemlich groß, um eine Doppelseite eines chinesischen Buches zu enthalten; man glättet sie auf beiden Seiten mit einem gewöhnlichen Hobel, überzieht sie dann mit einem Teig aus gekochtem Reis oder einem andern leimartigen Stoff, um die kleinen Unebenheiten auszugleichen und die Oberfläche weich zu machen, daß sie den Druck der Charaktere besser annimmt. Das Manuscript muß regelrecht geschrieben sein, man legt dasselbe, ehe der leimartige Ueberzug ganz erkaltet ist, auf das Holz und klebt es fest, wozu man sich theils einer Bürste, theils der Hand bedient; man läßt dann die Platte an der Sonne oder an dem Feuer trocknen und kratzt mit der Hand das Papier ab, wobei man aber Sorge tragen muß, daß die Charaktere selbst vollständig stehen bleiben; hierauf wird alles, was weiß geblieben ist, hohl ausgeschnitten. Dieß nennt man das männliche Graviren (yang-wen); beim weiblichen Graviren (yen-wen), was sehr selten angewendet wird, schneidet man die Buchstaben selbst ein, so daß beim Abziehen die Buchstaben weiß auf schwarzem Grunde stehen bleiben. Ein Arbeiter kann täglich 2000 Blätter abziehen. Das Graviren erfordert bloß Geschicklichkeit und keineswegs Kenntniß der Charaktere; darum drucken chinesische Arbeiter auch fremde Schriften so gut wie die ihrigen. — Der Druck mit beweglichen Typen ist in China bekannt, aber sehr selten angewandt; die Typen sind gewöhnlich von Holz und man druckt mit denselben das Yonang-men-pas oder Journal von Canton, das alle Tage erscheint, jedesmal etwa 500 Charaktere enthält, aber so schlecht gedruckt ist, daß man es kaum lesen kann. — Das dritte Verfahren heißt La-pan und geschieht vermittelst Wachsplatten. Eine Schichte Wachs wird über eine hölzerne Form ausgegossen und man gräbt die Charaktere mit einem Grabstichel ein. Das Abziehen geschieht auf die gewöhnliche Weise. Diese Methode wird selten und nur in den dringendsten Fällen angewendet. — Für das Schneiden von 1000 Charakteren zahlt man in China zwischen 11 und 47 spanische Thaler oder 60 bis 254 Franken. Der gewöhnliche Preis ist aber etwa 16 bis 18 Thaler, so daß selbst bei der schönsten Art von Schnitt der Charaktere nur auf 2½ franz. Centimes kommt, bei der gewöhnlichen Art nur auf höchstens 1 Centime. In Paris würde der Preis wenigstens sechzigmal so hoch kommen, und ein Band von 611 Seiten und 227,300 Charakteren, der in China nur 1052 Thaler oder 5682 Fr. kostet, würde in Paris auf mehr als 340,000 Fr. kommen, ohne die Kosten des Papieres und des Abziehens zu rechnen."

Die singende Maus.

Der englische Globe vom 3. September meldet: die singende Maus ist keine Fiction mehr, und selbst die Ungläubigsten konnten sich jetzt davon überzeugen. Das kleine Thier existirt wirklich, und Nachstehendes ist das Nähere, was man darüber weiß. Die Frau

eines Schneiders, der den zweiten Stock eines Hauses in Redcroß-Square bewohnt, hörte die ganze Nacht den Gesang eines Vogels, der sie am Schlafen hinderte. Sie glaubte anfangs, es sey ihr Canarienvogel und hing deßhalb den Käfig vor das Fenster hinaus. Bald aber begann der Gesang von neuem und schien, wie der Geist Hamlets, im Zimmer hin und her zu laufen. Endlich bemerkte die Frau, daß das Geräusch aus der Holzwand komme, man legte eine Falle und nach zwei Stunden war die Syrene gefangen. Das kleine Thier ist eine gewöhnliche Maus männlichen Geschlechts. Man glaubt, wenn sie singt, wirklich einen Canarienvogel zu hören, denn sie ahmt die gezogenen Töne und die Cadenzen dieses Vogels völlig nach. Man hat mit Hülfe des Vergrößerungsglases die Vibration der Kehle beobachtet. Kein menschliches Wesen könnte einige der sanften Töne hervorbringen, wie diese Maus sie hervorbringt. Manchmal muß man sehr lange warten, bis sie sich zum Singen entscheidet, hat sie aber einmal angefangen, so läßt sie sich auch durch den größten Lärmen nicht stören. Man behauptet, ihr Gesang sey um eine Octave umfassender als der des Canarienvogels.

Bauten ohne Holz.

Oeffentliche Blätter berichten aus Jena: Hier macht die Ausführung einer Idee des Ziegeleibesitzers Böhme viel Aufsehen. Schon seit längerer Zeit behauptete derselbe, eine Bauart gefunden zu haben, bei welcher durchaus gar kein Holz mehr bei Ausführung von Gebäuden anzuwenden wäre, vielmehr alle Decken ohne Balkenlagen, ebenso die Dachstühle ohne Holz construirt werden könnten. Er hatte bisher keine Gelegenheit, seine Idee praktisch als ausführbar zu zeigen. Erst jetzt hat er bei einem von ihm erbauten Souterrain die Ausführbarkeit factisch dargelegt. Die Decke dieses Souterrains (34 Fuß lang und 14 Fuß 4 Zoll breit) ist ganz aus gebrannten Ziegelsteinen, frei von jedem andern Verbindungsmittel wie z. B. Eisen oder dgl. wagerecht erbaut, ist gegen 35,000 Pfd. schwer und außerdem ruht noch eine Schicht Erde von 25,000 Pfd. Schwere auf derselben. Daß die Decke ganz wagerecht sei, bewies Hr. Böhme durch Anlegung eines 14 Fuß langen Richtscheits, woraus sich ergab, daß sie nach allen Dimensionen hin gleichmäßig wagerecht war. Sollte sich diese Erfindung bewähren, so würde sie in mehrfacher Rücksicht von höchster Wichtigkeit sein. Abgesehen nämlich von der größten Sicherheit gegen alle Feuersgefahr, würde sich dadurch theils eine Heizung der Fußböden aufs einfachste herstellen lassen, theils aber auch, da jede Decke zugleich ein wasserdichtes Dach bildet, würde bei Neubauten jede Etage einzeln vollendet und successive bewohnt werden können. Nach einer Berechnung des Erfinders würde der Quadratfuß einer solchen Decke nicht mehr als 5 Sgr. (18 kr.) Kosten verursachen einschließlich der Anstalten zur Heizung. Nun steht abzuwarten, was die Sachverständigen sagen werden.

Verschiedenes.

Die Zahl der gegenwärtig auf Erden erscheinenden Tagblätter, Wochenzeitungen und Monatschriften ist so groß, daß man mit den Bogen Papier welche jährlich bedruckt werden, falls man dieselbe aneinanderlegte, den ganzen Raum zwischen den beiden Polen bedecken, das heißt die Erde rundum in Zeitungspapier wickeln könnte.

In England findet man bekanntlich neben der bittersten und drückendsten Armuth den ungeheuersten Reichthum einzelner Menschen. Ein weiblicher Krösus ist Fraulein Angela Coutts-Burdett, die von der Herzogin von St. Albans die ungeheure Summe von 1,800,000 Pfund Sternling oder etwa ein und zwanzig Millionen Gulden erbt. Rechnet man sechszig Goldstücke (Souvereigns) auf das Pfund Gewicht, so würden 107 starke Männer, von denen jeder 280 Pfund oder so viel wie einen guten Mehlsack trüge, erforderlich sein, um den Geldhaufen von einem Orte zum andern zu tragen. Soll das Geld gezählt werden, so sind, wenn man 60 Goldstücke in der Minute zählt und täglich acht Stunden ununterbrochen daran arbeitet, (die Woche zu sechs Arbeitstagen gerechnet), zehn Wochen, zwei Tage und vier Stunden nöthig. Legt man ein Goldstück dicht an das andere, so bedecken sie eine Strecke von etwa 5 deutschen Meilen, und, nimmt man Kronen, eine Strecke von 113 englische Meilen oder beinahe 22 deutschen Meilen, etwa den Weg von Karlsruhe bis Frankfurt, oder von Mainz bis Köln!

Eine wandernde Schauspielergesellschaft gab in einem großen Flecken Vorstellungen. Es war vor der Erndte, und die große Scheune eines Gutsbesitzers noch leer. Also wurde sie zur Schaubühne umgestaltet. Die Vorstellung beginnt; zwei Männer, im Walde verirrt, treten auf. Der eine fragt den Andern:

Wo sind wir, theurer Freund? Sprecht, daß ich mich erkenne.

Ein zufällig anwesender Student nahm dem Gefragten das Wort aus dem Munde und rief:

Das ist hier, lieber Mann, des Gutsherrn Scheuertenne!

Worauf denn natürlich ungeheueres Gelächter aller Anwesenden erfolgte.

Ein englisches Blatt macht eine große Anzahl von Erfahrungen bekannt über versiegelte Flaschen, welche von Schiffen auf dem hohen Meere ausgeworfen worden sind, und zwar nach den Orten der Auswerfung, den Küsten, an welchen sie wieder gefunden worden sind, und den Zeiten, welche sie zu ihrer Reise gebraucht haben. Es ergibt sich daraus für die allgemeinen Meeresströmungen das interessante Resultat, daß die in nördlichen Breiten ausgeworfenen Flaschen an den Küsten von Frankreich, England und Irland angekommen sind, diejenigen aber, welche in den südlichen Breiten ausgeworfen wurden, an irgend einer der westindischen Küsten angeschwemmt sind. Alle brauchten mehr als ein Jahr zu ihrer Fahrt, manche 2, 3 bis 10, eine selbst über 15 Jahre. Die langen Zeiten können von Hinderungen herrühren, welche die Flaschen auf ihrem Wege erlitten haben.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Thierkämpfe.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Thierkämpfe.

(Tafel 43.)

Zu allen Zeiten haben Menschen sich eine Freude daraus gemacht, Thiere gegen einander zu hetzen, weil sie an dem grausamen Schauspiele, daß dieselben sich zerfleischten, Freude fanden. Es muß doch in der menschlichen Natur eine Art von Hang zur Grausamkeit liegen, sonst würden nicht schon Kinder Hunde und Katzen in Kampf bringen. Der Engländer sieht zu, wenn zwei Borer auf einander losschlagen, der Japaner freuet sich über die Zweikämpfe seiner Klopffechter, der Malaye veranstaltet Wachtelkämpfe, in England sind Hahnenkämpfe an der Tagesordnung, der Spanier hat seine Matadore, die den Stier tödten. Auch die alten Römer ließen Sklaven mit Bestien kämpfen, und in Indien freut sich das Volk, wenn ein Thier in wildem Streite dem andern das Leben nimmt. Sollen Tiger und Löwen, welche von den Jägern lebendig gefangen wurden, mit einander kämpfen, so sperrt man jeden einzeln ein, und läßt ihn einige Tage lang fasten, damit der Hunger ihn quäle und grausamer mache. Man fängt auch Alligatoren ein, die in Teiche gesetzt werden, nachdem man ihnen die langen Schnauzen mit Eisendraht umwickelt hat. Sie können dann natürlich keine feste Nahrung zu sich nehmen, schwimmen jedoch Wochenlang umher, ohne daß eine Abnahme der Kraft bei ihnen zu verspüren wäre. Sie werden aber durch das Fasten ungemein gefräßig, und sind dann erst zu jenen Schauspielen geeignet, welche die mohammedanischen Fürsten Indiens bei großen Feierlichkeiten zu veranstalten pflegen.

Ein Reisender schreibt Folgendes. Während meines Aufenthalts in Indien, bemerkte ich einst in einem kleinen Teiche zwei Alligatoren, deren Schnauzen, — auf die eben angegebene Weise —, vielleicht schon seit acht Wochen zugebunden waren. Jetzt wurden die Thiere gefangen und ans Ufer geschleppt, man machte den Draht los und ließ sie dann wieder ins Wasser, in welchem sie sich, nun der Fesseln entledigt mit großer Lebendigkeit herumtummelten. Sie waren keineswegs geneigt, einander feindlich zu begegnen, sondern jeder bewegte sich weit von dem Gefährten entfernt, und bald wühlten sich beide in den Schlamm ein, aus welchem sie nur zuweilen den Rachen emporstreckten, um lang aufzuathmen. Das Wasser war höchstens fünf Fuß tief, so daß man alle Bewegungen der Thiere recht gut sehen konnte. Am Ufer standen viele ungeduldige Zuschauer, welche die Zeit gar nicht abwarten konnten, bis die Alligatoren übereinander herfielen, und sie deshalb hin und wieder mit langen Stangen unsanft anrührten. Endlich wurde dem kleinern Ungeheuer ein todter Hammel vorgeworfen. Jetzt schoß der Alligator blitzschnell aus dem Schlamme hervor und schnappte nach der Beute; aber

kaum hatte er es gethan, als auch der andere nicht minder rasch herbei kam, damit er am Mahle Theil nehmen könne. Nun gab es ein Reissen und Zerren, beide sanken nieder, peitschten den Schlamm mit ihrem gewaltigen Schweife, und fielen einander wüthend an. Man sah, daß einer den Hammel theilweise im Rachen hatte, und alles rasch hinabwürgte; gleich nachher tauchte er wieder unter, um mehr zu packen. Bald war das Wasser mit Blut gefärbt, und in einem fort wurde der Schlamm weit umher gepeitscht. Die Neugier der Zuschauer war auf den höchsten Grad gespannt, als beide Kämpen wieder ans Tageslicht kamen. Es schien als wären sie übereingekommen, fürs erste Waffenstillstand zu halten. Der kleine Alligator hatte einen fürchterlichen Riß an der Kehle, und dem größeren war eins der Vorderbeine beschädigt worden. Wo sie schwammen, da röthete sich das Wasser; dennoch schienen die Wunden ihnen nur geringes Ungemach zuzufügen.

Nun warfen die Umstehenden einen zweiten Hammel ins Wasser, der schon in einem Zustande der Verwesung war, weil die Alligatoren gerade nach solchem Fleische am gierigsten sind. Natürlich begann der Kampf jetzt mit erneuerter Wuth, dauerte aber nicht so lange, als vorher. Jeder schnappte sich einen Theil weg, die Mahlzeit war verzehrt, und demnach keine weitere Veranlassung zu neuen Streitigkeiten da; der Apfel der Zwietracht war nicht mehr vorhanden.

Am folgenden Tage fing man die Alligatoren ein, um sie jetzt Feinden ganz anderer Art gegenüber zu stellen. Sie wurden in ein geräumiges Gehege gebracht, in welchem ein Käfig stand, der einem schönen Leoparden zur Behausung diente. Man sah jetzt, daß die Wunde, welche der kleinere Alligator an der Kehle hatte, ihm viele Kräfte entzogen. Er lag betrübt am Boden, und von ihm hatten offenbar die Zuschauer nicht viel Belustigung zu erwarten. Man hatte ihn und seinen Genossen auf ein Gerüst geschafft, und dieses auf Rädern, durch drei Büffel, ins große Gehege ziehen lassen. Beim Fahren verhielten sich die Alligatoren ganz theilnahmlos. Als der Leopard ihrer ansichtig wurde, legte er sich auf den Bauch, lauerte, und schien vorauszuwissen, was sich begeben solle. Vermittelst einer Schnur wurde jetzt die Thür des Käfigs geöffnet, aber das Thier blieb liegen. Man sah ihm an, daß es den Kampf mit seinen schuppigen Gegnern recht gern vermieden hätte. Aber man ließ ihm keine Ruhe, und als er lange genug gereizt worden war, machte er einen gewaltigen Sprung, und war nun im Gehege. Die Alligatoren aber ließen sich nicht stören, und kümmerten sich gar nicht um ihn, sie blieben regungslos am Boden liegen. Nur dann erst, als ihr Feind eine drohende Stellung anzunehmen schien, bewegten sie ihren Schweif ein wenig. Der Leopard hatte seinen Kopf auf die ausgestreckten Klauen gelegt, wedelte mit seinem Schweife auch, sträubte das Haar und legte die Ohren dicht an. Er schien den Kampf zu fürchten und doch auch zu wünschen. Endlich als ihm Einer etliche Schwärmer auf den Pelz warf, stürzte er in voller Wuth auf, sprang gegen den nächsten Alligator ein, und hackte seine Krallen dem auserkorenen Opfer in die Kehle. Es wagte nicht einmal Widerstand, und lag gleich nachher entseelt da.

Nun hatte der Leopard Blut geleckt, und einer seiner Feinde mit leichter Mühe überwunden. Dadurch kampfgierig geworden, sprang er gleich gegen den zweiten Alligator ein. Dieser aber wandte sich zur Seite, der Leopard machte einen Fehlsprung, und wurde nun von dem gewaltigen Schuppenthiere gepackt, und von einem einzigen Schnappen der Kinnladen dermaßen zugerichtet, daß er zur Erde kugelte, und nach einigen Zuckungen verendete. Aber auch dem Sieger ging es nicht besser. Ein mit einem langen Speer bewaffneter Mann griff ihn an, und stach ihn todt.

Noch war die Menge von diesen blutigen Schauspielen nicht gesättigt; sie verlangte weitere Kämpfe, und man führte einen Büffel und einen Tiger auf den Platz. Jener war einer der größten Stiere, die mir je zu Gesichte gekommen sind, und fürchterlich wild. In blinder Wuth stürzte er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, auf den Tiger los, der sich in eine Ecke zurück zog. Da er keinen Ausweg fand, so schleuderte er sich dem Büffel auf den Nacken, hieb ihm seine Krallen ins Fleisch, und zerriß ihn jämmerlich. Aber der Stier warf ihn mit solcher Gewalt zu Boden, daß er wie entseelt da lag; er ritzte ihm den Bauch mit den Hörnern auf, daß die Eingeweide hervordrangen. Und nun stampfte der Sieger mit seinen Hufen auf ihm herum, machte ihm den Garaus, und rannte dann im Gehege umher, von Blut triefend, mit schäumendem Maule, und Augen, die Wuth und Wildheit sprüheten. Dann und wann blieb er stehen, stampfte den Grund, und brüllte entsetzlich.

Es folgten noch weitere Kämpfe. Die Wärter führten ein kleines Nashorn auf den Platz, das sich Anfangs am äussersten Ende der Schranken hielt, und seinen Gegner zwar mit spielendem und stechendem Blicke betrachtete, dabei aber sehr ruhig zu sein schien. Der Büffel rannte und tobte inzwischen wie rasend umher, und nachdem er einigemale bis in die Nähe des Rhinoceros gekommen war, stürzte er endlich, den Kopf gegen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die Erde gebeugt, mit vorgestreckten Hörnern auf dasselbe zu. Mit seinen Augen stierte er entsetzlich, es war, als wollten sie aus den Höhlen heraustreten. Das Nashorn trat zur Seite, um den furchtbaren, ihm zugedachten, Stoß zu vermeiden, wandte sich dann um, und riß mit seinem Horn dem Büffel die Haut an den Rippen auf, ohne ihn jedoch sehr zu beschädigen. Dieser schnaufte jetzt wie ein wilder Eber, und drängte seine Augen, womöglich noch weiter aus den Höhlen hervor. Mit einem seiner Hörner rannte er gegen seines Feindes Schulter, der aber durch den Panzer, welchen das Nashorn trägt, so gesichert war, daß der Stoß keinen Schaden that. Die Feindseligkeit wurde in vollem Maaße erwiedert, denn im Nu fuhr das Horn des Rhinoceros in die Weichen des Büffels, und drang tief bis in die Eingeweide. Da lag der Büffel, und wurde nun vom Feinde einige Schritte weit weggeschleudert. Der Sieger blieb ruhig stehen, und betrachtete mit stumpfer Gleichgültigkeit den entseelten Feind. Die Thüre seines Käfigs wurde geöffnet, und er trabte plump in seine Behausung zurück, wo er zum Lohn für seine Tapferkeit mit süßen Kuchen gefüttert wurde.

Bald nachher wurden drei wilde Hunde in einen geräumigen Zwinger gelassen, in welchem ein großer Bär an einem hohen Pfahle auf und ab kletterte. Die drei Hunde heulten und bellten um denselben herum, und hätten gern den Bären unten gehabt, um den Streit mit ihm zu beginnen. Meister Petz aber saß ruhig oben, und zeigte nicht im Entferntesten Lust, an dem Kleeblatt zum Ritter zu werden. Als aber der Pfahl gerüttelt und geschüttelt wurde, mußte er sich doch zum Hinabsteigen bequemen, und mit der bellenden Gesellschaft gemein machen. Als die drei wüthend über ihn herfielen und laut bellten, fing er laut an zu brummen, rannte in eine Ecke, stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand, und bot den Angreifenden die Vorderseite dar. Einer derselben sprang gegen ihn ein, und packte ihn bei der Kehle; der Bär aber nahm ihn mit solcher Kraft in seine Arme und drückte ihn dermaßen, daß er sogleich die Zunge weit ausstreckte, und im Nu zur Leiche ward. Die beiden anderen hatten inzwischen ihren Feind bei den Schenkeln gepackt, und sich in denselben festgebissen. Man sah ihm an, daß er entsetzliche Schmerzen litt, auch heulte er fürchterlich. Den, welchen er erdrückt hatte, hielt er noch immer mit seinen Tatzen fest, weil er nicht wußte, ob er ihm schon das Lebenslicht ausgeblasen; deshalb konnte er seine Kräfte gegen die beiden anderen nicht gebrauchen, die ihm entsetzlich weh thaten. Er warf sich daher auf seinen Bauch, gab den Rücken preis, und hielt die beiden Vordertatzen über seine Augen. Obwohl nun die Hunde ihm, wegen des dicken Pelzes, am Rücken nicht viel anhaben konnten, so ließen sie darum doch nicht nach, und hieben mit ihren scharfen Zähnen so lange gegen ihn ein, bis ihnen die Kräfte ausgingen. Da lagen sie beide keuchend und alle Viere von sich streckend neben dem Bär, der sich gar nicht regte, bis der Wärter kam, und jene beiden fortrug. Nun erst ließ der Bär den ersten Hund, den er bislang unter seinem Leibe liegen hatte, ganz los, und kletterte rasch auf die Stange.

Auch Elephantenkämpfe sind in Indien, besonders in den von Mohammedanern bewohnten Gegenden, sehr beliebt, und wenn die Fürsten einem Fremden große Ehre erweisen wollen, so lassen sie zwei oder mehre dieser gewaltigen Vierfüßer gegen einander hetzen. Gewöhnlich wird ein Elephantenweibchen auf einen kleinen Hügel gestellt, während auf dem ebenen Platze zwei Männchen einander gegenüber geführt werden. Der Körper dieser letztern ist mit einem starken Netze überzogen. Erst pflegen beide sich mit den Augen zu messen, mit dem Schweife zu wedeln, und die Ohren zu schütteln. Das dauert aber nicht lange, und mit einem furchtbaren Anlaufe stürzen sie gegen einander. Sie stoßen sich mit den Zähnen, packen sich bei den Rüsseln, rennen Kopf gegen Kopf, und erheben in Zwischenräumen ein lautes Geschrei. Das Weibchen sieht dem Streite ruhig zu, und es scheint ihm zu gefallen, daß seinetwegen zwei Tapfere mit einander kämpfen.

Der Elephant ist bekanntlich ein kluges Thier, deshalb dauert der Kampf selten lange. Sobald nämlich der schwächere merkt, daß er seinem Gegner nicht mit Erfolg Widerstand leisten, geschweige denn ihn besiegen kann, so sucht er auszuweichen und drehet sich rasch um. Der Sieger aber pflegt ihn zu verfolgen, und ihm noch einigemale seine Zähne so gewaltig ins Dickfleisch zu rennen, daß die Spuren davon immer sichtbar bleiben.

Sind jedoch beide Elephanten einander an Kraft ziemlich gleich, so wird der Kampf fürchterlich; sie rennen sich gegen die Köpfe, daß man meinen sollte, der Schädel müsse zerbersten, und hauen dermaßen mit den Zähnen gegen einander ein, daß dieselben im Maule abbrechen. Wenn dann der Ueberwinder sich anschickt, dem Besiegten den Garaus zu machen, treten endlich die Wärter ins Mittel, und werfen Raketen zwischen beide. Vor diesen fürchtet sich der Elephant, und läuft gewöhnlich davon, manchmal ist aber seine Wuth so groß, daß er sich um das Feuer gar nicht bekümmert, und den Wärtern nichts übrig bleibt, als ihn mit langen Lanzen zu prickeln. Dann wendet er sich gegen diese; zu

gleicher Zeit wird aber das Weibchen weggeführt, und der Frieden jetzt leicht wieder hergestellt.

Auch Büffel läßt man mit Elephanten kämpfen. Man trieb einst drei von jenen, denen Schwärmer an den Schweifen befestigt worden waren, ins Gehege. Während das Pulver brannte, rannten die Thiere wie toll umher, und der eine Büffel wagte einen Angriff gegen den Elephanten, der ruhig in einer Ecke stand. Er hielt den Kopf etwas vorgebeugt, und wartete seinen Feind ab, der gleich im Anrennen auf den Elephantenzahn gespießt und im Augenblicke darauf zertreten wurde. Die beiden anderen waren, nachdem die Schwärmer losgegangen, nicht so thörig, ihrem Feinde blind entgegen zu rennen; sie stampften den Boden, und rissen mit den Hörnern die Erde auf. Nach einiger Zeit hoben sie wie auf ein angegebenes Zeichen ihre Schweife und stürzten mit wüthendem Gebrüll zu gleicher Zeit auf den Elephanten ein, der in seiner Ecke stehen geblieben war. Auch diesmal hielt er seine Zähne voraus, und der Ausgang war wieder derselbe. Der eine Büffel rannte sich auf, während der andere ihm von der Seite beizukommen suchte. Aber der Elephant hob seinen plumpen Fuß auf, und versetzte dem Büffel einen so gewichtigen Schlag, daß er auf der Stelle seinen Athem aushauchte. Doch gibt es Beispiele, daß der Elephant, der eigentlich ein schüchternes Thier ist, vor den Büffeln flieht. Er macht sich nicht gern gemein mit Gegnern, denen er so offenbar überlegen ist, und seiner Ueberlegenheit ist er sich wohl bewußt. In der Wildniß hat er zuweilen Kämpfe mit würdigeren Feinden zu bestehen, mit Tigern und Löwen, die ihn wohl angreifen. Dann endet das Gefecht jedesmal mit dem Tode des einen, denn Keiner will weichen. Der Elephant ist nicht so plump, wie er erscheint, es fehlt ihm nicht an einer gewissen Gewandtheit, und an Kraft wird er von keinem andern Thiere übertroffen. Er hat zwei furchtbare Waffen, welcher er sich mit gleicher Geschicklichkeit zum Angriffe wir zur Vertheidigung bedient, — seinen Rüssel und seine Zähne. Dagegen ist der Löwe allezeit sprungfertig und weiß seine scharfen Krallen kräftig zu gebrauchen. Allein im Ganzen ist der Kampf doch ungleich. Wir sehen auf unserm Bilde, wie der Elephant geschickt seinen Rüssel ausser dem Bereich der Krallen des Löwen bringt, der damit nach ihm hauet und den Rachen öffnet, um seine Zähne einzuhauen. Der kluge Elephant, den seine dicke Haut gegen Krallen und Bisse schützt, wartet den günstigen Augenblick ab, um den König der Thiere mit einem am Wege stehenden Baume zu erdrücken.

Luxus und Genußsucht.

In der neueren Zeit, welche sich unter vielem Andern auch durch das Streben zu allen möglichen Zwecken Vereine zu bilden, auszeichnet, verfielen einige Menschenfreunde in Nürnberg auf den Gedanken, sich, wie der große Peter Mathew in Irland gegen das Branntweintrinken, diesen furchtbaren Krebsschaden der Gesellschaft, ihrerseits gegen den unmäßigen Aufwand, besonders in Kleidern, zu erheben und ihm durch Beispiel und Lehren ein heilsames Ziel zu setzen. Das Streben dieser Männer ist schön, wird es aber Dauer, wird es bedeutsame Folgen haben? —

Wer die Geschichte kennt, der weiß, daß die viel-

fachen Versuche der Römer, Griechen, Deutschen und besonders der Franzosen, den Aufwand zu beschränken, weit eher das Gegentheil herbeiführten. Der Luxus hat immer seinen Grund darin, daß man das Leben angenehm und behaglich zu machen sucht, und ist nur schädlich, wenn er in Ueppigkeit oder Pracht ausartet. Aber auch in diesem Extreme äussert er seinen wohlthätigen Einfluß auf den gesammten Nationalwohlstand; denn die Industrie wird durch ihn belebt und weiter und weiter fortgeführt, der Handel erweitert und gehoben, und einer zahllosen Menge von Arbeitern das Auskommen gesichert. Er bringt den Ueberfluß der Reichen unter die Armen, begegnet der zu großen Ungleichheit des Vermögens und erleichtert die Vertheilung der Staatslasten; er erzeugt nicht nur einen größern Waarenverbrauch, er ruft auch eine größere Produktion hervor, erregt die zahlreichen Kräfte zu einem lebhaften Wettstreite, und läßt das Blut im Staatskörper leicht und rasch umlaufen. Nur wo er in sinnlose Prachtliebe ausartet, die Religion und Moralität untergräbt, das Wohl der Einzelnen zu häufig gefährdet, muß der Staat einschreiten, weil mit dem Wohle der Einzelnen bei weiterm Umsichgreifen zuletzt auch sein eignes Schaden leiden wird.

Man hat viel für und mit Recht auch gegen den Luxus gesagt, aber dabei meist vergessen, daß sein Begriff ein relativer ist, und in dem Ueberschreiten der Mittel, nicht in seiner äussern Erscheinung, gefunden werden kann. Wer die Mittel dazu hat, kann mit seltenen Gerichten seine Tafel besitzen, ohne luxuriös zu sein, indeß Thee, Rum und Zucker für den Luxusartikel sind, der sie zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht bestreiten kann. Nicht blos das Seltene und Theuere, sondern auch die Masse dessen, was verbraucht wird, kann unter Umständen luxuriös sein. Vergleicht man in dieser Beziehung die Völker auf ihren verschiedenen Kulturstufen unter einander, so findet sich, daß die letztere Art des Luxus meist in den ersten Zeiten eines Volkes, jene aber auf dem Höhepunkt seiner Kultur anzutreffen ist, aber stets relativ bleibt. Als Beleg folgende Skizze.

Bis zu dem ersten punischen Kriege kannten die Römer statt des Brodes nur einen dicken Mehlbrei und etwa 300 Jahre später nahm der berühmte Feinschmekker Apicius Gift, weil er sein Vermögen auf ein halbe Million Gulden zusammengeschmolzen sah und befürchtete, er müsse noch Hungers sterben. Der Schauspieler Aesopus ließ bei einem Gastmahle eine Schüssel auftragen, welche ihn über 60,000 Gulden kostete, weil sie aus Vögeln bestand, die zum Singen und Sprechen abgerichtet waren. Heliogabalus ließ zu einer Mahlzeit 600 Straußengehirne zubereiten. Kleopatra löste seltene Perlen in Wein auf, um ihn kostbarer zu machen; andere mischten wohlriechende Salben in ihre Getränke, um niemals von einem üblen Geruche belästigt zu werden. Vom Kaiser Vitellius ist bekannt, daß keine seiner Mahlzeiten unter 36,000 fl. zu stellen war, so wie daß er in weniger als einem Jahre die ungeheuere Summe von 84,000,000 Gulden verschwelgte. Ein einziger Krametsvogel kostete damals ungefähr einen Gulden und ein Paar Tauben bis zu 120 fl. Will man eine köstliche Mahlzeit haben, sagt Varro, so muß der Pfau aus Samos kommen, die Hühner aus Phrygien, die Kraniche aus Milos, die Böcklein aus Aetolien, der Thunfisch aus Chalcedon, die Muränen aus Tarteffus, die Hechte aus Pessinus, die Austern aus Tarent, die Muscheln aus Chios, die Nüsse aus Thasos, die Datteln aus Aegypten, die Eicheln aus Spanien. Wie groß dieser Luxus war, erhellt um so mehr, wenn man den theuern Transport und die hohen Zinsen beachtet.

Früher durfte keine Frau Wein trinken, ja es galt der Genuß dieses Getränkes als ein besonders wichtiger Grund bei Scheidungen. Anfangs trug man als einzige Bedeckung des Körpers ein wollenes Kleid; aber allmälig brachte der Luxus eine Masse von Stoffen und Moden auf. Man trug seidene, purpurne, goldgestickte, ägyptische, tyrische Kleidung. Man wechselte bei Tisch seine Kleidung oft elfmal, wusch sich mit wohlriechenden Wassern und salbte sein Haar mit den kostbarsten Oelen. Bald fand man in der Kleidung keinen Unterschied zwischen den Herren und Sklaven, die ausserdem so zahlreich gehalten wurden, daß es deren gab, welche ihre Herren an das Baden, Essen und Schlafen erinnern mußten. Was früher als Ackerland den ältesten Römern genügte, reichte jetzt nicht einmal zu einem Fischteiche eines kaiserlichen Sklaven hin; der Zehrpfennig, welchen die Verbannten mit auf die Reise nahmen, war jetzt größer, als früher das Vermögen des angesehensten Römers.

Gegen das verderbliche Umsichgreifen des Luxus wurden schon frühe Gesetze erlassen. Im Jahre 213 v. Ch. wurde den Frauen verboten, bunte Kleider zu besitzen und in einem Wagen zu fahren. Später gelang es den Damen, dieses Gesetz nach vielen Anstrengungen unwirksam zu machen, und sie wußten es zu umgehen, als es bald darauf wieder verschärft ward. Auch gegen den Luxus bei den Gastmählern wurde geeifert, aber gleichfalls ohne Erfolg. Was sich im Mittelalter so stark ausgeprägt findet, daß man, um gewisse Stufen im Lu-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

rus festzustellen, Standesunterschiede annahm, ja Uniformen vorschrieb, erscheint bei den Römern zuerst unter Alexander Severus. Unter Heliogabalus wurde durch ein Edikt sogar die Anzahl der Küsse beschränkt.

Wenn bei den Römern zu allen Zeiten sich die Verordnungen gegen den Luxus hauptsächlich auf die Gastmähler bezogen, so beurkunden die französischen Gesetze gleicher Art, daß unsere Nachbarn über den Vogesen, stets der Kleiderpracht zugethan waren. Trotz aller frühern Verbote beherrscht noch jetzt Paris die Moden der großen Städte Europa's. Die Kleiderordnung vom Jahr 1294 verbietet den in besondere Klassen und Stände getheilten Bürgern das Tragen von Pelz, Gold und Edelsteinen, bestimmt, daß die Kleider nur zweimal im Jahre gewechselt werden dürfen und erlaubt bei einem Gastmahle nur 2 Schüsseln und eine Speckſuppe. Im Jahr 1543 wurde verordnet, nur die Enfants de la France sollten Goldstoffe tragen und die bürgerlichen Weiber sich des Titels Demoiselles enthalten. Erst im Jahre 1561 wurde den Frauen und zwar nur auf das erste Jahr ihrer Verheirathung gestattet, einen goldenen Kopfputz zu haben. Als um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die breiten spanischen Hüftenwülste entstanden, wurde den Schneidern der Macherlohn und die Breite der Hosen festgesetzt. Leute von guter Geburt trugen Hosen, welche durch das Ausstopfen mit Haaren und Wolle den ansehnlichen Umfang von 10 bis 12 Fuß erhielten.

Im Jahre 1656 wurde jeder Kastorhut bei 50 Livres Strafe untersagt.

In England hatte der Graf von Warwick täglich 3000 Personen am Tisch, und bekundete seinen Aufwand durch die Menge der Gäste mehr, als durch die Seltenheit der Gerichte. Dies lag überhaupt im Charakter des Mittelalters. Als der Herzog Ulrich von Würtemberg im Jahre 1511 Hochzeit hielt, wurden 136 Ochsen, 1800 Kälber, 2759 Krametsvögel verzehrt. Bei einer andern Gelegenheit wurde eine Anzahl Gäste mit 5647 Pferden bewirthet und 4000 Scheffel Waizen, 8000 Scheffel Roggen, 13000 Scheffel Hafer, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier gebraucht. Die Hochzeit des Herrn Wilhelm von Rosenberg mit Anna Maria von Baden dauerte vom 26. Januar bis zum 1. Februar 1576. Man verzehrte 1100 Eimer ungarischen und deutschen Weines, 40 Pipen spanischen Weines, 903 Fässer Bier, 40 Hirsche, 50 Gemsen, 20 wilde Schweine, 50 Fässer gesalzenes Wildprett, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 150 Mastochsen, 20688 kleinere Vögel, 561 Kälber, 2308 Würste, 654 Schweine, 450 Hämmel, 395 Lämmer, 20 geräucherte Ochsen, 40 geräucherte Hämmel, 330 Pfauen, 5235 gemästete Gänse, 18120 Karpfen, 13029 Hechte, eine Menge andere Fische, 30943 Eier, 490 Scheffel feines Korn, 42 Centner Butter ꝛc. Wo diese Art des Luxus vorwaltete, da mußte jeder andere untergeordnet sein, und es bildet einen artigen Gegensatz, wenn man liest, daß Jakob I. König von England sein einziges Paar seidene Strümpfe seinem Minister leiht, damit er im Stande war, in würdiger Weise die Audienz des französischen Gesandten anzunehmen, oder daß Karl der Große nach einem Visitationsberichte seiner Domänen auf einer derselben an Weißzeug weiter nichts, als 2 Betttücher, 1 Handtuch und 1 Tischtuch besaß.

Im Mittelalter wurden die Hochzeiten besonders so stattlich gefeiert, weil man sich gern sehen lassen wollte. Darum erschienen frühzeitig einschränkende Verbote, die sogenannten Hochzeitsordnungen, ohne die Fluth dämmen zu können. Der Rath zu Nürnberg vor Allen hat durch die Rathsverordnungen vom Jahre 1340, 1352, ꝛc. und durch das Hochzeitsbüchlein vom Jahre 1485 und 1526 bewiesen, wie wenig es in seiner Macht stand, den durch Handel und Gewerbthätigkeit nothwendig herbeigeführten Aufwand zu mindern.

Nicht blos bei den Hochzeiten zeigte sich der Luxus, sondern auch wie bei den Alten bei den Leichenbegängnissen und wurde ebenso nutzlos durch Verordnungen bekämpft. Daß man an dem Leichnam selbst keine zu große Prachtliebe zeige, wurde z. B. in Mailand verordnet, es sollten während des Zuges die Särge zugedeckt sein, nur der Adel, die Rathsherrn, die Doktoren der Rechts- und der Heilkunde durften offen getragen werden.

In Toulouse ließ ein Beamter, um Aufsehen zu erregen und seine Prachtliebe zu zeigen, sich in der Dominikanerkirche das Seelenamt halten. Von vielen Kerzen umgeben lag er im köstlichen Sterbekleide auf der Bahre vor dem Altar; aber er nahm auch nachher an dem Leichenschmause tüchtigen Antheil und trank wacker Bescheid.

In der Verordnung von 1568 hat der weise Rath von Nürnberg den Dienstmädchen den Luxus in Kleidungsstücken untersagt. Sammt und Seide, auch Gold- und Silberborden durften sie nicht mehr tragen, mit Ausnahme der ehrbaren Jungfern, welche in den Kramläden dienten. Vielfach waren die Verbote gegen den Aufwand; aber selbst bei dem Kirchenbann, welcher wegen einiger unanständigen Trachten verhängt wurde, konnte man des Uebels nicht Meister werden und mußte die Zeit gewähren lassen, welche von selbst zerstört, was sich überlebt hat.

Die Verordnungen des Rathes zu Nürnberg vom Jahre 1480 und die des Rathes zu Frankfurt zeigen

durch ihre wahrhaft lächerliche Aengstlichkeit, wie sorglich man die Kleider überwachte. Die Länge der Aermel, die Breite der Achselstücke ꝛc. wurde genau bestimmt, Pelzverbrämungen und Schuhe mit Schnäbeln ganz verboten und statt allen Geschmeides nur zwei Ringe erlaubt. Die Bemühungen der Behörden hatten erst dann Erfolg, als man einsah, wie unbequem Schuhe mit 2 Fuß langen Schnäbeln sein mußten, und wie wenig steife Reifröcke und ein Kopfputz mit ungeheuern, die Hausthüren verspottenden Hörnern geeignet waren, die Schönheit zu erhöhen.

In Modena hatte man auf dem Markte eine in Stein gehauene Musterschleppe aufgestellt, um den Luxus der Schleppkleider zu beschränken. Es war eigentlich kein Wunder, daß man sich darin zu überbieten suchte, denn an den Schleppen ließ sich sogleich der Rang der Frau erkennen.

Wie wenig Luxusgesetze im Stande waren der Genußsucht Einhalt zu thun, sieht man aus den Verboten, welche gegen den Branntwein, Kaffee und Taback erlassen wurden. Der Branntwein wurde ursprünglich nur als Arznei gebraucht, kam aber nach dem dreißigjährigen Kriege in die allgemeine Konsumtion und erfuhr im Laufe der Zeit vielfache Hemmungen. So auch der Taback, welcher ebenfalls im Anfang als Arznei gebraucht ward. Jakob I. von England belegte ihn mit einer hohen Steuer, weil die Gesundheit, Luft und der Boden durch ihn verdorben würden. In der Türkei wurde 1610 befohlen, daß jeder Raucher über die Straße geführt und ihm die Pfeife queer durch die Nase gestoßen werden sollte.

Michael Romanoff verbot das Rauchen bei Todesstrafe; später wurde diese Strafe auf das blose Abschneiden der Nase ermäßigt. Der Pabst Urban VIII. that alle die in Bann, welche Taback mit in die Kirche nahmen, und 1690 erneuerte Innozenz der XII seinen Bann gegen die, welche in der Kirche schnupften. Der Kaffee, welcher in sogenannten Kaffeehäusern zuerst in England im Jahre 1652 ausgegeben wurde, wurde 100 Jahre später im Darmstädtischen allen Unterthanen bei 10 Thaler Strafe untersagt, und wie groß ist jetzt der Verbrauch!

Kleine Geschichten aus dem Leben.

Erzählt von

Berthold Auerbach.

Jägerstücklein.

Nicht wahr, so etwas hört der Leser gern? Piff, paff! wenns recht knallt, und man sitzt dabei ruhig in seiner warmen Stube, und hört von allerlei Fährlichkeiten draussen im wilden Wald erzählen. Es ist aber auch wahr, ausser den Waschweibern und alten Soldaten wissen die Jäger am meisten Geschichten zu erzählen, und wenn sie ein bischen aufschneiden, so heißt man das eben Jägerlatein. Das was ich aber jetzt erzähle, ist buchstäblich wahr, und geschehen im Jahre 1842, ich weiß nicht am 12. oder 13. Oktober. Ich habe, so erzählt ein Doktor und nimmt einen tüchtigen Schluck, die Jagd von Grünheim gepachtet; aber die Bauern schossen mir die meisten Hasen weg. Ich denke nun, du mußt einmal recht aufpassen und sehen, daß du so einen Wilderer dran kriegst. Ich setze mich also in einen Busch und warte.

Ich brauche aber nicht lange zu warten. Da kommt der Müller Stephan gegangen, führt einen alten Gaul,

der kaum mehr die Haut über den Knochen hat, dabei aber noch ganz gut läuft, am Halfter, und trägt unterm rechten Arm die Flinte. Am Walde läßt er den Gaul weiden, und stellt sich auf den Anstand. Ich springe vor und sage: Kerl, was willst du da?

„Ich .... Ich will den Gaul da todt schießen," sagt der Müller ganz verblüfft. Da kann geholfen werden, sag' ich, und paff! jag' ich dem Gaul eine Kugel in's Hirn, plumps da liegt er. Mein Müller Stephan ist aber nicht mehr auf das Wildern ausgegangen.

Ein andermal ist mir's aber doch himmel- oder vielmehr höllenangst geworden, mit einem solchen Wilderer.

Ich komme gerade aus dem Wald, da hör' ich's knallen. Ich sehe einen Hasen im Kraut liegen, ein Bauer springt zu, hebt ihn auf, und wie er sich nun umsieht, bemerkt er mich. Er springt dann über Hals und Kopf. Ich denk aber: wart du sollst mir dran denken! Ich will dir den Hasen pfeffern. Ich hab' in meiner Doppelflinte eine Ladung Schrot, und im andern Lauf eine Kugel. Ich denk': du sollst rechte Aengsten kriegen, halte hoch, daß ich weit über den Bauern wegschieße, und drücke die Kugel ab. Das pfeift tüchtig. Aber o weh! mein Bauer fällt der ganzen Körperlänge nach nieder.

Ich zittre am ganzen Leib und sehe mich schon vor den Assisen stehen, und höre ein schreckliches „Schuldig" über mich ausgesprochen.

Nach einer Weile aber, richtet sich mein Bäuerlein wieder auf, und rennt mit dem Hasen davon. Ich denk', wart! du sollst mir's bezahlen, daß du mir so Angst gemacht hast, und schicke ihm noch die Ladung Schrot nach. Da hat er aber den Hasen weggeworfen, und ist ohne sich umzusehen, heimgesprungen. Ich hab' ihn dann aber auch später unentgeltlich kurirt, und hab' ihm die Schrote herausgeschnitten. —

Bestraftes Jägerlatein.

In einer Stadt am Main, sie soll mit dem ersten Buchstaben Offenbach heißen, da war ein Jäger, der konnte mit dem großen Messer aufschneiden. Man hörte ihm gerne zu, denn es war alles gesalzen und geschmalzen was er so vorbrachte, und er verlangte auch weiter nicht, daß man ihm glaube, sondern daß man ihm zuhöre. Einmal aber gings ihm doch schlecht. Er kommt Abends ins Wirthshaus, wo viele Leute, darunter auch Beamte, beisammen sitzen. Sie dringen nun Alle in ihn, er solle etwas erzählen. „Ja!" sagt' er, „es ist unerhört, unerhört, was mir passirt ist; aber so wahr, so wahr wir hier bei einander sitzen. Ihr kennet doch Alle meinen Waldmann, das ist ein Thier, es hat mehr als Menschenverstand. Ich schieß' nun heut in der grimmen Kälte einen Hasen. Ich will nur 3 schießen, was soll ich die Thierlein so plagen, die Kälte plagt sie schon genug. Ich hab' also dem dritten eines tüchtig aufs Fell geprotzt; ich geb' meinem Waldmann nur einen Wink, er versteht mich schon, daß er apportiren soll. Mein Waldmann lauft, lauft und lauft über den Hasen hinaus; ich versteh mich nicht, was das sein soll. Ich pfeif ihm, er hört nicht auf mich, lauft und lauft immer weiter, und kommt endlich zurück, und was bringt er mir? einen erfrornen Handwerksbursch. Ich denk', was sollst du mit dem da anfangen so im weiten Feld draußen? Ich sag': Waldmann! tragst ihn gleich wieder hin, wo du ihn hergeholt hast, und das Thier folgt mir aufs Pünktchen hin."

So erzählte der Jäger. Da sagte ein Beamter und stand auf: „hören Sie einmal Herr Felix, die Sache ist sehr ernst, und muß genau untersucht werden. Sie können mirs nicht verübeln, wenn ich Sie aus Amtspflicht ersuche, mir augenblicklich hinaus ins Feld zu folgen."

Was wollte der Jäger thun? Er konnte doch nicht sagen: ich hab gelogen.

Er muß also mit, in dunkler Nacht in Wind und Wetter. Man findet natürlich nichts.

Die Sache wurde indeß zu Protokoll genommen, und kam bis vor das Kreisgericht, vor welchem der Jäger Felix den Bescheid erhielt, künftig behutsamer in seinen Reden zu sein. Er hatte viel Schererei und Hin- und Herlaufens in dieser Geschichte, hat aber doch das Jägerlatein nicht gelassen bis an sein seliges Ende.

Der schöne Jean.

Er war einst ein flotter und vornehmer Gast, auf dessen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern hin- und hersprangen und Kratzfüße machten; jetzt ist er selber ein Kellner, und sucht behend und aufmerk-

sam die Wünsche der Gäste zu vollführen. Es ist nun zwar ein ganz ehrbares Geschäft, Kellner zu sein, und gibt es überhaupt in unsern Zeiten kein unehrbares Geschäft mehr, als nur ein solches, das auf Laster gebaut ist; sonst aber ist jede Thätigkeit eine ehrbare. Die Art indeß, wie Jean dazu kam, ist eine eigenthümliche, und ich will sie zu Nutz und Frommen erzählen.

Jean war der einzige Sohn des Wirthes zu den drei Königen, in einer gewerbreichen Handelsstadt. Es ist sehr gebräuchlich daß man in dieser Stadt Jean statt Johann sagt. Das Wirthshaus zu den drei Königen war wohl angesehen von allen Fuhrleuten und den Bauern, die an Markttagen zur Stadt fuhren. Der Vater war ein behäbiger und gesprächsamer Mann; er wußte seine Gäste wohl zu unterhalten, ohne sich dabei viel Mühe zu geben. Denn er machte das ganz einfach. Er ließ sich von Allen, was sie wollten, erzählen, und hörte nur ganz aufmerksam zu. Das gefällt dann den meisten Leuten sehr wohl, und sie sagen von einem solchen Menschen, er sei gar unterhaltsam. Dabei war aber der Dreikönigwirth auch mit seinen Augen aufmerksam, und wenn er sah, daß ein Schoppen leer war, machte er ihn alsbald wieder voll. So hatte er eine sehr gute Einnahme und war ausnehmend beliebt. Die Mutter aber war eine ganz gescheidte und lebhafte Frau, die für alles Rath wußte. Nur in einem Punkt war sie nicht gescheidt, und wußte sie sich selber nicht zu rathen, und das war ihr Jean.

Schon als kleiner Knabe war Jean gar muthwillig und machte allerlei Streiche. Die Mutter aber vertuschte und verhehlte es, wo sie konnte. Jean war ein aufgeweckter Knabe, und er sollte nun was besseres werden, wie die Leute eben immer das, was sie nicht haben und sind, für besser ansehen. Jean sollte studiren oder Kaufmann werden. Als er nun aber zum Jüngling herangewachsen war, zeigte sich's, daß es mit dem Studiren nicht recht gehe, und Jean kam in die Lehre. Mittlerweile starb der Dreikönigwirth, und als man ihm eine Leichenrede hielt, ließ er sich alles ganz ruhig erzählen, er hörte aber nicht mehr zu. Der Mutter that es nun leid, daß sie ihren Jean nicht zur Wirthschaft angehalten hatte. Der aber war nicht mehr dazu zu brauchen, mit den Fuhrleuten und Bauern zu handiren. Er trug gelbe Glacé-Handschuhe, und betrachtete sich die Welt durch eine Lorgnette. Jean ging nach Frankreich, kam nach einigen Jahren noch vornehmer zurück, und hatte nun gar keine Lust mehr, in ein Geschäft einzutreten. Mit einigen lustigen Kameraden trieb er sich zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde in der Stadt und Umgegend herum, und trieb allerlei lose Streiche. Er war ein hübscher Bursche und man nannte ihn nur den schönen Jean, was er sich gerne gefallen ließ. Er kam in das Trinken, und vom Trinken in's Schuldenmachen. Seine Mutter wagte es kaum, ihm etwas zu versagen. Wenn sie ihn zanken wollte, machte er sie lachen, denn er war nicht ohne Witz. In den Wirthshäusern, wenn die Champagnerstöpsel knallten, sagte er oft: es hält lange an, bis man eines von den drei Königreichen verthan hat. Wenn er kein Geld mehr hatte, wußte einer seiner lustigen Kameraden immer schnell Rath. Er nahm ein Papier, kritzelte etwas darauf, und ging damit zur Frau Dreikönigwirthin. „Ist der Jean nicht da?" fragte er dann. „Nein! Warum? Was ist?" „Ich bin der Huissier. Der Jean hat einen Wechsel ausgestellt mit so und so viel. Ich soll das Geld erheben, oder ihn ins Gefängniß abführen." Da klagte und weinte die Mutter, bezahlte aber doch immer, auf solch ein einziges Papier oft drei vier mal. Dann kam Jean oft Wochenlang nicht nach Hause und durchschwärmte die Nächte beim Becherklang und Liederschall, und dem Erzählen von allerlei lustigen Schwänken. Oft blickte er halb mitleidig halb vornehm lächelnd zu den Kellnern hinüber, die verschlafen da und dort in der Ecke saßen und seines Winkes gewärtig waren, die nicht mit einstimmen durften in die lustigen Lieder, nicht mitlachen und miterzählen bei übermüthigen Schwänken, sondern immer aufmerksam untergeben sich gebehrden mußten.

Mittlerweile starb auch die Mutter, und bei dem Verkaufe der Wirthschaft zeigte sich, daß Jean schon zwei von drei Königen verthan hatte. Er packte nun das Geld zusammen, und ging in ein Bad, spielte eine Zeitlang dort den vornehmen Herrn, und zwar in jeder Weise, denn er spielte auch am grünen Tische. Ohne daß er sichs versah, war bald Ebbe in seiner Kasse, eine Fluth von Schulden aber in der Rechnung des Wirthes. Was war nun zu thun? Jean wollte entfliehen, aber es fehlte ihm auch an dem nöthigsten hierzu. Er entdeckte sich nun dem Wirthe. Dieser hatte eine Filialwirthschaft auf einem entfernteren Lustorte angenommen.

Jean war gewandt und von angenehmen Formen. Sie kamen nun überein, daß Jean als Kellner in dem Lustorte eintrete.

Er war einst ein flotter und vornehmer Gast, auf dessen Befehle die Wirthe und Kellner in knappen Kleidern einhersprangen und Kratzfüße machten; jetzt ist er selber ein Kellner, und sucht behend und aufmerksam die Wünsche der Gäste zu vollführen. Wenn in tiefer Nacht lustige Zechbrüder beim Glase sitzen und singen und jubiliren, lachen und scherzen, sitzt er ver-

schlafen in einer Ecke, ihres Winkes gewärtig; er darf nicht mitlachen, mitsingen und mitscherzen, und oft entfährt ihm ein schwerer Seufzer.

Große Höflichkeit.

Es gibt Menschen, die vor Höflichkeit gar nicht wissen, wo aus, noch ein. So ging es einmal einem Soldaten, der durch seinen Feldwebel in der Erntezeit auf ein Paar Tage Urlaub erhalten hatte. Als er zu Hause war, sah er, daß er in den wenigen Tagen die Arbeit nicht vollenden könne. Er schrieb daher einen Brief, und bat um eine kleine Verlängerung. Am Schlusse hieß es in einer Nachschrift: „Verzeihen Sie Herr Feldwebel, daß ich in Hemdermeln schreib', es ist aber gar zu heiß."

Der elektrische Telegraph.

(Tafel. 44.)

Wenn das höhere Interesse an den Naturwissenschaften, welches mit jedem Tage zunimmt, schon an sich zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, so muß man doch Vieles auch dem Umstande zuschreiben, daß sie nicht mehr Privateigenthum der Gelehrten, sondern durch ihren praktischen Nutzen bereits das Eigenthum der Welt geworden sind. Wie gering war der Anspruch welchen darauf die Elektrizitätslehre noch vor wenigen Jahren machen konnte und welche Wichtigkeit und Verbreitung hat sie in neuerer Zeit durch ihre Anwendung auf die Metallurgie, durch die Galvanoplastik, das Vergolden und Versilbern ꝛc. ꝛc. und durch den Elektromagnetismus erlangt?! —

Unter den Anwendungen des Elektromagnetismus ist die Telegraphie am weitesten fortgeschritten und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Methode, nach den entferntesten Orten und mit der Schnelligkeit des Gedankens, zu jeder Tages- und Jahreszeit, Mittheilungen zu machen, in den civilisirten Staaten bald zu den nothwendigsten Dingen gerechnet werden wird.

Schon vor beinahe einhundert Jahren hatte Winkler die Idee, die Reibungs-Elektrizität zu elektrischen Mittheilungen zu benutzen, und Betancourt führte im Jahr 1798 eine Drahtkette von Aranjuez nach Madrid, um an dem einen oder andern Ende, durch das Entladen einer elektrischen Flasche, Signale zu geben. Auch die wasserzersetzende Kraft der Voltaschen Kette wollte Sömmering schon im Jahr 1807 auf die Telegraphie anwenden. Doch waren alle diese Vorschläge nur von vorübergehendem Interesse, indem sich ihrer Ausführung zu viele Hindernisse entgegensetzten. Es mußten erst noch andere Wege aufgesucht werden, die sicherer zum Ziele führten. Besonders viel Veranlassung hat dazu im Jahr 1819 Oersted's Entdeckung über den Zusammenhang zwischen Elektrizität und Magnetismus gegeben. Von jener Zeit an wurden durch Fechner, Ampère, Schilling u. a. besonders aber durch letztern im Jahr 1837 praktische Vorschläge gemacht, die Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom zur Telegraphie zu benutzen. Auch Faraday's Entdeckung von der Erregung des galvanischen Stromes durch den Magnetismus hat seit 1833 die größten Naturforscher wie Gauss und Weber zu Untersuchung über die Anwendung dieser Elektrizitätsquelle zur Telegraphie veranlaßt und im Jahr 1837 die Errichtung eines sinnreichen Telegraphen durch Prof. Steinheil in München zur Folge gehabt. Alle diese Versuche wurden jedoch in der Folge wieder aufgegeben; theils weil man in Deutschland den Nutzen der Telegraphie noch weniger einsah, theils aber auch weil man

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

dabei nicht von demjenigen Princip ausging, welches offenbar die leichteste und sicherste Anwendung gestattet. Dem Prof. Wheatstone in London, dessen Eifer durch seine Entdeckungen über die ungeheure Geschwindigkeit der Elektrizität wohl eine besondere Anregung erhalten haben mochte, gelang es nach vielen und mühevollen Versuchen dem elektrischen Telegraphen die bis jetzt zweckmäßigste Gestalt zu geben. Wohl mag dazu auch die Anwendung des Elektromagnetismus durch den Amerikaner Morse im Jahr 1837 Anlaß gegeben haben. Aber auch diese Einrichtung wäre ohne die von Becquerel und Daniell erfundene constante Kette keineswegs von sicherer und dauernder Wirkung und man sieht daraus, daß es auch hier nicht möglich war, ein vorzügliches Resultat zu erhalten, ehe viele und mühsame Vorarbeiten beendigt waren. Ehe wir jedoch zu der Beschreibung des Wheatstone'schen Telegraphen, dem einzigen von welchem man jetzt in England und an andern Orten Gebrauch macht, übergehen, müssen wir einige Vorbegriffe zum Verständniß desselben vorausschicken.

Unter einer constanten Volta'schen Kette versteht man eine solche, deren Wirkungen längere Zeit hindurch sich gleich bleiben. Als Beispiel diene die constante Kette von Daniell welche in Fig. 1. abgebildet ist. Sie besteht aus einem Cylinder von dünnem gewalztem Kupfer, einem gleichhohen Cylinder von feinem porösem Thon, welcher hineingestellt wird, und einer Zinkstange, welche mit Queckſilber amalgamirt ist und in dem Thoncylinder steht. An den Kupfercylinder ist ein Draht k mit einer Schraube p gelöthet. Letztere dient dazu um längere Drähte an den Draht k zu befestigen. Ein gleicher Draht z mit der Schraube m befindet sich an dem Zinkstab. Wenn nun dieser Apparat so zusammengestellt ist und gebraucht werden soll, so füllt man den Thoncylinder bis beinahe an den Rand mit 1 Theil Schwefelsäure auf 4 bis 50 Theile Wasser; je nachdem die Wirkung mehr oder weniger heftig sein soll. In den Kupfercylinder gießt man eine gesättigte Auflösung von Kupfervitriol in Wasser und hängt ein leinenes Säckchen mit Kupfervitriolkrystallen hinein, welches von Zeit zu Zeit wieder gefüllt werden muß. Eine solche Kette heißt offen und man hat gefunden, daß der Draht p an dem Kupfer positiv-, der Draht m an dem Zink dagegen negativ-elektrisch ist. Diese Drähte p und m nennt man ihrer entgegengesetzt elektrischen Eigenschaften wegen, die Pole der Kette und zwar p den positiven, m den negativen Pol. Befestigt man nun bei p einen Draht, und biegt man ihn um, bis sein anderes Ende den Pol m berührt, so vereinigt er die beiden Elektrizitäten oder es geht, wie man sagt, ein positiv-elektrischer oder galvanischer Strom von p durch den Draht nach m. Wenn man mehrere solche einfache Ketten so mit einander verbindet, daß der positive Pol der ersten mit dem negativen Pol der zweiten Kette verbunden ist, und der positive Pol der zweiten mit dem negativen der dritten u. s. w. so erhält man eine zusammengesetzte Kette oder eine Batterie. An dem letzten Glied oder Element der Batterie ist alsdann der positive, an dem ersten der negative Pol noch frei. Verbindet man beide durch einen Draht, (den Schliessungsdraht) so erhält man einen Strom von stärkerer Wirkung.

Der galvanische Strom jeder Kette hat unter andern auch folgende Eigenschaften, die hier von Wichtigkeit sind. 1) Stellt man die Kette so auf, daß der Schließungsdraht parallel mit einer beweglichen Magnetnadel wird, so erleidet diese in dem Augenblick, in welchem die Kette geschlossen wird, eine Ablenkung und sucht sich senkrecht zu dem Strome zu stellen. 2) Wenn man ein weiches Eisen mit Kupferdraht umwickelt und durch diesen einen elektrischen Strom leitet, so wird das Eisen magnetisch. Besonders geeignet ist hiezu ein hufeisenförmiger Eisenstab, welcher wie in Fig. 2. mit Kupferdraht umwunden ist. Der Draht ist mit Seide oder Baumwolle überſponnen, damit seine Windungen weder das Eisen noch sich selbst untereinander berühren und endigt sich in zwei Näpfchen a und b welche etwas Queckſilber enthalten. Taucht man nun in a das eine Ende eines Drahtes, welcher mit dem andern Ende an dem positiven Pol der Kette befestigt ist und setzt man b auf gleiche Art mit dem negativen Pol in Verbindung, so geht der Strom von a durch alle Windungen des Drathes nach b und das Eisen wird in demselben Augenblick ein Magnet, und zieht darum den darunter befindlichen eisernen Anker an. 3) Am merkwürdigsten ist die Geschwindigkeit mit welcher die Elektrizität den kupfernen Schliessungsdraht durchströmt. Wheatstone hat durch Versuche, deren Beschreibung aber hier zu weit führen würde, gefunden, daß sie noch größer ist, als die des Lichtes und mehr als 62000 deutsche Meilen in einer Sekunde beträgt. Den Umfang unserer Erde legt sie also mehr als eilfmal in einer Sekunde zurück und wenn man eine Drahtverbindung von der Erde nach dem Monde führen könnte, so würde sie diesen Raum in weniger als einer Sekunde durchlaufen; ja zu dem ungeheuern Weg von 21 Millionen Meilen bis zur Sonne würde sie nur fünf und eine halbe Minute brauchen. Wenn es also möglich wäre, Drahtverbin-

dungen zwischen den Planeten und der Sonne herzustellen, so könnten die Bewohner dieser Weltkörper auf diesem Wege sich in kürzerer Zeit Nachrichten zugehen lassen, als es oft zwischen den Einwohnern derselben Stadt möglich ist.

Die erste Einrichtung, welche Wheatstone dem Telegraphen gegeben hat, beruht nun auf der ersten von den drei so eben angegebenen Wirkungen der Voltaschen Kette. Die neuere und weit zweckmäßigere Einrichtung aber gründet sich auf die zweite Wirkung oder auf den Elektromagnetismus. Durch den in Fig. 3 abgebildeten Telegraphen erhält man leicht eine richtige Vorstellung davon; die Ausführung der Hauptidee ist aber mannigfaltigen Abänderungen unterworfen. Dieser Telegraph, der auch zu Versuchen im Kleinen von jedem Mechaniker leicht nachgebildet werden kann, besteht aus: Der Batterie A, dem Communicator B, dem Indicator C, und dem Alarum oder Wecker D.

A. Die Batterie deren sich Wheatstone bedient, ist eine Abänderung von Daniells constanter Kette. Jedes Element besteht aus einem Porzellantrog z, dessen Grundfläche zwei Zoll ins Geviert und dessen Höhe einen und einen halben Zoll beträgt. In diesem steht ein Thoncylinder von gleicher Höhe und von einem Zoll Durchmesser. Um diesen Thoncylinder ist ein dünnes Kupferblech gewunden, von welchem ein dünner gebogener Kupferstreifen c bis in die Mitte des nächsten Thoncylinders hinab reicht. Der Thoncylinder ist mit einem flüssigen Amalgam von Zink und Queckſilber angefüllt; der übrige Raum zwischen ihm und den Porzellanwänden enthält eine Auflösung von Kupfervitriol. In der Mitte des Elements z steht ein Draht mit einer Schraube p und stellt den negativen Pol vor. Der an das Kupfer des letzten Elements a befestigte Draht m ist der positive Pol der Kette. Eine Batterie die aus sechs solchen Elementen besteht, reicht hin, um einen Telegraphen in Bewegung zu setzen, welcher um eine bis zwei Stunden entfernt ist. Für weitere Entfernungen braucht man keine größern Elemente aber eine gröſsere Anzahl derselben, weil die Stärke des Stromes mit der Länge des Weges abnimmt, und durch die Zahl der Elemente vergrößert wird.

Der Communicator B ist durch einen kurzen Draht v mit dem positiven Pol der Batterie verbunden und dient dazu, den Strom abwechselnd durch einen der Drähte d' oder d'' nach dem Indicator C, oder durch den Draht d''' nach dem Alarum D zu leiten. Der Communicator besteht aus einem Brett und einer metallenen Scheibe a, welche sich um eine horizontale Achse dreht. Letztere ist an der vertikalen Messingsäule b befestigt. 1. 2. 3 u 4 sind Klemmschrauben; F u. G kupferne Federn, welche an den Rand der Scheibe a drücken. Diese Scheibe hat am Rande in gleichen Abständen zwölf Einschnitte, welche mit Elfenbein ausgelegt sind. Da letzteres die Elektrizität nicht leitet und eine der Federn F u. G immer das Elfenbein berührt, während die andere den Metallrand drückt, so kann der Strom von der Scheibe immer nur durch eine Feder weiter gehen. Den zwölf Einschnitten und den zwölf noch stehenden Metalltheilen am Umfang der Scheibe entsprechen die 24 Buchstaben des Alphabets und ebenso viele Stäbchen, an welchen man die Scheibe mit den Fingern dreht. Auf der Säule b steht ein Stäbchen g, welches am Umfange der Scheibe den Buchstaben angibt, der dem Telegraphen mitgetheilt werden soll. Die Scheibe a wird in der Richtung der Zeiger einer Uhr gedreht, bis der betreffende Buchstabe bei g steht. Die Metallfeder h i k welche unter dem Brett sich befindet und bei h befestigt ist, berührt in der Zeichnung den Draht w; sie kann aber durch einen Druck auf die Feder 5 auſser Verbindung mit w gesetzt werden. Die einzelnen Theile sind nun auf folgende Weise durch Drähte verbanden: 1 mit v und mit h i k, 2 mit F und mit d', 3 mit G und mit d'', 4 mit 5 und mit d''' ferner w mit b und also mit a. Geht nun bei der jetzigen Stellung der Strom von 1 durch h nach i, von da nach w und a, sodann durch die Feder F nach 2 und in den Draht d', so geht er, wenn die Scheibe um einen Buchstaben weiter gedreht wird, von a nach g und 3 und von da durch den Draht d'' nach dem Indicator. Beim Drehen bis zum nächsten Buchstaben geht der Strom wieder durch den Draht d' u. s. w. Die Feder 5 hat oben einen metallnen Knopf, der sich an einem abwärtsgehenden Stäbchen auf eine durchbohrte Metallhülse herabdrücken läßt. Dieses Stäbchen ist an dem oben hervorragenden Theil von Elfenbein, und unten von Messing. Drückt man den Knopf 5 herab, so kommt das Stäbchen mit k und der Knopf mit der metallnen Hülse in Berührung, der Strom welcher ihm in diesem Augenblick mitgetheilt wird geht durch die Feder 5 nach 4 und von da in den Draht d''' zum Alarum. Zu gleicher Zeit entfernt sich die Feder in i von w und der Strom kann also nicht mehr nach dem Telegraphen gehen.

Der Indicator C welcher von dem Communicator viele Meilen weit entfernt sein kann, ist mit diesem durch die Drähte d' und d'' und mit dem negativen Pol der Kette durch den Draht d'''' verbunden. Diese Drähte und der Draht d''' sind sorgfältig mit Baumwolle übersponnen und mit Harz überzogen und liegen in eisernen Röhren neben den Eisenbahnen. Von dem

Alarum, welcher gewöhnlich in der Nähe des Indicators steht, führt der Draht d^V nach der Klemmschraube 7 des Indicators. Dieser enthält zwei kleine Elektromagnete, e und e', welche mit feinem übersponnenem Kupferdraht vielfach umwunden sind. Ihre eisernen Armaturen lassen sich um die Punkte x und x' drehen und setzen dadurch den Winkelhebel c in Bewegung. Es drückt nämlich, wenn e magnetisch ist, der Anker a auf einen hervorstehenden Zapfen z und wenn e' magnetisch ist, so drückt a' auf einen ähnlichen Zapfen z' an dem andern Schenkel des Winkelhebels. Die hervorstehenden Stifte s und s' welche in die schief eingeschnittenen Zähne des Rädchens r greifen, schieben dieses vermöge ihres Druckes abwechselnd um einen Zahn weiter, und der Zeiger u welcher an dem Rädchen r befestigt ist, rückt dadurch von einem Buchstaben zum andern fort. Damit dieses geschieht, muß also bald e bald e' magnetisch werden. Nun ist das eine Drahtende der Windungen von e mit der Klemmschraube 6, das andere mit 7 verbunden. Ebenso gehen die Enden des Drahtes von e' nach 8 und nach 7. Wenn also, vermöge der oben beschriebenen Vorrichtung der Strom durch d' ankommt, so geht er um e, macht dieses magnetisch und und strömt durch 7 und d'''' zurück; wird er aber durch d'' nach 8 geleitet, so kehrt er ebenfalls durch den Draht d'''' zurück und e' wird magnetisch. So oft also der Communicator um einen Buchstaben weiter gedreht wird, muß auch der Zeiger des Indicators um einen solchen weiter rücken und dieses Drehen kann ohne Störung mit solcher Geschwindigkeit geschehen, daß man in 1 Minute 30 Buchstaben zu signalisiren vermag.

Das Alarum D enthält ausser dem Elektromagnet e'' noch ein gezähntes Rädchen m um dessen Achse eine Schnur mit dem Gewicht p geschlungen ist und eine Glocke q. Auf dem Rädchen m steht ein senkrechter Stift n in welchen das hakenförmige Ende des Ankers u greift und dadurch das Sinken des Gewichts p verhindert. Sobald aber durch einen Druck auf den Knopf 5 an dem Communicator der Strom in den Draht d''' geleitet wird und also durch die Klemmschraube 9 um den Magnet e'' nach der Klemmschraube 10 in den Draht d^V geht, wird e'' ein Magnet. Er zieht also den Anker u an, der Haken verläßt den Stift n, das Gewicht p sinkt und setzt den Hammer ty in Bewegung, welcher nun auf die Glocke q schlägt und dadurch einen fortwährenden Lärm erzeugt. Soll dieser aufhören, so hört man blos auf, den Knopf 5 des Communicators zu drücken; der Strom geht alsdann nicht mehr durch d''', e' hört auf magnetisch zu sein und das Gewicht g reißt den Anker wieder ab und bringt sein oberes hakenförmiges Ende wieder in den Weg des Stifts n welcher dadurch aufgehalten wird. Mit Hilfe dieses Alarums gibt man in einem Augenblick Signale auf meilenweite Entfernungen über die Abfahrt eines Wagenzugs, über das beginnende Spiel des Telegraphen u. s. w. Wenn das Gewicht p abgelaufen ist, so wird es durch eine bekannte Vorrichtung wieder aufgezogen.

Man sieht aus der obigen Beschreibung, daß zu einem solchen Apparat von einer Station zur andern vier Drähte nothwendig sind. Wheatstone hat indessen ihre Zahl auf zwei herabgebracht und es wird nun leicht sein, sich auch hievon, mit Hilfe der Fig. 4 und der nachstehenden Beschreibung, die wir aus Eisenlohr's Physik, 4. Auflage, entnehmen, eine deutliche Vorstellung zu machen. Der Telegraph besteht aus dem Indicator A und dem Communicator B. ww ist ein aus zwei weichen Cylindern von Eisen bestehender Elektromagnet, dessen untere Enden durch eine Eisenplatte verbunden sind, wodurch er wie ein Hufeisen wirkt. Um die Cylinder ist eine beträchtliche Menge mit Seide besponnenen feinen Kupferdrahtes gewunden; dessen Enden mit den Leitungsdrähten v v' verbunden sind, die von Station zu Station auf der telegraphischen Linie gehen.

Wenn ein elektrischer Strom durch diese Drähte geht, so wird das Hufeisen ein Magnet und zieht die Armatur a an und wenn der Strom unterbrochen wird, so geht die Armatur durch den Gegendruck der Feder m zurück. Durch das abwechselnde Oeffnen und Schliessen des Stromes wird die Armatur auf- und abwärts bewegt. Dadurch werden die Stäbchen c und d hin- und herbewegt. d zieht abwärts an einem Zahn des Rades b, wenn der Strom beginnt, und c stößt aufwärts um einen Zahn weiter, wenn er aufhört. An der Achse dieses Rädchens befindet sich eine Scheibe mit 24 Buchstaben, welche also mit ihr herumgehen. Das Instrument ist in einem Kasten und vor der Scheibe eine kleine Oeffnung angebracht, durch die man immer nur einen Buchstaben sehen kann. Der Communicator B besteht aus einem messingenen Kreis, der sich um eine metallne Achse f mit Reibung drehen läßt. Der Umfang dieses Kreises hat zwölf Einschnitte, die mit Elfenbein ausgefüllt sind, so daß er eine gleiche Anzahl leitender und nicht leitender Stellen hat. Gegen diesen Umfang preßt eine kupferne Feder g. Eine andere Feder k drückt gegen einen horizontalen Holzring, welcher unten an dem Metallkreis fest und nur an einer Stelle durch eine metallne Leitung mit ihm verbunden ist. Die vier Klemmschrauben sind durch kurze Drähte in folgender Art verbunden: 1 mit 2, 2 mit der Feder k, 3 mit der Achse f, und 4 mit der Feder g. Die Drähte v

und v' sind mit 2 und 3, die Polardrähte der Kette mit 1 und 4 verbunden. Die obere Fläche des Kreises hat die 24 Buchstaben des Indicators und 24 strahligte Stäbchen dienen zum Drehen mit dem Finger bis an den Zeiger s. Wenn das Zeichen + bei diesem Zeiger steht, so drückt die Feder g an einen leitenden Theil des Umfangs und k an die einzige metallne Leitung der Holzscheibe. Der Strom geht also nicht durch die Drähte v v' sondern auf dem kurzen Weg zurück, damit dieselben Drähte auch zu Mittheilungen vom andern Ende der Telegraphenlinie gebraucht werden können. Dreht man den metallnen Kreis, so drückt die Feder g bald auf einen leitenden, bald auf einen nicht leitenden Theil des Umfangs; die Leitung nach dem Indicator ist also bald unterbrochen, bald nicht und die Scheibe desselben muß sich also eben so schnell drehen oder dieselben Buchstaben zeigen, als die des Communicators.

Es würde zu weit führen, wenn wir nun die Verbindung dieses Telegraphen mit dem Alarum durch dieselben Leitungsdrähte auch noch hier aufführen wollten. Ebenso ist es mit einigen wichtigen Einrichtungen, die Wheatstone für besondere Zwecke mit dem Telegraphen vorgenommen hat. Bei der einen vertritt die Stelle der papiernen Scheibe auf deren Umfang die Buchstaben stehen, eine dünne Scheibe von Kupfer mit Einschnitten, welche von dem Umfang bis zur Mitte gehen; wodurch vier und zwanzig Federn gebildet werden. An den Enden dieser Federn sind Buchdruckerlettern befestigt, welche durch einen, mittelst des Elektromagnetismus in Bewegung gesetzten Hammer auf einen Cylinder schlagen, um welchen abwechselnd verschiedene Blätter von weißem und geschwärztem Papier, wie man es bei manchen Copierapparaten gebraucht, gewunden sind. Dadurch erhält man, ohne daß die Scheibe mit ihren Lettern an der Umdrehung gehindert ist, mehrere gedruckte telegraphische Nachrichten zugleich.

Die elektrischen Telegraphen sind in England schon bei vielen Eisenbahnen in vollem Gang. So z. B. auf der Blackwall-Londoner, und der Great Western-Eisenbahn, sodann zwischen London und West-Drayton bis Slough und Windsor, zwischen Glasgow und Edinburg, zwischen Leeds und Manchester, zwischen Norwich und Yarmouth und zwischen Dublin und Kingston.

Auf ähnliche Art wird der Elektromagnetismus auch angewendet, um in großen Etablissements durch eine Uhr viele andere in gleichförmigem Gang zu erhalten. Auch bedient man sich des elektromagnetischen Alarums in großen Häusern sehr häufig statt der gewöhnlichen Schellenzüge; indem hier der Draht um jede Ecke gebogen werden kann und nicht bewegt zu werden braucht.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Ueber den Muth der männlichen Vögel bei Vertheidigung ihrer Weibchen und ihrer Brut.

Es ist von hohem Interesse, das Leben der Thiere genau zu beobachten. Wir kennen mehr die natürliche Körperbeschaffenheit derselben, den Gliederbau, u. s. w., der sich leicht an den zerlegten Thieren beobachten läßt. Wie aber die Thiere mit einander leben, in welchem Verhältnisse sie zu einander stehen, sowohl diejenigen gleicher, als die ungleicher Gattung, das ist schwer zu erkunden. Denn dieses Thun und Treiben ist vielfach den Augen der Menschen entzogen. Die gezähmten

Thiere und die wilden in den Thiergärten haben schon einen großen Theil ihres streng natürlichen Lebens abgelegt. Es ist daher sehr lehrreich, wenn uns eifrige Naturfreunde ihre aufmerksamen Beobachtungen mittheilen; wie dieß Herr Pastor Brehm aus Renthendorf that, indem er in der vorjährigen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Mainz, einen, zum Theil auf eigene Bemerkungen gestützten, Vortrag hielt, den wir in Nachfolgendem hier mittheilen:

„Wie der Geist mehr ist, als der Leib, so muß auch das Geistige in der Thierwelt dem Naturforscher mehr gelten, als das Leibliche, und was kann erfreulicher, erhebender und belohnender sein, als dieses Geistige in der Körperwelt zu erforschen, aufzufinden und Anderen anschaulich zu machen? Es ist gewiß, daß sehr Viele die Thiere zu niedrig stellen. Es wohnt in manchem unvernünftigen Geschöpfe weit mehr Geist und Gemüth, als der stolze Mensch in der unbegreiflichen Einbildung, alle Thiere seien um seinetwillen in das Dasein gerufen, zugestehen will. Deßhalb glaube ich mich der großen Ehre, heute vor Ihnen zu stehen, nicht unwürdig zu beweisen, wenn ich Ihnen von den herrlichen befiederten Geschöpfen, deren Studium meine ganze Muße gewidmet ist, etwas Geistiges vor die Seele stelle, indem ich Ihnen „über den Muth, welchen viele Männchen der Vögel bei der Vertheidigung ihrer Weibchen und ihrer Brut zeigen" einige Bemerkungen mittheile.

Das Weibchen aller der Geschöpfe, welche ihre Nachkommenschaft kennen und mit Sorgfalt erziehen, thut mehr oder weniger zur Vertheidigung und Rettung derselben. Fast alle Säugethierweibchen setzen sich für ihre Jungen der offenbarsten Lebensgefahr aus. Die Löwin, die Tigerin, die Pantherin, die Wölfin, die Hündin, die Bärin und die Bache greifen den, welcher sich dem Lager ihrer Jungen nähert, wüthend an. Die scheue Füchsin kommt, wenn ein Mensch zu dem Bau, in welchem ihre Jungen liegen, hinzutritt, aus dem sichern Verstecke hervor, und scheut sich nicht durch lautes Bellen ihre Anwesenheit zu verrathen. Die Elephantin schleudert den, welcher ihr Kind rauben will, in die Luft und tritt ihn mit Füßen. Selbst die zahme Kuh stößt nicht selten nach dem, welcher ihr das Kalb nimmt. Ja wir besitzen ein zahmes Kaninchenweibchen, welches die Katze, welche sich dem Neste ihrer Jungen nähert, in die Flucht schlägt, die Ziege, welche demselben nahe kommt, in die Füße beißt, und dem Knaben, welcher hineingreifen will, so zu Leibe geht, daß er die Hand bald zurückzieht.

Allein die Väter bekümmern sich bei allen diesen genannten Thieren nicht um die Nachkommenschaft und vertheidigen ihre Jungen nicht. Wie vermöchten sie dieß auch, da sie diese nicht einmal kennen. Ja, es kommt hier der merkwürdige Umstand vor, daß sie zuweilen ihre eigenen Jungen fressen. Von den zahmen Katern ist dieß eine bekannte Sache, aber ich habe auch gesehen, daß ein wilder Igel sein Junges verzehrte.

Wie hoch stehen in dieser Beziehung die Vögel über den Säugethieren! Die meisten Vögel leben nicht nur, wie ich früher in einer besonderen Abhandlung gezeigt habe, in enggeschlossenen, lebenslänglichen Ehen, sondern vertheidigen auch ihre Weibchen und ihre Jungen mit einer Kühnheit und einem Heldenmuthe, die man nicht genug bewundern kann.

Das scheue Seeadlermännchen kommt zu seinem Horste, selbst wenn ihm die größte Gefahr droht. Das sehr vorsichtige Geieradlermännchen greift den kühnen Gemsjäger, welcher seinen den meisten Menschen unzugänglichen Horst zu ersteigen wagt, mit einem Muthe an, daß sein Leben in Gefahr schwebt. Der männliche Baumfalke, welcher, so lange sein Weibchen brütet, nicht zum Horste kommt, sondern das Weibchen herbeiruft, um ihm, während es brütet, für sich und später für die Jungen das Futter in der Luft zu übergeben, verliert alle diese Vorsicht, wenn sein Weibchen todt ist. Denn nun fliegt es keck zu den hungerigen Jungen und füttert sie mit der größten Sorgfalt.

Bei den Waldohreulen kommt der merkwürdige Fall vor, daß das Männchen beim Horste mit Jungen noch mehr Muth zeigt als das Weibchen. Einst näherte ich mich am hellen Tage einem Eulenhorste. Das Männchen (es war das meines Otus silvestris) kam aus seinem Schlupfwinkel hervor und setzte sich so dreist auf eine Eiche, daß es leicht zu schießen war. Bei einem andern Horste sah ich das Männchen, an einen Kiefernstamm angedrückt, Schildwache stehen. Es blickte ruhig auf mich und meine Gefährten nieder und hatte Muth genug, unsere Ankunft und unser Weggehen auf seinem Posten abzuwarten. Bei einem dritten, dem wir uns gegen Abend näherten, kam uns das Männchen entgegen geflogen, setzte sich keck vor uns hin und wollte uns mit seinem, dem entfernten Bellen eines Hundes nicht unähnlichen Geschrei in die Flucht jagen.

Ich besitze ein Moraspiepermännchen, welches seine Brut gegen einen Hund vertheidigen wollte. Ich habe das Männchen eines Flötenlaubsängers eine Hauskatze wohl fünfzig Schritte weit unter starkem

Geschrei verfolgen sehen und nicht ohne Rührung beobachtet, wie eine männliche schwarzscheitelige Grasmücke ganz in meiner Nähe mit gesträubter Haube herumflog und, als ich nicht wegging, nur wenige Schritte von mir ihren Jungen Futter zutrug.

Es ist bekannt, mit welcher Furchtlosigkeit die zahmen Gänseriche an der Spitze ihrer Nachkommenschaft den Menschen entgegentreten und den Kindern nicht selten gefährlich werden. Auch das haben vielleicht Alle gesehen, wie die Schwanenmännchen zur Brutzeit Kinder, ja Erwachsene angreifen und ihre Brut mit wahrem Heldenmuthe zu vertheidigen suchen. Mir ist ein Beispiel aus der Lausitz bekannt, das merkwürdig ist. Ein Schwanenmännchen griff dort eine Gräfin von Einsiedel mit solcher Wuth an, daß sie in wirklicher Gefahr war und schwer verletzt worden wäre, wenn ihr Gemahl nicht hinzugekommen wäre und den Kämpfer durch furchtbare Stockschläge zur Ruhe gebracht hätte. Es ist deswegen jederzeit bedenklich, sich einem Schwanenneste unbewaffnet zu nähern, und Kinder müssen durchaus davon fern gehalten werden.

Liegt nicht in diesem Muthe der Vogelmännchen, von welchen ich Ihnen diese Beispiele angeführt habe, etwas wahrhaft Großes? Wird nicht durch diesen die von mir behauptete Gemüthlichkeit der Vögel von Neuem bewiesen? Man mag das Ihnen Erzählte immerhin dem Naturtriebe (Instinkte) zuschreiben; ich streite darüber mit Niemanden, denn die, welche dieser Ansicht sind, müssen jedenfalls zugestehen, daß dann dieser Instinkt, den bis jetzt noch Niemand genügend erklärt hat, etwas wahrhaft Großes sei. Für mich aber ist dieser eben geschilderte Muth etwas mehr als eine Aeusserung des Instinktes. Denn die Liebe, und nicht etwa die wilde Geschlechts-, sondern die edle Gatten- und Kinderliebe ist es, welche die männlichen Vögel mit diesem Muthe erfüllt und sie zu dem Ihnen erzählten, gewiß bewundernswerthen Betragen begeistert.

Da nun in den Seelen der Thiere eine solche Liebe wohnt, können sie nicht so niedrig und gemein sein, wie man sie gewöhnlich darstellt, sondern auch sie geben einen sprechenden Beweis für die Herrlichkeit dessen, welcher überall seine Allmacht, Weisheit und Güte offenbaret."

Ueber ein Zahngebilde beim Küchlein zur Eröffnung der Eierschale *).

„Wenn man ein reifes oder völlig ausgebrütetes Hühnerei untersucht, so sieht man auf der Oberfläche des Oberschnabels des darin befindlichen Hühnchens, dessen Kopf bereits das Amnion und Chorion durchbrochen hat, eine kleine grauweiße Erhabenheit, oder ein graues Knötchen, und ringsumher um dieselbe weißen Staub der bereits angegriffenen Kalkschale des Eies. Ich hielt diese weiße Erhabenheit des Oberschnabels bisher für eine blos unwesentliche rauhe Stelle, ohne sie besonders zu beachten. — Als ich dieselbe aber näher ins Auge faßte, war ich erstaunt, eine besondere, sehr schöne Organisation an dieser Stelle anzutreffen. Es zeigen sich nämlich, schon dem freien Auge sichtbar, zwei Spitzen oder Zähnchen, welche scharf aus einem grauweißen Hügelchen hervorragen. Beim Betasten dieser Theile, namentlich wenn man mit dem Fingerballen von der Spitze des Oberschnabels nach dessen Wurzel oder gegen die Nase hinstreicht, fühlt man die scharfen Spitzen der Zähnchen sehr gut und eindringlich, und überzeugt sich sogleich von der krystallenen Härte dieser Organe. Unter der Loupe nun bei einer vier- bis sechsmaligen Vergrößerung erkennt man die prismatische, kegelförmige, zugespitzte Form der beiden Zähne ganz deutlich. Ihre Größe beträgt ¼ bis ⅓ Linie. Sie stecken schief nebeneinander in dem weißen Höckerchen der Schnabelhaut und sehen mit ihren Spitzen etwas nach auswärts. Sie erscheinen gelblichweis durchscheinend und krystallartig. Aus ihrer Höhle oder Tasche herausgenommen und unter die Klinge des Messers gebracht, kann man sich von ihrer krystallenen Härte überzeugen, indem sie sich nur unter großem Drucke zertrümmern lassen, was, wie bei Krystallen, mit Knirschen geschieht. Die einzelnen Trümmer, unter das Mikroscop gebracht, zeigen bei einer Vergrößerung von 360 und darüber, ein Ansehen wie alter Zahnschmelz und keine deutlichen Fasern oder Knochenkörperchen, in der Mitte stehend zwischen Zahnsubstanz und mineralischer Krystallmasse. — Bisweilen ist nur ein Zähnchen vorhanden oder nur eines zu Tage tretend, während das andere noch in seinem Hautsäckchen verborgen ist. Einige Tage nach dem Austritt des

---

*) Vortrag des Herrn Professor Mayer aus Bonn in der vorjährigen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, in Mainz.

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Stachelschwein.

LBa 45

Hühnchens aus dem Ei fällt das Gebilde ab, mit der sich abschuppenden Hautstelle des Oberschnabels. Seine Spur bemerkt man zuerst gegen den fünfzehnten Tag der Bebrütung des Eies der Hühner. — Es ist dieses Zahngebilde unstreitig das gesuchte Organ, um die Eischale allmählig durchzureiben, zu durchlöchern und zu durchbrechen. Die Spitze des Schnabels des Hühnchens ist zu dieser Operation nicht wohl tauglich, theils wegen ihrer Weichheit und wahrscheinlich noch großen Empfindlichkeit, theils aber auch hauptsächlich, weil das Hühnchen mit dem Kopfe horizontal im Ei liegt und nur mit der größten Anstrengung den Kopf aufrichten und die Spitze des Schnabels aufwärts gegen die Eischale richten könnte. Dagegen läuft die Schale mit dem Oberschnabel parallel und jene Zähnchen stoßen wie von selbst gegen die Eischale an, sie allmählig durchreibend."

Das Stachelschwein.

(Tafel 45.)

Die sogenannten Stachelschweine sind, trotz der Waffe, welche die Natur ihnen zur Vertheidigung gegeben, sehr friedliche Thiere, und die Garten- und Feldbesitzer thun sehr unrecht daran, sie zu verfolgen. Denn sie richten an den Gewächsen entweder gar keinen Schaden an, oder doch nur solchen, der kaum beachtenswerth erscheint, während sie dagegen eine Menge Ungeziefer vertilgen. Sie fressen zwar Obst, aber nur das, was von den Bäumen fällt, und hin und wieder eine Traube, auch genießen sie wohl einige wenige Wurzeln; ihre Haupt- und Lieblingsspeise aber sind Insekten, besonders Maikäfer und deren Larven, die berüchtigten Engerlinge, Regenwürmer und Schnecken. Von diesem Ungeziefer verzehrt das Stachelschwein so viel, und leistet dadurch dem Garten oder dem Felde so großen Nutzen, daß man ihm wohl einige Trauben und Birnen gönnen kann. Noch mehr, es fängt im Laufe der wärmeren Jahreszeit auch manche Feldmaus, obwohl diese bekanntlich schnell, es selbst dagegen nur mit Mühe laufen kann; auch Kröten und Frösche verschmähet es nicht, und eben so wenig junge Vögel, die es aus Erdnestern holt. Im Winter schläft das europäische Stachelschwein, und zehrt dann, wie die Bären, vom eigenen Fette. Sobald es kalt zu werden anfängt, sucht es ein passendes Winterlager auf, das es gewöhnlich in dichtem Gesträuche oder unter einer Baumwurzel findet. Da es zu den grabenden Thieren gehört, so scharrt es sich ein tiefes Loch aus, welches von ihm mit Laub und Moos gefüttert wird, so daß es eine bequeme Schlafstelle bildet. Die Strahlen der Frühlingssonne erwecken auch den Igel zu neuem Leben; und wenn Büsche und Bäume zu knospen beginnen, dann tritt auch er seine einsamen Wanderungen an, und geht der Nahrung nach, die er schüchtern aufsucht. Nur in abgelegenen Gegenden wagt er sich auch bei Tage hinaus, sonst ist er ein Freund der Dämmerung und des nächtlichen Dunkels, um sich besser vor seinen Feinden zu verbergen, deren er manche hat. Dahin gehört zuerst der Mensch, der ihm unklugerweise nachstellt, und von dem er sich doch leicht zähmen läßt, und welchem er als Hausthier in Hof und Keller gute Dienste thut, indem er Mäuse wegfängt. Nähert man sich ihm und wittert er Gefahr, so ballt er sich zusammen. Sein Scheitel und der Rücken sind mit hornartigen, Zoll langen, spitzigen, weiß, braun und schwarz besprengten Stacheln besetzt, während sich am übrigen Theile des Leibes kurze, borstenartige Haare zeigen. Jene Stacheln hält er, sich mit denselben den ganzen Körper gleichsam umpanzernd, nach Aussen, so daß ihn Keiner mit den Händen angreifen darf, wenn er nicht schmerzhafte Wunden holen will. Deshalb lassen sich die Hunde nur ungern auf ihn hetzen. Nur der Fuchs ist im Stande den Igel dahin zu bringen, daß er sich entballt. Ein unsauberer wüster und verschlagener Gesell, der Meister Reinecke ist, besprengt er ihn mit seinem übelriechenden Urin dermaßen, daß der arme Geplagte den Gestank nicht länger aushalten kann. Er legt also seine Stacheln nieder, ist nun leicht zu fassen, und sein wohlschmeckendes Fleisch, das auch von Menschen genossen wird, ist nun eine Beute des pfiffigen Fuchses.

Der europäische Igel ist fast über unsern ganzen Erdtheil verbreitet, nur im hohen Norden findet man ihn nicht, dort ist ihm die Kälte zu stark. Es gibt aber auch in den übrigen Erdtheilen andere Igel- oder Stachelschweinarten, namentlich einige in Amerika, z. B. das auf unserem Bilde dargestellte, welches sich in mancher Hinsicht von dem europäischen unterscheidet, und größer ist, als dieses. Die Indianer behaupten von ihm, es könne seine Stacheln, gleich Pfeilen, aus der Haut abschießen, und damit seine Feinde aus weiter Ferne verwunden. Man braucht wohl nicht erst zu bemerken, daß diese Behauptung eine irrige sei. Die Stacheln werden zu mannigfachen Zwecken benutzt, namentlich

durchbohren die Indianer sich damit die Ohrlappen und Nasenknorpel, um dann ihre Ringe und andere Zierrathen hindurchzustecken. Auch putzen sie ihre aus Büffelfellen verfertigten Mäntel, ihre Köcher und Tabacksbeutel damit. Das merikanische Stachelschwein läßt sich, gleich dem unserigen, sehr leicht zahm machen; das brasilianische ist unter allen das kleinste, und hat in seiner Lebensweise große Aehnlichkeit mit dem europäischen.

Das amerikanische Stachelschwein erreicht ein Alter von höchstens fünfzehn Jahren. Die Jungen erhalten erst allmählig Stacheln, werden von der Mutter etwa vier Wochen lang gesäugt, und dann gleich zum Aufsuchen von thierischer Pflanzennahrung angeleitet. Die Alte vertheidigt sie gegen jeden Angriff mit großem Muthe, so furchtsam sie auch sonst ist. Das Stachelschwein beißt nie, und sucht alle möglichen Mittel und Wege auf, um dem Feinde, wenn es ihn nur wittert, zu entrinnen. Stellt ihm ein Wolf nach, so sucht es sich auf einen Baum zu retten, so mühsam das Klettern ihm auch wird, und hält sich an demselben so lange fest geklammert, bis jener des Wartens überdrüssig geworden. Seine gefährlichsten Feinde sind die Schlangen, mit denen es unablässig Krieg zu führen gezwungen ist. Kann es einer Klapperschlange nicht ausweichen, so rollt es sich zusammen, kugelt sich auf seinen Gegner, und tödtet ihn mit den spitzen Stacheln. Das versichern wenigstens die Amerikaner, wir müssen es dahin gestellt sein lassen.

Die Fettgans.

(Tafel 46.)

Die Klasse der Vögel hat das Eigenthümliche, daß sie fast lauter Thiere in sich begreift, welche einander sehr ähnlich sind und hinsichtlich ihres Baues nur in minder wesentlichen Dingen, wie z. B. in der Bildung des Schnabels und der Füße von einander abweichen. Gleichwohl gibt es einige Vögel, welche sich wesentlicher unterscheiden und die wegen ihres auffallenden Baues wie Ausnahmen zu betrachten sind und in den verschiedenen Gruppen dieser Geschöpfe gleichsam als Grenzpunkte erscheinen. Eine solche Erscheinung ist die Gattung der Fettgänse oder Pinguine, deren Arten sämmtlich nicht fliegen können, weil ihnen die Schwungfedern fehlen. Ihre Beine sind so weit hinten am Körper, daß bei einer wagerechten Haltung desselben, das Gleichgewicht nicht erhalten werden könnte. Sie stehen und gehen daher aufrecht, und zwar nicht blos auf den Zehen, wie die anderen Vögel, sondern auch auf dem sogenannten Lauf oder Laufbein, jenem Theile der Füße, welcher sich nach oben an den Unterschenkel anschließt, nach unten aber mit den Zehen in Verbindung steht. Bei allen übrigen Vögeln ruhen nur die Zehen beim Stehen auf dem Boden, bei den Fettgänsen wird auch das Laufbein aufgesetzt, und sie gewinnen dadurch die festere Stellung, welche ihnen in Ermangelung der unterstützenden Schwungfedern nothwendig ist. Einen ähnlichen Ersatz für die unvollkommenen Flugwerkzeuge haben sie auch in ihrer kurzen hinteren Zehe, welche nicht wie sonst nach hinten, sondern nach vorn gerichtet ist und so beim Laufen den Körper kräftiger fortbewegt und beim Stehen dazu beitragen hilft, daß der Körper nicht nach vorn überfällt. Der Schnabel der Fettgänse ist ein wenig zusammengedrückt und am Ende gekrümmt. Ihr Schwanz ist kurz und gestutzt. Alle leben an den Küsten der südlichen Halbkugel.

Die Art, welche wir auf unserer Tafel abgebildet haben, ist die goldschopfige Fettgans, Aptenodytes Chrysocome. Sie ist so groß wie eine starke Ente, hat einen schwarzrothen Schnabel und ist auf dem Rücken und an den Flügelstummeln dunkel schieferblau, fast schwarz, an der Brust und am Bauche weiß. Sie zeichnet sich vornehmlich durch einen goldgelben Schopf aus, der sich vom Hinterkopfe nach beiden Augenbraunen herumzieht und im Zustande der Ruhe dem Nacken zugewendet ist, aber, wenn der Vogel erzürnt ist, sich sogleich aufrichtet. Die goldschopfige Fettgans kann sich auf dem Lande nur sprungweise von der Stelle bewegen, weshalb sie Cuvier und Vieillot auch die Springerin genannt haben, obgleich das Thier nicht sonderlich lebhaft ist. Das Weibchen legt ein einzelnes Ei, welches es in einem Erdloche bebrütet.

Die größte Art in dieser Gattung ist die patagonische Fettgans (Aptenodytes patagonica). Sie ist ungefähr von der Größe unserer Hausgans, fast 3 Fuß lang, und hat am Halse 2 schiefe citrongelbe Streifen, welche sich vorn auf der Mitte desselben vereinigen.

Diese Thiere finden sich in zahllosen Schaaren auf den Südseeinseln, besonders aber an der Magellansstraße, wo sie schon der Weltumsegler Forster und in neuester Zeit wieder der berühmte Reisende, Kapitän Roß, beobachtet hat. Forster sagt in seiner interessanten Reisebeschreibung, diese aufrechten Thiere seien ihnen von Ferne wie kleine Kinder mit weißen Schürzen vorgekommen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Fettgans. (Der Pinguin.)

Der Pelikan.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Kapitän Roß beobachtete sie auch an den neu entdeckten südlichsten von Eis starrenden Meeresküsten. Er bemerkt, es sei mühsam, sich durch diese Heerden durchzuarbeiten. Sie leben theils im Wasser, wo sie beim Schwimmen bis zum Kopfe untergetaucht sind und dabei auch mit ihren Flügelstummeln rudern; theils leben sie auf dem Lande, wo sie, wie Soldaten, in regelmäßige dichte Reihen gestellt und mit großer Ordnung abgetheilt sind. An einem Platze sind die Jungen, die mausernden Vögel an einem andern, und an einem dritten die brütenden Weibchen. Sie lassen sich zähmen, bleiben aber, besonders in gemäßigten oder gar warmen Gegenden, in diesem Zustande nicht lange am Leben. Sie brüten am Ufer und nehmen bei diesem Geschäfte die Eier zwischen die Schenkel. Nähert man sich ihnen, so entfernen sie sich sammt den Eiern, können aber ihrem Verfolger nicht leicht entgehen. Ihr Fleisch ist schwarz und thranig, aber dennoch, wie die Eier, eßbar. Das gekochte Eiweiß der letzteren ist durchsichtig. Aus dem Felle dieser Thiere verfertigt man Beutel, Kleiderverzierungen und andere Putzwaaren.

Der Pelikan.

(Tafel 46.)

Die Gattung der Pelikane oder Kropfgänse gehört zu der Ordnung der Schwimmvögel. Die dahin gehörigen Arten unterscheiden sich von den übrigen Vögeln hauptsächlich durch ihren langen, breiten, unten mit einem häutigen ausdehnbaren Sacke, an der Spitze mit einem scharfen Haken versehenen und oberhalb platten Schnabel. Um die Augen haben sie einen kahlen Ring. Am häufigsten findet sich der gemeine Pelikan, oder Eselsschreier (Pelecanus Onocrotalus). Er hat die Größe eines Schwanes und eine schöne, röthlichweiße, im Alter weiße Grundfarbe. Der Schnabel ist gelb, mit rothem Rande, an der Spitze roth, zuweilen auch nur dunkler gefärbt, auf dem Rücken mit einem blauen Streife bezeichnet. Augen und Kehlsack sind gelb, die Schwungfedern schwarz. Auf seinem Kopfe befindet sich eine kleine liegende Haube; die Flügel stehen von dem Leibe ab; der Schwanz ist kurz und abgerundet, und alle Zehen sind durch eine Schwimmhaut verbunden, auch der hintere, welcher bei vielen andern Schwimmvögeln frei ist. Dieser Vogel kann ziemlich gut fliegen, was bei seinen kurzen Flügeln wohl kaum der Fall sein könnte, wenn er nicht die Eigenschaft hätte, mehr Luft als andere Vögel in seinen Körper aufzunehmen und denselben dadurch leichter zu machen. Alle Vögel können bekanntlich Luft in ihre Knochen aufnehmen. Der Pelikan kann überdies das Zellgewebe unter der Haut seines Leibes mit Luft füllen und dadurch aufblähen. Dadurch wird der Körper zwar größer, aber im Verhältniß zu seiner Masse leichter. Er lebt in Gesellschaft anderer Schwimmvögel am Ufer von Meeren, Seen und Flüssen in den wärmeren Gegenden der ganzen Erde, namentlich im Osten und Süden von Europa und im Westen von Asien, besonders an den Küsten des schwarzen und mittelländischen Meeres und auf der untern Donau, von wo aus er sich in seltenen Fällen nach Deutschland verfliegt. So sah man im Jahr 1786 über hundert Pelikane auf dem Bodensee in der Gegend von Lindau. Sie nähren sich von Fischen und versammeln sich Morgens und Abends auf dem Wasser in der Nähe des Ufers, besonders in Buchten, wo sie einen kleineren Raum einschließen und dann die Fische durch Plätschern mit den Flügeln auf seichte Stellen treiben und fangen. Der Pelikan kann nämlich nicht tauchen. Größere Fische verschluckt er oft nur zum Theile und wartet alsdann, bis das verschluckte verdaut ist und das Uebrige bei ihm Raum findet. Er fliegt gut, obgleich das Auffliegen ihm schwer fällt. Sehr häufig sieht man ihn auf Bäumen sitzen.

Schon im Alterthume galt dieser Vogel als Muster mütterlicher Liebe. Man glaubte, er reiße sich mit dem Schnabel die Brust auf und nähre die Jungen mit seinem Blute. Dieser Irrthum wurde dadurch veranlaßt, daß der Vogel die Nahrung in seinem Kehlsacke den Jungen aufbewahrt und zuträgt und bei diesem Geschäfte oft mit dem Blute der gefangenen Fische gefärbt ist. Ueberdies hat die blutrothe Spitze seines Schnabels diese Meinung noch unterstützt.

Sein Nest baut er in einer Erdvertiefung, die er mit Gras ausfüttert. Er legt darein zwei bis drei weiße Eier. Wenn er dieselben gefährdet glaubt, soll er sie ins Wasser tragen, um sie später wieder zu holen. Wenn er den Jungen Wasser zugetragen hat, so entleert er es dadurch in den Schnabel derselben, daß er seinen Kehlsack an die Brust andrückt. Beim Beginne der unfreundlicheren Jahreszeit begeben sich diejenigen, welche in gemäßigten Ländern leben, in wärmere Gegenden. Der Pelikan läßt sich sehr leicht zähmen und wird gegen achtzig Jahre alt. Man benützt seine Haut zu Taschen und Beuteln und die Schwungfedern zum Schreiben und Zeichnen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Eine ähnliche Lebensweise hat der auf unserer Tafel abgebildete, noch weniger bekannte krausköpfige Pelikan (Pelecanus crispus), welcher etwas größer ist als der gemeine, und auf Rücken und Flügeln einen zarten grünlichen Anflug hat. Sein Hals ist mit krausen abstehenden Federn und sein Kopf mit einem gleichsam frisirten Schopfe geziert. Dieser Vogel wurde erst in neuester Zeit in Dalmatien in ziemlicher Menge angetroffen. Er findet sich auch in Aegypten.

Lehren der Weisheit *).

In unserer Zeit ist jedes Ding in seiner Vollkommenheit, der Mensch von Verstand in der größten.

Größere Gaben werden heutzutage erfordert, um Einen Weisen zu bilden, als man sonst zu sieben brauchte, und größere Geschicklichkeit wird erfordert, um mit Einem Menschen zurecht zu kommen, als ehemals mit einem ganze Volke.

Wissen und Können zusammen machen den großen Mann.

Diese zwei Eigenschaften machen unsterblich, weil sie selbst es sind. Der Mann ist so groß als er weiß, und wenn er handelt, vermag er Alles. Die Klugheit ist sein Auge, die Stärke seine Hand. Die Wissenschaft wird nur durch Kraft befruchtet.

*) Aus dem Büchlein „Männerschule von Balthasar Gracian. Aus dem Spanischen übersetzt von Fr. Kölle.

Der Verfasser ist das, was man mit kurzen Worten einen feinen Kopf nennt; er geht von dem Grundsatze aus, daß man nicht damit ausreicht, im Leben blos gut zu sein, sondern daß man auch klug sein müsse. Einfache Güte allein ist nicht genug, nach dem alten Satze: seid ohne Falsch wie die Tauben und klug wie die Schlangen. Die Sätze, die Gracian aufstellt, sehen sich oft ganz einfach an, haben sich aber meist erst nach langen Lebensrechnungen als Fazit ergeben, und jeder der sie liest und sich zu eigen machen will, wird wohl daran thun die Rechnung, wie man sagt, die Probe darüber zu machen.

Die aufsuchen von welchen man lernen kann.

Der gewöhnliche Verkehr muß als Schule des Wissens und Handelns dienen und unsere Freunde müssen uns als Lehrer dienen können. Zwischen Gebildeten ist das Vergnügen gegenseitig. Die Rede wird durch Beifall, das Hören durch Lernen bezahlt. Nur zum eigenen Vortheile lassen wir uns zum Reden bringen. Der Vernünftige sucht die Ausgezeichneten auf. Einige lehren schon durch ihr Beispiel, und ihr Verkehr hat die Eigenschaften einer beständigen Schule der Klugheit.

Kunst, Natur, Stoff, Form.

Keine Schönheit ohne Hülfe, keine Vollkommenheit, welche der Kunst entbehren könnte. Diese verbessert den Mangel, erhöht den Vorzug. Gewöhnlich hält die weise Natur das Höchste zurück, damit wir zur Kunst uns wenden. Ohne diese bleibt die glücklichste Eigenthümlichkeit roh, und den höchsten Gaben, welche man sich selbst überläßt, fehlt die Hälfte. Nur durch die Form kann der Stoff sich ganz darstellen und entwickeln.

Wissen und Wollen.

Aus beiden zusammen kömmt gutes glückliches Gelingen. Heller Verstand mit schlechtem Willen ist eine unnatürliche Paarung. Dieser ist das Gift des mensch-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

lichen Lebens, und wenn Wissen ihn unterstützt, bringt er desto größere Uebel hervor. Unglückselige Geschicklichkeit ist die, welche zur Missethat verwendet wird. Wissenschaft, welche guter Gesinnung entbehrt, ist doppelter Wahnsinn.

Makellos.

Alle Vollkommenheiten haben ihr Wenn und Aber. Nur sehr Wenige sind ohne einen Fehler in Sitten oder Körper. Viele rühmen sich der Fehler, welche sie leicht bessern könnten. Sehen wir einen Fehler am großen Manne, so nennen wir ihn unglücklich, wenn ein kleines kleines Wölkchen die ganze Sonne uns bedeckt. An solchen Makeln hält sich der Neid, um zu ärgern. Es wäre ein Kunststück für einen Riesengeist, solche Makel in Vollkommenheiten zu verwandeln, wie Cäsar seine kahle Stirne mit dem Lorbeerkranze bedeckte.

Die eigenen Gaben erkennen.

Diese Kenntniß dient zur Ausbildung dessen, was wir Ausgezeichnetes besitzen, und zu Vervollkommnung der Fähigkeiten, welche auf gewöhnlicher Höhe stehen. Viele wären unvergleichlich geworden, hätten sie ihre wahren Gaben erkannt. Kenne daher die Deinen, und erweitere sie durch Anstrengung. Bei Einigen herrscht die Urtheilskraft vor, bei Anderen der Muth. Die Mehrzahl thut der eigenen Richtung Gewalt an, und wird daher in Nichts hervorstehend. Zu spät entledigt man sich dessen, was blinde Leidenschaft uns frühe hat ergreifen machen.

Sich nach großen Männern richten.

Helden lieben Helden aus einem geheimen Triebe, welchen die weise Natur Denen gab, welche sie zum Heldenthum führen will. Es gibt eine Verwandtschaft der Herzen und der Köpfe, deren Wirkung das unwissende Volk einem Zauber zuschreibt. Eine solche Sympathie geht von der Achtung zum Wohlwollen, von diesem zur innigsten Liebe über; sie überzeugt ohne Rede, erhält ohne Bitte. Eine regt an, die andere zieht an. Die Kunst besteht darin, sie zu erkennen, zu unterscheiden und zu nützen. Ohne eine solche Regung nützt alles Uebrige nichts.

Sich selbst achten.

Lebe so, daß Du nicht vor dir selbst erröthen mußt. Du hast keinen anderen Leiter Deiner Handlungen nöthig, als Dein Gewissen. Der ehrliche Mann verdankt der Strenge gegen sich selbst mehr als allen Vorschriften, und meidet das Tadelnswerthe mehr aus Furcht vor sich selbst, als vor der Strenge der Vorgesetzten.

Des Glückes würdig.

Wenn man in den Tempel des Glückes durch das Thor des Vergnügens eingeht, so geht man gewöhnlich durch das des Schmerzes heraus.

Die Kunst, zu versagen.

Man muß nicht in Allem, noch Allen nachgeben. Versagen ist so wichtig als gewähren, besonders für Den, welcher befiehlt. Jedes Ding hat seine Weise, dieses besonders. Das Nein Einiger ist gefälliger, als das Ja Anderer; jenes mit Höflichkeit gewürzt, ist schmackhafter als dieses, verdorben auf rauhe Weise. Einige haben stets das Nein im Munde als erste Antwort, und wenn sie nachher Alles zugestehen, so weiß man ihnen keinen Dank wegen des Nein, was vorangegangen war.

Das Vorbild.

Es gibt Musterbilder der Größe, lebende Bücher des Ruhms. Jeder soll sich aus ihnen ein Vorbild erwählen, welches in seinem Berufe hervorragte, nicht nur um es nachzuahmen, sondern sogar um es zu übertreffen. Alexander weinte, nicht weil er den Achill nicht im Grabe sah, sondern weil er der Welt so wenig bekannt war, im Vergleiche mit Achill. Nichts spornt den Ehrgeiz mehr als fremder Ruhm. Was den Neid zurückdrängt, läßt den Muth aufathmen.

Nicht immer scherzen.

Die Klugheit erscheint im Ernste, und dieser ist geehrter als der Scherz. Wer immer spaßt, ist nie für einen vollkommenen Mann gehalten. Man weiß nie,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ob er vernünftig und wahr reden will oder nicht, was eben so viel bedeutet, als ob er es nie thäte. Nichts kömmt ungelegener, als beständiger Spaß. Um liebenswürdig zu scheinen, läßt man sich für einen Thoren halten. Man gebe dem Scherze einige Augenblicke, das Uebrige dem Ernste.

Heiterkeit.

Heiterkeit mit Maaß ist mehr Vorzug als Fehler. Ein wenig Scherz würzt Alles. Auch die größten Männer scherzen wie die Anderen, um die allgemeine Liebe sich zu erwerben; aber mit dem Unterschiede, daß sie der Weisheit den Vortritt, der Schicklichkeit die Achtung vorbehalten. Andere schließen eine Verlegenheit mit einem Witz ab; denn über Manches kann man mit Recht lachen, so ernsthaft es auch von Vielen genommen wird. Eine solche Laune zieht alle Herzen an.

Ausbilden und verschönern.

Der Mensch wird nur durch die Gesittung menschlich, und je gesitteter er wird, desto mehr vom Menschen erwirbt er. Nichts ist roher als die Unwissenheit, nichts macht den Menschen liebenswürdiger als wahres Wissen. Aber die Wissenschaft selbst ist roh ohne die Kunst. Das Begreifen reicht nicht hin; auch der Wille muß geregelt seyn, und mehr noch die Kunst, mit Anderen zu verkehren. Einige sind von Natur ebenso zierlich in Reden, Auffassen, in vortheilhafter Bildung des Körpers, der Rinde, als in der der Seele, der Frucht. Andere dagegen sind von so rauhem Stoffe, daß alle ihre Handlungen, zuweilen sogar ihre herrlichsten Gaben, durch eine furchtbar grobe Laune entstellt werden.

Sich selbst kennen.

Keine Selbstherrschaft ohne Selbstkenntniß. Für das Gesicht gibt es Spiegel, für das Innere keine. Dieses muß man durch ernsthafte Betrachtungen über sich selbst ergänzen. Will das Aeußere sich der Herrschaft entziehen, so soll das Innere es mäßigen und zurückhalten. Messe Deine Kräfte, ehe Du handelst, rechne mit Deiner Thätigkeit, ehe Du versprichst, und in allen Vorfällen laß' das Senkblei fallen in die Tiefe Deiner selbst.

Die Kunst, das Leben zu verlängern.

Lebe wahrhaft gut. Zwei Dinge verkürzen unser Leben, Narrheit und Schlechtigkeit. Einer verliert sein Leben, weil er es nicht zu erhalten wußte; der Andere weil er es nicht erhalten wollte. Das Laster ist Selbstmörder, und zwar doppelter. Die Gesundheit der Seele theilt dem Leibe sich mit, und ein wahrhaft gutes Leben ist immer lang, nicht nur nach Innen, sondern meist auch nach Außen.

Groß in jedem Stand.

Deine Handlungen seien, wenn nicht königlich, eines Königs werth, Deiner Stellung gemäß, in sich vollkommen. Die Größe Deiner Handlungen, die Erhabenheit Deiner Gedanken sei kostbar, damit wenn Du nicht wirklich König bist, Du verdienest, es zu seyn. Dann hast Du die Vornehmen nicht zu beneiden, Du kannst ihr Vorbild seyn.

Keine Selbstzufriedenheit zeigen.

Zufriedenheit mit sich selbst ist Schwäche, Unzufriedenheit Thorheit. Häufig entsteht Selbstzufriedenheit aus Unwissenheit, und ähnelt einer glücklichen Verblendung, welche zwar ergötzen aber nicht den Namen erhalten kann. Weil es selten ist, daß man fremde Vollkommenheiten vollständig kenne, so beräuchert man seine eigenen, so mittelmäßig und gemein sie auch seyn mögen. Mißtrauen ist dem Weisen stets nöthig, sei es, um das Maaß richtig zu nehmen, damit die Dinge zu gutem Ende kommen, seie es, um sich zu trösten, wenn es ihm mißlingt; denn das vorausgesehene Uebel schmerzt weniger. Auch der Größte ist genöthigt, seine eigenen Schwächen anzuerkennen. Die Geschäfte hängen von unzähligen Umständen ab, und Wer bei einem glücklich war, kann unglücklich bei einem anderen seyn. Aber die Unverbesserlichkeit der Thoren ist so groß, daß sie aus ihren tollsten Gedanken sich einen Blumenstrauß binden, und Sorge tragen, daß der Saamen ja nicht ausgehe.

Im Glück an's Unglück denken.

Im Sommer sammle für den Winter. Das Glück findet viele und wohlfeile Freunde; spare für unglückliche Zeiten, wo Alles Dir fehlen wird. Daher wirst du klug thun, keinen Deiner Freunde zu mißachten. Es

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wird eine Zeit kommen, wo Du glücklich seyn wirst, deren Einen zu haben, um welchen du jetzt vielleicht Dich nicht bekümmerst. Stets ohne Freunde sind die Ungesitteten; im Glücke kennen sie, im Unglücke kennt sie Niemand.

In allem sogleich das Gute herausfinden.

Hieran erkennt man den guten Geschmack. Die Biene sucht die Süßigkeit zum Honig, die Schlange das Bittere zum Gift. Jedes Ding hat sein Gutes, besonders ein Buch; denn es ist meist mit Fleiß verfertigt. Einige haben einen so mißgestalteten Geist, daß sie unter hundert Trefflichkeiten einen einfachen Fehler herausfinden, nur von diesem reden, von jenen aber schweigen werden. Glücklicher sind Die, welche unter tausend Fehlern etwas Ausgezeichnetes auffinden, was aus Zufall jenen zugegeben ist.

Nicht sich selbst hören.

Es liegt wenig daran, mit sich selbst zufrieden zu seyn, wenn die Anderen nicht zufrieden gestellt sind. Nicht das schlechte Theil ergreifen, weil der Gegner das Gute schon ergriffen hat.

Wer dieß thut, ist halb besiegt, wird gänzlich unterliegen, und nie durch dieses Mittel sich rächen. Der Eigensinn im Handeln führt ebensoviel weiter denn Worte, als Handeln den Reden gegenüber. Die Hartnäckigen beachten weder die Wahrheit, wenn sie widersprechen, noch den Nutzen, wenn sie streiten. Der Weise folgt stets der Vernunft, nie der Leidenschaft; er kommt dieser zuvor und leitet sie ab.

Selbstliebe ist gewöhnlich die Zielscheibe allgemeiner Mißachtung. Wer sich mit sich selbst bezahlt, bleibt Schuldner der Anderen. Es ziemt sich nicht zu sprechen, um sich reden zu hören; Selbstgespräche sind Tollheit, und doppelte in Gegenwart Anderer. Vornehme begehen den Fehler, in befehlshaberischem Ton zu reden, welches den Hörer beleidigt; mit jedem ihrer Worte bereiten sie sich Beifall oder Schmeichelei, auch zudringliche Zuhörer.

Wir sind Sieben.

Von

William Wordsworth.

Ein einfach Kind, mit leichtem Blut,
Mit Wangen frisch und roth,
Das hüpft in frohem Lebensmuth, —
Sagt, was weiß das vom Tod?

Ich sah ein Bauernmägdelein,
War kaum acht Sommer alt;
Das Haupt vor Löckchen dicht und fein,
Gar anmuthvoll umwallt.

Frisch blüht sein ländlich Angesicht,
Leicht fliegt und frei sein Kleid,
So schön, so klar sein Augenlicht;
Ich freute mich der Maid.

„Wie viel Geschwister hast du? Sag'
Mir an, du liebes Kind?"

Anmerk. Wir entnehmen dieses Gedicht aus der Britannia, einer Answahl englischer Dichtungen, welche Frau Louise von Plönnies fast wortgetreu und meisterhaft ins Deutsche übertragen und zu wahrhaft deutschen Gedichten gemacht hat. Die liebliche Einfalt, und der sanfte Ton dieser Dichtung spricht für sich selbst.

Sie sah erstaunt mich an und sprach:
„Herr, wir zu sieben sind."

„Und wo sind sie? — so sprich doch frei!"
„Wir sind sieben, lieber Herr;
In Conway wohnen unsrer zwei,
Und zwei sind auf dem Meer.

Die Schwester und der Bruder mein
Ruh'n auf dem Kirchhof hier,
Ich wohn' mit meinem Mütterlein
Nah' bei der Kirchhofsthür!"

„Du sagst mir, daß in Conway zwei,
Zwei auf dem Meere sind,
So sag' doch, wie es möglich sei,
Daß ihr zu sieben, Kind'?"

„Wir sind," so fuhr die Kleine fort —
Sieben Mägdelein und Knaben,
Und zwei von uns, die liegen dort
Im Kirchhofsgrund begraben.

„Du springst umher, mein liebes Kind,
In frohem frischem Leben,
Wenn zwei von Euch begraben sind,
Seid ihr zu fünfen eben."

„Ihr Grab ist grün, schaut nur dort hin" —
Erwiederte die Maid —
„Zehn Schritt' von hier, von der Mutter Thür
Ruh'n sie wohl Seit' an Seit'!

Ich stricke meine Strümpfe dort,
Setz' mich am Hügel nieder,
Näh' meine Tücher an dem Ort,
Sing' den Geschwistern Lieder.

Und oftmals, wenn das Abendroth
Ist gar so schön und helle,
Trag' ich im Napf mein Abendbrod
Mir hin zu jener Stelle.

Zuerst starb Schwester Hannchen klein,
Ich hörte ihr Gewimmer,
Bis Gott erlöst sie von der Pein; —
Und dann sah ich sie nimmer.

Man grub sie in dem Kirchhof ein,
So lang' der Sommer währte,
Spielt' ich mit meinem Brüderlein
Dort auf der grünen Erde.

Als Eis und Schnee nun lagen dort,
Ich schleifen konnt' hinüber,
Da trugen Bruder John sie fort,
Zum Schwesterlein hinüber."

Ich sprach: „Wenn zwei im Himmel sind,
Wie viel sind da geblieben?"
Doch bei der Antwort blieb das Kind:
„O Herr, wir sind zu sieben."

Doch sie sind todt, es sind die zwei
Beim Vater dort dem lieben!
Doch war vergeblich jedes Wort,
Die kleine Maid sprach immerfort:
„Nein, Herr, wir sind zu sieben."

Der Schlüsselgeist.

Ein Mährchen, den Kindern im Hinterstübchen erzählt

von

Berthold Auerbach.

Pluto, das war bei den alten Griechen der Gott der Unterwelt und des todten Reichthums. Wenn einmal einer seinem Kettenhunde einen Namen geben will, so kann er ihn meinetwegen Pluto heißen, das ruft sich gut und ist gescheiter als Sultan. Es ist überhaupt Unrecht, daß man die Hunde zu Namensvettern vom Sultan macht; davon wollen wir vielleicht ein andermal mehr mit einander sprechen. Jetzt muß ich noch sagen, daß der Pluto sich eine Frau wünschte, denn auch in der Unterwelt ist es nicht gut, daß man allein sei. Er dachte also sich eine Frau aus der Oberwelt zu holen, von denen ihn gewiß Viele gerne nehmen würden, weil Viele ja wie weltbekannt ist, großen Reichthum hoch anschlagen, und Pluto war Herr über alle Reichthümer der Welt. Er wählte sich aber doch, um standesgemäß zu heirathen, das reichste Mädchen, nämlich die Tochter der Ceres. Diese war bei den Griechen die größte Gutsbesitzerin, denn sie ist die Göttin des Ackerbaues. „Mach fort, das wissen wir ja" bemerkte Karl.

„Sei still" heißt es von allen Seiten, und der Erzähler spricht weiter.

Proserpina, so hieß die Tochter der Ceres, war aber doch nicht mit einverstanden, so in die dunkle Unterwelt hinabzugehen. Was sollte ihr da all die Zierrathen und das goldene Geschmeide und die Perlen und Diamanten, sie konnte sich ja nicht damit vor ihren Gespielinnen sehen lassen? Und wozu hat man denn das Gold und die Perlen und Diamanten? essen kann man sie ja nicht, und man kann blos seine Freude daran haben, vor Anderen damit zu prunken. Du erinnerst dich hiebei vielleicht jener Geschichte von dem Weisen im Morgenlande, der sich bei einem Reichen, welcher prachtvoll geschmückt über die Straße ging, immerfort bedankte. „Warum dankst du mir?" fragte der Reiche „ich habe dir ja nichts gegeben?" Da erwiederte der Weise: „du hast dich gewiß nur deswegen so schön geschmückt, um mir mit dem Anschauen dieser Herrlichkeiten Freude zu machen."

Beschämt ging der Reiche nach Haus.

Um aber wieder auf Proserpina zurückzukommen, sie wollte eben nicht hinab in die Unterwelt, so gute Worte ihr auch Pluto gab; der aber machte kurzen Prozeß, und als sie einmal auf einer Wiese spielte, entführte er sie mit Gewalt, sie schrie um Hülfe aber vergebens, fort ging's in das Unterirdische.

Proserpina wollte lieber sterben, ehe sie bei dem reichen Manne blieb, sie wollte sich zu Tode hungern. Das ist aber ein schwer Stück Arbeit, wenn man nichts hat, und noch schwerer, wenn man Alles vollauf hat. Andern Tages, d. h. als es auf der Oberwelt Tag war, aß Proserpina einige Körner aus einer krystallenen Schale, und nun war sie durch einen unauflöslichen Zauber an den verhaßten Mann in die Unterwelt gebannt, denn sie hatte etwas von seinen Besitzthümern genossen.

Diese Sachen sind dir wohl aus der griechischen Götterlehre bekannt, jetzt kommt aber etwas was du noch nicht weißt und darum erzähl' ich's.

Es war noch kein Jahr, da gebar Frau Pluto einen Sohn. Der Vater wollte nun einen Mann zum Gevatter haben, der ihm möglichst ebenbürtig war, das war Jussuf ben Suleiman, ein reicher Emir in Persien. Von allen Menschen der Oberwelt besaß dieser das

meiste Gold, Perlen und Edelsteine. Er trug einen langen goldgelben Bart, den er besonders darum so sorgsam pflegte, weil er die Farbe des edeln Metalls hatte. Jussuf lebte auf einem einsamen Schlosse ganz allein, und beschäftigte sich blos damit, seine Schätze zu bewahren; die in eisernen an den Boden festgenagelten Kisten lagen, und mit schweren Schlössern verschlossen waren. Nachts legte er den Schlüsselbund unter sein Kopfkissen, und schlief eine Weile ruhig; plötzlich aber stand er oft auf, schweifte durch alle Zimmer und riß an allen Schlössern, um nochmals gewiß zu sein, daß sie nicht erbrochen seien. Am Tage aber ging ihm die Sonne nicht draußen in der weiten Welt auf, sondern er beschaute das Gold in seinen Schränken, und verlachte höhnisch die Armen, die nie ein anderes Gold gesehen, sich an keinem andern erfreut hatten, als an dem der Morgenröthe. Nie erhielt ein Dürftiger eine Gabe von ihm, und man sagte, er sei ein böser Geist, der zum Hüter der Schätze verdammt sei. Nun lag Jussuf ben Suleiman eines Abends in seinem Bette, da rasselten die Schlüssel unter seinem Haupte, er selber aber wurde fortgetragen durch die Lüfte, und dann hinab in den tiefsten Schacht der Erde, denn Pluto hatte ihn durch seine dienenden Geister entführen lassen. Nun wandelte er durch eine Halle aus dunklem Eisenerze aufgebaut, dann trat er ein in einen unendlich weiten Raum des Silbers, in dem Bäche von Silber flossen, Bäume und Blumen, Thiere und Vögel von Silber waren. Endlich öffnete sich ein Berg, und er trat in das Reich des Goldes, und sein Auge war fast geblendet; in goldener Kammer ruhte hier die Wöchnerin, und neben ihr ihr Säugling. Als sie allein waren, sprach die Frau: „Wenn dir dein Leben lieb, so iß und trink von allem, was dir gereicht wird, nichts, sonst kannst du nie mehr das Sonnenlicht schauen, bist ewig hierher verdammt, wie ich. Nimm dich überhaupt in Acht, mehr kann ich dir nicht sagen." Jetzt hatte Jussuf eine unnennbare Sehnsucht nach dem Licht des Tages, nach dem freien Glanze und dem Lichte oben auf der Erde, das er sonst so sehr verschmäht, und er schwur, nichts von allem Gebotenen über seine Lippen zu bringen. Alle Geister der Unterwelt feierten bei jubelnden Festen die Geburt des Knaben, nur Jussuf saß da und aß nicht und trank nicht, und schwerer Kummer lag auf seinem Antlitze. So ging es drei Tage und drei Nächte. Am letzten Morgen wurde Jussuf in die geheimsten Gemächer geführt, und Pluto sprach: Wähle dir, darnach dir gelüstet. Ein schneeweißer Kobold, der Geist des Silbers öffnete ihm eine unermeßliche Halle, um und um erglänzte Alles blendend weiß. Der Kobold kraute Jussuf in seinem Barte und schmeichelte ihm, und Jussuf war es, als ob jedes Haar an Schläfe und Kinn wie von einem Blitze durchzuckt würde, sein ganzes Wesen erzitterte, und der Kobold sprach: „Nimm hier und du bist der Herr der Welt." Jussuf aber sprach: Nein — und der Kobold kollerte sich zu seinen Füßen und verschwand, und es erschallte in der Ferne als ob man gewaltige Zimbeln aneinanderschlüge. Eine Weile herrschte stockdunkle Finsterniß, dann öffnete sich plötzlich ein neuer Schacht und der Kobald des Goldes sprang Jussuf jauchzend entgegen. „Heil dir du glücklichster der Sterblichen, daß du vorgedrungen bist zu meinem Reiche. Sieh hier diese Barren aufgeschichtet so weit dein Auge reicht, was du berührst, ist dein. „So sprach der Goldkobold, die Hand Jussufs zuckte, aber er ballte sie krampfhaft und rief stöhnend: „Nein! Nein!" Und wiederum ward es Nacht und ein neuer Glanz that sich vor Jussuf auf, so daß sein Auge fast erblindete. „Dreimal Gesegneter! Dir wird die Krone! Sieh umher die diamantenen Säulen und Hallen, und Meerfräulein reichen dir in glänzenden Muscheln die Perlen des Meeres. Sieh umher! was dein Auge verlangend berührt, ist dein, dreimal Gesegneter du! Dir wird die Krone!" Es war Jussuf, als ob seine Augen aus ihren Höhlen treten wollten, das glitzerte und flimmerte Alles wie tausend Sonnen. Gewaltsam erhob Jussuf seine beiden Fäuste, hielt sie vor die Augen und rief Nein! Nein! Nein! Er merkte es nicht, daß Nacht um ihn her geworden war, so fest hielt er die Augen zugedrückt. Da rasselte es, wie wenn man Millionen Schlüssel an einander schüttelt. Jussuf öffnete blinzelnd die Augen, und ein Schlüssel der sich auf dem Ringe hin und her bewegte und dessen Mund der Einschnitt des Schlüsselbartes war, stand vor ihm und sprach: „Kennst du mich nicht? Ich bin der Schlüsselgeist, komm mit mir und wähle." Sie kamen nun an eine eiserne Thüre, der Geist schlüpfte in das Schlüsselloch und die Thüre öffnete sich. So kamen sie durch sieben Thüren, bis sie endlich in ein großes Gemach traten. Hier hingen an Schlangen aufgehängt, Schlüsselbünde groß und klein, fein und grob. Die Schlangen schüttelten sich und öffneten ihren Mund, und die Schlüssel rasselten und klirrten. „Sieh hier mein Reich," sprach der Kobold, „alle die Menschen, die in Habsucht und Geiz ihre Schätze verschließen und Niemanden davon mittheilen, haben ihre Schlüssel in meine Macht gegeben, sie selber haben keine Herrschaft über ihre Besitzthümer. Mein ist die Macht. Hast du Muth, die Schlange des Geizes und der Habsucht zu morden, so wähle, wähle!" Jussuf wollte seinen Augen kaum trauen, vor ihm hing sein eigener Schlüsselbund, die

Schlange liebäugelte mit ihm und schaute gar klug drein. Jussuf aber sammelte alle seine Kraft, riß den Schlüsselbund herab und die Schlange kollerte zu seinen Füßen, er aber zertrat und zerstampfte sie.

So vieles hatte Jussuf in Einer Nacht erfahren und erlebt. Am Morgen lag er in seinem Bette, und er hielt die Schlüssel, die er, wie er ganz genau und sicher wußte, unter das Kopfkissen gelegt hatte, in seiner Hand. Sein Bart aber war von dem Krauen des Silberkobolds und der vielen Angst schneeweiß geworden. Jussuf, der nun die Herrschaft über seine Reichthümer erobert hatte, ließ die Armen kommen, schenkte ihnen Geld, baute ihnen Häuser und ließ ihnen Kleider wirken, bis Alles was er hatte, weggegeben war. Für sich selber aber baute er eine Einsiedelei, daran kein Schloß und kein Riegel war, dort lebte er noch lange als frommer Einsiedler und starb allverehrt und tief betrauert von der ganzen Umgegend.

Das ist die Geschichte vom Schlüsselgeist. — —

„Ist sie auch wahr?" fragt Ernst.

„Geh," sagt Marie, „es ist ja nur ein Mährchen."

„Nein, es ist ein Gleichniß," sagt Jeannette.

„Und ich sag', es ist nur ein Traum, der Jussuf ben — hat das nur geträumt," bemerkt Willem.

„Das mit Pluto und Proserpina ist wahr, es ist aus der griechischen Götterlehre," bemerkt Karl.

„Es läßt sich aber eine gute Lehre aus der Geschichte ziehen," bedeutet die Mutter.

„Erzähl noch so eine Geschicht'," sagt Lina und setzt sich nochmals auf den Schooß des Erzählers.

„Ein andermal, wenn wir wieder zusammenkommen."

„Aber wir müssen Alle bei einander sein, rufen die Versammelten."

„Freilich. Ich will euch aber auch noch sagen, woher der Grund dieser Geschichte genommen ist. Er ist aus einem alten jüdischen Buche. Seht ihr, es gibt überall gescheite und dumme Leute und weise und alberne Reden."

Mannigfaltiges.

Wer lebt das höhere Leben?

Wer während seines ganzen Daseins einen bestimmten allgemeinen Gedanken verfolgt und ins Werk zu setzen strebt, in all' seinem Thun, sei er nun Schiffer, Schreiner, Professer, Schriftsteller, Staatsbeamter u. dgl. einen bestimmten dem Allgemeinen zugewendeten Gedanken vor Augen hat, der ihm vorleuchtet, auf dessen Handlungen schwebt ein reiner Himmelsglanz und — er lebt das höhere Leben. Ein Schiffer, der nicht blos Waaren und Naturerzeugnisse stromauf- und stromabwärts führt und das Frachtgeld einsackt, ohne an etwas anderes als an das Frachtgeld dabei zu denken, sondern der (seinen Vortheil fest im Auge behaltend) den Gedanken mit sich führt, daß er auf die stets treibende Welle gesetzt sei, als ein Glied der großen Kette, welche die Menschheit, ihr Schaffen und Genießen verbindet — der lebt das höhere Leben. Sein schwankend Fahrzeug trägt ein Heiligthum, so wenig heilig auch die Frachtgüter immer sein mögen; im Windeshauche, der die Segel bläht, athmet er den Gotteshauch, der sein Werk vollführen hilft und ihn belebt.

Ein Schreiner, der die Bretter zu allerlei Hausrath verarbeitet, der bei den schrillenden Tönen der Säge und bei dem Pfeifen des Hobels auch hin und wieder den Gedanken hegt, daß ihm eine höhere Macht die Werkzeuge in die Hand gegeben, um die Erde zu verschönern und sie zur Freude und zur Bequemlichkeit der Menschen auszuschmücken — der lebt das höhere Leben.

Ein Professor, der die Wissenschaften welche die Menschheit im Laufe der Zeiten errungen hat, durchforscht, verarbeitet und vermehrt, sie dann seinen Zuhörern und Schülern mittheilt; nicht blos weil ihn sein Anstellungsdekret dazu verpflichtet und er einen Gehalt dafür bezieht, sondern weil er erkennt, daß er auf den treibenden Strom des Geistes gesetzt sei, um die geistige Errungenschaft des Menschengeschlechts zu wahren, zu mehren und zu verbreiten — der lebt das höhere Leben.

Ein Schriftsteller, der seine Anschauungen, Gedanken, Erfahrungen und Wünsche durch die Presse verbreitet, nicht blos um sich selber genug zu thun, oder auch um Ruhm, Ehre oder Geld zu gewinnen und selber dabei in einem glänzenden Lichte zu erscheinen; sondern der sein ureigenstes bestes Fühlen und Denken

hinausgibt, um seine Mitmenschen mit Gleichem zu erfüllen und zu erfreuen, der sich in die Schicksale und in das Denken der Andern hineinversenkt, um das erlösende Wort für das Unausgesprochene zu finden, damit die Menschen einander erkennen und lieben. Ein solcher Schriftsteller, der selber dabei erkennt, wie ihm seine Gedanken von einer höhern Macht verliehen sind, damit sie Allen zu Theil werden, der nicht sich, sondern einer höhern Macht die Ehre gibt, — der lebt das höhere Leben.

Ein Beamter, der seine Kenntnisse und seine Lebenskraft zur Ordnung des Staatshaushaltes, zur Handhabung und Vollstreckung des Gesetzes aufwendet, nicht blos weil ihn der Staat dazu bestellt, und er einen Gehalt für seine Mühe bezieht, der die Macht und das Ansehen des Gesetzes nicht zu einem Schmucke für seine Person verbraucht, um damit groß und gewaltig zu erscheinen, in Titeln und Auszeichnungen zu glänzen; sondern der dem Gesetze die Ehre gibt und sich blos als den Vollstrecker desselben bezeugt, im alltäglichen Verkehr und in der Gesellschaft nur seine Bedeutung als Mensch geltend macht und von keinem Titel mehr etwas weiß. — — Ein solcher Beamter, der dann zu der weitern Erkenntniß emporsteigt, daß er nur der Beamte, der Verwalter und Unterthan eines Gedankens, einer Macht ist, die höher ist als er, nämlich der Macht des Rechtes und der Sitte, deren Werkzeug er ist — — der lebt das höhere Leben.

Das höhere Leben besteht also wesentlich darin, daß man in jedem äußerlichen Berufe alle seine einzelnen Handlungen, ja sogar seine ganze Person einem allgemeinen Gedanken unterwirft. Man darf nicht blos so nach seinen Neigungen, Launen, Gelüsten und Interessen durch das Leben hinschlendern, sondern muß einem allgemeinen Gedanken unterthan sein.

Wer das thut, kann auch nicht irre gemacht werden durch Verkennung, Unverstand und Undank derer, für die er arbeitet; sein höherer Gedanke bleibt ihm treu.

Jeder Mensch muß also einen Gedanken zum Herrscher seines Daseins machen, ihm muß er nachleben, ihm unterthan sein. Nur wer einem allgemeinen Gedanken unterthan ist, ist wahrhaft frei, lebt wahrhaft menschlich. Er ist wahrhaft frei, denn er folgt nicht nur einer äußerlichen ihn zwingenden Macht, sondern auch seiner höhern innern Natur, seinem eigenen innern Berufe, dem er alle seine einzelnen Handlungen selbstständig und somit frei unterordnet. Nur wer den in ihm lebenden Gesetze folgt, ist frei. Wer blos irgend welchen sinnlichen Bestrebungen nachgeht, wer seine persönlichen vorübergehenden Neigungen auf den Herrscherthron setzt, ist unfrei, hat ein aus Bruchstücken zusammengesetztes Dasein, das in sich zerfällt und vergeht, weil ihm das höhere Leben, der unwandelbare herrschende allgemeine Gedanke fehlt.

Das ist die wahre Liebe, daß man mit gläubiger Andacht der heiligen Regung nachgeht, die sich als Spur und Richtung des ganzen Lebens herausgestellt hat. Das ist die wahre Demuth, daß man sich einem Gedanken unterordnet, der sich aus uns herausgebildet hat und über uns thront, von Gottes Hand in uns und über uns gesetzt. Das ist aber auch zugleich die wahre Erhabenheit und Würde. Der Mensch und sein Thun ist da nicht vergänglich mehr, sondern in und mit der Zeit ewig. Da breitet sich dann über der gewöhnlichen Erde noch ein höherer Boden aus, auf dem man, wie von höherer Hand getragen einherwandelt; den alltäglichsten Handlungen wohnt da eine Weihe und sittliche Kraft inne, das scheinbar Untergeordnete, Kleine und Vereinzelte hebt, vergrößert und vereinigt sich in dem allgemeinen Gedanken.

Das höhere Leben ist das wahrhaftige Reich Gottes auf Erden, das an keinen besondern kirchlichen oder politischen Namen geknüpft ist. Hier ist ein Jeder Kaiser, ein Jeder Mehrer des Reichs; Liebe und Güte sind Krone und Szepter.

Es ist nun aber weder möglich noch nöthig, daß man sich bei jeder einzelnen Handlung den großen allgemeinen Gedanken des Lebens strenge und genau vergegenwärtige. Nicht bei jeder Fracht oder Fahrt kann der Schiffer, nicht bei jedem Stuhle der Schreiner ꝛc. ꝛc., den allgemeinen Gedanken seines Daseins und Thuns vor Augen haben; aber Ein Mal muß ihm dieser Gedanke aufgegangen sein, wenn ihm das höhere Leben werden soll. In stillen Augenblicken der Sammlung und Andacht muß er ihn dann stets wieder aufrufen, und all sein Thun wird, auch ohne daß er es stets genau weiß, ein veredeltes, höheres, geheiligtes; seine Natur wird heilig — in allem was er thut und unternimmt, wird sich die Richtung nach dem Höhern, nach dem allgemeinen Gedanken von selbst geltend machen.

Berthold Auerbach.

Etwas vom Wein.

Wein und Brod, die beiden vorzüglichsten Nahrungsmittel des Menschen, die auch zu heiligen Handlungen dienen, sind sowohl Kunst- als Naturprodukte. Die Natur bringt sie hervor, der Mensch leitet ihr Wachsthum, verarbeitet und behandelt sie. Man spricht von Getreide- und Weinkultur: die Bildung, die Kultur, tritt hier zur blosen Natur hinzu. Getreide- und Weinkultur und Viehzucht bezeichnen auch die erste Bildungsstufe der Menschheit, denn alle Bildung beginnt damit, daß man mit freiem Geiste auf das natürlich Gewordene einwirkt. Ceres und Bachus gehörten zu den frühesten und allverehrtesten Göttern Griechenlands, und auch in der Bibel heißt es in den Psalmen: „Der Wein erfreut des Menschen Herz, und das Brod erquickt das Herz des Menschen."

Die Getreidekultur und die Bereitung des Brodes hat in der Geschichte der Menschheit nur wenig Aenderungen und Verbesserungen erfahren, desto mehr aber die Kultur des Weines. Die alten Völker, Juden, Griechen, Römer, konnten ihren Wein nicht lange aufbewahren; wir aber haben Mittel und Wege gefunden zum sichern Gange der Fortentwicklung des Weines im Fasse, denn selbst im Fasse hat das Leben des Weines noch nicht aufgehört, und es ist gar sinnreich, daß dasjenige, was die belebendste Kraft in sich birgt, auch getrennt von seinem Ursprunge noch rüstig fortlebt.

Unser heutiger Weinstock, wie wir ihn in den Weinbergen sehen, ist eigentlich eine Zwerg- oder Krüppelpflanze. Man läßt ihn nicht so hoch werden und sich so weit ausbreiten, als er eigentlich von Natur thun würde; alljährlich werden die Schösse und Triebe abgeschnitten, das Stämmchen wird nieder gehalten, um dadurch die vorzüglichste Kraft der Pflanze auf ihre Frucht, die Traube hinzulenken. In Italien erzielt man trotz des günstigen Klima's kein so feuriges und nachhaltiges Produkt wie in Deutschland, Ungarn, Spanien, im südlichen Frankreich u. s. w.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

besonders weil man in Italien den Weinstock hoch aufschießen läßt. Auch an unseren Geländen, die man an Häusern hinaufzieht, erzielt man keine so geistige Frucht wie von den niederen Stöcken des Weinberges. — England ist eigentlich kein weinbauendes Land, dennoch findet man im königlichen Garten zu Windsor einen Weinstock, der vielleicht der größte ist, den es gibt: er ist 40 Jahre alt und bedeckt die ganze Fläche einer Wand, ist 26 Fuß breit und 130 Fuß hoch und soll in diesem Jahre 2350 Trauben tragen, die aber heuer nicht gar lieblich zu kosten sein mögen.

„Englische Berichte erzählen: Herr Matheißen hat mit sehr empfindlichen Instrumenten untersucht, ob der Komet von 1843 Wärme auf die Oberfläche der Erde sende. Die Resultate waren negativ. An einem guten Weinjahre (z. B. 1811, dessen Wein man Kometen-Wein genannt hat) sind also die Kometen unschuldig.

Zu allen Zeiten, von den Bachusfesten der Griechen an bis auf die heutigen Rheinweinlieder, haben die Dichter ihre feurigsten Gesänge dem Weine gewidmet. Wenn man auch oft nach den Worten des griechischen Dichters Anakreon „nüchtern die Trunkenheit sang," so haben wir doch hievon die schönsten Blüthen der Dichtkunst. Das lieblichste und sinnigste Lied ist wohl das von Novalis. Es ist besonders deshalb so tief poetisch und ansprechend, weil darin die ganze Geschichte des Weines, seine vollständige Entwicklung und sein natürlicher Prozeß in ein menschlich anschauliches Bild gebracht ist; es lautet:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß,
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen
So lang er träumt sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr lustumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße,
Erscheint er im Krystallgewand,
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln,
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er sprützt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

Berauschungsmittel im Orient.

Es ist ein eigenthümliches Gelüste vieler Menschen auf niederen Bildungsstufen, durch den Genuß aufregender und betäubender Getränke ihre Lebenskraft auf kurze Zeit höher zu spannen oder sogar in einen solchen Zustand zu bringen, daß sie gar nichts mehr von ihrem Dasein wissen. Vornehme und nicht vornehme Menschen, die in dem Heiligthum ihrer Seele nicht zu Hause sind, ja die es nicht einmal wissen, welche himmlischen Kräfte in der Brust eines jeden Menschen sind, solche verfallen in müßiger Zeit in die Langeweile, sie wissen nicht, was sie mit sich anfangen und wo sie sich hinthun sollen und sie suchen sich ganz zu vergessen durch allerlei Berauschungsmittel. Die Berauschung ist nicht nur eine Sünde des Menschen gegen sich selber, sondern auch ein schnöder Mißbrauch der von Gott verliehenen Erdengaben. Leider ist diese Gewohnheit schon sehr alt und viel verbreitet; erst da, wo die Menschen sich selbst achten lernen, verschwindet sie. Im Oriente besonders, wo die Menschen ein dumpfes wenig aufgehelltes Geistesleben haben, gibt es mancherlei gebräuchliche Berauschungsmittel. Im Morgen- wie im Abendlande scheinen die Menschen keinen Stoff zu verschmähen, um ihre niedrige Gier zu befriedigen. Professor Landerer in Athen hat die Berauschungsmittel im Orient namhaft gemacht, sie sind: 1. Bosá, aus Hirse und Waizen, bald durch weinige, bald durch saure Gährung bereitet (süsses und saures Bosá). — 2. Esrár heißt das Blatt der Mandragora, das sorgfältig zur Blüthezeit gesammelt, an der Sonne getrocknet und sodann in einem starken Verhältnisse dem Tsumpeki (türk. Tabak) zugemischt wird, um mit demselben geraucht zu werden. Die berauschende, lebhaft und freudig stimmende Wirkung dieses Tabakgemisches wird durch Thee- und Kaffeetrank beschleunigt. Professor Landerer hat die Mandragora, obwohl sie in einigen Theilen Griechenlands wächst, nie blühend gesehen, dagegen aber mit einer aus der Türkei erhaltenen angeblichen „Mandragora zum Tsumpeki-Pulver" an seinen Schülern Versuche angestellt, die im Ganzen die erwartete Wirkung wahrnehmen ließen. — 3. Hadschy der Araber, das jedoch, in verschie-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

dener Weise, auch in Constantinopel zubereitet wird, enthält die narkotischen Kräfte des gemeinen Hanfs (Cannabis sativa) die sich sonach unter Begünstigung des heißen Klimas in ihm entwikkeln, und jene des Mohnes. Zu diesem Behufe wird (und ward früher besonders in Livadien und Chalkis von den dort einheimisch gewesenen Türken) die Hanfpflanze, nachdem sie verblüht ist und Früchte anzusetzen begonnen hat, sammt den unreifen Früchten und zarten Sprossen und Blättern der Hanfpflanze zerquetscht und in diesem Zustande in gährenden Scherbet geworfen. Die vergohrene Flüssigkeit wird sodann in Flaschen gefüllt, und mit Coccus Cacti oder C. Ilicis gefärbt, als Getränk gebraucht. — Eine andere Art von Hadschy, von sehr schneller, aber auch flüchtiger Wirkung — das eigentliche Hadschy der Araber — wird dadurch bereitet, daß süße Früchte zum Teige zerquetscht, mit frischen Hanf- und Mohnblättern gemengt und zu Kugeln geformt werden, welche von Zeit zu Zeit mit Branntwein befeuchtet und bis zur Entwicklung eines heftigen narkotischen Geruchs an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Diese Masse wird nun mit fettigen Stoffen ausgekocht und nachdem sie vom Rückstande abgeseiht ist, in zinnernen Blechen zum Erstarren hingestellt.

Verschiedene Thüren.

Der berühmte Arzt und Naturforscher Paracelsus (geb. 1493 gestorben 1541) hatte viel von Feinden und Widersachern zu leiden, weil er seinen eigenen neuen Weg ging, und er sagt: „Man lästert und schreit zwar von mir, ich sei nicht zur rechten Thür zu der Kunst eingegangen, allein welches ist die rechte? Galenus u. s. w. oder die offene Natur? Ich glaube das letzte. Durch diese Thüre ging ich ein. Das Licht der Natur und kein Apothekerlämpchen leuchtete mir." Nicht nur in der Wissenschaft, auch im gewöhnlichen Leben sehen wir, daß oft Menschen die Alles aus sich und aus eigner Beobachtung gelernt haben, die größten Männer geworden sind und ganz neue Entdeckungen und Erfindungen gemacht haben. Woher das? Der große Philosoph Leibnitz antwortet hierauf: „Solch ein Mensch bricht durch eine von den übrigen nicht bekannte Bahn und Pforte, und findet eine andere Ansicht von den Dingen. Alles Neue bewundert er und untersucht er, während die Anderen daran als an etwas Bekanntem vorübereilen." Das ist's, wer immer nur so von Anderen gelehrt wird und nicht sich selber die Thüren aufmachen und aufpassen muß, der sieht nicht Alles mit eigenen Augen, nimmt Vieles eben so hin wie es ihm gegeben wird, und meint, daran ließe sich nichts ändern. Wer aber fremd daherkömmt und sieht z. B. einen Menschen mit einem mangelhaften Werkzeug arbeiten, der denkt über dessen Verbesserung oder Aenderung nach, gerade weil er nicht daran gewöhnt ist.

So soll jeder für sich selber schaffen und aufpassen.

Gute Lehren und Erfahrungen von Menschen, die vieles im Leben erprobt haben, ein guter Unterricht hilft und fördert aber doch sehr. Man bekömmt Geschicklichkeiten u. s. w. gewissermaßen geschenkt, die man auf eigene Faust erst nach vieler Mühe erobert hätte. „Ein Kind mit dem Lineal in der Hand kann bessere Linien ziehen, als der größte Meister aus freier Hand," sagt ebenfalls Leibnitz, und das ist ein tiefsinniges Wahrwort. Man soll sich wo nur möglich die Erfahrungen und Hülfsmittel, die andere Menschen gefunden, zu Nutze machen, denn sonst macht man sich in vielen Dingen vergebliche Mühe.

Der Adler des Jupiter.

In einer alten spanischen Erzählung wird folgendes berichtet: Vor einer Bude stand ein Mann und rief aus voller Kehle: „Spazieren Sie herein meine Herren und Damen, hier ist zu sehen der Adler des Jupiter, ein Geschöpf wie noch nie eines gesehen worden auf Erden! —" Viele neugierige Menschen drängten sich herein. Als die Bude endlich gefüllt war, erschien der Herr derselben auf einer Tribüne, verbeugte sich höflich und sagte: „Meine verehrtesten Anwesenden! ich muß mir eine Vorbemerkung erlauben. Sie sind gekommen um das Wundergeschöpf zu sehen; wer aber nicht mit einer höheren Vernunft, mit einem höheren Schauen begabt ist, kann es nicht sehen. Ich ersuche also Jeden nachdrücklich, wer sich diese höhere Vernunft nicht zutraut, sich an der Kasse das Eintrittsgeld wieder geben zu lassen." — Natürlich verließ Niemand die Bude, und nach einer Weile ging der Vorhang auf, im magischem blauem Licht war zu sehen — ein Esel. Der Inhaber desselben aber erklärte: „Sehen Sie dieses herrliche Gefieder, diesen majestätischen Blick des Auges, vor dem die Sonne selber dunkel erscheint, diesen stolzen Schnabel und diese siegreichen Krallen. Preisen Sie sich glücklich, daß Ihre höhere Begabung Ihnen gestattet, dieß Wundergeschöpf zu sehen."

Die Anwesenden sahen einander verblüfft an, Niemand redete ein Wort. Endlich rief einer: „Ja, ich sehe ihn den Adler des Jupiter, o! welch ein erhabener Anblick!" Niemand wollte ohne höhere Vernunft und höheres Schauen sein, und Alles brach in Erstaunen und Bewunderung aus. So ging's eine lange Zeit fort; von Allen, die da kamen, wollte keiner geringer begabt sein als der andere. Jeder schwatzte dem andern nach.

Es geht auch noch heute in manchen Dingen so. Wenn etwas in der Mode oder sonst in Ansehen steht, spricht es einer dem andern nach und am Ende hat es keiner recht gesehen und verstanden.

Selbstanklage.

Jemand redete Schlechtes von sich selbst. „Er gibt sich kleine Hiebe mit der Reitgerte, um sich große Stockschläge zu ersparen," sagte darauf eine geistreiche Französin.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Verschiedene Bilder.

Die alten Nordländer nannten das Schiff das Roß der Wellen, die Araber nennen das Kameel das Schiff der Wüste. Diese bildliche Anschauungsweise ist als Gegensatz für beide Völkerschaften sehr bezeichnend.

Rother Schnee.

Nun ist auch das Wort „weiß wie der Schnee" nicht mehr durchaus wahr, denn durch die langjährigen Beobachtungen auf den Schweizergletschern hat man den rothen Schnee und seine Natur erforscht. In der Versammlung der deutschen Naturforscher zu Mainz erklärte Dr. Vogt seinen Untersuchungen an Ort und Stelle zufolge, daß die rothe Färbung des auf den Gletschern befindlichen Schnees durch Infusionsthierchen entsteht. Diese Thierchen pflanzen sich durch Sprossenbildung und durch Theilung fort. (Vergl. Amtlicher Bericht der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte ꝛc. S. 217.)

Og, der Riese.

Dieser ist aus der Bibel bekannt. Wie grotesk und alles Maaß überschreitend die Phantasie der Morgenländer ist, zeigt eine arabische Sage, die Rückert folgendermaßen wiedergibt.

Als die Sünder all ertranken,
Die nicht in der Arche saßen,
Reichten ihm ans Knie die Fluten
Als sie vierzig Ellen maßen.

Wozu hat der Sünder feuchten
Untergang nun Gott berathen,
Wenn die Kleinen nur ertrinken
Und hindurch die Großen waten?

Og, der Riese, saß zu Berge,
Bot der Welt den Morgengruß;
Seine Scheitel war im Himmel,
Und das Meer zu seinem Fuß.

Frühstück wünschend, langt er nieder
In des Meers fischreiche Tonne,
Greift den Wallfisch, und zum Braten
Hält er ihn empor zur Sonne.

Nationalgefühl.

Ein Franzose sagte zu einem Engländer: „In Wahrheit, wenn ich nicht ein Franzose wäre, so würde ich wünschen ein Engländer zu sein." Der Engländer erwiederte: „Und ich, wenn ich nicht ein Engländer wäre, so würde ich wünschen einer zu sein." Die Galanterie der Franzosen und das Selbstgefühl und die strenge Wahrheitsliebe der Engländer ist damit karakteristisch bezeichnet. Was würde aber ein Deutscher gesagt haben? Es ist noch nicht lange her, daß er wohl sich hätte vernehmen lassen: „Ich wünschte ein Engländer oder ein Franzose zu sein." Gottlob, daß es jetzt anders ist, und daß wir uns selbst schätzen und achten lernen.

Was gibt's Neues?

Das ist in der Regel eine jener nichtssagenden Fragen, die man beim Begegnen an einander richtet, und man kann darauf rechnen, daß auf hundert Mal kaum ein einziges Mal etwas ordentliches darauf geantwortet wird. Es ist eben eine jener Spielmarken des Verkehrs ohne Werth, wie z. B. auch das, „Wie geht's"? Denn Niemand will eigentlich recht wissen, wie es dem Andern ergeht.

„Was gibt's Neues," fragte ein Bürger eines kleinen Städtchens einen andern im Begegnen.

„Nichts," war die Antwort, „es gibt überhaupt nichts Neues mehr; da haben sie viel Redens und Schreibens davon gehabt, welch' eine große Aenderung die Eisenbahnen in der Welt machen werden. Ich sehe nichts davon. Schon seit einem Jahre pfeift und keucht der Wagenzug an unserer Stadt vorbei, und was ist daraus geworden, was hat sich geändert, wo spürt man was im Handel und Wandel? Nichts, gar Nichts. Krieg, Krieg müssen wir haben, anders macht sich nichts Neues mehr auf der Welt." So redete der Eine. Der Andere aber erwiederte: „Alles große auf der Welt wird und wächst still und kaum sichtbar. Als Guttenberg seine große Erfindung machte, die das Wort frei und ungehindert durch alle Lande gehen hieß, da sah er nicht alsbald eine veränderte Gestalt der Menschheit, die doch im Stillen unsichtbar sich entwickelte. Die ächte Entwicklung der Menschheit ist die des Friedens. Der Krieg ist eine Krisis, eine Krankheit. Wer gesund ist und sich sofort entwickelt, weiß selten etwas davon und daß er sich täglich erneut. Nicht blos das in die Augen springende ist das Neue, sondern das Unbemerkte, oft Unfaßbare. Die Neugierde mag stets nach einzelnen auffallenden Ereignissen sich umschauen, wer aber ein Auge für die gesammte große Entwickelung unserer Zeit hat, sieht täglich etwas Neues."

Verschiedenes.

In dem vor einigen Monaten erschienenen an Schönheiten sehr reichen Werke „Schiller's Heimathjahre. Ein vaterländischer Roman von Hermann Kurz," ist das ganze Jugendleben Schillers und vieler seiner Zeit- und Heimathgenossen trefflich geschildert. Der Herzog Karl von Württemberg, der es mit seinen Erziehungsplänen gut meinte, aber darin zu weit ging und Alles nach seinem eigenen Sinne ummodeln wollte, ist nach allen Seiten lebendig dargestellt. Sehr bezeichnend ist folgende Anekdote: Herzog Karl ritt einst auf einem schönen Schimmel durch das Städtchen Kalw, an dem Hause eines als tüchtig bekannten Färber-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

meisters vorbei. „Hör' einmal", sagte der Herzog zu dem Färber „kannst du meinen Schimmel hier blau färben?"

„Ja, Herr," erwiederte der Meister, „wenn er das Sieden verträgt."

Auch der Obrist Rieger, der wie der edle Johann Jakob Moser lange Zeit unter harten Qualen auf der Festung Hohentwiel geschmachtet hatte, tritt in dem genannten Buche als General und Kommandant der Festung Hohenasperg auf, wo damals Schubart gefangen saß. Rieger war ein heftiger und herrschsüchtiger Mann. Seine Frau fand ein Mittel, um die Ausbrüche seines Ungestüms zu bändigen und zu hemmen; sie bewahrte den langen Bart, der ihrem Manne während seiner Hohentwieler Gefangenschaft gewachsen war, in einer Schachtel, und wenn er in Jähzorn gerieth, holte sie die Schachtel und er ward ruhig. Der Jähzorn kostete indeß Rieger das Leben, während er noch in voller Manneskraft stand. Er besuchte einst das Spital, wo ein Soldat lag, über welchen er sich oft erzürnt hatte. „Gelt Kerl! da liegst Du jetzt," sagte Rieger. Der Soldat, der an der Pforte des Todes keine Prügel mehr fürchtete, gab eine sehr derbe Antwort. Rieger ärgerte sich so sehr, daß er auf dem Heimwege plötzlich, vom Schlage getödtet, niederstürzte. Der Soldat erlebte noch sein Leichenbegängniß, kroch, als der Sarg vor dem Hause stand, mit Mühe ans Fenster, und sagte: „Gelt, da liegt du nun auch!" schleppte sich wieder auf seine Matratze zurück, legte sich hin, und starb.

So weit kann Jähzorn und Rachsucht die Menschen bringen.

H. Kurz hat in dem genannten Buche diese geschichtliche Thatsache ergreifend und erschütternd dargestellt.

In unsern Tagen gibt es besonders in den großen Städten eine Masse von Industrierittern, die auf großem Fuß leben, ohne daß man recht weiß, woher? So wird einer Schilderung von Paris erzählt: In dem Café der Rue du Bac saß immer ein ältlicher Mann, welcher die Gäste unterhielt, die Kellner beaufsichtigte, beim Cafetier sogar die Kost hatte. Dieser (man nannte ihn Graf Léaumont) litt einige Zeit hindurch an Unterleibsbeschwerden. Der Arzt rieth ihm tägliche Bewegung im Wagen. Um diese sich auf eine mit seinen Finanzen verträgliche Weise zu verschaffen, merkte er sich den bedeutendsten Todten jeden Tages in den petites affiches, ging zur gewöhnlichen Beerdigungszeit schwarzgekleidet ins Trauerhaus, wurde von Jedermann für einen theilnehmenden Freund des Seligen gehalten und zuweilen mit einem Biscuit de Rheims und einem Gläschen Madera bedacht. Dann wurde eingestiegen und die Fahrt nach Père la Chaise oder Cimetière du Midi gemacht. Sein ernstes, blasses Gesicht schien überall für tiefe Theilnahme zu zeugen. Endlich erkannten ihn die Kutscher der Leichenwagen, welchen er nie ein Trinkgeld gegeben hat, sonst hätte der Spaß noch lange dauern können.

Im Jahre 1611 kam der Henker zu Passau auf den Gedanken, mit einem Stempel auf einem Stückchen Papier allerhand wunderliche Figuren abzudrucken und zu behaupten, daß wer ein solches besitze, im Felde unverwundbar gegen Kugel, Hieb und Stich sei. Es war gerade zu dieser Zeit eine Menge Kriegsvolk in dortiger Gegend versammelt, welches der Kaiser Matthias gegen seinen Bruder Rudolph führen wollte, Böhmen zu erobern. Rudolphs Soldaten flohen fast ohne Schwertstreich und die „Passauer Zettel" hatten Wunder gethan und blieben noch im dreißigjährigen Kriege ja bis in den siebenjährigen Krieg hinein gesucht.

In manchen italienischen Seehäfen verkauft man noch heutigen Tages Leibbinden, die gegen die Seekrankheit schützen sollen. Ihre Wunderkraft besteht aber einfach darin, daß sie den Magen zusammenschnüren, was allerdings eine gute Vorsorge gegen Seekrankheit ist.

Wir finden in einer älteren Zeitschrift folgende bezeichnende Anekdote: Die alten Athener waren, was ihrem Geschmack Ehre macht, sehr genau in Bezug auf Sprachreinheit bei ihren Volksrednern und Schriftstellern. Einer der politischen Redner in einer Volksversammlung benützte dieß zu einer Kriegslist, welche ich versuchen will, ins Deutsche zu übersetzen. Es handelte sich um die Absetzung eines Feldherrn, der sich mehrfache Mißgriffe hatte zu Schulden kommen lassen. Der Redner führte bedächtig, Stein auf Stein, das Gebäude der Anklage auf, und fällte sodann mit gesammeltem Urtheil und donnernder Stimme sein Endurtheil: „Bürger! er ist ein Volksverräther!" Da fielen tausende von Stimmen verbessernd ein: „Ein Volksverräther! Ein Volksverräther!" — „Ihr hört es Bürger;" fuhr der Redner begeistert fort „die allgemeine Stimme verurtheilt ihn, er ist gerichtet."

Dem Berichte des englischen Reisenden Storer zufolge ist der Krater des Vulkans von Hawai (Sandwichsinseln) wie ein ungeheurer Schlund gestaltet, von 1000 Fuß Tiefe und zwei englischen Meilen Umfang. Er ist von senkrechten mauerartigen Felsen eingefaßt, und nur an einem Puncte findet sich ein Einschnitt darin. Dieser weite Krater ist mit siedender Lava erfüllt, welche weit um sich her Dämpfe und Flammen verbreitet. Die flüssige Masse sprudelt zuweilen bis zu 60 Fuß Höhe auf und fällt wieder mit Getöse und einem dumpfen Sprudeln nieder, welches erschreckend ist. Wenige Tage vor Storer's Besuch hatte sich die Lava bis auf sechs englische Meilen aus dem Krater gegen Nordost ergossen, und erreichte das Meer in einem Strome von 40 engl. Meilen Länge bei 1 bis 7 engl. Meilen Breite. Ihr Leuchten konnte man 100 engl. Meilen weit sehen. Die Lava erreichte das Meer in fünf Tagen; sie bildete drei Hügel von 120 bis 150 Fuß Höhe. Die Küsten wurden durch den Strom 2000 Fuß weit in den Ocean vorgerückt, und zwar in einer Breite von drei engl. Viertel-Meilen. Das Meer wurde auf 15 engl. Meilen seitwärts von diesem vulkanischen Vorgebirge erhitzt, und Myriaden von Fischen welche die Hitze getödtet hatte, wurden an das Ufer geworfen. Die Ankunft der Lava im Meere war mit einem ungeheuern Pfeifen und mit Detonationen begleitet, welche fortgesetzten Kanonaden mit grobem Geschütze ähnlich waren. Das Getöse war auf sehr große Entfernungen hörbar.

Das gesammte Seewasser auf Erden hat ein Gewicht von 600,000,000,000,000,000 oder sechshunderttausend Billionen Tonnen, die Tonne zu 2000 Pfund gerechnet. Etwa drei bis vier Procent davon sind salzhaltige Bestandtheile.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Känguruh.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Das Känguruh.

(Tafel 47.)

Es gibt Thiergattungen, welche in allen Erdtheilen durch verschiedene Arten repräsentirt sind, während andere Gattungen und sogar Gruppen von Gattungen nur in einzelnen Erdtheilen vorkommen und selbst hier in ihren einzelnen Gliedern oft auf kleine Landstriche beschränkt sind. Zu den letzteren gehört die ganze Ordnung der Beutelthiere, welche nur in den zwei Erdtheilen der neuen Welt und mit wenigen Ausnahmen sogar nur in Australien und den diesem wunderbaren Lande benachbarten Inseln vorkommen. Sie haben ihren Namen von einem häutigen äusserlichen Sacke, den die Weibchen am Bauche haben, welcher von unten her durch zwei besondere Knochen gestützt ist und an beiden Seiten durch eine Hautfalte geschlossen werden kann. Dieser Beutel ist gleichsam ein natürliches, von dem Thiere unzertrennliches Nest, worin es seine Jungen ausbrütet. Dieselben kommen in diesen Behälter, wenn sie noch ganz unausgebildet, ihrer Sinne noch nicht mächtig und bei einigen Arten noch nicht größer als eine Erbse sind. Jedes Junge ergreift nun eine von den in diesem Sacke befindlichen Zitzen, saugt sich fest und bleibt in diesem Zustande sieben bis neun Wochen, ohne während dieser Zeit Unrath von sich zu geben. Nach dieser Zeit verlassen sie den Beutel, kehren aber, wenn das Weibchen sich schnell entfernen will, besonders wenn Gefahr droht, auf kurze Zeit wieder in denselben zurück, wo ihnen dann die Mutter mit den Vorderpfoten beim Ein- und Austriechen hilft. Ein Theil der Beutelthiere nährt sich von Früchten und Pflanzen, andere sind Raubthiere.

Die größten Beutelthiere gehören zur Gattung der Känguruh. Die hierher gehörigen Arten, welche bloß in Australien vorkommen, haben große, zum Springen geeignete Hinterbeine mit dicken, kräftigen Oberschenkeln und sehr schwache, kurze Vorderbeine, welche ihnen nicht sowohl zum Auftreten, als zum Ergreifen von Nahrungsmitteln und andern Gegenständen dienlich sind. Ueberhaupt ist ihr Hinterleib dicker und kräftiger als der Vorderkörper. Ihre Ohren sind löffelförmig, und dem größeren Theile derselben, namentlich den grossen Arten, fehlen alle Eckzähne. Sie gehen selten auf allen vier Gliedmaßen, sondern ruhen aufrecht auf dem Mittelfuße der Hinterbeine und gebrauchen dabei den langen kräftigen Schwanz als dritten Stützpunkt. Mit letzterem vertheidigen sie sich auch gegen Hunde und Jäger, und manche Reisende versichern, daß die großen Arten damit so kräftige Schläge versetzen können, daß die Hunde oft fast das Leben verlieren. Alle nähren sich von Gras, Kräutern und Früchten und bringen sich

durch kräftige Sprünge hüpfend von der Stelle. Die große Zehe der Hinterfüße fehlt, und die zweite und dritte Zehe derselben ist verkrümmt und verwachsen.

Die größte Art in dieser Gattung und zugleich das größte Thier Australiens ist das eigentliche Känguruh oder Riesen-Känguruh (Halmaturus giganteus). Es ist schon von dem Entdecker Australiens, dem Kapitän Cook, beobachtet worden. Es hat die Größe eines Schaafes und ist in aufrechter Stellung mannshoch, auf dem Rücken und am Schwanze bräunlichgrau, am Kopfe etwas heller, am Bauche weiß. Die Schnauze ist wie bei den Füchsen verlängert, doch am Ende weniger spitz. Auch ist der Kopf um die Stirne herum verhältnißmäßig weniger dick. Die löffelförmigen Ohren sind sehr groß. Der Schwanz ist länger als der Rumpf und hat bei großen Exemplaren an seiner Wurzel sogar 17 Zoll im Umfange.

Diese Thiere leben in Heerden auf der Ostküste des Australlandes, welche Neu-Süd-Wales genannt wird. Sie werden dort wegen ihres Fleisches und Felles gejagt. Vor der Einfuhr des Rindviehes lieferten sie den Eingebornen die wesentlichste Fleischnahrung und dies ist in vielen, von der Küste entlegenen und noch nicht von Europäern bewohnten Gegenden noch jetzt der Fall. Die Eingebornen jagen diese Thiere, wie wir hier sehen, mit Spießen.

Von den Europäern werden sie geschossen oder auch mit Hunden gejagt. Im letzten Falle müssen immer mehrere Hunde gebraucht werden, weil das Känguruh in ungeheuern Sätzen von 15 bis 25 Fuß so rasch über das hohe Gras weghüpft, daß es dem einzelnen Hunde leicht entkommt. Gewöhnlich fassen es die Hunde, wenn sie es erreicht haben, an der Kehle; aber auch dann noch versetzt es ihnen mit dem Hinterbeine so kräftige Stöße, daß sich dieselben oft in Lebensgefahr befinden. Am schwierigsten ist die Jagd in felsigen Gebirgsgegenden weil es hier, gleich unserer Gemse, in raschen Sätzen von Fels zu Fels hüpft und dem ungeübteren Schützen leicht entkommt. Der neuholländische Hund (Canis Dingo), eine andere Art als unser Haushund, taugt besser als letzterer zur Känguruh-Jagd. Er kommt noch wild in Australien vor und jagt in diesem Zustande von freien Stücken jenes Thier, dessen Fell ein vortreffliches Pelzwerk gibt.

Die Känguruh sind sanft und furchtsam und lassen sich leicht zähmen. Sie sind lebend nach Europa gebracht worden, befinden sich hier in mehreren Thiergärten und pflanzen sich daselbst sogar fort.

Es gibt auch Beutelthiere, deren Haut sich, wie bei den Flughörnchen, auf beiden Seiten zwischen den Vorder- und Hinterfüßen in einer breiten Falte ausdehnt und das Thier beim Springen gleich einem Fallschirme unterstützt. Es sind dies die sogenannten Flugbeutler oder fliegenden Beutelthiere, welche sämmtlich zu Shaw's Gattung Petaurus gehören. Die bedeutendste Größe erreicht der große Flugbeutler (Petaurus taguanoides). Er erreicht eine Größe von 13 bis 15 Zoll, wenn man den 12 Zoll langen, zottigen Schweif nicht rechnet. Der Kopf ist klein, die Schnauze spitz und mit Schnurrhaaren versehen. Die aufrechten Ohren sind fein gefranst. Die Farbe des Thieres ist braunschwarz oder grauschwarz, der Bauch weiß. Auch aussen an der Wurzel des Ohres befindet sich eine weißliche Flocke.

Dieses Thier lebt im östlichen Australlande in den blauen Bergen und findet sich besonders häufig in der Umgegend von Sydney.

Wir haben eine Ansicht der Stadt Sydney, wo der Flugbeutler und das große Känguruh zu Hause sind,

beigefügt. Sie ist die Hauptstadt von Neu-Süd-Wales oder dem östlichen Küstenstriche des Australlandes, der

jetzt bekanntlich in die vier Grafschaften Cumberland, Camden, Argyle und Westmoreland eingetheilt wird. Sydney liegt in der Grafschaft Cumberland, an der Meeresküste zwischen der Botany-Bai und dem Jackson's-Hafen, unmittelbar an einer Bucht des letzteren, welche Sydney-Bucht (Sydney-cove) heißt. Sie ist eine Colonie der Engländer und auf zwei Hügeln unordentlich angelegt. Sie treibt Handel und ist in lebhaftem Aufschwunge begriffen. Im Jahr 1800 hatte sie erst 2600 Einwohner und jetzt zählt sie deren schon über 40,000. Es sind dort viele nützliche Anstalten, namentlich Bildungsanstalten, auch sieben Buchdruckereien und eine Bank für ganz Neu-Süd-Wales. Die Stadt ist aufs prachtvollste mit Gas beleuchtet. Der Hafen Jackson, woran dieselbe liegt, ist einer der größten, schönsten und besten, auf der Erde. Südlich von Sydney liegt in einer Entfernung von wenigen Meilen die Botany Bai, welche durch die bekannten Verbrecher-Colonien berühmt geworden ist.

Warum erfrieren die Getreidearten nicht? *)

„Das Nichterfrieren der Getreidearten (Cerealien) in ihrem gekeimten Zustande hat schon Manchen beschäftigt, zum Nachdenken und Beobachten angeregt, und so erging es auch mir. — Nach vielfach angestellten Beobachtungen möchte ich Folgendes, was sich auf den Bau und den Kreislauf der Säftenmasse bezieht, als den Grund des Nichterfrierens der vom Schnee entblößten Getreidearten angeben. — Die Blätter der Getreidearten sind nach ihrer Natur nicht ästig, nicht geadert, und stehen als solche nach meinen Annahmen auf einer niedern Stufe der Organisation, — fast möchte ich sagen: die organische Thätigkeit steht bei ihnen unter den physischen Gesetzen, — sondern laufen der Länge nach neben einander und gleichen ungefähr einer mehr oder minder größeren Zahl zusammengebundener Thermometer, deren übriges Blattgewebe fein, sehr faserig und hart ist. Ausserdem lehrt die Erfahrung, daß der Kreislauf in den Gefäßen der Getreidearten ein sehr thätiger ist, denn sie sind bei wenig Flüssigkeit gleich belebt, frisch, und bei etwas starker einwirkender Hitze gleich welk, und sind überhaupt an Säften sehr arm. Die Säfte steigen in ihren Spiralgefäßen nur auf und ab, während sie bei den gefäßreichen geaderten Blättern, Blättern mit ovalen, und ähnlichen Formen, tausendfache Wendungen und Krümmungen machen müssen. — Wirkt nun die Kälte auf die Getreidearten ein, so zieht sich die Säftenmasse mit Leichtigkeit in eben demselben Verhältniß von der Peripherie der Blätter zurück, als die Kälte steigt — das Thermometer fällt. Dieses Zurückziehen der Säftenmasse durch die Einwirkung der Kälte findet nicht nur bei den Pflanzen, sondern auch bei den Thieren statt; der Mensch z. B. bekommt weiße Wangen, weiße starre Hände, die Finger neigen sich einwärts, sind zur Bewegung unfähig, sind unempfindlich u. s. w. — Bei diesem Stand des Thermometers neigen sich die Blätter als saftleer auf die Erde, ihre Mutter, und die Natur hat jetzt eine ganz andere Physiognomie angenommen, die Farbe der Pflanzen ist geändert, ebenso ihr Standpunkt; die Pflanzen liegen übereinander und durcheinander, um Schutz zu suchen; nach kurzer Zeit aber stehen die Pflanzen wieder auf, und was nicht aufsteht, von dem heißt es, es sei erfroren. — Was nun erfroren ist, das betrifft vorzugsweise Pflanzen mit höher organisirten Blättern, Blättern, die sehr geadert, sehr gefäßreich und oft sehr saftig sind, wie z. B. Mays. Allein es erfriert nicht die Pflanze oder das Blatt mit den Säften, sondern es erfriert nur das leere Gefäß-System, denn das Gefäß-System wird als organischer Körper durch die brennenden Sonnenstrahlen gelähmt; bringt z. B. der Mensch seine erstarrte, weiße, blutleere Hand an die Sonne, den Ofen, oder an einen andern erhitzenden Körper, so wird das Gefäß-System als leer auch gelähmt, und mit der Wiederkehr der Säftenmasse kommt Schwellen, kommen Blasen u. s. w., die Gefäße sind zerrissen, sind getödtet! Das Erfrieren ist somit Lähmung des säftenberaubten Gefäß-Systems. Daß das Erfrieren blos das leere Gefäß-System betrifft, möchte dadurch erwiesen werden, weil immer nur die äussersten Spitzen der Pflanzen, der Blätter erfrieren, und nie andere Theile einwärts; denn würde das Gefäß-System mit seinen Säften erfrieren, so würde die Pflanze, je nachdem sie die Sonne berührt oder überflügelt, theilweise bald oben, bald unten, bald in der Mitte, je nachdem sie von andern Blättern oder Gegenständen geschützt ist, erfrieren. Somit scheint es, daß immer nur der Theil erfriert, der sich nicht schnell genug seiner Säftenmasse bemeistern kann, denn wo Säfte sind, da ist Leben, wo Blut ist, da ist Wärme

*) Nach einem Vortrage des Dr. Mauz in Eßlingen in dem amtlichen Berichte der 20. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

und umgekehrt, — und wenn keine Sonne kommt, so bleibt alles beim Alten, so stark auch die Kälte eingewirkt hat, daher die vielen Schutzmittel zur Abwendung der Sonne, wie Sträucher, Behänge u. s. w. — Mit diesem Aufstehen der Pflanzen kehrt durch die Wärme in eben demselben Verhältniß die Säftenmasse wieder nach aussen, als sie durch die Kälte nach innen gedrängt worden ist, — das Thermometer steigt, die Pflanze ist gerettet, und desto schneller das Thermometer steigen kann, desto schneller und sicherer ist die Rettung und umgekehrt. Auf diese Art, scheint es, gehen die Sachen ihren natürlichen Gang, und bedürfen keiner Bewunderung. — Daß natürlich, wo die strengste Kälte anhaltend einwirkt, die Pflanze als Ganzes ebenso verloren ist, ohne Wiederkehr der Säfte, wie der Mensch, versteht sich von selbst. — Daß dieses der natürliche Gang des Gefrierens, Erfrierens und des sogenannten Aufthauens ist, möchte sich schon durch die Beobachtung darthun, daß bei dem Gefrieren sich alle Pflanzen neigen, sich umlegen, sich wo möglich über die Erde als Schutz suchend ausbreiten, und man sieht wirklich den ganzen Winter über keine lebendige Pflanze über der Erde erhoben oder aufrecht. Die Kälte setzt aber nicht nur das Pflanzenreich, sondern auch das Thierreich in schutzsuchende, sich anschließende Verhältnisse; die Thiere z. B. suchen Schutz durch Zusammenkauern, so der Hund, der Mensch zieht den Kopf in die aufgezogenen Schultern zurück, zieht die Extremitäten an den Körper, beißt die Zähne zusammen, ballt die Hände, zieht die Zehen an sich u. s. w. er sucht aus der Zersplitterung ein Ganzes zu bilden, und glaubt, durch jede Entfernung der Extremitäten von dem Körper gehe Wärmestoff, gehe Lebenskraft verloren. Selbst scheint es, daß wie die Pflanzen durch das Zurückziehen der Säftenmasse leichter werden, sich umlegen, so sich auch der Mensch in seinen Extremitäten leichter fühlt, denn je größer die Kälte auf ihn einwirkt, desto höhere Sprünge macht er, so auch die Thiere. — Dieses Umsinken, dieses Niederwärtshängen der vom Frost befallenen Pflanzen, woraus man schon durch das mehr oder minder starke Darniederliegen auf den Grad der eingewirkten Kälte schließen kann, muß natürlich auf Verlust der Säftenmasse beruhen, denn würden die Säfte in den Pflanzen bleiben, so würden sie nothwendig aufrecht erhalten werden und durch Gefrieren fast noch aufrechter werden, und würden die Säfte in ihren Gefäßen bleiben, so würden sie gefrieren, und die Pflanze bei der Wiederkehr der Wärme, durch die expandirende Kraft derselben, physischen Gesetzen folgend, durch Zerreissnng der Gefäße getödtet werden, selbst wenn die Sonne gar nicht zum Vorschein käme; weil aber dieses nicht statt findet, so ist die Pflanze nach dem Frost bei der Wiederkehr der Säftenmasse in ihrem vorigen natürlichen Zustande. — Im Allgemeinen scheint es der Fall zu sein, daß Pflanzen mit ovalförmigen, sehr feinen, nicht geaderten Blättern, besonders wenn sie vollends gefiedert sind, weit mehr Lebensfähigkeit besitzen, mit ihrem einförmigen unvollkommenen Kreislauf mehr den Amphibien gleichen, und durch diese Einfachheit eines weit schnelleren Wechsels der Säfte in ihren Gefäßen fähig sind, als Pflanzen mit höher organisirten Blättern u. s. w., und daher weit eher der Hitze und Kälte widerstehen können; so können z. B. die gekeimten gelben Rüben, der Spinat, die entwickelte Schafgarbe, Wolfsmilch, Heiden, Galienarten, der Lauch, das Seegras, Irisarten, Farnkräuter, der Gänserich u. s. w. jeden Grad der Kälte ertragen, behalten ihre natürliche Farbe bei oder werden noch satter grün, und wahrscheinlich liegt auch in diesen Gesetzen ein Beitrag zu dem Immergrünen der Nadelhölzer. — Pflanzen mit solchen Blättern, besonders wenn sie sehr reich an Blättern sind, sollte der Landwirth große Aufmerksamkeit schenken, besonders bei heißen trockenen Jahrgängen, indem sie nicht nur von wenig Feuchtigkeit leben, sondern auch durch ihren großen Blätterreichthum schnell viel Feuchtigkeit aufnehmen können; so kommt z. B. die Luzerne mit ihren schmalen Blättern und ihrem Blätterreichthum viel leichter in trockenen heißen Jahrgängen durch, als der gewöhnliche dreiblätterige Klee mit seinen breiten Blättern, mit seiner Blätterarmuth; so die Wicken gegen die Erbsen u. s. w. Ausserdem haben noch jene Pflanzen einen weit größeren Wurzelapparat, als diese, indem immer der Theil über der Erde dem Theil in der Erde entspricht, und sie daher in Hinsicht der Ernährung von allen Seiten mehr geschützt sind. — Blätterreichthum entspricht immer einem schnellen großartigen Wachsthum und grossem Wurzelapparat. Ferner kommen Pflanzen mit gefiederten Blättern, und je öfter sie gefiedert je leichter, durch: ebenso Pflanzen, deren Blätter sehr schmal, den Gräsern ähnlich sind, so z. B. die Hedysarum-Arten (Hahnenkopf), Lathyrus (Platterbse), Vicia cracca (Vogelwicke) u. s. w. und ein Gemeng von diesen perennirenden Gewächsen möchte auch bei der größten Hitze und den trockensten Jahrgängen gut durchkommen und einen reichlichen Ertrag geben. Der blätterreiche gefiederte Kälberkropf (Chaerophyllum) ist eine der ersten Pflanzen im Frühjahr. — Ferner kommen Pflanzen, welche etwas Haarichtes, etwas Holzichtes haben, auch leichter in der Hitze wie auch in der Kälte durch, wie der Wiesensalbey, die Brennnessel u. s. w. — Um nun

schließlich wieder auf die Getreidearten zurückzukommen, so wäre es nach diesen angeführten Eigenschaften auch möglich, daß sie in der ganzen Welt gut fortkommen können; denn als gekeimt, als Embryo, können sie jeden Grad der Kälte, und als entwickelt jeden Grad der Hitze ertragen. Sie haben die Eigenschaft, die Feuchtigkeit der Luft leicht an sich zu ziehen, und können von wenig Feuchtigkeit leben; sie können und machen mit jedem Boden Freundschaft, und sind daher auch die leiblichen Versorger der ganzen Welt, und so lange die Welt steht, so lange gab es Brod, so lange gab es Kuchen!"

Ameisensklaven.

Der englische Naturforscher Newman erzählt in seiner Naturgeschichte der Insekten: „Die merkwürdigste Thatsache in der Geschichte der Ameisen ist die einer besondern Gattung eigene Gewohnheit, die Arbeiter einer andern Gattung wegzufangen und zu zwingen, für ihre Gemeinde zu arbeiten, sie mithin complet als Sklaven zu behandeln. Die wegfangenden Ameisen sind, laut meiner bisherigen Beobachtungen, roth oder blaßfarbig, die Sklaven hingegen gleich den mißhandelten Eingeborenen Afrikas kohlschwarz. Die Zeit des Sklavenfanges dauert ungefähr zehen Wochen und beginnt nie, bevor die männlichen und weiblichen Ameisen nahe daran sind, aus ihrem Puppenzustande zu treten, wodurch die grausamen Räuber die Fortpflanzung des Geschlechts nicht hindern. Auch scheint dies die Absicht des Instinkts, denn wären die Sklavenameisen lediglich für die Sklaverei geschaffen, zu welcher sie bestimmt scheinen, so mußte das von selbst aufhören, dafern ihre Nester angegriffen würden, ehe die beflügelten Myriaden abgezogen oder im Begriff stehen abzuziehen, um die Pflicht der Fortpflanzung aufs Neue zu erfüllen. Sobald die rothen Ameisen sich auf einen Raubzug begeben wollen, schicken sie Späher aus, die Gegend zu erkunden, wo ein Negerstamm lagert, und sobald die Späher das entdeckt haben, kehren sie zurück und erstatten Bericht. Bald nachher rückt das Heer der rothen Ameisen aus, an der Spitze ein Vortrapp, der beständig wechselt. Die ihn bilden, laufen nur ein wenig voraus, machen dann Halt, lassen das Hauptcorps vorüber, und schließen sich der Nachhut an. Andere treten an ihre Stelle. Der Vortrapp besteht höchstens aus acht oder zehn Ameisen. Sind sie in der Nähe der Negerkolonie angekommen, zerstreuen sie sich, rennen durch Gras und Gesträuch und jagen umher, als wären sie sich zwar der Nähe des Gegenstandes bewußt, den sie suchten, wüßten aber noch nicht genau, wo ihn zu finden. Haben sie endlich die Niederlassung entdeckt, eilen die Vordersten stürmisch zum Angriff. Die wachehaltenden Neger widersetzen sich; man kämpft und nicht selten werden die Angreifer getödtet. Schnell erreicht die Kriegsbotschaft das Innere des Nestes; zu Tausenden stürzen die Neger hervor; die rothen Ameisen sammeln sich, wüthend entbrennt der Kampf; doch stets endigt er mit der Niederlage der Neger, die sich in die innersten Räume ihrer Wohnung flüchten. Nun erfolgt die Plünderung. Mit ihren kräftigen Kinnbacken zerreißen die rothen Ameisen die Wände des schwarzen Ameisenhügels, und werfen sich in das Herz der Cidatelle. Wenige Minuten und jeder Räuber kommt zurück, beladen mit der Puppe eines schwarzen Arbeiters, die er trotz der Wachsamkeit und Stärke ihrer Hüter erobert. Die lebendige Beute mit sich nehmend, ziehen die rothen Ameisen in vollkommener Ordnung nach ihren Nestern, wo allem Anscheine nach die Puppen gleich ihren eigenen behandelt werden und die Arbeiter, sobald sie sich entwickelt, der Gemeinde mit größtem Fleiße und muthmaßlicher Gutwilligkeit dienen. Sie bessern das Nest aus, höhlen Gänge, sammeln Nahrung, füttern die Larven, tragen die Puppen in die Sonne und verrichten Alles und Jedes, was die Wohlfahrt der Colonie erheischt, betragen sich mit einem Worte ganz so, als erfüllten sie ihre ursprüngliche Bestimmung."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Gastmahl im Hause eines Mandarinen.

(Tafel 48.)

Was keine frühere Zeit vollführen konnte, ist endlich der unsrigen gelungen: das gewaltige chinesische Reich ist offen. Eine ungeheure Menschenzahl, die abgeschlossen von der ganzen übrigen Welt und ihrem Entwickelungsgange, fern von jeglicher Einwirkung von außen, ein durchaus eigenthümliches Leben sich gestaltet hat, ist aufgeschlossen vor unserm forschenden Blicke. In Staat, Religion, Wissenschaft und Kunst, sowie namentlich auch im häuslichen Leben bietet das chinesische Reich eine unendliche Mannigfaltigkeit von Vergleichungen mit der europäischen Gesittung. Das innere Leben der Menschen, die Art, wie die Einzelnen in den verschiedenen Nationen in ihren Häusern leben, lehrt uns ihr Wesen als Ganzes, als Nationen oft am Besten verstehen.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß gerade in unserer Zeit, wo das verschüttete Pompeji wieder aufgedeckt wurde, in dessen Straßen und Häusern wir ein lebendiges Bild von dem ganzen Thun und Treiben der untergegangenen Römerwelt erschauen können, daß gerade zur selben Zeit auch das, für die europäische Welt wenigstens verschüttete China, der freien Betrachtung anheim gegeben ist.

Vor allem können wir daraus lernen, nicht mehr blos selbstsüchtig und stolz das europäische Leben und unsere heutige Bildung für die einzig und ausschließlich menschliche Bildung zu halten. —

Nach dieser allgemeinen Betrachtung verfügen wir uns in das Haus eines chinesischen Mandarinen, und laden uns dort zu Gaste. Wir können obige Bemerkungen gewissermaaßen als ein Gebet ansehen, als eine andächtige Betrachtung der Wendungen im Schicksale der Welt, und wir mögen es uns nach denselben wohl schmecken lassen.

Musik schallt uns entgegen, die aber nicht zu der lieblichsten gehört, denn der Gong, ein glockenähnliches Instrument läßt schallende Töne vernehmen. Auch Schauspieler die allerlei Kunststücke machen, und besonders durch ihre fast unglaublich künstlichen Bewegungen das Auge zu ergötzen suchen, finden sich in dem reich verzierten Saale. Frauen finden sich nicht bei Tische ein. Die Gebieterin des Hauses betrachtet das, was im Saale vorgeht durch ein Gitter, mitunter ladet sie ihre Freundinen ein, um diese Vergnügungen mitzugenießen.

J. F. Davis, ehemaliger Präsident der englisch-ostindischen Compagnie in China, theilt in seiner allgemeinen Schilderung dieses Landes, die Beschreibung eines solchen Gastmahles mit: „Der erste Gang bestand aus einer großen Menge Saucieren von bemaltem Porzellan, und enthielt kalte Nebenspeisen, wie z. B. gesalzene, geräucherte und präparirte Erdwürmer, die so gut zusammengehackt waren, daß ich nicht wußte, was ich aß; eben so gesalzener oder geräucherter Fisch, und in außerordentlich dünne Scheiben geschnittener Schinken. Hierauf brachte man, was sie japanisches Leder nannten, eine Art dunkler Haut, ziemlich hart, und von sehr wenig angenehmem Geschmacke. Man hätte glauben können, daß man sie einige Zeit in Wasser gebeizt habe. Alle diese Speisen und noch viele andere, unter welchen ich den Extrakt, Seye genannt, erkannte, der aus japanischen Bohnen gezogen ist und seit langer Zeit schon von europäischen Gourmand's gebraucht wird, um ihren verdorbenen Appetit zu beleben, waren als Würze in einer großen Anzahl gedämpfter Gerichte angewandt, die ohne Unterbrechung auf einander folgten. Im Allgemeinen schwammen alle Gerichte in der Sauce. Auf der einen Seite sah man eine Brühe mit gekochten Taubeneiern, dann auch Enten und Hühner, welche in kleine Stücken geschnitten und mit einer schwärzlichen Sauce bedeckt waren; auf der andern Seite kleine Bouletten von den Floßfedern des Haifisches; im Feuer gebackene Eier, deren Geruch und Geschmack uns widerstand und endlich ungeheuern Grub's (ein Seefisch ganz besonderer Art), gestoßene Krabben und Seekrebse."

Thüming &c.

GASTMAHL IM HAUSE EINES MANDARINEN.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Da ich unserm herrlichen Gastgeber zur Rechten saß, so war ich der Gegenstand aller seiner Aufmerksamkeiten; aber ich befand mich deßhalb nicht weniger in Verlegenheit, wie ich mich der Stöckchen von Elfenbein zu bedienen hatte, die nebst einem Messer mit langer, dünner und schmaler Klinge alle meine gastronomischen Utensilien ausmachten. Ich hatte große Mühe, aus der Mitte dieser Näpfe, die mit Sauce angefüllt waren, meine Beute zu holen, und umsonst versuchte ich meine Stöckchen zwischen den Daumen und den beiden ersten Fingern der rechten Hand, wie mein Wirth, festzuhalten; die unausstehlichen Stöckchen verfehlten immer ihren Stoß und ließen mich im Angesichte des Bissens verzweifeln, nach dessen Besitz ich strebte. Es ist zwar wahr, daß der Herr des Hauses aus Mitleiden über meine Unerfahrenheit, die ihm jedoch viel Vergnügen machte, mir gern helfen wollte, weßhalb er seine beiden Instrumente, deren Enden so eben mit einem Munde in Berührung gekommen waren, dessen Altersschwächen und beständiges Tabaksrauchen und kauen ihn nichts weniger als anziehend machten, in meine Schüssel warf; aber ich würde mich sehr gern einer solchen Hülfe überhoben angesehen haben, denn mein Magen hatte schon genug mit den Ragouts zu kämpfen, die ihm aufgebürdet waren und welche ich mich gezwungen gesehen hatte, nolens volens zu essen. Nach heldenmüthiger Anstrengung gelang es mir, Herr einer Suppe zu werden, die aus diesen berühmten Vogelnestern zubereitet war, welche den epikuräischen Ruhm der Chinesen ausmachen. Die so zubereitete Substanz, in sehr dünne Streifen geschnitten und durchsichtig wie Hausenblase, gleicht unsern Nudeln, ist aber ohne Geschmack.*) Ich war sehr besorgt zu wissen, wie es uns mit unsern elenden Stöckchen möglich sein würde, von den verschiedenen Suppen zu essen, die vor uns hingestellt waren und ich erinnerte mich schon der Fabel von dem Fuchs und dem Storch, als unsere beiden chinesischen Nachbarn mit einer kleinen Schale in die Näpfe tauchten, die neben jedem Gaste standen und uns dadurch aus dieser Verlegenheit zogen." Wir gestehen, daß wir niemals dieses langsame Manöver gesehen haben, weil die chinesischen Tafeln gewöhnlich mit einer Art Löffeln von Silber oder Porzellan von einer ziemlich passenden Form versehen sind.

Für die jungen fremden Gäste waren alle diese so neuen Sachen, ein weites Feld zum Scherzen, worüber der würdige Kaufmann Hong und sein Bruder sich sehr freueten, obwohl weder der Eine noch der Andere ein Wort davon verstanden.

„Während dieser Zeit machte der Wein die Runde, und die Gesundheiten folgten schnell aufeinander. Dieser Wein, den man immer warm trinkt, ist dem Madera in der Farbe und dem Geschmacke sehr ähnlich, aber er steigt durchaus nicht in den Kopf. Wir tranken ihn aus kleinen vergoldeten Tassen, welche die Form einer antiken Vase mit zwei Griffen hatten und sehr schön gearbeitet waren; und die Diener, die mit großen silbernen Gefäßen, unsern Kaffeekannen ähnlich, vor uns standen, sorgten dafür, sie uns immer beständig zu füllen. Die Art und Weise Bescheid zu thun, gleicht der englischen ziemlich. Die Person, welche einem oder mehren Gästen diese Artigkeit zu bezeugen wünscht, benachrichtigt dieselben durch einen Bedienten, nimmt dann die volle Tasse in beide Hände, erhebt sie bis zum Munde und trinkt sie aus, nachdem sie vorher eine komische Bewegung mit dem Kopfe gemacht hat; hierauf wartet sie bis ihr Theilnehmer ebenfalls fertig ist, wiederholt dann das Zeichen mit dem Kopf und hält die Tasse umgekehrt, um zu beweisen, daß sie gänzlich ausgeleert sei."

„Nach allen diesen schönen Sachen, welche hintereinander servirt wurden und wovon ich die letzte mit einem glücklichen Gefühle kommen sah, erschien der zweite Gang: diesem gieng eine kleine Ceremonie voran, die wahrscheinlich den Appetit der Gäste auf die Probe stellen sollte. Auf den Rand von vier in einem Viereck aufgestellten Näpfen, stellte man drei andere Näpfe, die mit gedämpften Speisen angefüllt waren, und auf diese wurde ein achter Napf gesetzt, so daß das Ganze eine Pyramide bildete. Der Gebrauch bringt es mit sich, daß man keines dieser Gerichte anrühre, obwohl der Wirth nicht verfehlt, dazu aufzufordern. Nach der Weigerung der Gesellschaft trug man die acht Näpfe fort und bedeckte den Tisch mit Back- und Zuckerwerk. In die Mitte stellte man einen Salat aus den zartesten Fasern des Bambus bereitet und einige präparirte Wasser, die einen sehr unangenehmen Geruch verbreiteten."

„Der Haut-gout, welcher allen Gerichten, von denen ich gesprochen habe, die eigentliche Würze gab, war auch den Reißklößen eigen, die von den Dienern jetzt zum erstenmale vor Jedem von uns hingesetzt wurden.*) Ich betrachtete nun mit einer gewissen Ver-

*) Gewöhnlich vereinigt man sie mit hart gekochten Taubeneiern und ißt dieß mit Soye.

*) Es darf nicht übersehen werden, daß dieses ein ceremonieuses Gastmahl war, denn bei den gewöhnlichen Diners bildet der Reiß die Hauptschüssel.

legenheit meine beiden kleinen Stöckchen; denn trotz der Erfahrung die ich seit dem Anfange der Mahlzeit mir erworben hatte, schien es mir doch sehr zweifelhaft, den Reiß damit körnerweise essen zu können, und ich wartete darauf, daß mein Wirth davon essen sollte, um ihm nachzuahmen. Dieser hielt die beiden Enden seiner beiden Stöckchen zusammen, nahm damit sehr geschickt eine ziemlich große Quantität auf und warf sie in seinem Mund, den er so weit wie möglich öffnete."

„Der zweite Gang dauerte nicht so lange. Die Diener bedeckten den Tisch mit Körben voll Blumen, Bonbons und kleinen Kuchen verschiedener Form. Neben dem gelben Wegerich sah man den li-tschi, dessen starke rothe Haut eine Art Kern in sich schließt, der mit einem weißen Fleische umhüllt ist, welches im guten Geschmacke die meisten tropischen Früchte übertrifft. Der li-tschi wächst in den Provinzen am Meere und liefert den Bewohnern frisch gepflückt, im Sommer eine eben so gesunde als delicate Nahrung,*) so wie er getrocknet für den Winter eine treffliche Aushülfe ist. Mit diesen Früchten des heißen Klima's waren die der gemäßigten Zone vermischt, wie z. B. Nüsse, Kastanien (kleiner noch als die französischen), Aepfel, Weintrauben und Birnen von Peking, welche zwar schön aussahen, aber wie wilde Birnen schmeckten. Die Unterhaltung, die im Anfang der Mahlzeit häufig durch das Bescheidthun auf die Gesundheit unseres Wirthes unterbrochen wurde, fing nun an allgemein belebt, und zum großen Erstaunen der Chinesen, die vor uns standen, sogar ziemlich lärmend zu werden; besonders war mein Nachbar, der nicht gewohnt zu sein schien, seine Freude auszulassen, so sehr darüber erfreut, daß er seine Zufriedenheit durch lautes Auflachen bezeigte, womit sich beständig ein sonorer Ton seines ein wenig überfüllten Magens vereinigte. Nach den unter den Chinesen üblichen Gebräuchen hätte ich diesem Beispiele folgen sollen, um zu beweisen, daß mein Appetit vollkommen befriedigt worden sei, aber ich konnte mich trotz dem Wunsche, unsern vortrefflichen Gastgeber befriedigen zu wollen, nicht dazu entschließen."

„Diese Gewohnheit, die in Frankreich mehr als auffallend erscheinen würde, war für mich gar nicht neu; denn ich hatte sie schon in den besten Gesellschaften von Manila zu bemerken Gelegenheit gehabt. Und sollte ich mich darüber wundern, die Chinesen in ihren gastronomischen Gebräuchen so wenig fein zu finden, wenn unsere nahe Nachbarn, die Spanier, diesen letzten Rest der groben Manieren alter Zeiten noch nicht von sich abgeschüttelt haben?"

„Diese Gewohnheit erscheint in Asien, eben so natürlich, wie die Art sich zu schauben, zu niesen oder zu husten."

„Nach diesem fährt unser Verfasser fort, gingen wir in ein anderes Zimmer, um dort Thee zu trinken; der Anfang und unerläßliche Beschluß aller chinesischen Ceremonien. Die Diener überreichten ihn uns in verdeckten Porzellantassen, damit das Aroma nicht verdunsten sollte. Man hatte kochendes Wasser auf nur einige Blätter Thee gegossen, die auf dem Grunde der Tasse lagen, und dieser Aufguß, den man nach dem Gebrauch des Landes keinen Zucker beigemischt hatte, hauchte einen so delicaten, lieblichen Geruch aus, wovon die besten, nach Europa eingeführten Thee's noch keinen Begriff verschaffen können."

*) Diese Frucht ist indessen gefährlich, wenn sie in großer Quantität genossen wird, weil sie sehr reizbare Eigenschaften besitzt.

Sagen und Mährchen aus der Heimath und Fremde.

Südafrikanische Mährchen *).

1. Der Mord des Mastiloniane.

Zwei Brüder verließen eines Tages die Hütte ihres Vaters, um ihr Glück zu suchen. Der Aeltere hieß Mastilo, der Jüngere Mastiloniane. Nach einigen Tagereisen kamen sie zu einer Stelle, wo sich ihnen zwei Wege boten. Der eine führte nach Osten, der andere nach Westen. Der erstere Weg war mit Fußtapfen von Weidevieh bedeckt, der andere mit Fußtapfen von Hunden. Mastilo folgte dem letztern Wege; sein Bruder ging in der anderen Richtung. Nach einigen Tagen kam Mastiloniane bei einem Hügel vorüber, der ehemals bewohnt gewesen war, und staunte nicht wenig, eine Menge verkehrt stehender Töpfe auf demselben zu finden. Er bekam Lust, die Töpfe umzukehren, um zu sehen, ob nicht unter einem derselben ein Schatz verborgen sei; und schon hatte er mit einer großen Anzahl Töpfe so verfahren, als ein Topf von ungeheuerem Umfang an die Reihe kam. Mastiloniane gab ihm einen tüchtigen Stoß, allein er blieb unbeweglich; der junge Reisende verdoppelte seine Anstrengung — vergebens. Zweimal ist er genöthigt, seinen geborstenen Gürtel wieder zu knüpfen; der Topf scheint im Boden festgewurzelt. Aber plötzlich weicht er, wie durch Zauber, einem sehr gelinden Drucke, und ein unförmlicher Riese erscheint vor dem jungen Mastiloniane, der voll Schrecken zurückbebt. „Was störst Du mich," fragte das Ungethüm, „dieweil ich meinen Ocker anreibe?" Mastiloniane betrachtete ihn genauer und bemerkte mit Grausen, daß eines von seinen Beinen so dick war, wie ein starker Baumstamm, während das andere die gewöhnliche Größe hatte. „Zur Strafe für Deinen Frevel sollst Du mich tragen, Söhnlein," sagte das Ungeheuer und schwang sich in demselben Augenblick auf den Rücken des Unglücklichen; dieser knickte zusammen, erhob sich wieder, that ein Paar Schritte vorwärts, wankte und stürzte wieder auf den Boden. Seine Kräfte verließen ihn gänzlich; aber der Anblick eines Stückes Rothwild in der Ferne gab ihm ein Mittel ein, zu entrinnen. „Väterchen," sagte er mit zitternder Stimme zu dem Scheusal, „setz dich einen Augenblick auf die Erde; ich kann dich nicht tragen, weil ich keinen Riemen habe, um dich auf meinem Rücken festzubinden; ich will schnell ein Kaama erlegen, und aus seiner Haut wollen wir Riemen schneiden." Sein Gesuch ward ihm bewilligt, und er verschwand mit seiner Meute in der Ebene. Nachdem er sehr weit gelaufen war, versteckte er sich in einer Höhle; aber der dickbeinige Unhold, des Wartens müde, folgte ihm bald nach, und rief, so oft er eine Fußtapfe des Jünglings erblickte, mit seiner rauhen Stimme: „Sieh da, den kleinen Fuß des Mastiloniane, — sieh da den kleinen Fuß meines Kindleins." Mastiloniane hörte ihn kommen, und fühlte, wie der Boden unter seinem Tritte bebte. Von Verzweiflung ergriffen, verläßt er die Höhle, ruft seine Hunde herbei und hetzt sie gegen den Feind, indem er ihnen sagt: „Tödtet ihn, verzehret ihn ganz, aber laßt sein dickes Bein übrig!" Die Hunde gehorchten, und ihr Herr nahte bald dem unförmlichen Beine ohne Besorgniß. Er hieb es mit einer Art in Stücke, und — O Wunder! — es kam eine ungeheure Heerde schöner Kühe daraus hervor. Eine von ihnen war so weiß wie der gefallene Schnee. Vor Freuden ausser sich, treibt Masti-

*) Eugen Casalis, französischer evangelischer Missionär in Süd-Afrika, hat die Mährchen und Sagen der dortigen Völkerschaften gesammelt und herausgegeben. Es ist von hoher Bedeutung zu sehen, wie sich bei diesen wilden Völkern in den freien Spielen der Phantasie ein tiefsittlicher Grundzug kund gibt, und wie wunderbar sie mit manchen anderer Völkerschaften verwandt sind.

loniane das Vieh vor sich her und begibt sich wieder auf den Weg nach der Hütte seines Vaters.

Der ältere Bruder Mastilo, kam mit einer Hundeheerde, der Frucht seines Zuges zurück. Beide Brüder begegneten einander da, wo sie sich getrennt hatten. Der Jüngere sagte, weil er das größere Glück gehabt, zu dem Aeltern: „Nimm aus meiner Heerde so viel Vieh, als Dir gefällt; nur wisse, daß die weiße Kuh Niemanden gehören kann, ausser mir." Aber dem Mastilo war es eben um diese allein zu thun; er bat seinen Bruder wiederholt, sie ihm abzutreten — vergebens. Die Beiden übernachteten zweimal, und am dritten Tage kamen sie an einer Quelle vorüber. „Laß uns hier verweilen," sprach Mastilo; „der Durst verzehrt mich. Wir wollen ein tiefes Loch graben und Wasser hineinleiten, damit es frisch werde." Als die Arbeit vollendet war, suchte Mastilo auf dem benachbarten Berge einen großen glatten Stein, den er auf das Loch legte, um das Wasser vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Nachdem das Wasser sich genugsam verkühlt hatte, trank Mastilo zuerst. Sein Bruder wollte ein Gleiches thun; aber im Augenblick, als er sich zu diesem Ende über das Loch bückte, faßte ihn Mastilo an den Haaren und hielt ihm den Kopf so lange unter dem Wasser bis er erstickt war. Dann schöpfte er das Wasser wieder aus dem Bache, steckte den Leichnam hinein und bedeckte ihn mit dem Steine. Als Herr der ganzen Heerde ging nun der Mörder gesenkten Kopfes weiter; aber kaum war er einige Schritte vorwärts, da setzte sich ein kleiner Vogel auf das Horn der weißen Kuh und sang in klagenden Tönen: „Thiri! thiri! Mastilo hat den Mastiloniane getödtet wegen der weißen Kuh, die er so sehr liebte!" Der Mörder entsetzte sich, und tödtete den Vogel mit einem Steinwurf; aber kaum schickte er sich an, weiter zu gehen — da saß der kleine Sänger wieder auf dem Horne der weißen Kuh und wiederholte dieselben Worte. Mastilo warf ihn von neuem mit einem Steine todt und zerschmetterte ihn dann gänzlich mit seiner Keule. Aber in geringer Entfernung von der Stelle erschien das Vöglein zum dritten Male auf dem Horne der Kuh und sang dieselben Worte. „Ha! Zauberer!" — rief Mastilo ausser sich vor Wuth — „werde ich dich endlich zum Schweigen bringen?" Darauf schleuderte er einen kleinen Stock gegen den verhaßten kleinen Mahner, zündete ein Feuer an, verbrannte das Vöglein darin und streute die Asche in den Wind. Hoffend, der Spuck werde nicht wiederkehren, zog Mastilo stolz und keck in sein väterliches Dorf, dessen Bewohner sich schaarten, um die reiche Beute zu betrachten, die er mit sich führte. Man rief ihm von allen Seiten: „Wo ist Mastiloniane?" Er antwortete: „Ich weiß es nicht — wir sind verschiedene Wege gegangen." Eine Menge Neugieriger umringte die weiße Kuh. „O, wie schön ist sie!" rief man um die Wette; „wie fein ist ihr Haar! wie rein ihre Farbe. Glücklich der Mann, der sie besitzt!" Da trat mit einem Male tiefe Stille ein .... auf das Horn des bewunderten Thieres setzte sich ein kleiner Vogel und sang: „Thiri! thiri! Mastilo hat den Mastiloniane getödtet um seiner weißen Kuh willen, die er so sehr liebte!" — „„Wie! Mastilo hätte seinen Bruder getödtet"?.... Die Menge stob voll Entsetzen auseinander und war unfähig, sich Rechenschaft von dem abzulegen, was sie gesehen und gehört. In diesem Augenblick der Verwirrung flog der kleine Vogel zu der Schwester des Opfers und sagte ihr: „Ich bin das Herz des Mastiloniane. Mastilo hat mich getödtet; mein Leichnam ist bei dem Quell in der Wüste."

II. Kammapa und Litaolane.

Vor sehr alter Zeit ging einmal das ganze Menschengeschlecht zu Grunde. Ein Ungeheuer, das man Kammapa nennt, verschlang Alle, die Großen wie die Kleinen. Dieses Thier hatte eine solche Länge, daß die schärfsten Augen kaum von dem einen Ende zum anderen sehen konnten. Nur Eine Frau blieb auf Erden übrig. Diese entging der Gefräßigkeit des Kammapa, weil sie sich versteckt hatte. Sie empfing und gebar einen Sohn in einem Kuhstalle. Als sie ihren Neugeborenen genau betrachtete, staunte sie nicht wenig, seinen Hals mit Amuleten geschmückt zu sehen. „Da dem so ist" — sprach sie — „soll sein Name Litaolane (der Prophet) heißen. Armes Kind, in was für einer Zeit bist du zur Welt gekommen? Wie wirst du dem Kammapa entgehen? Was werden deine Amulette dir nützen?" So sprechend sammelte sie draußen einige Handvoll Düngerstroh, die ihrem Säugling als Lager dienen sollten. Als sie aber wieder in den Stall trat, wäre sie vor Schreck und Staunen beinahe des Todes gewesen. Das Kind war schon zum Manne herangewachsen und hielt Reden voll Weisheit. Litaolane ging sogleich hinaus ins Freie und wunderte sich über die Stille und Oede rings umher. „Mutter" — sprach er — „wo sind

denn die Menschen? Gibt es Niemanden auf Erden auſſer Dir und mir?" — „„Mein Kind"" — antwortete die Frau zitternd — „„noch vor kurzem hat es von Menschen gewimmelt, auf Bergen und in Thälern; aber das Thier, vor deſſen Stimme die Felsen erbeben, hat sie Alle verschlungen."" — „Wo iſt dieſes Thier?" — „„Ach es iſt ganz in unſerer Nähe!"" — Litaolane nimmt ein Meſſer und geht, trotz der Vorſtellungen ſeiner Mutter, um den Weltfreſſer zu bekämpfen. Kammapa öffnet ſeinen entſetzlichen Rachen und verſchluckt den Litaolane. Der Sohn des Weibes iſt aber nicht todt; er iſt, mit ſeinem Meſſer in der Hand, leibhaftig in den Magen des Ungeheuers gefahren und zerſchneidet ihm die Eingeweide. Kammapa ſtürzt unter fürchterlichem Gebrüll zu Boden; Litaolane macht ſich ſofort ans Werk, um durch den Bauch des Ungeheuers eine Bahn zu brechen; aber ſein ſpitzes Meſſer bedroht Tauſende von Kreaturen, die gleich ihm ſelber eingeſchloſſen ſind, mit dem Tode. Stimmen ohne Zahl ſchreien aus allen Winkeln des Bauches: „Durchbohre uns nicht!" Es gelingt ihm jedoch, eine Oeffnung anzubringen, durch welche die Völker der Erde mit ihm aus Kammapa's Bauch entkommen. Die geretteten Menſchen ſagen zu einander: „Wer iſt derjenige, den ein Weib allein geboren und der niemals die Spiele der Kindheit gekannt hat? Welches iſt ſeine Abkunft? Er iſt ein Wunder, kein Menſch — er kann nicht mit uns zuſammenwohnen; ſorgen wir, daß er wieder von der Erde verſchwinde." Darauf machten ſie eine große Grube, bedeckten ſie mit etwas Raſen und ſetzten eine Bank darauf. Dann ſchickten ſie einen Boten an Litaolane und ließen ihm ſagen: „Die Aelteſten deines Volkes haben ſich verſammelt und wünſchen, daß du in ihrer Mitte Platz nehmeſt." Litaolane kam; ſobald er aber dem Sitze nahe war, ſtieß er Einen ſeiner Widerſacher in die Grube, und dieſer verſchwand für immer. Als ſeine Feinde dieſe Liſt vereitelt ſahen, verſuchten ſie eine andere: „Litaolane" — ſagten ſie — „hat die Gewohnheit, wenn der Tag heiß iſt, an einem Röhricht zu ruhen; verſtecken wir einen bewaffneten Krieger in dem Röhricht." Dieſer tückiſche Kunſtgriff gelang nicht beſſer als der erſte; Litaolane wußte Alles, und ſeine Weisheit machte immer die Bosheit ſeiner Feinde zu Schanden. Nochmals verſuchten Einige ihn in ein groſſes Feuer zu werfen; aber ſie fielen ſelbſt hinein. Als er eines Tages hartnäckig verfolgt wurde, kam er zum Ufer eines tiefen Fluſſes, und verwandelte ſich in einen Stein; der Verfolger, erſtaunt darüber, daß er ihn ſo plötzlich aus dem Geſichte verloren, ergriff zufällig dieſen Stein und warf ihn an das jenſeitige Ufer, mit den Worten: „So würde ich Litaolane den Kopf zerſchmettern, wenn ich ihn drüben bemerkte." Der Stein wurde wieder Menſch, und Litaolane lächelte über ſeinen Widerſacher, der jetzt ſeiner ohnmächtigen Wuth mit Scheltworten und drohenden Geberden Luft machte.

Des Windes Weinen.

(Böhmiſches Mährchen.)

In der warmen Stube auf den reinlichen Boden breitete die fromme, aber arme Mutter-Wittwe ein Bett und ſetzte ihr einziges Kindlein darauf, daß es ſicher ſei in der weichen Vertiefung, nicht rückwärts oder vorwärts zu fallen. Die Mutter konnte auſſer ſich und dem Kinde keine Wärterin nähren und mußte auf den Hausboden, um Flachs zu hecheln. Kein Spielzeug für das Kindlein am Boden? Ein altes Bild, das heute von der Wand gefallen war, reichte die Mutter dem Kindlein hin, daß es damit ſpiele. Das zerbrochene Glas nahm ſie erſt weg, und gab dem Kindlein die kleinen Figürchen blos, welche, die Geburt Chriſti vorſtellend, aus Wachs gebildet waren. Joſeph, Maria, Chriſtkindlein und ein wieherndes Rößlein machten die geweihte Gruppe aus, die aber durch den Fall theilweiſe verſtümmelt war. „Spiel! ſpiel, ma Kinerl, o ſpiel!" ſagte die Mutter und gab erſt das Rößlein dem Kind in die Hand, küßte dieß weinend, weil ſie beide ſo allein und ſo arm waren; aber noch mehr, weil ihr verſtorbener Mann die drei Tage, als er im Hauſe lag, immer mit offenen Augen dalag, die man mit aller Mühe nicht ſchließen konnte. Wer das in ſeiner Familie an einem Familiengliede erlebt, muß ſelbſt bald ſterben oder es ſtirbt ihm das Liebſte und Nächſte. „Wiad's o ſched dösmol nöd woa ſä! Wiad's o ſched dösmol nöd woa ſä!" (Wird's ja doch dies Mal nicht wahr ſein.) Wird doch die Mutter dem Kinde nicht ſterben! Wird doch der Mutter das Kind nicht ſterben! So denkend und klagend band die Mutter ſich noch ein warmes Tuch um den Kopf, daß ſie ſich vor der Spätherbſt-Witterung bewahre und ging aus der Stube. Das Rößlein in des Kindes Hand zuckte jetzt und athmete leiſe, regte ein Füßlein, ſchwenkte das Schweiflein voll glänzender Haare, die feurigen Aeuglein drehten ſich

froh-lebendig, die Mähnen zart und leuchtend wie Sonnenstrahlen wogten phantastisch aufgeworfen hier und da am muthig gebogenen Hälslein wieder hinab; lustig spitzten sich die Ohren vor und zurück; welch' prächtiges Schimmelein lebte da und sprang plötzlich herum vor dem Kinde? vor Freude schreiend drückte das Kind die Fäustchen in das Bett, als wollte es sich aufhelfen, um das Pferdlein zu verfolgen, das nun auch mit zwei Flügelchen am Rücken versehen bald auf die Wandbänke, bald auf die Fenster, wieder hinab zum Kindlein auf's Bett sich schwang, klingend bei jeder Bewegung wie Töne der Aeolsharfe. Erschreckt über ihr schreiendes Kind, wollte die Mutter eilen, zu sehen und helfen und trat zur Thüre herein. Da sah und hörte sie Alles: das Wunderpferdlein lustig springend und klingend und ihr freudig schreiendes Kind. Und ein rosiges Wölklein quoll aus dem Rahmen des Bildes, sich gestaltend zu einem schimmernden, lächelnden Kinde, das mit dem Kinde der Mutter spielte. Voll frommen Schreckens sank diese auf die Knie nieder, um das schimmernde, fremde Kindlein anzubeten, das aus der rosigen Wolke kam und mit ihrem Kinde spielte. Es war das Christkindlein. Laut betete die Mutter:

O Kristkindl! O Kristkindl! Mä Hearz und Ollas
Will i dia fradö gö'm;

O Kristkindl! O Kristkindl! Mä Hearz und Ollas —
Lauft du sched uns zwoa lö'm!

(O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles
Will ich dir freudig geben;

O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles —
Lässest du nur uns zwei leben!)

Und wehmüthig klingend dämmert und nachtet die Luft; lächelnd und spielend streicheln sich die Kindlein am Kinn, herzen und küssen sich, und schweben nun, beide strahlend, auf dem Rücken des Pferdleins, das sichtbar nach Breite und Höhe sich dehnt, um geräumig für beide verklärte Kindlein zu werden. Leise singen sie nun, und schweben mit dem Pferdlein zum Fenster, das sich feierlich aufthut, und schweben zum Fenster hinaus. Verwirrt und gefoltert von Trennungsschmerz stürzt die Mutter an's Fenster, um durch Schließen der Flügel ihr Kind noch an der Flucht zu hindern; da ist es zu spät, und sie verwundet das Kind an der Ferse. Beim heiligen Zug nach dem Himmel an diesen irdischen Schmerz gemahnt, wurde das Kind auch erinnert, wie im dunklen Traume, an Mutter und Erde, und wollte nicht scheiden vom Fenster, aus dem die Mutter klagte und weinte. Lange schwebte es vor den Augen der Mutter, immer strahlender sich sammt dem Christkindlein und Pferdlein erhebend, bis Ohnmacht das Auge der Mutter schloß. — Seit jenem Tage hörte die Mutter täglich an der Spalte des Fensters leises Weinen ihres verschwundenen Kindes. Daher saß sie auch täglich und lange an der Spalte des Fensters, horchte und weinte hinaus, bis die leisen, leisen Klagen verschwebten. — Noch immer kann man jenes leise Weinen an Fenstern hören zur Erinnerung und Mahnung den Müttern, daß sie nicht durch zu großen Schmerz des Kindes Tod erschweren. Es heißt des „Windes Weinen." —

Das Waschweiberl.

(Böhmische Sage.)

Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache unter Erlgesträuch jährlich eine Schaar badender Weibchen erscheinen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei, und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend, rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergötzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, fang, lief, wenn's was Noth hatte, in einen Winkel, und was es that, war nicht viel, und kurz, war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne sich im Geringsten was schaffen zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das

Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich, und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl mit Schuhen zu versehen; aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maaß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube, und nahm das Maaß nach den Tritten des Weibchens. Gut, die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hemdärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte laut klagend davon, und wurde nun nie wieder gesehen. —

Der Diamant des Geisterkönigs.

Das ist kein Mährchen, sondern eine wahre Geschichte, und es ist gar nichts Abergläubisches dabei. Hör' einmal zu.

Du hast vielleicht schon einmal das Theaterstück von Raimund, so betitelt wie oben steht, gesehen; Du hast aber auch nichts dabei verloren, wenn du es nicht gesehen hast. So viel aber muß ich denn doch sagen: In dem Stücke spielt ein Diamant die Hauptrolle, der ist gar groß und funkelt weit, wenn er auch, wie sich wohl denken läßt, nicht ächt ist. Ein Schauspieler, der in dem Stücke gespielt, und den großen Ring am Finger gehabt hatte, trat in dieser Rolle zum letzten Male auf. Er hatte ein gutes Geschäft gemacht, wobei man sich gar nicht anzustrengen hat, denn erben ist das leichteste Geschäft auf der Welt. Von einem weitläufigen Vetter hatte er ein schönes Landgut geerbt. Mit dem letzten Ueberreste seines alten Standes, mit dem Ringe an der Hand, bezog er nun sein Erbe. Als er das schöne Landgut ansichtig wurde, streifte er den Ring vom Finger und schleuderte ihn nach einem nahen See, indem er dabei die Worte ausrief: „Fort mit allem unwahren Schein, ich will von nun an ganz und durchaus der Natur leben.“ Der Ring fiel aber nicht in den See, sondern blieb am Rande desselben liegen.

Ein junger Bauernbursche, Klaus mit Namen, kam zu dem neuen Gutsherrn und bat ihn um ein kleines Pachtgut, denn er liebte die Tochter des Leinenwebers Michel, und wollte sie bald zur Frau Pächterin machen. Der neue Gutsherr gab fröhliche Hoffnung. Schnell wie der Wind eilte nun Klaus zu dem Leinweber und erhielt auf die sichere Zukunft hin die Einwilligung zur Heirath. Als aber Klaus jubelnd nach Hause kam und die Botschaft verkünden wollte, fand er seinen Vater damit beschäftigt, Geschirr, Tisch und Stühle zu zertrümmern und zum Fenster hinauszuwerfen. „Vater was macht ihr da? Juchhe! ich hab das Pachtgut,“ rief Klaus. „Selber Pachtgut,“ erwiederte der Vater, und fuhr in seinem Geschäfte fort. Als ihn endlich Klaus etwas zu Ruhe gebracht und sein Glück erzählt hatte, sagte der Vater: „Ich kann's an den Fingern abzählen was aus dieser Sache wird.“ Einen Finger nach dem andern aufhebend fuhr er dann fort: „Aus — der — Heirath — wird — nichts —. Wir sind jetzt selber Baronen und kaufen uns ein Schloß und zwei.“ Er langte nun in die Tasche, holte den blinkenden Ring hervor, und sagte: „Gloß nur drein, den hab ich am See gefunden, der ist von uralten Zeiten her, von dem dort versunkenen Schloß, er hat seines Gleichen nicht

mehr auf dieser Welt. Jetzt spann gleich ein, ich fahr nach der Stadt. Der Leinweber kann seiner Tochter einen Weberbalken zum Manne geben, du mußt eine Gräfin haben."

Traurig sah Klaus seinem Vater nach, der im Vorübergehen dem Leinweber die Freundschaft aufkündete.

In der Stadt erfuhr natürlich der Vater bald, daß der Ring nichts werth sei. Er wurde noch tüchtig ausgelacht. Er kam sich nun selber wie ein zertrümmerter Stuhl vor, in allen Gliedern that es ihm so weh, als ob man sie zerbrochen und zerschlagen hätte. Als er wieder heim kehrte, machte er oben an der Kapelle Halt, nahm den Ring heraus, und warf ihn mit aller Macht über die Kapelle hinweg. Demüthig versöhnte er sich sodann wieder mit dem Leinweber und sagte, er habe nur Spaß gemacht. Klaus und sein Mädchen waren seelenfroh.

Am andern Morgen als der Leinweber aus der Kirche nach Hause kam, umhalste er seine Frau und sagte mit weinerlicher Stimme: „Bete und danke dem Herrn, er hat uns hoch begnadiget, er will uns schon hinieden belohnen, aber ferne sei von mir die Habsucht und der Ehrgeiz. Ich will ein Kloster bauen zu Ehren des heiligen Michael, oder der Heiligen unseres Kindes Ursula, und sie soll darin die erste Aebtissin werden."

Die Frau verstand nicht, was das zu bedeuten habe, bis ihr der Mann den Ring zeigte mit den Worten: „Das hat mir der Herr auf meinem Wege zu der Kirche vor die Füße gelegt, nun danke und lobsinge ihm." Die Frau that wie ihr befohlen. Als nun Klaus kam, wurde er mit salbungsvollen Reden fortgeschickt, und ihm bedeutet, Ursula sei Aebtissin.

Klaus ging zu dem Gutsherrn und klagte seine Noth, daß der Leinweber närrisch geworden sei. Der Gutsherr, der sich diese Geschichte nicht erklären konnte, begleitete Klaus. Erst nach langem Widerstreben, zog ihn der Leinweber in eine Kammer, verschloß sie sorgsam, und zeigte seinen Schatz. Nun endlich klärte sich alles auf, und am Tage der Hochzeit von Klaus und Ursula wurde der Diamant des Geisterkönigs feierlich in den See versenkt.

Von den Dampfmaschinen.

(Tafel 49.)

Während die Industrie durch den Dampf einen neuen, unerhörten Aufschwung gewonnen hat, während Millionen von Menschen- und Pferdekräften dadurch für andere nützliche Zwecke erspart werden, und endlich durch ihn die Mittel zum Verkehr auf eine Weise verbessert worden sind, welche den Austausch der Gedanken, die Verbreitung der Civilisation und der brüderlichen Gesinnung unter den Menschen so sehr erleichtert, daß wir zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigt sind, ist es wohl am Platz, der Jugend einen deutlichen Begriff von diesem mächtigen Hebel unserer Zeit, von der Dampfmaschine zu geben.

Bei der großen Mannichfaltigkeit in der Ausführung dieser Maschinen würde es uns schwer fallen, eine solche Beschreibung zu liefern, die den Leser in den Stand setzt, nun, sobald er eine Dampfmaschine erblickt, sich ihre Wirkungsart auch sogleich zu erklären, wenn nicht die doppelt wirkende Maschine des unsterblichen Watt, des eigentlichen Schöpfers der großen Vollkommenheiten, welche sie jetzt besitzt, fast Alles ent-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Fig. 1.

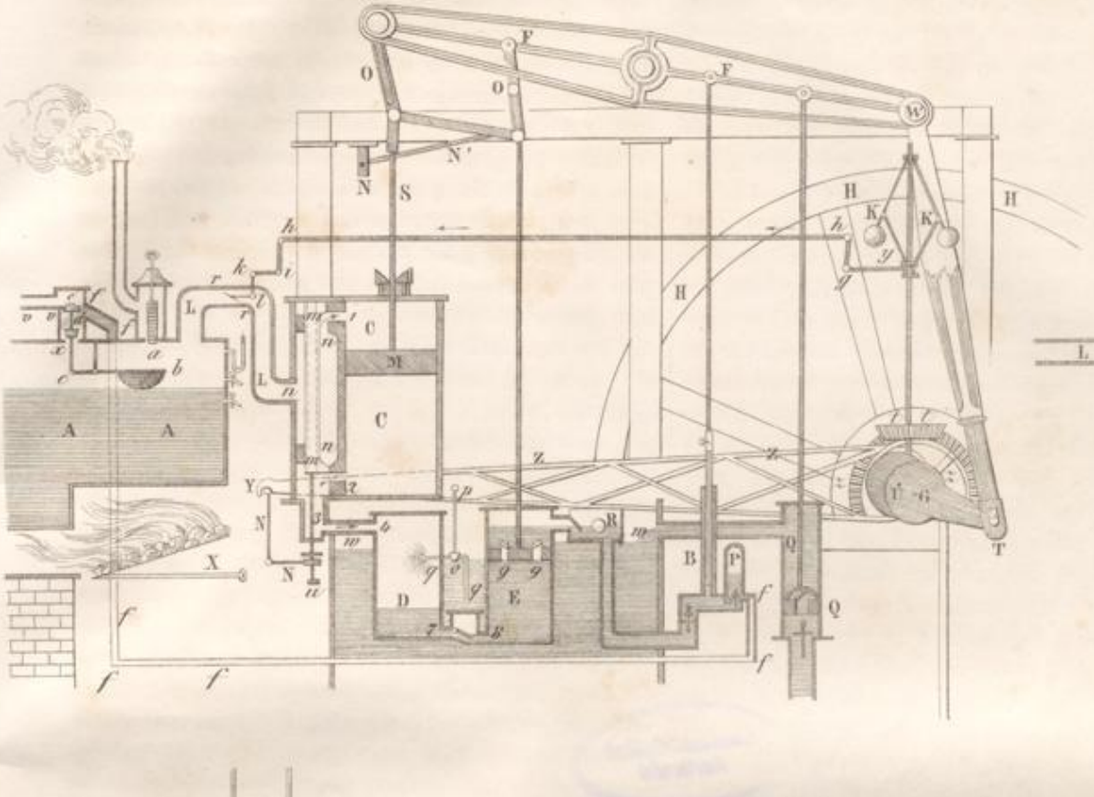


Fig. 2.

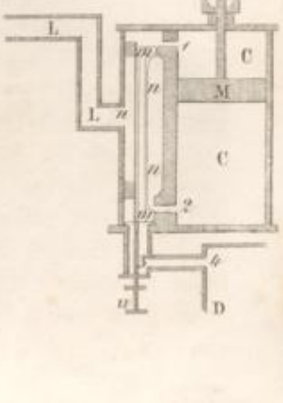
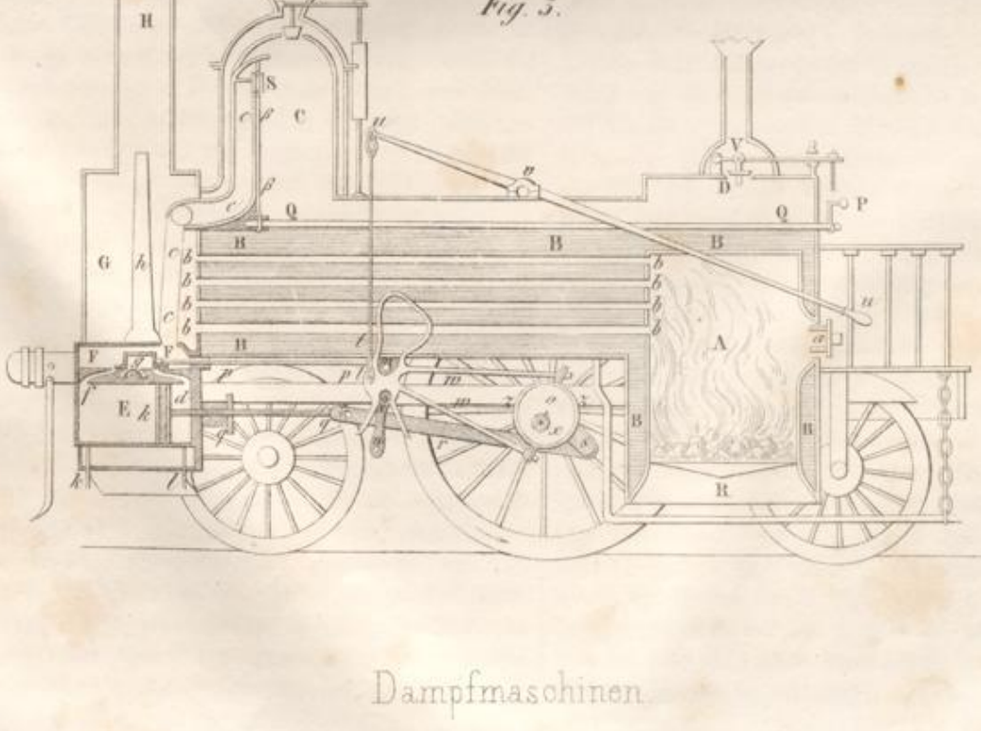


Fig. 3.



Dampfmaschinen.

Landesbibliothek
Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

hielte, was zum Verständniß der verschiedensten Constructionen dient. Wir wählen dazu die Abbildung Fig. 1. aus einem sehr bekannten Lehrbuche, weil sie uns am deutlichsten den innern Organismus der Dampfmaschine zu entfalten scheint.

Die Haupttheile der Maschine sind: 1.) der Dampfkessel AA, in welchem die Dämpfe durch das auf dem Rost X brennende Feuer entwickelt werden. 2.) der Dampfcylinder CC, in welchen der Dampf durch das Dampfrohr LL und die Steuerung n, n, n gelangt. Indem die Steuerung dazu dient, den Dampf bald in den obern Theil von C, bald in den untern Theil zu leiten, wird der Kolben M durch den Druck des Dampfes bald abwärts, bald aufwärts bewegt. Diese hin- und hergehende Bewegung wird durch die Kolbenstange MS dem Balancier FF mitgetheilt, welcher in seiner Mitte unterstützt ist. 3.) Der Condensator D, welcher zur Verdichtung der Dämpfe dient, die in C der Bewegung des Kolbens hinderlich sind. 4. Die Luftpumpe E, welche aus dem Condensator die Luft und das darin befindliche Wasser pumpt. 5.) Die Speisepumpe B, welche das Wasser aus dem Condensator wieder in den Kessel bringt. 6.) Die Kaltwasserpumpe Q, welche Wasser aus der Erde oder dem Fluß in den Behälter pumpt, in welchem der Condensator und die Luftpumpe steht und diesen Behälter immer bis znr Linie ww voll erhält. 7.) Das Schwungrad H, H, welches durch die Kurbel GT und durch die Stange WT mit dem Balancier FF in Verbindung steht, und durch die hin- und hergehende Bewegung desselben, eine kreisförmige Drehung erhält, wie das Spinnrad durch den Fußtritt. Endlich 8.) der Regulator KK, welcher dazu dient, den Durchgang des Dampfes durch das Dampfrohr LL zu mäßigen, wenn die Maschine in eine zu schnelle Bewegung geräth.

Der Zweck und die Wirkung dieser Haupttheile einer Dampfmaschine und der mit ihnen verbundenen Stücke ist nun folgender:

In dem Dampfkessel A entwickeln sich aus dem Wasser, sobald es zu sieden anfängt, Dämpfe von großer Elastizität, welche einen bedeutenden Druck auf die Wände des Kessels, so wie auf die mit ihm verbundenen Räume ausüben. Dieser Druck beträgt auf 1 Quadratzoll Fläche bei der Siedhitze, also bei 100 Grad Wärme, ohngefähr 15 Pfund. Bei einer Temperatur von 121 Grad ist die Dichte und die Elastizität dieser Dämpfe viel größer, und der Druck derselben beträgt schon das Doppelte; bei 181 Grad sogar schon das Zehnfache. Wenn man also diesen Dämpfen keinen Ausweg gestattet, so kann man durch fortwährendes Erhitzen des Wassers ihren Druck bis zu einer Höhe treiben, bei welcher ihnen keine Gewalt widerstehen kann; ja es ist sogar, wenn sie einmal 200 Grad erreicht haben, nur ein geringer Zuwachs an Wärme nöthig, damit der Druck sehr schnell zunimmt. Aus dem Kessel A gehen die Dämpfe durch das Dampfrohr L, L in den von allen Seiten eingeschlossenen cylindrischen Raum n, n, n, welcher einen der Länge nach durchbohrten Schieber m m umgiebt. Obgleich dieser Schieber oben und unten offen ist, so kann doch aus dem Raum n, n, n kein Dampf in sein Inneres gelangen, indem er nahe an seinen Enden von den massiven Theilen der Steuerung so dicht umschlossen ist, daß er sich nur mit Reibung darin bewegen läßt. Während des Ganges der Maschine hat dieser Schieber m m bald die Stellung wie in Fig. 1, bald die Stellung wie in Fig. 2, wo die Steuerung und der Dampfcylinder noch einmal abgebildet sind. Der Raum unter diesem Schieber steht durch einen Kanal 3, 4 mit dem luftdichten metallnen Kasten D in Verbindung, in welchem der Dampf durch eingespritztes kaltes Wasser verdichtet wird, woher sein Name Condensator oder Verdichter kommt. Bei der Stellung, welche der Schieber m m in Fig. 1 hat, gehen die Dämpfe aus dem Raum n, n, n durch die Oeffnung 1 in den Dampfcylinder C und füllen den Raum über dem Kolben M an. Befänden sich nun unter diesem Kolben, Dämpfe von gleicher Spannkraft, so würde dieser nicht in Bewegung gerathen. Die Dämpfe unter diesem Kolben stehen aber durch den Kanal 2 und 3, 4 mit dem Condensator D in Verbindung. So wie ein Theil derselben in diesen Raum D eindringt, so wird er erkältet und verliert seine Spannkraft fast gänzlich. Die übrigen Dämpfe folgen den ersteren nach und werden ebenfalls zu Wasser verdichtet, bis auf eine kleine Menge sehr wenig elastischer Dämpfe, die in dem Raum unter dem Kolben M zurückbleiben. Der Kolben geht daher mit einer um so größern Gewalt herab, je größer seine Oberfläche und je größer die Spannkraft der Dämpfe ist. Beträgt der Druck dieser Dämpfe nur 30 Pfund auf den Quadratzoll und hat der Kolben eine Fläche von nur 100 Quadratzoll, so wird er durch eine Kraft von 3000 Pfund herabgedrückt. An dem Schieber m m befindet sich ein Stab, welcher in u endigt und luftdicht aus dem Raum bei 3 hervortritt. Dieser Stab hat zwei hervorragende Wulste, einen bei u und den andern weiter oben. Zwischen beiden umschließt ihn lose ein Ring, der an den Winkelhebel NN befestigt ist. Geht dieser Ring herab, so stößt er bald an den untern Wulst und bewegt dann den

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Stab und den Schieber m m herab; geht aber der Ring hinauf, so stößt er an den obern Wulst und bewegt den Schieber wieder hinauf. Ist der Schieber m m wie in Fig. 2 herabgedrückt, so geht der Dampf aus dem Raum n, n, n durch den Kanal 2 unter den Kolben M und drückt diesen hinauf. Der Dampf über dem Kolben aber geht durch den Kanal 1 in den kleinen Raum über dem Schieber; sodann durch den, der Länge nach durchbohrten Schieber innen herab und durch den Kanal 3, 4 in den Condensator D, wo er verdichtet wird. Ertheilt man jetzt dem Schieber m m die Stellung wie in Fig. 1, so geht der Kolben wieder herab u. s. w. Diese hin- und hergehende Bewegung des Kolbens M wird durch die Kolbenstange M S dem Balancier F F mitgetheilt, welcher wie ein in der Mitte unterstützter Waagbalken hin- und hergeht, und diese Bewegung durch die Stange W T, der Kurbel G T des Schwungrades H H mittheilt. Die Kraft mit welcher die Achse desselben dadurch umgedreht wird, kann man wie die eines Mühlrades oder einer andern Arbeitsmaschine anwenden. Der Nutzen des Schwungrades folgt aber daraus, daß wenn der Kolben M den höchsten Punkt und folglich das Ende T der Kurbel den tiefsten Punkt seiner Bahn erreicht hat, so geht der Kolben gleich darauf wieder herab und T hinauf. Weil aber T durch die Schwungbewegung noch etwas über den tiefsten Punkt seiner Bahn hinausgerückt wird, so kann es nicht wieder denselben Weg hinaufgehen, auf dem es herabgekommen ist. Dadurch entsteht die Drehung der Achse in einerlei Richtung und nicht, wie es sonst möglich wäre, eine Drehung bald rechts, bald links. Während der Kolben M herabgeht, hat er im Anfang seine geringste Geschwindigkeit. Durch die gleichförmige Bewegung des Schwungrades wird aber auch dem Kolben eine solche mitgetheilt. Ohne ein hinreichend schweres Schwungrad, würde dieses während einer Umdrehung immer zweimal eine größte und zweimal eine kleinste Geschwindigkeit haben.

Der Condensator D, sowie der Dampfcylinder dürfen keine Luft enthalten, weil diese der Bewegung des Kolbens M hinderlich wäre. Obige Luft wird theils durch das knieförmige Rohr q q und den Hahn o, theils durch die Lupftpumpe E auf folgende Art entfernt. Dringt der Dampf, wie jetzt, von oben in den Cylinder, so geht der Kolben M herab. Die Luft unter ihm und in dem Condensator wird dadurch zusammengepreßt und entweicht, wenn der Hahn o an dem Rohr q q offen ist, durch das Wasser ins Freie. Schließt man nun den Hahn o und geht M wieder hinauf, so geht auch der Kolben in E hinauf, weil dieser Kolben mit dem Balancier durch eine Stange verbunden ist. Der Kolben E hat zwei Kanäle mit Klappen, die sich nach außen öffnen, wenn sie stärker von innen als von außen gedrückt werden. Diese Klappen schließen sich aber, weil nun die Luft in dem Raum E verdünnt wird. Die Luft in dem Condensator D hat daher mehr Spannkraft, als die in dem Raum E. Die in dem Kanal 7, 8 befindliche Klappe, welche sich ebenfalls nach außen öffnet, läßt daher die Luft aus D nach E zum Theil entweichen. Wenn gleich darauf der Kolben in E wieder herabgeht, so preßt er die Luft in E zusammen, weil diese durch die Klappe in dem Kanal 7, 8 gehindert ist, wieder nach D zurückzutreten. Die Luft in E wird also verdichtet und entweicht, indem sie die Klappen 9, 9 nach außen öffnet. Ist der Condensator D nach und nach luftleer geworden, so wird der Hahn o geöffnet. Der Druck der äußern Luft preßt alsdann Wasser durch das knieförmige Rohr q q in den Condensator und indem das obere Ende von q q durch eine Siebplatte geschlossen ist, so verbreitet sich dieses Wasser wie bei einer Gießkanne in Form eines feinen Regens in dem Condensator. Durch diesen Regen wird aber der in den Condensator dringende Dampf verdichtet.

Sowohl durch die Verdichtung der Dämpfe, als durch das Einspritzen sammelt sich warmes Wasser in dem Condensator, welches durch die Lupftpumpe E auf dieselbe Art ausgepumpt wird, wie oben die Luft. Wenn der Kolben der Luftpumpe hinaufgeht, so hebt er das durch die Ventile 9, 9 gedrungene Wasser in den Behälter R, von wo es durch die kreisförmige Oeffnung zum Theil unbenutzt abfließt und zum Theil zur Speisung des Kessels benutzt wird. Die Speisepumpe B saugt nämlich beim Hinaufgehen dieses warme Wasser an und preßt es beim Hinabgehen in den Windkessel P. Von da gelangt es durch die Speiseröhre F, F, F, F, F, F, F in den Raum d, e über dem Kessel. Aus diesem Raum geht das Wasser entweder durch die Röhre v v ins Freie oder durch die Oeffnung x in den Kessel; je nachdem der Wasserstand im Kessel zu hoch oder zu nieder ist. Steigt nämlich das Wasser in dem Kessel über die erforderliche Höhe, so geht der Schwimmer b, welcher sich an dem Hebel b c befindet auch in die Höhe. Das entgegengesetzte Ende c des Hebels wird also herabgedrückt. Das Ventil d geht alsdann gleichfalls herab und schließt die Oeffnung x. Dagegen öffnet sich das Ventil e und das Wasser kann durch v v abfließen. Hat dagegen durch die Verdampfung das Wasser im Kessel einen zu tiefen Stand erreicht, so sinkt der Schwimmer b und das

Ende e des Hebels steigt. Das Ventil bei x öffnet sich also und das bei e wird geschlossen. Das warme Wasser aus der Speisepumpe muß deßhalb in den Kessel zurückkommen und indem es wieder in Dampf verwandelt wird, seinen Kreislauf durch das Dampfrohr, in die Steuerung, den Dampfcylinder, Condensator, Luftpumpe, Speisepumpe und Speiseröhre aufs Neue beginnen. Das Wasser, welches den Condensator umgibt, wird durch die Pumpe Q Q wieder ersetzt und dadurch stets bei einer niedrigen Temperatur erhalten, daß die Pumpe noch einen Ueberschuß von Wasser herbeischafft, der ins Freie abfließt.

Die Veränderungen in der Stellung des Schiebers m m werden auf folgende Weise bewirkt. An der Achse des Schwungrades, welches den Mittelpunkt G hat, ist eine kreisförmige Scheibe befestigt, deren Mittelpunkt aber nicht in G sondern in U liegt. Um diese excentrische Scheibe liegt ein Ring, welcher mit Reibung sich auf ihr drehen läßt und einen Theil der Schubstange Y, Z, Z ausmacht. Wenn nun das Schwungrad sich dreht, so geht der Punkt U um G herum und die Schubstange wird deßhalb durch die excentrische Scheibe hin- und herbewegt. Sie hat ihre äußerste Entfernung links, wenn U links von G liegt und ihre äußerste Stellung rechts, wenn U rechts von G liegt. Bei Y hat diese Schubstange ein hackenförmiges Ende, welches in den Winkelhebel N N greift, der sich um seinen Scheitelpunkt drehen läßt. Dadurch geht das rechtsliegende Ende des horizontalen Theils von N N bald aufwärts, bald abwärts und bewirkt also mittelst der Stange u und der beiden Wulste die Verstellung oder Steuerung des Schiebers m m.

Der Regulator K K, welcher den gleichförmigen Gang der Dampfmaschine bedingt, beruht auf Folgendem: An der Achse des Schwungrades ist ein conisches gezähntes Rad z z befestigt, dessen Zähne in die des horizontalen conischen Rädchens t t greifen. Dadurch wird, wenn die Maschine im Gange ist, das letztere schnell umgedreht und mit ihm, die dazu senkrechte Stange, nebst den beiden Kugeln des Regulators K K. Diese Kugeln sind an einem Parallelogramme befestigt, welches vermöge seiner Gelenke verschiebbar ist und nur oben mit der Stange zusammengeschraubt ist. Je schneller nun die Umdrehung geschieht, desto weiter fliegen, vermöge der Schwungkraft, die beiden Kugeln auseinander und desto höher steigt also der Ring y, welcher sich an der vertikalen Stange verschieben läßt. Durch das Steigen von y wird der Winkelhebel y g h an dem obern Ende bei h links gedreht und die Stange h, h wird also ebenfalls links bewegt. Dadurch wird das Ende k des Winkelhebels h i k ebenfalls niedergedrückt, indem er sich um den festen Punkt i dreht. In dem Dampfrohr befindet sich nun eine Klappe, welche sich um einen, durch ihre Mitte gehenden Stift drehen läßt und durch das Niedergehen von k l eine solche Stellung erhält, daß sie den Durchgang des Dampfes erschwert. Die Maschine geht also langsamer, die Kugeln fliegen weniger auseinander, y geht herab und die Klappe öffnet sich wieder. Der Gang der Maschine wird also geregelt, indem sich die Schwungkraft der Kugeln, die ihren Ursprung in der des Dampfes hat, und der Dampf selbst gegenseitig bekämpfen.

Eine sehr sinnreiche Vorrichtung an der Dampfmaschine ist auch das Parallelogramm O O. Es hat den Zweck, die Kolbenstange S M in möglichst vertikaler Lage zu erhalten. Zu diesem Ende ist dieselbe nicht unmittelbar an dem Balancier, sondern an dem untern Theil des verschiebbaren Parallelograms befestigt. Wenn in der gegenwärtigen Stellung der Balancier herabgeht, so würde er die Kolbenstange durch einen Druck nach der linken Seite aus ihrer vertikalen Lage bringen; indem aber die um N' drehbare Stange N' N, an dem linken untern Ende befestigt ist und mit herabgeht, drückt sie das Parallelogram O O um ohngefähr ebensoviel rechts und es bleibt daher S M in vertikaler Stellung.

Der Kessel A A ist bald prismatisch, bald cylindrisch; zuweilen besteht er aber auch aus vielen miteinander verbundenen Röhren, damit die Folgen des möglichen Zerspringens weniger nachtheilig sind. In manchen Fällen gehen Röhren durch den cylindrischen Kessel, welche die erhitzte Luft hindurchleiten, wie dieß bei der nachher zu beschreibenden Locomotive der Fall ist. An dem Kessel A ist bei a eine kreisrunde conische Oeffnung angebracht, die durch ein mit Gewichten oder auf andere Weise beschwertes Ventil geschlossen ist. Beträgt der Druck dieses Ventils auf den Quadratzoll z. B. 30 Pfund und haben die Dämpfe eine Temperatur, bei welcher ihr Druck z. B. 31 Pfund auf den Quadratzoll beträgt, so heben sie das Ventil und entweichen durch das zur Seite befindliche Rohr. Die Dämpfe können deßhalb keine, dem Kessel gefährliche Spannung annehmen, so lange derselbe gehörig gefüllt ist und daher hat jenes Ventil den Namen Sicherheitsventil. Außer diesem Ventile sind an dem Kessel noch zwei Hahne angebracht, welche den richtigen Stand des Wassers im Kessel angeben, indem beim Oeffnen, der obere Hahn Dampf, der untere Wasser ausströmen muß.

Die Speisepumpe B ist so eingerichtet, daß man sie bald in Bewegung setzen kann bald nicht, je nachdem

man eine daran befindliche Schraube anzieht oder nachläßt; der Wasserstand im Kessel kann also durch sie zu jeder Zeit auf die rechte Höhe gebracht werden. An dem vordern Theil des Kessels ist außer den Hahnen gewöhnlich auch noch ein Barometer angebracht, welcher den Druck der Dämpfe angibt, damit der Heitzer weiß, ob er das Feuer verstärken muß oder nicht.

Wenn man an der oben beschriebenen Dampfmaschine den Dampf durch den mit 3, 4 bezeichneten Kanal ins Freie entweichen läßt und also an ihr keinen Condensator anbringt, so hat der Kolben M, wenn er von der einen Seite durch den Dampf bewegt wird, auf der andern den Druck der atmosphärischen Luft zu überwinden. Dieser beträgt auf 1 Quadratzoll gleichfalls 15 Pfunde und der Kolben M bewegt sich also mit einer, um diesen Gegendruck verminderten Kraft. Deßhalb läßt man den Condensator nur an den Maschinen weg, in welchen man den Druck des Dampfes auf wenigstens 40 Pfunde steigert, damit noch ein wirklicher Druck auf den Kolben von 25 Pfund bleibt. Solche Dampfmaschinen heißen Hochdruckmaschinen und haben aus obigen Ursachen eine viel einfachere Construction. Sie werden auch deßhalb und weil sie einen kleineren Raum einnehmen auf den Eisenbahnen vorzugsweise angewendet, und erhalten alsdann den Namen Locomotive.

Von dem Locomotiv gibt die Abbildung in Fig. 3 einen allgemeinen Begriff. Die Haupttheile desselben sind: 1.) Der Feuerraum A. 2.) Der ihn zum Theil umschließende Dampfkessel B, B, B, B. 3.) Der Dampfcylinder E, neben welchem noch ein ganz gleicher Dampfcylinder liegt, welchen man deßhalb nicht sehen kann. Ueber jedem dieser Cylinder befindet sich ein Dampfkasten F F mit der Steuerung. 4.) Zwei große und vier kleinere Räder. Von den erstern geht alle Bewegung aus. Sie sind auf einer Achse mit zwei Kurbeln festgemacht, welche durch Eisenstäbe mit den Kolbenstangen verbunden sind. 5.) Aus der gabelförmigen Vorrichtung l und der excentrischen Scheibe o, um sowohl den Schieber g in der Steuerung zu verstellen, als auch das Vor- und Rückwärtsfahren zu bewirken.

Der Feuerraum A ist oben und auf den vier vertikalen Seiten von dem mit Wasser gefüllten Theil des Dampfkessels eingeschlossen. Er erhält die nöthige Luft durch den Rost R und das Brennmaterial durch das Thürchen a. Die Flamme und die erhitzte Luft ziehen durch mehr als 100 horizantale Röhren b b, welche ganz vom Wasser des Kessels umgeben sind, in den Schornstein G H und geben ihre Wärme großentheils an den Kessel ab. Die Röhren müssen an beiden Enden sehr dicht in die gegenüberstehenden Wände des Kessels eingesetzt sein. Die mit B, B bezeichneten Theile des Kessels sind mit Wasser, die erhabenern Räume desselben, besonders C und D aber sind mit Dampf, von 60 bis 80 Pfund Druck auf den Quadratzoll angefüllt. Dieser Dampf geht durch einen Schieber S in die Röhre c, c, c, c und von da in den Dampfkasten F F. Aus diesem gelangen die Dämpfe in den Dampfcylinder E bald durch den Kanal f auf die linke Seite des Kolbens k, bald durch den Kanal d auf die rechte Seite desselben. Treten die Dämpfe bei f ein, so entweichen die von dem Kolben k rechts befindlichen Dämpfe durch den Kanal d in den Raum g unter dem Schieber und von da durch die Oeffnung e in das Rohr h, welches in das Kamin führt. Tritt aber der Dampf bei d ein, so wird der links von k befindliche Dampf durch den Kanal f nach g geleitet und entweicht von da durch e und h ins Kamin, weil alsdann der Schieber g so weit links geschoben ist, daß F mit d und f mit g in Verbindung steht. Durch das Hin- und Hergehen des Kolbens k und der Kolbenstange q q mit dem Eisenstab r wird die Kurbel s um die Achse x der mittlern großen Räder gedreht. Weil aber hier kein Schwungrad angebracht werden kann, und doch gerade dann, wenn der Kolben k wieder zurückzugehen anfängt, die Kurbel s in horizontaler Richtung mit der Kolbenstange ist, so würde der Kolben k an seiner Bewegung gehemmt werden, wenn der Kurbel nicht eine Bewegung ertheilt würde, vermöge deren sie ihre vorige Bewegung fortsetzt. Dieß geschieht vermöge einer zweiten Kurbel, welche mit der vorigen einen rechten Winkel bildet. Diese Kurbel wird durch die Kolbenstange des zweiten Dampfcylinders auf dieselbe Art in Bewegung gesetzt und trägt zum gleichförmigen Gang der Maschine bei, indem sie gerade dann am meisten wirkt, wenn die andere Kurbel die geringste Wirkung hat. Um diese zwei Dampfcylinder mit Dampf zu versehen, theilt sich das Dampfrohr c c c c an der knieförmigen Biegung in zwei Arme, die nach dem Dampfraum eines jeden Cylinders führen. Das Schieberventil g in dem Dampfraum F F wird durch die Stange p p, welche in m an dem Hebel m n befestigt ist, in Bewegung gesetzt. Dieser Hebel läßt sich um einen festen Punkt in seiner Mitte drehen und hat an den Enden m und n zwei hervorragende starke Zapfen. Bei der jetzigen Stellung der Doppelgabel l ist der Zapfen m von dem obern Scheitel derselben umschlossen. Läßt man aber die Doppelgabel mittelst der Stange u t herab, indem man den Hebel u u bei dem Handgriff u aufwärts dreht, so umschließt der untere Scheitel der Doppelgabel den

Zapfen n. Diese Doppelgabel ist durch die Stäbe w w mit dem Ring verbunden, welcher um die excentrische Scheibe z z liegt, deren Centrum in o ist, während das Centrum der Räderachse in x ist. Bei der gegenwärtigen Stellung des Schiebers g drückt der Dampf in E den Kolben k nach rechts. Die Kurbel s geht folglich auch noch weiter rechts und das mittlere Rad dreht sich also in der Richtung des Pfeils. Das Locomotiv bewegt sich dadurch Linkshin oder Vorwärts. Die excentrische Scheibe o, welche auf der Achse fest ist, dreht sich mit ihr herum und schiebt also die Stäbe w w ebenfalls links. Dadurch wird die Doppelgabel l und der Zapfen m, folglich auch die Stange p p und der Schieber g links bewegt. Dieser Schieber erhält dadurch bald eine solche Stellung, daß der Kanal d mit F und der Kanal f mit g in Verbindung gesetzt wird. Der Kolben k wird deßhalb sich nun wieder links zu bewegen anfangen. In demselben Augenblick muß die Kurbel s über die horizontale Stellung hinausgegangen sein, die sie rechts von x angenommen hatte. Indem nun die Kolbenstange q q r links bewegt wird, geht die Drehung des Rades nach derselben Richtung weiter, bis der Kolben auf der linken Seite am Ende seiner Bahn angekommen ist. Die Kurbel s steht dann links von x und die excentrische Scheibe o bringt die Doppelgabel und folglich den Schieber g wieder in die Stellung zurück, die er haben muß, damit der Dampf bei f einströmen kann u. s. w.

Um bald vor- bald rückwärts zu fahren, gibt es verschiedene Einrichtungen, welche nicht so einfach sind, als die Doppelgabel, aber alle auf demselben Gedanken beruhen; weßhalb es genügt die Wirkungsart derselben zu erklären. Will man z. B. bei der jetzigen Stellung von Kolben und Schieber oder bei irgend einer andern, rückwärts fahren, so läßt man mittelst des Hebels u u die Doppelgabel herab, so daß ihr unterer Scheitel den Zapfen n des Hebels m n umschließt. Dieser wird dadurch an seinem untern Ende rechts, folglich an seinem obern links gedreht. Die Schieberstange p p und der Schieber g gehen daher links und der Dampf tritt bei d auf der rechten Seite des Kolbens k ein. Schon vorher also, ehe die Kurbel s die horizontale Stellung, rechts von x, eingenommen hat, wird sie links bewegt und das Rad dadurch in einer, dem Pfeil entgegengesetzten Richtung gedreht. Da nun die Gabel mit dem untern Zapfen n in Berührung bleibt, so hat jede Drehung der excentrischen Scheibe o auf die Schiebstange p p den entgegengesetzten Erfolg, indem sie diese links bewegt, wenn die Stäbe w w folglich der Zapfen n rechts gehen und umgekehrt.

Hat das Locomotiv einen größern Widerstand zu überwinden oder soll es schneller fahren, so muß mehr Dampf durch das Rohr c c in den Cylinder treten, als wenn es langsamer sich bewegen soll. Deßhalb ist bei S eine Scheibe mit einer Oeffnung, welche durch die Stäbchen β β und die Stange Q Q mittelst des Handgriffs P, so von dem Locomotivführer gedreht werden kann, daß sie bald mehr, bald weniger Dampf durchläßt. Je mehr Dampf durch das Rohr h entweicht, desto heftiger wird der Zug in dem Kamin und desto lebhafter brennt das Feuer in dem Feuerraum A. Es entwickelt sich darum um so mehr Dampf, je mehr man braucht. Das Wasser in dem Kessel B wird durch Pumpen ersetzt, welche durch die Achse x bewegt werden und das Wasser aus dem Tender saugen und in den Dampfkessel pressen. Der Tender aber ist ein Wasserbehälter, der dem Locomotiv folgt und auch das nöthige Brennmaterial mitführt.

Die Oeffnung S des Dampfrohrs c c ist deßhalb so hoch über dem Wasserspiegel, damit das heftig aufwallende Wasser nicht in den Dampfcylinder kommt. Dennoch verdichten sich, besonders im Anfang, Dämpfe an den kalten Wänden des Cylinders. Das dadurch gebildete Wasser wird durch die Hahnen k und l abgelassen, welche von dem Standort des Locomotivführers aus geöffnet und geschlossen werden können. V, V sind Ventile, durch welche der Dampf bei zu heftiger Spannung ins Freie entweicht. Wenn die Maschine stille stehen soll, so senkt man die Doppelgabel so weit herab, daß ihre Scheitel weder in m noch in n eingreifen, und läßt den Dampf entweder ins Freie entweichen oder in den Tender zurückgehen, wo er das Wasser, welches zum Speisen des Kessels dient, im Voraus erwärmt.

Indem wir hoffen durch das Obige unsern jungen Lesern einen deutlichen Begriff von den Dampfmaschinen im Allgemeinen gegeben zu haben, glauben wir, daß sie in Zukunft bei Reisen auf der Eisenbahn oder auf dem Dampfschiff über die Einrichtung der Maschinen sich selbst Rechenschaft geben können und wo es nicht ganz der Fall sein sollte, ihren Zweck doch leicht durch einige Fragen erreichen werden. Denn auch bei den verschiedenartigsten Constructionen ist es leicht, den Dampfcylinder, die Steuerung, den Condensator u. s. w. zu erkennen. In der neuern Zeit wendet man häufig und zwar mit großem Vortheil, das Prinzip der Expansion des Dampfes an, das heißt, man schließt den Dampfcylinder von dem Kessel ab, wenn der Kolben erst die Hälfte, zwei Drittheile oder irgend einen Theil des Cylinders durchlaufen hat. Die Expansiv- oder Spannkraft des

Dampfes treibt ihn alsdann mit geringerer Kraft doch bis ans Ende seiner Bahn. Zu diesem Zwecke sind wieder besondere Vorrichtungen nöthig, welche das Abschließen des Dampfes und die Herstellung der Verbindungen bewirken. Die Maschine wird dadurch allerdings zusammengesetzter; aber sie kann alsdann auch mit einem viel geringern Aufwand an Brennmaterial dasselbe leisten und sogar, während sie schon völlig im Gange ist, bald mehr bald weniger angestrengt werden oder mit andern Worten, entweder mit der Kraft von 5 oder von 10, 15, 20 Pferden arbeiten. Dieß ist besonders nützlich bei den Locomotiven, welche bekanntlich eine größere Kraft haben müssen, um einen Wagenzug in Bewegung zu setzen, als um ihn darin zu erhalten. Indem man nun im Anfang den Kolben der ganzen Wirkung des Dampfes aussetzt, nachher aber den Dampf jedesmal absperrt, wenn der Kolben einen Theil seines Weges durchlaufen hat, erhält man jede beliebige Minderung der Kraft. Bei den Locomotiven von Mayer in Mühlhausen kann man diese Aenderung der Expansion im vollen Fahren vornehmen; welches gerade so viel heißt, als den Vorspann, wenn man ihn nicht mehr braucht, ohne Aufenthalt entfernen.

Die Wirkung der Dampfmaschinen ist hauptsächlich abhängig von der Spannkraft des Dampfes im Kessel, von der Kolbenfläche und von der Zahl der Hin- und Hergänge des Kolbens. Von denselben Umständen hängt auch die Menge des verbrauchten Dampfes und folglich die Größe der Heitzfläche des Kessels und des Kohlenverbrauchs ab. Bei Maschinen von hundert und mehr Pferdekräften rechnet man fünf Pfund Steinkohlen auf die Stunde für jede Pferdekraft, bei weniger mächtigen Maschinen aber das Doppelte und Dreifache. Unter einer Pferdekraft versteht man aber die Kraft, welche nöthig ist, um 33000 Pfund englisch in 1 Minute 1 Fuß hoch zu heben. Die größten der bis jetzt construirten Dampfmaschinen hatten die Kraft von ohngefähr eintausend Pferden. Es wird aber gegenwärtig zu Hayle in Cornwallis eine Maschine gebaut, welche alle andern an Größe bei weitem übertrifft und zum Ausschöpfen des Harlemer Sees in Holland bestimmt ist. Sie erhält zwei ineinanderstehende Cylinder, wovon der größere 144 Zoll im Durchmesser hat. Jede Kolbenstange ist 19 Fuß lang und 16 Zoll dick und man hofft damit in jeder Minute eine halbe Million Maaß Wasser aus dem See über die Dämme zu heben.

Der Brückenweg (Viadukt) bei Burtscheid in der Nähe von Aachen.

(Tafel 50.)

— — Nichts ist so schwer und scharf,
Das nicht die Arbeit unterwarf;
Nichts mag kaum sein so ungelegen,
Welches nicht die Arbeit bringt zu wegen;
Was die Faulheit halt für unmüglich,
Das überwind't die Arbeit füglich.
Die Arbeit hat die Berg' durchgraben
Und das Thal in die Höch erhaben,
Und die Ström' zwischen Dämm gebracht;
Hat Schiff' gebaut, das Meer zu zwingen,
Daß es die Leut' muß überbringen,
Und die Leut' über Flüss' muß tragen
Und sich mit Rudern lassen schlagen.
Daß es die Schiff' so geschwind muß führen
Als die Vögel der (die) Luft thut rühren.

So singt der biedere rheinländische Dichter Johann Fischart, in seinem „Glückhaften Schiff von Zürich," man möchte sagen fast in prophetischer Weise, schon im sechszehnten Jahrhundert. Allerdings hat die

EISENBAHN VIADUCT BEI BURTSCHEID

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landesbibliothek Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Phantasie des Dichters etwas prophetisches, sein Gedankenflug hebt sich leicht hinweg über äußere Hinderrisse und sieht sie vollendet vor seinem innern Auge. Die neuere Zeit aber mit der ungeahmten Benützung vorhandener Naturkräfte, bringt Werke zu Stande, die kaum die kühnste Phantasie sich ausdenken konnte. Wenn Fischart heute das Leben am Rheine und auf dem herrlichen deutschen Strome sähe, er würde es staunend betrachten.

Wir bewundern die großartigen Ueberreste von den Werken der alten Römer, die mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten aufgerichtet, Jahrtausende überdauern. Unsre Zeit aber führt nicht minder colossale Werke aus. Wir durchbohren Berge und lenken Straßen hindurch, wir bauen Brücken, die einen Berg mit dem andern verbinden. Da sind Werke, die wir allen alten Denkmälern aus der Römerzeit, allen kühnen Ritterburgen des Mittelalters frei an die Seite stellen dürfen. Und noch dazu können wir uns rühmen, daß wir solche Schöpfungen des Friedens für den Frieden errichten. Nicht mehr auf die Trennung von Mensch und Mensch, von Nation und Nation, wird zahlloser Hände Arbei verwendet, sondern zur Näherung und Einigung Aller im friedlichen Verkehre.

Die Buchdruckerkunst hat die Geister der Menschheit aus ihrer engen Abgeschiedenheit befreit; eine Aenderung in der Weltgeschichte ist dadurch hervorgegangen, die wir jetzt kaum mehr ermessen können. Die neuen Verbindungsmittel, die erleichterte Kommunikation bringt die Personen selber zusammen. Die Folgen dieser neuen Wendung im Weltverkehre können wir noch weit weniger ermessen, da wir erst im Anfange derselben stehen. Glücklich aber dürfen wir uns preisen, daß wir in den Anfang dieser Epoche gestellt sind, die das Reich des Friedens und der Liebe in der Menschheit immer fester und sicherer zu seinem Ziele führen wird. Aller Haß, alle Zwietracht, alles Vorurtheil zwischen einzelnen Menschen und zwischen Nationen hat seinen hauptsächlichsten Grund darin, daß man sich gegenseitig nicht kennt. Je weiter die gegenseitige Kenntniß und Erkenntniß fortschreiten wird, um so verbreiteter und nachhaltiger wird das friedliche Leben in einer Nation und zwischen den Nationen.

So manches Mißliche man daher auch an unserer Zeit erkennen mag, solche Gedanken müssen uns eine freudige, erhebende Genugthuung gewähren.

Solche Gedanken sind es auch, die in dem oft gerügten materiellen Charakter unserer Zeit uns auf das Geistige in derselben hinweisen können.

Wenn die Arbeiten unserer Zeit auch keine unmittelbar heiligen sind, so wird sie der Geist, der die Geschichte durchdringt, heiligen.

Alle die Tausende die an Eisenbahnen u. s. w. arbeiten, stehen wohl unmittelbar im Dienste der Vereine, die sich zu deren Erbauung gebildet haben, sie stehen aber auch im Dienste des allbeherrschenden Geistes, welcher der Geschichte der Menschheit neue Bahnen legt.

Zu den in ihrer Ausführung wie in ihren Folgen merkwürdigsten Eisenbahnen gehört die vor kurzem vollständig eröffnete von Köln nach Ostende. Von belgischer wie von deutscher Seite, wurde die Wichtigkeit dieses neuen Verbindungsweges, in Rücksicht auf Handel, Gewerbe und freundnachbarliche Gesinnungen in eindringlichen Worten hervorgehoben.

Auch in technischer Beziehung ist diese Eisenbahn eine der merkwürdigsten. Vorerst wegen des Königsdörfer Tunnels. Dieses ist das größte derartige Bauwerk auf dem Festlande. Es liegt 130 Fuß unter der Oberfläche des Berges, ist mit einer dreifachen Lage von Backsteinen gewölbt, 430 Ruthen lang, 26 rheinische Fuß hoch, und 24 rheinische Fuß breit. Man braucht wenigstens 20 Minuten, um den Tunnel zu durchgehen. Er wurde mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten vollendet. Auch der Nirmer Tunnel, in welchem die Eisenbahn einen Bogen beschreibt, und der obgleich kleiner, doch nicht minder merkwürdig ist, gewährt einen schauerlich großartigen Anblick. Hat man diese beiden Tunnels durchflogen, dann führt die Bahn durch zwei Erdeinschnitte. Bei dem Hause Rotheerde entfaltet sich dann von einem hohem Damme herab das herrliche Rundgemälde von Aachen, mit seinen reizenden Umgebungen. Die alte deutsche Kaiserstadt mit ihrem ehrwürdigen Dome in dem Thale rund von Bergen eingeschlossen, daneben das freundliche Burtscheid. Wiesen, Saatfelder Gärten, Teiche, Landgüter, wechseln freundlich miteinander ab. Nach jeder Seite hin eröffnet sich eine zauberische Aussicht, überall Fruchtbarkeit und Schönheit. Man rollt an der romantischen Frankenburg vorbei, in schwindelnder Höhe über den Viadukt des Wurmthales, den unser Bild veranschaulicht, zum Aachener Bahnhof hinein. Diese Bogenführung ist eine der bewunderungswürdigsten Bauwerke der neueren Zeit. Von einem Hügel bis zum andern führt dieser Brückenweg in einer Länge von

892 Fuß über das Thal, ist 26 Fuß breit und an der niedrigsten Stelle des Thales 70 Fuß hoch. Ein 4 Fuß hohes Geländer ist auf demselben angebracht, das eben sowohl zum Schutze als auch zur Schönheit dient. Sehr schön sind auch die in der Mitte des Weges angebrachten doppelten Bogenführungen, wo eine Bogenstellung auf der andern ruht. Im Ganzen wird der Brückenweg von 15 kleinen und 20 größeren Bogen getragen, und besonders hervorzuheben ist, daß hier die Schönheit mit der Nützlichkeit verbunden wurde, was leider bei vielen Bauwerken der neueren Zeit nicht der Fall ist. Entworfen wurde dieser Brückenweg von dem Oberingenieur der Rheinischen Eisenbahn Pickel, und unter dessen Oberleitung in den Jahren 1839 und 1840 vollendet durch den Bauführer Wittfeld.

Wir können die Betrachtung dieses Bauwerkes wiederum mit den schönen Worten Johann Fischarts schliessen, die auch als Inschrift zu demselben dienen könnten:

— — Standmuth und feste Hand
Das macht recht fliegen durch die Land,
Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel.

B. A.

Die Opfer neuer Werke.

In alten Zeiten ging oft die Sage, daß wenn ein Mann ein ungewöhnliches staunenerregendes Werk vollbrachte, er habe sich dafür dem Teufel verschrieben. Nicht nur bei Brücken u. s. w., ja sogar bei Kirchen findet sich die Sage. Auch wird bei manchen unvollendeten Werken erzählt, der Meister habe sich, erkennend, daß er es nicht vollbringen könne, selber von seinem Baue u. dgl. herabgestürzt und sich so den Tod gegeben. Dieses letztere, die Verzweiflung in der Ausführung eines großen Werkes, liegt tief in der Natur des Menschen. Ein Mann faßt einen großartigen Plan, eine höhere Begeisterung erfüllt ihn in dem Augenblicke, da er das Werk vor seinem innern Auge erschaut. Er geht an die Ausführung, sie ist mühsam und schwierig, vielerlei Stoff und vielerlei Menschensinn ist dabei zu bewältigen; der große einfache Gedanke zersplittert sich in tausend kleine langwierige Mühseligkeiten. Mitten in der Ausführung erfaßt ihn die Verzweiflung, das Mißtrauen in seine eigene Kraft, er glaubt, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei; zu dem Mißmuthe gesellt sich noch der Gedanke, daß das große Werk den Reiz der Neuheit und Ursprünglichkeit für ihn verloren. Und in dieser trübseligen aber ganz natürlichen Mißstimmung mag es oft gekommen sein, daß große Meister selbst Hand an ihr Leben legten und vom halb vollendeten Werke herab sich den Tod gaben. Diese Erscheinung erklärt sich also ganz natürlich. Wir können aber daraus entnehmen, wie das Mittelalter, das in allem Aussergewöhnlichen ein dämonisches Einwirken erblickte, hieraus die Sage bildete, daß ein großer Werkmeister plötzlich von dem Dämon der ihm half, in den Abgrund gestürzt wurde.

Auch die Sage, daß sich große Erfinder der schwarzen Kunst und dem Teufel hingegeben hatten, erklärt sich ganz einfach. Gewöhnlich sind es tiefsinnige einsame Naturen, fernab von der breiten Straße der Alltäglichkeit stehend, die einer neuen Zusammensetzung und Benützung der vorhandenen Kräfte, einer neuen Erfindung nachgehen. All ihr Dichten und Trachten richtet sich darauf, und die Sache wird bei ihnen gewissermaßen zur fixen Idee; was ihnen vorkömmt, betrachten sie nur in Beziehung auf ihre einzige Idee. So kommen sie den Leuten oft närrisch vor, sie sprechen Dinge und sehen in den alltäglichsten Sachen Eigenschaften, die den Anderen lächerlich erscheinen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wie bei der Ausführung eines begonnenen großen Werkes oft die Verzweiflung eintritt, wie ein starker Geist dazu gehört, um sich nicht irre machen zu lassen, sondern die Muthlosigkeit zu überwinden und das einmal Begonnene unverdrossen fortzuführen, bis die Begeisterung dafür und der Glaube an dessen Vollendung wiederkehrt — so gehört ein gesunder sich selbst beherrschender Geist dazu, daß der, welcher einer Erfindung nachgeht, nicht in Wahnsinn verfalle. Das, was er im Sinne hegt, muß gewissermaßen eine fixe Idee bei ihm sein, er muß so zu sagen einseitig sein, sonst kömmt er nie zu seinem Endziele; aber er muß sich wohl hüten, daß sein ganzes geistiges Dasein nicht von der fixen Idee zugedeckt wird und er in Irrsinn verfällt.

Oft mußten sich freilich Viele, welche Erfindungen nachspürten, Thoren schelten lassen, wie sich dieß ja auch viele Dichter und Denker und fromme Gläubige, die nur dem höheren Berufe in ihnen folgten, gefallen lassen mußten.

Es gehört aber eine große Stärke dazu, daß wenn ein Mensch seine ganze Lebenskraft an einen einzigen Gedanken geknüpft und er am Ende sieht, wie er einem Wahne nachgejagt — daß er dann noch rüstig und gesund bleibe.

Wir finden in den Irrenhäusern viele Menschen, die allerlei Geheimmittel zu besitzen und Erfindungen gemacht zu haben vorgeben. Diese sind die Opfer des nimmer rastenden menschlichen Geistes, und es ist wohl möglich, daß stärkere in sich festere Naturen das finden, wonach ihr Geist gerungen hat und unterlegen ist.

Ich will an diese allgemeinen Betrachtungen, die auf Vieles eine Anwendung finden, noch die Geschichte eines Mannes anknüpfen, der ein trauriges Opfer des Strebens nach Erfindungen war.

Wer die Schifffahrt auf den Strömen beobachtet hat, wird gewiß schon oft mit Bedauern bemerkt haben, wie jämmerlich und mühselig die Schiffe stromaufwärts gezogen werden müssen. Pferde, die auf dem sogenannten Leinpfade am Ufer gehen und an ein Seil gebunden sind, das über den Mastbaum und an das Hintertheil des Schiffes geknüpft ist, ziehen das Fahrzeug gegen den Strom. Die Pferde, die fast nur immer in schiefer Richtung gehen können, übertreten sich dabei fast mit jedem Schritte, und müssen bald durch das seichte Wasser bald den Leinpfad entlang. An Städten und Häfen aber, wo kein Leinpfad angebracht werden kann, müssen Menschen die Schiffe „zu Berg" (wie man das Fahren gegen den Strom nennt) ziehen.

Vor wenigen Jahren nun sah man am Rheine eine Maschine, die diesem letzteren Uebelstande besonders abhelfen sollte. Die Maschine war ungefähr folgendermaßen. Es war ein Schiff, das einen zweiten beweglichen Boden hatte, wie man solchen als Thüren zum Zusammenklappen an allerlei Hausrath hat. In diesem beweglichen Boden waren Löcher angebracht, in welche ein Kammrad eingriff, das ein großes Schwungrad in Bewegung setzte und so das Schiff forttrieb. Um nun den Boden zu bewegen, wurden Pferde an einen hinten angebrachten Balken gespannt; sobald die Pferde anzogen, lief ihnen der Boden unter den Füßen weg und bewegte so das Kammrad u. s. w.

Der Erfinder dieser Maschine hatte seine beßte innere und äussere Kraft daran gesetzt. Er ließ sich durch keinerlei Spott der Uferbewohner, durch keine oft mißlungenen Versuche abschrecken. Die Pferde, denen der Boden unter den Füßen verschwand, stürzten oft nieder und zogen trotz Schreiens und Knallens nur ein paarmal an. Dann stand die Maschine still und die ganze versammelte Menge lachte. Der Erfinder suchte nun Aenderungen und Verbesserungen zu machen, aber Alles mißlang. Verzweifelt ging er nun umher, ihm selber war der höhere Boden seines Daseins unter den Füßen weggerückt, und eines Morgens fand man ihn in einem nahen Wäldchen — er hatte sich an einem Baume erhenkt.

Wäre das in früheren Jahrhunderten geschehen, es hätten sich allerlei Sagen an dieß Ereigniß geknüpft. Nun aber können wir den Mann nur aufrichtig bemitleiden, der nicht die Kraft hatte, über ein verfehltes Streben hinweg sein Leben zu retten.

Es kann wohl sein, daß in Zukunft ein Anderer das von dem Unglücklichen Angestrebte erringt, wenn nicht die Schleppdampfschiffe jede auf andere Kraft gebaute Erfindung überflüssig machen.

Zu denjenigen Männern die ebenfalls Opfer neuer Erfindungen waren gehört Salomon de Kaus, den man nach den neuerlich aufgefundenen Nachrichten zuerst für einen Franzosen, dann für einen Deutschen hielt. Jetzt ergibt sich am wahrscheinlichsten, daß er ein Holländer war. Ein Brief von Marion de Lorme im Februar 1641 enthält darüber, daß sie den Lord Worcester begleitete: „Wir gingen über den Hof des Tollhauses und ich, mehr todt als lebendig vor Angst, drängte mich fest an meinen Begleiter, als hinter ein Paar ungeheuren Eisenstäben ein schauderhaftes Gesicht erschien und eine rauhe Stimme ausrief: „Ich bin nicht toll, ich bin nicht toll; ich habe eine Entdeckung gemacht, die das Land, die sie annähme, bereichern würde." „Was hat er denn entdeckt?" fragte

ich unsern Führer. „O," antwortete dieser und zuckte die Achseln, „nichts von Bedeutung, Sie würden es in ihrem Leben nicht errathen: Den Gebrauch vom Dampfe des kochenden Wassers." Ich lachte. „Der Mann," fuhr der Schließer fort, „heißt Salomon de Kaus; er kam vor vier Jahren aus der Normandie, um dem Könige einen Bericht über die wunderbaren Wirkungen vorzulegen, die seine Erfindung haben könne. Ihm nach, sollte man meinen, es ließe sich mit Dampf Schiffe lenken und Wagen in Bewegung setzen; es gibt, mit einem Worte, kein Wunder, das dadurch seiner Behauptung zufolge nicht hervorgebracht werden könnte. Der Kardinal schickte den Tollhäusler fort, ohne ihn anzuhören. Salomon de Kaus aber ließ sich nicht abschrecken, sondern folgte dem Kardinal mit unermüdeter Halsstarrigkeit auf jedem Tritte und Schritte, bis dieser, verdrießlich, ihm überall zu begegnen und von seiner Tollheit zum Sterben gelangweilt, den Befehl gab, ihn in Bicetre einzusperren, wo er nun seit drei und einem halben Jahre ist, und, wie Sie eben gehört haben, allen Fremden zuruft, er sei nicht toll, sondern habe eine kostbare Entdeckung gemacht. Er hat sogar ein Buch über die Sache geschrieben, das ich selbst besitze." Lord Worcester, der von alledem kein Wort verloren, versank in tiefes Nachdenken, forderte dann das Buch, las etliche Seiten und sagte: „Der Mann ist nicht toll, bei mir zu Lande wäre er, statt eingesperrt zu werden, belohnt worden; laßt mich zu ihm; es würde mir lieb sein, ihn über Dies und Jenes zu befragen." Er wurde also in die Zelle geführt, kam aber nach einiger Zeit traurig und gedankenvoll zurück. „Jetzt ist er allerdings toll," sagte er; „Unglück und Gefangenschaft haben ihn seiner Vernunft beraubt, aber seine Tollheit habt Ihr zu verantworten; als Ihr ihn in jene Zelle warfet, habt Ihr das größte Genie seiner Zeit eingesperrt." —

Fast ähnlich wird von Johann Hitch, Uhrmacher in Philadelphia erzählt, der ebenfalls den Dampf als bewegende Kraft zuerst gefunden, und bei einem Schiffe angewendet haben soll. Seine ersten Versuche scheiterten an der Unvollkommenheit der Maschinen. Er verließ Philadelphia und man weiß nicht, wo er gestorben und begraben ist. In einem Werke, das er hinterließ, wünscht er sich, sein Grab an den Ufern des Ohio zu finden; „damit der Gesang der Bootsleute die Stille seines Ruheplätzchens beleben, und die Musik der Dampfmaschine seinem Geiste Frieden geben möchte."

B. A.

Wie das Christkindlein in Böhmen erscheint *).

Am Vorabend der Christnacht belebt sich die Phantasie der Kinder mit einem lieben, frommen Bilde vom Christuskindlein und dessen Wirken. Man sagt, es komme da alljährlich mit den ersten Dämmerungen der heiligen Nacht Christus als verklärtes Kindlein durch die Luft, sitzend in einem kleinen, goldenen Wagen, gezogen von zwei weißen, muthigen Pferdlein. Fromme Sonntagskinder oder auch vorzüglich begnadigte und gute seien so glücklich, die Erscheinung zu sehen. Die Milde des kleinen verklärten Christus soll unbeschreiblich sein. Die Pferdlein über jede Vorstellung edel gebaut, sollen verständig sein wie Menschen, und so lieblich mit einander plaudern während ihres Trabes durch die Luft, daß

*) Wir entnehmen diese Schilderung nebst der obigen Sage dem trefflichen Buche „Aus dem Böhmerwalde von Joseph Rank" worin Leben und Denkweise dieser deutschen Grenzbewohner anschaulich und mit frischen Farben dargelegt ist.

man lange darnach, wenn man so glücklich war, sie reden zu hören, die schönste Musik vor irdischer Rauheit nicht anhören kann. Die Zähne der Pferdlein beschreibt man wie von schönsten Elfenbein geformt. Das wunderbare Gebiß sei aus dem feinsten Gold, die Zügel zwei Sonnenstrahlen, die Hufe mit Kronengold beschlagen, deren Auftreten, wie das Bewegen der Wagenräder harmonisch klingend die dadurch geweihten Lufttheilchen zermalme. Im Wagen befänden sich Aepfel, Birnen, Nüsse, Feigen, Mandeln, Rosinen u. s. w. nebst dem besten bekannten Gebäck. Diese unschätzbaren Sachen seien für gute Kinder als Geschenke in kommender Christmitternacht bestimmt, wo Himmel und Erde des Christuskindleins Geburtsandenken feiern. Aber auch Ruthen, Erbsen, Schwarzbrod u. s. w. enthalte der Wagen für unfolgsame, schlimme Kinder. Und so komme denn der kindliche Heiland schon in den ersten Dämmerungen der heiligen Nacht, um sich anzukündigen bei guten und schlimmen Kindern. Deßhalb muß um diese Stunde Alles ruhig und andächtig sein im Haus, wo möglich versammelt in der Stube; die Kinder aber, gekleidet wie am wichtigsten Festtage, müssen ihre Gebete so viel sie auswendig wissen, laut hersagen, knieend, wenn sie erwachsener, auf dem Elternschooße sitzend, wenn sie noch klein und zart sind.

Bei Annäherung des Christkindleins, belehrt man die gläubigen Kleinen, entfliehen alle bösen Dinge aus dem Hause, in welchem Winkel oder Gegenstande sie verborgen sein mögen, daher, wenn Alles still und andächtig horcht, man Tische und Kästen leise schnalzen, das Licht knistern hört und wanken sieht, als ob ein Luftzug die ausgestoßenen bösen Geister durch alle Oeffnungen und Spalten des Hauses wehe; die Fenster laufen leicht an, und ein wunderbares Summen, Rauschen, Singen und Klingen wird Begnadigten hörbar, das sich so lange verstärkt, bis es Alle hören können, wo es endlich zum Ton einer kleinen Glocke geworden. Dieser Schall deutet an, das Christkindlein steige aus dem goldenen Wagen, lasse die Pferdlein rasten, und wolle den Kindern andeuten, welche Geschenke es die Nacht austheilen werde.

Empfang und Gastfreundschaft.

Die Gebräuche der Gastfreundschaft haben sich in verschiedenen Ländern so verschiedenartig ausgebildet, daß es nicht ohne Interesse ist, die verschiedenen Formen derselben genauer ins Auge zu fassen.

Der gewandte und muthige Reisende Wilhelm Schimper, welcher sich seit mehreren Jahren in dem noch wenig bereisten Abyssinien aufhält, hat uns in dieser Hinsicht einen sehr interessanten Beitrag gegeben, welchen wir hier mittheilen.

Schimper wollte nämlich, als die Eingeborenen, welche er zu naturwissenschaftlichen Zwecken zur Begleitung zu nehmen pflegt, durch die zurückgelegte Tagereise ermüdet waren, in dem großen abyssinischen Dorfe Schomaroa sein Nachtquartier nehmen. Er ließ hier durch den Soldaten, welchen ihm ein Fürst des Landes Namens Ubié als Dollmetscher und Urkundsperson mitgegeben hatte, alles Nöthige für sich und die Seinigen requiriren. Die Ortsvorsteher bewilligten ohne Umstände das Verlangte und führten ihn in eigener Person zu einer Häusergruppe. Sobald die Bewohner derselben seine Absicht merkten, setzten sie sich gegen seine Begleiter zur Wehre. Da dieses in der Regel Anfangs der Fall ist, achtete er nicht darauf, sondern trat unbefangen in den Hofraum ein, ließ sich von den Weibern des zan-

kenden Hausherrn einen Stuhl bringen, setzte sich nieder und rauchte ruhig eine Pfeife abyssinischen Tabaks. Diese Ruhe mochte seinem Wirth als ein Zeichen seiner Bedeutungslosigkeit oder seiner Furcht erscheinen; denn er näherte sich dem Reisenden und wollte dessen Mantelzipfel an sein Kleid knüpfen, ein Gebrauch, der nur unter Personen gleichen Standes geübt wird und durch den man andeutet, daß noch eine unentschiedene Streitsache auszumachen sei. Sobald Schimper über das Vorhaben des Mannes im Klaren war, ergriff er ihn und schleuderte ihn weg. Diese wortlose Erklärung machte sogleich allem Streit ein Ende. So wie der Hausherr sich von seiner Ueberraschung ein wenig erholt hatte, wies er dem Gaste mit vieler Bereitwilligkeit eines seiner Häuser an und traf in eigener Person alle Anstalten zu dessen Bewirthung, während die Ortsvorsteher das Nöthige für die Leute desselben aus andern Häusern beischafften. Schimper bat sich nun von seinem höflich gewordenen Hausherrn die Ehre aus, das Abendbrod mit ihm zu theilen, was er mit Bescheidenheit annahm. Bei diesem Essen erwies er mir, erzählt der Naturforscher, die größte Ehre, welche der Abyssinier einem Gast erweisen kann. Er tauchte nämlich gutes weißes Brod in das Gemüse ein, rollte es zusammen und gab es mir mit einer gewissen Grazie in die Hand oder steckte es mir selbst in den Mund. Dann brockte er Brod in's Gemüse, knetete die ganze Masse mit den Händen bei ausgespreizten Fingern durch einander, rieb sie dann zwischen den Händen zu länglichen Stücken, steckte sie mir in den Mund und stopfte mich damit wie man in Deutschland die Gänse stopft. Man nennt die so bereitete und dargebotene Speise in Abissinien Fit-Fit. Man muß schon einige Zeit in dem Lande gelebt haben, um dieses Fit-Fit erträglich zu finden. Gewohnheit und Hunger erleichtern die Sache.

Reisegefahren.

Macgoran, ein in Ostindien wohnender Irländer konnte dem Wunsche nicht widerstehen, einmal die fast unbewohnten Wildnisse jener Gegend, wo es von wilden Thieren wimmelt, zu besuchen, um dort seine Jagdlust zu befriedigen. Er gelangte bei einbrechender Nacht an einige Hütten, in welchen Eingeborene lebten, die sich fast ausschließlich mit dem Fange von Tigern und Panthern beschäftigen. Sie graben zu diesem Zwecke an vielen Stellen tiefe Gruben, die sie mit Zweigen bedecken, so daß die Thiere hineinfallen, wenn sie darüber gehen wollen. Macgoran übernachtete bei diesen rauhen, muthigen und gegen jede Gefahr abgehärteten Menschen. In der Nacht erwachte er und glaubte draußen mehrere Leute sprechen zu hören. Er schlich sich so nahe wie möglich herbei und hörte nun, daß von einer Tödtung die Rede sei. Man beschloß, mit vergifteten Pfeilen zu schießen und im Nothfalle Messer zu gebrauchen. Da die Leute diese Messer nicht bei sich hatten, eilten sie fort, um sie zu holen. Dies benützte Macgoran, um der schrecklichen Gefahr zu entrinnen. Er nahm seine Flinte, verließ das Haus und schlug die Richtung nach einem Flusse ein, auf welchem seine Diener, die ein Boot bei sich hatten, ihn erwarteten. Der Mond schien hell und ringsherum ertönte das Gebrüll des gefährlichen Wildes. Macgoran eilte unbesorgt weiter, um den Räubern zu entrinnen, als er mit einem Male ein Geräusch in der Nähe bemerkte und in dem Gebüsche, woher es kam, in die funkelnden Augen eines lauernden Tigers sah. Es ist bekannt, daß der Tiger nicht wie der Wolf seine Beute laufend

verfolgt, sondern wie die Katzen und alle katzenartigen Raubthiere sie im Versteck erwartet und mit einem unvermutheten Sprunge überfällt, oder auch fast auf dem Bauche herankriecht und dann mit einem oder einigen Sätzen das Opfer seiner Blutgier zu erreichen sucht. Macgoran hatte jeden Augenblick das schrecklichste zu erwarten. Das Mondlicht blendete ihn und er wollte einige Schritte seitwärts gehen, um einen Schuß zu versuchen, als er mit einem Male stürzte und versank. Er war in eine Grube gefallen, über welche der Tiger, der ihn fassen wollte, in demselben Augenblicke hinwegsprang. Sobald er sich von dem Falle etwas erholt hatte, sah er empor und erblickte den Tiger, der oben am Rande der Grube lag und ihn gleichsam bewachte. Kaum hatte sich das Auge des Unglücklichen an das Dunkel der Grube gewöhnt, so erblickte er eine Schlange, welche hinaufzukriechen versuchte, und als ihr dies nicht gelang, sich gerade aufrichtete, dann mit dem Kopfe gegen den Irländer zuckte und grimmig ihre Zähne in dessen Jagdtasche drückte. Dieser glückliche Zufall gab dem Erschreckten Zeit, sein Jagdmesser zu ziehen und ihr so tiefe Wunden beizubringen, daß sie sich zischend und geifernd zu seinen Füßen wand. Der Tiger, welcher das Blut fließen sah, wurde nun noch gieriger und ließ den Unglücklichen vermuthen, daß er im Begriff sei, in die Höhle hinabzuspringen. Die Flinte des Jägers war oben auf dem Reisig stecken geblieben, als dieser herunterstürzte, und er erwartete deshalb mit gezogenem Waidmesser das Ende seines Lebens, das er wenigstens theuer verkaufen wollte, als mit einem Male der Tiger einen gräßlichen Schrei ausstieß und sich sterbend auf dem Boden wälzte. Er war von mehreren vergifteten Pfeilen getroffen worden. Zu demselben Augenblicke erschienen die oben erwähnten Hüttenbewohner, welche den Irländer aus der Grube zogen und sich nach der Ursache seiner Flucht erkundigten. Da löste sich nun beiden das Räthsel. Die Leute hatten nicht von seiner Ermordung, sondern von der Erlegung des Tigers gesprochen, der sich seit einiger Zeit des Abends in der Nähe jener Grube gezeigt hatte, diesmal aber wegen des darein gefallenen Menschen dort verweilte und ihnen so zu Schusse gekommen war.

Derselbe Irländer erzählt von einem Augenzeugen eine andere Begebenheit, welche uns eine von Manchen bestrittene Eigenthümlichkeit des nämlichen Raubthieres bestätigt. Ein Engländer ging nämlich mit seinem Führer, einem Hindu, durch ein Dickicht und gewahrte plötzlich in einer Entfernung von wenigen Schritten einen Tiger, der einer eben erlegten Antilope das noch dampfende Blut aussog. Er gesteht, daß es ihm unheimlich zu Muthe wurde, als der Tiger den Kopf aufrichtete und knurrend ihm den blutigen Rachen zeigte. Gleichwohl ermannte er sich und wollte, um dem fürchterlichen Angriffe zuvorzukommen, eben sein Gewehr anlegen, als der Hindu ihm eifrig abwinkte, das Thier starr und unverwandt anschaute und ihm allmählig näher trat. Der Engländer meinte, der Mensch habe die Besinnung verloren, gleich jenen Vögeln, welche beim Anblicke gefährlicher Schlangen vor Schrecken erstarren; wie erstaunte er aber, als das Raubthier die Klauen aus seiner Beute zurückzog, sich zusammenkauerte und sich mit verdrießlichem Knurren scheu auf die Seite schlich. Man hat ähnlicher Thatsachen wegen dem menschlichen Blicke eine Zauberkraft über diese grimmigen Thiere zugeschrieben. Natürlicher mag sich die Sache durch den aufrechten Gang des Menschen erklären lassen, welcher wohl auf den Tiger den Eindruck eines weit größeren, nicht aufrechten Körpers machen kann und nur dann verdrängt werden mag, wenn sich der Mensch von dem Raubthiere entfernt und Flucht verräth.

Kleine Geschichten aus dem Leben.

Erzählt von

Berthold Auerbach.

Das Modell.

„Das gibt ein schönes Bild," sagte Albrecht zu seinem Freunde, dem Maler Heinrich.

„Es ist erst untermalt" erwiederte dieser. „Aber ich sehe es schon lebendig vor mir," sagte der erste, „das ist eine Wachtstube, etwa aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges; da sitzen die drei alten Haudegen um das Licht mit dem großen Putzen und spielen Landsknecht. Das ist zusammengelaufenes Volk, kräftig, derb; Rauch erfüllt die Stube, ich höre den Fluch aus dem Gesichte des einen heraus, der hat schlechte Karten, ich sehe das vergnügte Lächeln des zweiten, und der dritte ist ganz phlegmatisch, er läßt seine beiden Kameraden fluchen und lachen und zündet sich in aller Gemüthsruhe seinen Stummel wieder an. Dort an dem geöffneten Fenster steht eine stramme feste Gestalt, ein „junges Blut." Bläuliches Licht dringt herein, es scheint Tag zu werden, und der Jüngling sehnt sich nach Thaten oder nach sonst etwas, nach der Heimath oder seiner Geliebten. Ich meine, ich könnte einem Jeden aus der saubern Gesellschaft seine Lebensgeschichte erzählen." „Das ist viel gewagt," erwiederte der Maler aufstehend, „zu dem jungen Sausebraus mit der schmachtenden Stellung sollst du mir Modell stehen, dann kannst du dir deine eigene Geschichte erzählen. Zu dem, der seinen Stummel anzündet, brauche ich aber noch ein Modell und weiß nicht wo ich es auftreiben soll."

„So komm', es ist ohnedieß Abend, du hast kein gutes Licht mehr, wir wollen auf die Modelljagd ausgehen."

Der Maler putzte die Palette und die beiden Freunde gingen weg.

In der volkreichen Straße schauten sie jedem scharf ins Gesicht, und mancher Taglöhner griff nach seiner Mütze, denn wenn man die Leute scharf betrachtet, grüßen Viele aus Verlegenheit.

Endlich begegneten sie einer alten Frau mit einem verwitterten Gesichte, die Holz auf dem Kopfe trug.

„Diese könnt' ich brauchen," sagte der Maler, „mit zwei Zügen wollte ich ihr Gesicht zu dem eines alten Mannes umwandeln."

Sie gingen nun der Frau nach bis vor ihr Haus, dort brachte der Maler seinen Wunsch vor und versprach eine gute Belohnung. Die Frau aber meinte man verspotte sie wegen ihres Alters, schimpfte tüchtig und schlug den beiden die Thüre vor der Nase zu. „Das gebe schon wieder ein Bild," sagte Albrecht, „ich würde es: der Maler und sein Modell nennen. Das könnte recht komisch werden, die Alte und wir beiden — versuch's einmal."

„Nein, das ginge nicht. Ich liebe es überhaupt nicht, wenn in den Bildern wieder das Künstlerleben abkonterfeit wird; gerade wie es mißlich ist, wenn in einem Buche wieder von Büchern die Rede ist, wenn in einem Theaterstücke wieder von Theater und Schauspielern gehandelt wird. Die Kunst soll das unmittelbare Leben darstellen mit dem höheren Hauche der Schönheit, aber nicht wieder ein Kunst- ich möchte sagen, ein künstliches Leben."

„Ich wollte dich schon fragen," begann Albrecht wieder, „warum malst du nicht Soldaten aus unserer Zeit? in unserm Costüm? da könntest du in unserer Garnison auswählen."

„Die Landwehr ist ein recht schönes Institut, aber nicht für den Künstler," erwiederte Heinrich, „das sind lauter junge sogenannte Milchsuppengesichter, da kann ich nichts Charakteristisches herausbringen. Ich muß wie du gesagt hast, Menschen haben, denen man eine Lebensgeschichte nacherzählen kann. Diese jungen Leute haben aber noch nichts erlebt. Und unsere Uniform? Da ist Alles zu knapp, da läßt sich keine rechte freie Bewegung darin darstellen."

„Es kann zu eigenthümlichen Betrachtungen führen," begann Albrecht wieder, „wenn man bedenkt, wie verschieden die Gedanken der Menschen sind, die hier neben einander auf der Straße gehen. Es wäre ein Stück Allwissenheit, wenn man sich in die Seelenthätigkeit Aller versetzen könnte. Freilich, bei Vielen erfährt man auch blutwenig, denn Viele machen sich's bequem und denken eben gar nichts. Wer kann aber vermuthen, welche Absichten wir jetzt auf unseren Streifereien haben? Da muß ich dir eine Geschichte erzählen, die ganz genau zeigt, wie sich gar nicht ermessen läßt, was ein Mensch neben uns im Schilde führt. Einer meiner Bekannten hatte das Unglück zu stottern, so daß er fast kein Wort ohne Krümmungen und Verzerrungen seines Körpers und allerlei Wiederholungen hervorbringen konnte. Mit einer fast unglaublichen Energie heilte er sich selber von diesem Uebel, und zwar rein auf geistigem Wege, denn das Stottern hängt, wie sich erwiesen hat, durchaus von keinem körperlichen Fehler ab. Der Stotterer machte sich nun einen bestimmten Rhythmus, ein bestimmtes Gesetz und einen Singsang, in welchem er fortan Alles sprach. Oft wurde er von den Leuten hierüber ausgelacht und verspottet, aber er hielt streng an seinem Verfahren und brachte es endlich dahin, daß er fast so geläufig sprechen konnte wie andere Menschen. Nun sagte er sich: im gewöhnlichen Leben ist das leicht, wie wird dir's aber bei einer Aufregung oder in einer Verlegenheit gehen, wo du rasch sprechen mußt? da wirst du aus dem Conzept kommen. — Er nahm sich daher vor, sich auf die Probe zu stellen. Er war gerade in Frankfurt am Main und stellte sich Mittags um 12 Uhr in die Gegend der Börse. Ein Mann kam eilig daher geschritten. „Bei diesem mußt du's probiren," sagte sich der Stotterer. Er trat ihm daher in den Weg und fragte: „Können Sie mir nicht sagen, wo die Stadtbibliothek (er hatte sich absichtlich dieß harte Wort gewählt) ist?" „Nein, dort" erwiederte der Eilige davon gehend. Der Stotterer lief ihm aber nach, vertrat ihm wieder den Weg und sagte: „Können Sie mir es nicht genauer bezeichnen?" „Nein, gehen Sie zum Henker, ich habe Eile." Und abermals stellte sich der Stotterer vor den Eiligen. Da fing dieser an tüchtig zu schimpfen, in aller Hast erwiederte jener, und als es endlich genug war, ging er davon, ganz glückselig, er hatte erreicht was er wollte und hatte sich genugsam erprobt. Konnte nun der Eilige im Entferntesten vermuthen, was der grobe Mensch mit ihm vor hatte? Siehst du, auch wir —"

„Halt" rief der Maler „da ist mein Mann, siehst du den dort, der auf einem Beine hinkt? meint man nicht, seine Oberlippe sehnt sich nach dem verlorenen Schnurrbart und hat sich scheu zurückgezogen, und das confiszirte Gesicht wie glaub' ich Schiller sagt. Wir wollen ihm nach."

Der Mann ging nicht weit, er stellte sich unter das Thor eines nahen Gasthofes, er war ein Lohnbedienter und stand auch mit seinem Gesichte gerne zu Diensten.

Albrecht versprach, andern Tages ebenfalls der Sitzung beizuwohnen.

Ein alterthümlicher Krug mit Bier gefüllt und zwei Stengelgläser standen andern Mittags auf dem Tische im Atelier des Künstlers als Albrecht eintrat. Bald nach ihm kam auch der Lohnbediente, er hatte seinen Sonntagsrock an und trug ein Ehrenzeichen.

Nach einigen einleitenden Gesprächen setzte er sich. Der Maler gab ihm ein Papierchen in die Hand und zeigte ihm wie er es als Fidibus halten solle. „Jetzt machen Sie's nur wieder frei, ganz bequem. Albrecht, es gibt Viele, die ein Modell in die Position hineinzwängen, das ist falsch, denn das gibt keine freie, sondern eine gezwungene Haltung."

„Das kann auch als Erziehungslehre gelten," bemerkte Albrecht, „man soll dem zu Erziehenden die Lehre und Weisung geben, ihn dann aber frei und selbständig sich darnach richten lassen. Kann ja Niemand einem Andern eine Mütze oder einen Hut bequem und paßlich aufsetzen, er muß selber daran zurecht rücken."

„Immer Philosoph," erwiederte Heinrich und fuhr gegen das Modell fort: „Sie haben wohl viel erlebt, Herr — wie heißen Sie?"

„Fischer. Freilich hab ich viel erlebt, es hätten ein Dutzend Menschen genug daran. Ich war auch beim besten Lehr- und Sprachmeister."

„Wie so?"

„Bei Napoleon, bei dem hab' ich französisch, italienisch und spanisch gelernt, das kann ich jetzt sehr gut brauchen, davon leb' ich. Wenn er uns nur nicht auch hätt' russisch lehren wollen."

„Wo hat's Ihnen am beßten gefallen Herr Fischer?"

„In Spanien. Wenn mir das Glück gewollt hätt', wär' ich jetzt ein reicher Mann und ließ' ich mich in den Städten herumführen, statt daß ich jetzt Andere herumführe. Ich reit' nach der Schlacht in mein Quartier, da seh' ich ein wunderschönes Pferd, einen arabischen Hengst los und ledig, Sattelzeug hat er auf, man kann nichts schöneres sehen, alles mit Silber ausgelegt, und zwei Schabraken mit Pistolen und einen Mantelsack, da war gewiß Gold genug daran. Ich reit' ein wenig neben hinaus und krieg' das Pferd richtig am Zaum. Ich denk', das ist gute Prise, und laß es neben

herlaufen. Kaum reit' ich fünf Schritt, es ist in einem engen Waldweg, da kömmt ein Marketenderwagen. Ich kann nicht mit zwei Pferden neben her reiten und sprech mit der Marketenderin, halte den Prisengaul lang am Zaum und lass' ihn auf der andern Seite laufen, da fällt noch ein Schuß, mein Araber wiehert, reißt aus und davon ist er, fort. Was sagen Sie nun zu so einem malheur?"

„Schade."

„Es ist doch ein schönes Leben um den Krieg, wie Vieles erfährt man da. Alles ändert sich rascher, ungewöhnlicher," sagte Albrecht, „wenn's nur auch einmal wieder los ginge."

„Wünschen Sie sich keinen Krieg lieber junger Herr, seien Sie froh, daß es Friede ist. Im Krieg verwildern die Menschen und werden wahrhaft wie das liebe Vieh. Ich bin gewiß keiner von den Weichherzigen, aber es ist mir doch oft gerad gewesen, wie wenn gar kein Gefühl mehr in der ganzen Welt wär'. Da muß ich Ihnen noch was von Spanien erzählen. Den Tag vor der Schlacht bei Vittoria hat man einen Spionen eingefangen, es war ein kräftiger junger Bauer. Da hat man kurzen Prozeß gemacht und hat ihn hinausgeführt, um ihn zu henken. Ich hab' ihn selber eskortirt. Wie wir an das kleine Wäldchen kommen, kömmt plötzlich eine junge Frau heraus. Sie haben viel' schöne Bilder da hängen, aber so ist doch keine darunter, nehmen Sie mirs nicht übel. Die Frau, sie hat ein Kind unter dem Herzen getragen und ist ganz ruhig gegangen, und wie sie ihren Mann gefesselt gesehen hat, hat sie weiter nichts gesagt als: Juan! Juan! Das war eine Stimm', die ist durch Mark und Bein gegangen, der Trommler, wo mit gegangen ist, hat plötzlich die Schlägel aufgehalten und hat nicht mehr weiter getrommelt, und Alles war still und ist stehen geblieben. Die Frau hat weiter nichts gesagt und ist neben ihrem Mann hergegangen; draußen hab' ich sie mit Gewalt weggethan, bis ihr Mann todt war. Später hat sie einen Kameraden von mir, der aus meinem Ort war und sie hat heirathen wollen, im Geheimen erstochen. Sehen Sie, so geht's im Krieg her."

Während der Alte so erzählte, hatte der Maler das Bild von der Staffelei abgesetzt, hatte Papier und Kohle genommen und den Entwurf zu einem neuen Bilde in raschen Umrissen hingeworfen. Es war das Bild: Der Spion und seine Gattin.

Das Modell hatte ihm die Idee dazu gegeben.

Mannigfaltiges.

Gedanken über Menschenkunde

von

Jonathan Swift. *)

Niemals gab es eine Partei oder Sekte, worin die Unwissendsten nicht auch zugleich die Heftigsten waren.

* * *

Blumen und rhetorischer Styl bei ernstem Stoff gleicht den blauen und rothen Blumen im Korn. Sie gefallen denen, welche nur zum Vergnügen spazieren gehen, gereichen aber dem, der die Früchte ernten will, zum Schaden.

* * *

*) Swift ist bekanntlich einer der größten satyrischen und humoristischen Schriftsteller Englands. Er ist den 30. November 1667 zu Dublin geboren. Er war einer jener Menschen, die die Menschen im Allgemeinen verachten, im Einzelnen aber nicht umhin können für sie zu arbeiten. Er trat für Irland auf und ist in dieser Beziehung ein Vorgänger O'Connels. Sein Leben war vielbewegt, durch unbefriedigten Ehrgeiz und andere Schicksale; er verfiel zuletzt in Wahnsinn, nachdem er vorher sein Vermögen (10000 Pfund) zur Errichtung eines Irrenhauses bestimmt hatte. Er starb den 19. Oktober 1745 im 78 Lebensjahre.

Ein feiner und hochgebildeter Geist ist bei weitem nicht so nützlich, wie der gemeine Menschenverstand; vierzig verständige Männer gehen auf Ein Genie; wer nichts als Gold im Beutel führt, ist täglichen Verlusten aus Mangel an kleiner Münze ausgesetzt.

* * *

Ein Religionsheuchler findet es bequemer auf den Knieen zu liegen, als wegen einer guten Handlung aufstehen zu müssen. Er zeigt sich als unverschämter Schuldner, der jeden Tag seinen Gläubiger besucht und sich auf vertraute Weise mit ihm unterhält, ohne ihm jemals seine Schuld abzutragen.

* * *

Diejenigen, welche stets die Handlungen Anderer kritisiren, gleichen Leuten, welche stets in den Häusern Anderer verweilen, und Alles dort reformiren wollen, während sie ihr eigenes verfallen lassen.

* * *

Eitelkeit ist ein Zeichen der Demuth wie des Stolzes. Eitle Menschen sprechen gerne von den ihnen erwiesenen Ehren, von der vornehmen Gesellschaft, in die sie gerathen u. dgl.; sie gestehen dadurch, daß jene Ehren ihnen nicht gebührten, und daß ihre Freunde, denen sie davon erzählen, die Sache sonst nicht glauben würden. Ein wahrhaft stolzer Mann ist aber stets der Meinung, die ihm erwiesenen Ehren reichten nicht an sein Verdienst, und deshalb verschmäht er die Prahlerei. Ich spreche es hiermit als Maxime aus, daß Jeglicher, welcher sich den Ruf eines stolzen Mannes erwerben will, seine Eitelkeit jedenfalls verbergen muß.

* * *

Der gewöhnliche Redefluß bei vielen Menschen hat seinen Grund in Armuth an Stoff und Worten; derjenige, welcher der Sprache vollkommen Herr, und dessen Geist mit Ideen gefüllt ist, wird im Sprechen wegen der Auswahl beider nicht selten anhalten; die gewöhnlichen Sprecher aber haben nur eine gewisse Anzahl von Ideen, und eine gewisse Anzahl von Worten, um dieselben einzukleiden, und beide liegen im Munde stets bereit. So kommen die Leute schneller aus der Kirche, wenn dieselbe leer gewesen ist, als wenn sich ein Gedränge an der Thüre befindet.

* * *

Wenige Menschen sind dazu geeignet, in Gesellschaft zu glänzen; die meisten Menschen haben es jedoch in ihrer Gewalt, dort angenehm zu werden. Ist die gewöhnliche Unterhaltung langweilig, so liegt der Grund nicht in Mangel an Verstand, sondern in Stolz, Eitelkeit, Bosheit, Ziererei, Verdrehtheit der Einzelnen, hartnäckiger und unziemlicher Behauptung oder in anderen Fehlern, die in schlechter Erziehung ihren Grund haben.

* * *

Wer eine Lüge berichtet, merkt selten die schwere Last, die er übernimmt. Er muß nämlich, um eine Lüge zu behaupten, zwanzig andere erfinden.

Dichterconcurrenz.

Ein sehr mittelmäßiger Dichter gab seine Gedichte heraus, die Sammlung derselben kostete zwei Gulden. Ein anderer nicht minder mittelmäßiger Dichter gab ebenfalls seine Gedichte heraus, diese kosteten nur einen Gulden. Da sagte der erstere, nicht beachtend, daß hier der innere Werth und nicht der Preis entscheide. „Es ist doch schrecklich wie überall die Concurrenz den Markt verdirbt, wer wird jetzt noch meine Gedichte kaufen, wenn jene nur die Hälfte kosten?"

Ein holländisches Bauernhaus.

Die Bauernhäuser mit ihrer Umzäunung, mit den Baumgruppen und den Storchnestern machen einen gar lieblichen Eindruck. In der Wohnung herrscht die strengste Ordnung und Reinlichkeit. Die Fenster werden jede Woche einmal gewaschen, die Möbel jeden Tag gesäubert. Zur Beförderung der Reinlichkeit wird nicht in dem Hauptgebäude, das die Familie bewohnt, gekocht, sondern in einem besondern Gebäude. Der Hauptreichthum der Bauern besteht in Milch, Butter und Käse. Die Frauen melken die Kühe in kupfernen Gefäßen, welche wie Gold schimmern. — Viele Häuser haben noch eine besondere Eingangsthüre, welche nur für die drei großen Feste des Lebens geöffnet wird: für das Kind, das zur Taufe getragen wird, für den Jüngling oder die Jungfrau, die zum Altar gehen, und für den Todten, wenn er seiner letzten Ruhestätte zuwandert.

Verschiedenes.

Wie Großes der Vater Mathew, der Stifter der Mäßigkeitsvereine in Irland bewirkt hat, ist schon vielfach bemerkt worden. Ein neuerer Reisender erzählt darüber: „In einer kleinen Schenke, wo wir Nachts unser Pferd wechselten und uns mit einem Glase Whisky stärkten, lagen und saßen schlafend und schwatzend in einem Nebenzimmer einige Männer, die lauter Mitglieder des Mäßigkeitsvereins waren und uns ihre Mäßigkeitsmedaillen zeigten, die sie um den Hals trugen. Die Wirthin sagte uns, daß diesen Leuten, obgleich sie beständig um ihre Whiskyflaschen herumgingen, doch nie einfiele, einen Tropfen davon zu verlangen. Diese Mäßigkeitsmänner in Irland sind eine so merkwürdige Erscheinung, daß man sie nie ohne Verwunderung ansehen kann. Sie erzählten uns selbst, daß sie früher große Trunkenbolde gewesen wären, daß sie aber in ihrem jetzigen Zustande überglücklich seien." In dem feuchten Klima und bei schwerer Arbeit ist es um so ruhmvoller sich aller geistiger Getränke zu enthalten. Ob es wohl gerathen wäre, bei der Einführung der Mäßigkeitsvereine in Deutschland auch die Medaille einzuführen, bedürfte noch einer weiteren Erörterung.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Für den Prinzen von Wales und seine Schwester die Prinzessin ist ein ABCbuch verfertigt worden, welches das Alphabet durch Bilder von Herrschern verdeutlicht, indem für jeden Buchstaben ein König oder Kaiser, oder eine Kaiserin und Königin aus der Geschichte gewählt ist, deren Namen den betreffenden Anfangsbuchstaben hat. Englische Blätter haben dieß aus mehrfachen Gründen getadelt.

Ein Witzbold schrieb einmal in der Neujahrsnacht an die Hausthüre eines schlechten Beamten: **Fiat justitia**, und an die Hausthüre eines daneben wohnenden schlechten Arztes: **Pereat mundus.**

Ein spanischer Bettler, den der Reisende K. v. Hailbronner mit einer Ermahnung abwies, antwortete gravitätisch: „Senner, ich habe Geld von Ihnen verlangt, aber nicht Belehrung."

Der Augenblick — sagt der Engländer Fuller — ist immer die gelegenste Zeit; je tiefer die Theile an dem Bilde Nebukadnezars waren, desto schlechter war der Stoff. Heute ist noch goldene Gelegenheit, morgen schon silberne, übermorgen kupferne, bis wir endlich an die Zehen aus Lehm kommen und Alles in Staub zerfällt.

Wenn ein italienischer Bauer einen neuen Hund bekömmt, setzt er ihn zuerst in den Ofen und dann in den Heerd; dabei sagt er einen Vers der deutsch etwa so lautet:

Ich setz dich in den Ofenmund,
Du sollst kennen keinen Menschen in der Rund.

Ich setz dich auf die Feuerstellen,
Du sollst kennen keinen Nachbarn noch andere Gesellen.

Auf das Räthsel:

„Laß mich ganz, so rinn' ich träufelnd nieder,
Kürze mich, so sprieß ich nährend auf."

Gab Jemand die auflösende Antwort:

„Gib mir jetzt ein neues Zeichen wieder,
Renn' ich fort in vollem Lauf."

Dieses letztere bedeutet „Mähre" und daraus ist die Auflösung des ersteren leicht zu entnehmen: Zähre, Aehre.

Ein echt menschenfreundliches und wahrhaft edles Werk ist die Kolonie für junge noch nicht majorenne und ganz zurechnungsfähige Verbrecher in Mettray bei Tours, die gegen Ende des Jahres 1839 zuerst von Herrn Demetz und dem Grafen von Bretignères gestiftet worden ist. Sie hat bereits sehr Heilsames gestiftet und erfreut sich der Unterstützung des Staats und der einzelnen Menschenfreunde. Wenn man bedenkt, wie durch verwahrloste Erziehung, durch böses Beispiel u. s. w. oft das zarteste Jugendalter schon dem Verbrechen anheimfällt, so kann man sich nur darüber freuen, daß es nicht mehr nöthig ist, solche junge Verbrecher gleich älteren in Gefängnisse und Arbeitshäuser zu sperren. Sie lernen in dieser Colonie Handwerke aller Art und erhalten überhaupt eine sittliche Erziehung. — Man hat mit Recht schon vielfach gewünscht, daß dieses französische Beispiel nachgeahmt werde.

Die Araber haben große Stammbäume ihrer Pferde. Kohilan hieß das Leibpferd des Propheten Suleiman, von diesem stammen die Meneghi's ab, dann die Terafi's, die Djelevi's, u. s. w. Der Prophet Muhammed ritt auf seiner Flucht einen Kohilan von dem Stamme Meneghi. Noch heutigen Tages werden diese Pferde hoch in Ansehen und Werth in Arabien gehalten.

Ludwig **XIV.** zeigte einst dem berühmten Dichter Boileau einige Verse, die er selbst gedichtet hatte. „Sire" sagte der Dichter, „ich erkenne mehr als je, daß Ew. Majestät nichts unmöglich ist; Sie haben schlechte Verse machen wollen und sie sind entsetzlich geworden." Der König nahm diese offene und doch feine Rüge wohlgefällig auf.

In einer Zeit, wo die Poesie so viel fremdes Beiwerk mit sich führt, wo so viel falsche Frömmelei sich breit macht, thut es oft wieder wohl einen reinen frommen Klang zu hören. Wie innig und wahr ist z. B. folgendes Morgengebet von J. v. Eichendorff.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durch's stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke,
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie ein Brücke
Zu Dir, Herr, über'm Strom der Zeit.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Inhalt.

I.	Seite
Abenteuer am Columbiastrom	189
Abenteuer, zwei 1) der Verirrte	295
2) der Alligatorritt, mit 1 Holzschnitt	298
Allerheiligen im Schwarzwald, Ausflug dahin, mit Tafel XXI	168
Amerikanische Alterthümer, Ruinen in Mittelamerika, mit Tafel XXXIV	283
Annehmlichkeiten des Landlebens	245
Audubon, Johann Jacob	258
Barbarossa, Kaiser Friedrich der Erste, mit Tafel I	1
Bildung des Schönheitssinnes	249
Büffeljagd am Missouri, mit Tafel V	34
Canning's Rettungsapparat, mit Tafel XXII	173
Catlin unter den Indianern, mit Tafel II	13
China und die Chinesen, mit Tafel XIII und 7 Holzschnitten	104
Christkindlein, wie es in Böhmen erscheint	412
Dampfmaschinen, mit Tafel XLIX	402
Diamant des Geisterkönigs, der	401
Ehrlich währt am längsten	125
Empfang und Gastfreundschaft	413
Erdbeben und Vulcane, die, mit Tafel XV und 4 Holzschnitten	132
Erzherzog Carl von Oesterreich in d. Schlacht bei Aspern, mit Tafel XXVII und XXVIII	221
Flüchtling, der	20
Fremdling, der räthselhafte	235
Fügung (eine Erzählung nach Thatsachen)	332
Gastmahl im Hause eines Mandarinen	394
Geschichten, kleine, aus dem Leben, erzählt von Berthold Auerbach:	
Alles hat zwei Seiten	349
Der Fall über den Schatten	349
Das Glück durch die Gelbwurst	350
Ein alter und ein junger Magen	351
Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie reden	351
Die Kaffeevisite	351
Jägerstücklein	363
Bestraftes Jägerlatein	364
Der schöne Jean	364
Große Höflichkeit	366
Das Modell	416

	Seite
Getränke, die berauschenden, und die Mäßigkeitsvereine	99
Ghasni, Erstürmung von, durch die Engländer, mit Tafel III	23
Henson's Luftdampfwagen, mit Tafel XVIII	155
Japanische Bettler und Faustkämpfer, mit Tafel XXV	204
Kaffern, die, mit Tafel XXXV	291
Kirchweihen, Messen und Jahrmärkte	49
Kometen, die, mit 4 Holzschnitten	158
Landstreicher und Geisterbanner vor 60 Jahren	273
Lehren der Weisheit	376
Luftschiffahrt, mit Tafel IX und 1 Holzschnitt	61
Luxus und Genußsucht	360
Mangelhaften, die vier	178
Manilla, Scenen aus, mit Tafel XLII	353
Mehemed Ali's Sclavenjagden	129
Minetarenhäuptling, der, mit Tafel XVII	150
Mittel, das letzte	32
Mond, der, mit Tafel XXXVI und 6 Holzschnitten	301
Nacht, die gefahrvolle	161
Neger, die befreiten	201
Neufundland und der Stockfischfang	281
Niederländische Gebäude, mit Tafel XXIII	187
Nummer Siebenundzwanzig	66
Operation, eine wundärztliche, während des magnetischen Schlafes	242
Opfer neuer Werke	410
Ostindienfahrer, Lebenslauf desselben, mit Tafel XXXIX	325
Patagonier, die, mit Tafel XI	84
Pelzhändler, der armenische	199
Pferd Leli, das	71
Pferd von Erz, das	94
Plagen, kleine	315
Redeweise, deutsche und französische	277
Reisegefahren	414
Riesen, Zwerge, eigenthümliche Körperbildungen, mit 3 Holzschnitten	54
Riesenschiff, ein	247
Ritt durch die Pampas	224
Ritter Georg von Ehingen	205
Rubens, Peter Paul, mit Tafel VI	43

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

	Seite
Sagen und Mährchen aus der Heimath und Fremde. Südafrikanische Mährchen:	
1) Der Mord des Mastiloniane	397
2) Kammapa und Litaolane	398
Des Windes Weinen (Böhmisches Mährchen)	399
Das Waschweiberl (Böhmische Sage)	400
Sahara, Zug durch dieselbe	81
Salzburg, mit Tafel X	77
Schiff im Eise, ein, mit Tafel XIV	121
Schiffbruch der Medusa, mit Tafel VII	46
Schleichhändler, der	209
Schlüsselgeist, der, ein Mährchen. Den Kindern im Hinterstübchen erzählt von Berthold Auerbach	381
Schnepfenthal, Erziehungsanstalt, mit Tafel XXXVIII	321
Serail zu Constantinopel, Besuch daselbst	227
Sommer und Winter	146
Sprüchwörter, deutsche	307
Stromfluth, die	265
Sturmwind, ein	70
Taschenspieler und Gaukler	214
Telegraph, der electrische, mit Tafel XLIV	366
Theebereitung, die, mit Tafel XXXI und 1 Holzschnitt	255
Thierkämpfe, mit Tafel XLIII	357
Urwärme der Erde	341
Verirrungen des menschlichen Geistes	317
Vermächtniß, das	263
Viaduct bei Burtscheid in der Nähe von Aachen, mit Tafel L	408
Waldbrand, ein amerikanischer	176
Wir sind Sieben	379
Wohlthäter, der	316

II. Mannigfaltiges.

	Seite
Abenteuer in Griechenland, ein	118
Adler des Jupiter, der	386
Ahornbaum bei Matibo mit 1 Holzschnitt	252
Aktienschwindel	73
Amerikanische Neugier	218
Ausspruch eines Richters	290
Bärte, lange	185
Bauten ohne Holz	356
Beleuchtung der Schiffe auf dem Meere	354
Berauschungsmittel im Orient	385
Besuch nach dem Tode	354
Blumen, versteinerte	184
Blumenlese	220
Bücher, gute	74
Chinesische Druckmethoden	355
Chinesische Höflichkeit	251
Chinesischer Schneider, ein	254
Dampfschiffe auf dem Rhein	41
Dampfschifffahrt, deren Folgen	290
Deutsche in England	290
Dichterkonkurrenz	419
Ehestandsgebote, die 12 indischen	217
Eisenbahn, amerikanische	287
Eisenbahntransporte und Kühlwägen	183
Eiserne Häuser und Schiffe	41
Erdbebenableiter, ein	219
Erfindungen, deutsche, älterer Zeit	36
Erfindungen, wichtige, neuerer Zeit	116
Erfindungen, neue	288
Etwas vom Wein	384
Feinheiten	354
Feldtaube, ein Wort für dieselbe	119
Fluth, merkwürdige, auf den Sandwichinseln	355
Fremdsüchtelei	40
Gedanken über Menschenkunde von Jonathan Swift	418
Gemälde, unächte	73
Gomez	323
Handel mit Blutigeln	288
Holländisches Bauernhaus	419
Komet in Britisch Guiana, der	253
Korngesetze, die englischen, und Deutschland	39
Landstraßen von Holz	289
Lebensregeln	40
Lehren, gute, und weise Sprüche aus dem Alterthume	219
Luftbetten	324
Mahagonyholz, wie es in Gebrauch kam	38
Mahagonyholz, wie es gefällt wird	38
Man soll nicht allzu empfindlich seyn	181
Mäßigkeits-Gasthöfe	289
Maus, die singende	355
Morgenländische Redeblumen	41
Mutterliebe	185
Nachtwächter	73
Napoleons Versuch zum Selbstmord	75
Nationalgefühl	387
Og, der Riese	387
Pulversprengung, eine ungeheuere	76
Räthsel, ein juristisches	355
Regeln zur Beförderung des Wohlstandes	152
Reisen im Morgenlande, das	323
Salz als Düngungsmittel	218
Schlauheit eines Irrsinnigen	183
Schnee, rother	387
Schnelligkeit	289
Sclaverei in Nordamerika	39
Selbstanklage	386
Seltene Nahrungsquelle	323
Sollen Kinder zur Fabrikarbeit verwandt werden	182
Sonderling, ein	120
Spekulant, ein, der seine Leute kennt	253
Sprüchwörter, türkische	321
Straßenpflaster aus Gummi	74
Stricken, das	119
Taucherglocke, eine neue	154
Thee, einheimischer	322
Türkisches	289
Turnen, das	322
Tyroler, ein baumstarker	323
Uneigennützige, der	184
Unfälle auf Eisenbahnen	42
Unterhaltung zwischen Engländern und Chinesen	217

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

	Seite
Verschiedene Bilder	387
Verschiedene Thüren	386
Vorurtheile gegen die Kartoffeln in früheren Zeiten	220
Wahrzeichen verschiedener Städte	154
Was gibt's Neues	387
Wer lebt das höhere Leben	383
Wetterglas, ein neues	75
Wie einer sein Alter zählt	354
Wink für Eltern	322
Wirkungen der Musik	72
Wunderkuren	120
Zufriedenheit	41

III. Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

	Seite
Aloe, die, mit Tafel XIX	166
Alpaca, das, mit Tafel VIII, 2	58
Ameisensclaven	393
Antilope, die, mit Tafel VIII, 1	57
Australien, Eigenthümlichkeiten desselben, mit Tafel IV	30
Eichhörnchen, das fliegende, mit Tafel XXXII	267
Einiges über den Körperbau, Instinkt und Nutzen der Thiere	28
— — — —	92
Fettgans, die, mit Tafel XLVI	374
Gelehrigkeit und Instinkt der Thiere	336
Giftpflanzen, deutsche, mit Tafel XLI	338
Hausthiere, deutsche, I., mit Tafel XX	167
Hausthiere, deutsche, II., m. Taf. XXXIII u. 5 Holzschnitten	268
Jaguar, der, mit Tafel XII und 1 Holzschnitt	88
Ibis, der rothe, mit Tafel XXIX	230
Känguruh, das, mit Tafel XLVII und 2 Holzschnitten	389
Kasuar, der indische, mit Tafel XVI	139
Klapperschlange, die, mit Tafel XXIV und 2 Holzschnitten	193
Kolibri der gehaubte und die Riesenspinne mit Tafel XL	336
Krake, der, mit Tafel XXV	140
Kuhbaum, der	314
Muth der männlichen Vögel bei Vertheidigung ihrer Weibchen und ihrer Brut	370
Orang Utang, der, mit Tafel XXXVII	309
Pelikan, der, mit Tafel XLVI, 2	375
Pflanzensaamen und dessen Triebkraft	29
Riesenspinne, die, und der gehaubte Kolibri mit Tafel XL	336
Saatkrähe, die	196
Schmarozerthiere, die	143
Seeschlange, die große, mit Tafel XXX	233
Stachelschwein, das, mit Tafel XLV	373
Verbreitung, geographische, der Thiere I	231
Verbreitung, geographische, der Thiere II	312
Warum erfrieren die Getraidearten nicht	391
Zahngebilde beim Küchlein zur Eröffnung der Eierschaale	372
Zugvögel	60

IV. Verschiedenes.

Seite: 42, 76, 254, 324, 356, 387, 388, 419, 420.

Landesbibliothek Karlsruhe

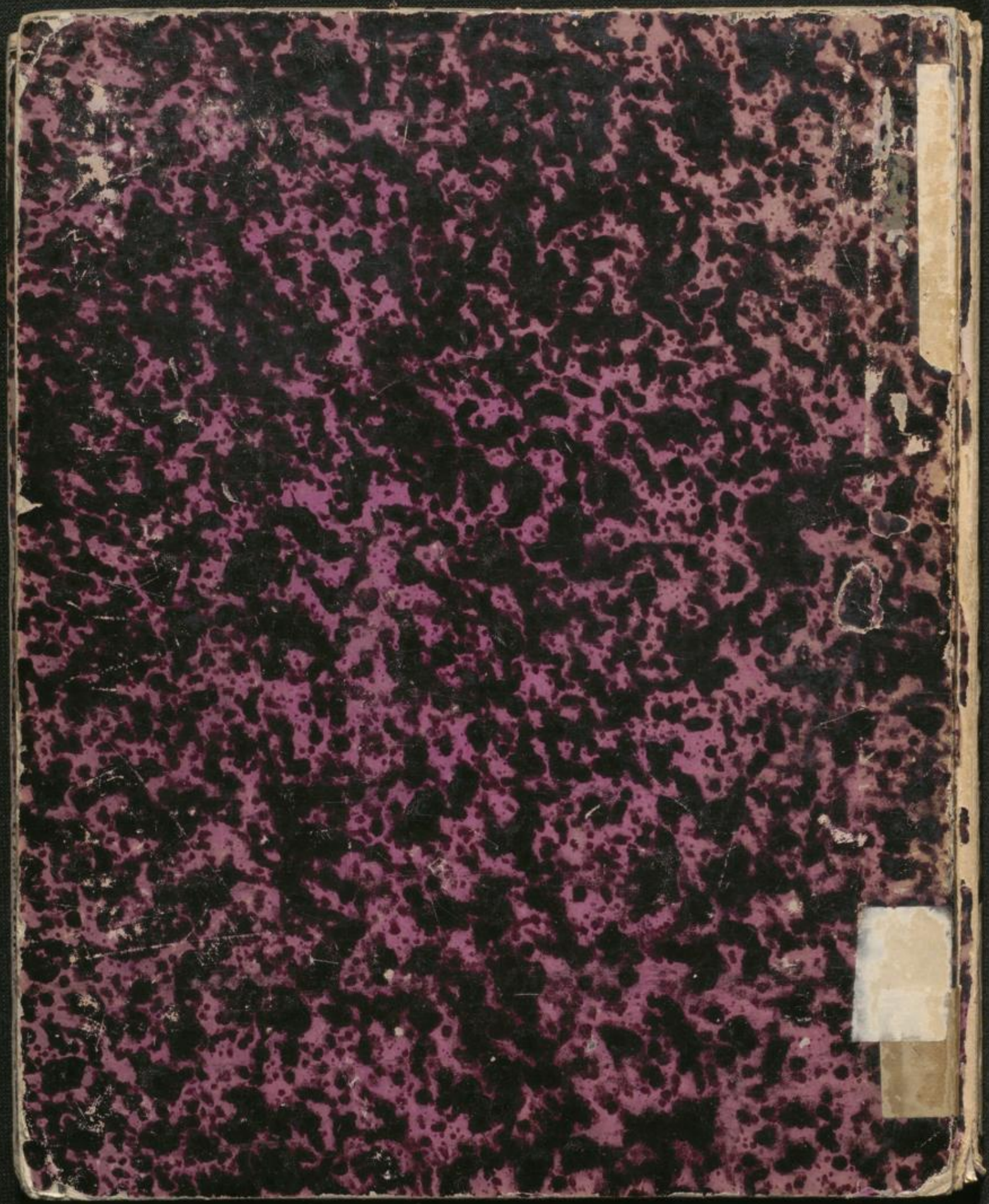
GENERAL-LANDESARCHIV DER HAUPT- U. KARLSRUHE
Geheftet

42 04848 8 031

BLB Karlsruhe

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg



BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg